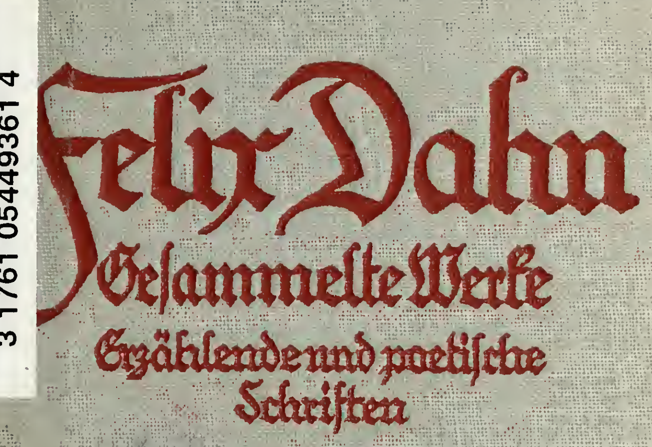
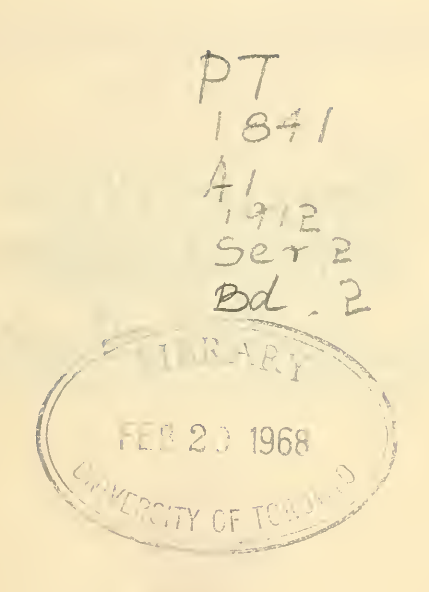

Felix Dahn
Gesammelte Werke
Erzählende und poetische
Schriften













Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 2



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald



Vom Chiemgau · Ebroin · Kämpfende Herzen

Romane und Erzählungen

Illustriert von Hugo L. Braune H. Grobet u. Hans W. Schmidt



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe" wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Vom Chiemgau.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

(a. 596 n. Chr.).

»Peiere vurin ie ci wige gerno«
(Bayern fuhren stets zu Kampfe gern)

Annolied.

»Chuoner volc newart niemère!«
(Kühner Volk war niemals)

Rolandslied.



Meinem

lieben alten Freund und Chiemseeischen Segelgenossen

Max Haushofer

zu eigen.



Vorwort.

Reich an stimmungsvoller Poesie ist die Landschaft des bayerischen Chiemgaus.

In vielen, vielen Jugendjahren hab' ich die herbstliche Freizeit dort verlebt: fischend, jagend, die Berge erkletternd, forschend, sinnend, dichtend und träumend.

Von reizvoller Schönheit sind vor allen die beiden größeren Eilande: die idyllische Fraueninsel und das stolz von Hochwald und Fels gekrönte Herrenwörth. Aber auch gar manche Strecke der Ufer, die sich gerade von dem Frauen-Eiland aus gesehen am malerischsten darstellen: so wann über den dunkeln Tannen im Westen des Festlandes die Sonne zu Golde geht und nun, kaum hinter den grünen Wipfeln versunken, ein sattes, leuchtendes Gelb in langen Streifen wagrecht über den ganzen Westhimmel spreitet.

Wie oft saß ich in solcher Stunde als Knabe, als Jüngling tief versteckt, vor jeder Störung geborgen, auf einer der alten Weiden des „Frauengangs" hart vor der Klostermauer!

Wann dann die Welle, ganz sacht ersterbend im sanften Abendwind, die Kiesel leise raschelnd an das flache Ufer schob, wann nur die scheue Fledermaus noch durch die Dämmerung huschte und aus dem uralten Kirchenturm herab die ernste, tiefstimmige Glocke das Ave Maria durch die

Lüfte hallte, wann nun der letzte Tonhauch, klingend und schwingend, über den See hin verschwebte, — dann brauchte man Poesie wahrlich nicht zu dichten: — sie lebte und webte ringsum! —

Auch „auf der Hachel" lag ich oft mit meinem „Einbaum", dem aus Einem Eichenstamm gehöhlten Schiff, wie wir solche den bald zweitausend Jahre alten germanischen Grabhügeln entnehmen, wo sie als „Totenbäume", das heißt Särge, die Leichen aufnahmen.

Die „Hachel" ist eine schmale, nicht ganz leicht — nur mittels gewisser Merkmale — zu findende Stelle zwischen Frauenwörth und der kleinen „Krautinsel", von beträchtlicher Tiefe, wo auf dem Seegrund im Sommer und Herbst ungezählte Völker von Bürschlingen (Barschen, Krätzern, perca fluviatilis) stehen. Man festigt den Kahn mittels eines schweren, angeseilten Steines — an des Ankers Statt — und fischt mit der Fingerleine, ohne Angelrute und Kork; die viele Klafter lange Schnur wird, um den rechten Zeigefinger gebunden, hinabgelassen bis auf den tiefen Grund: ein Riß an der Schnur zeigt an, „der Fisch will mit dem Hamen fahren": nun rasch ein kräftiger Ruck in der der Bewegung des Fisches entgegengesetzten Richtung, — die Angel hat gefaßt! Und dann sofort die lange Schnur aufgehaspelt und in das Schiff gereiht mit der Linken, während die Rechte die Spannung der Schnur nie locker werden lassen darf, bis die Beute über den Kahnrand hereingeschnellt ist.

Jede Stunde des Tages, — das Morgengrauen und das heraufziehende Abenddunkel — hab' ich dort in dem schaukelnden Schifflein verlebt: es war gut dort träumen, von den Wellen gewiegt und doch von dem Steinanker festgehalten: — ein anmutig Bild dichterisch bewegten und doch sicher gefestigten Lebens —: die Hora wie das Ave

Maria hab' ich dort lauschend vernommen und den See, die nahen Ufer, die fernen Berge in jeder wechselnden Stimmung geschaut.

Unter den Bergen, die im Süden die Landschaft umrahmend begrenzen, bestieg ich den Hochgern und den Hochfelln: am häufigsten aber, wohl mehr als ein halbdutzendmal, im Südwesten die „zinnenstolze Kampenwand mit ihren Zackenschroffen" [1]). Zwar führte damals noch nicht der bequeme, schöne Fahrweg hinauf, den vor einigen Jahren ein großsinniger, bayerischer „Adaling" anlegen ließ: aber auch damals war der Aufstieg weder beschwerlich noch zeitraubend; man mochte im Laufe des Nachmittags hinaufgehen, oben den Sonnenuntergang beobachten und nach dem Schlaf auf dem duftigen Heu der Sennhütte am andern Morgen den meist noch viel großartigeren Sonnenaufgang, nach ein paar Stunden des Frühdämmers [2]), die auf jener einsamen Bergeshöhe ganz besonders feierlich, ahnungsreich vorüberzogen.

Schon damals von sehr kampffreudiger Einbildungskraft beseelt und eifrig die Geschichte von Schlachten und Belagerungen verfolgend, ward ich schon bei dem ersten Aufstieg merksam auf eine etwa halbwegs der Höhe sich ausbreitende größere Wiesenfläche, auf der ich mir in meinen Träumen ein festes Wehrhaus erbaute: der schmale und steile Bergpfad, der hierher führte, wäre durch Einen Mann mit Schild und Speer gegen eine Übermacht von Angreifern, die nur einer hinter dem andern andringen konnten, zu verteidigen gewesen: die Natur selbst hatte durch mächtige abgestürzte Felstrümmer mit einer Art „kyklopischer Mauer" die Fläche gegen unten zu umwallt. Deutlich sah ich im

---

1) S. Bd. XVII S. 419.
2) A. a. O. S. 413.

Abendglanz den germanischen Ringwall um das feste Gehöft sich heben.

Einmal hatt' ich auch bei einer Jagdfahrt eine herrliche Schau. Es war im September: lange vor Tagesgrauen war ich — allein — von der Fraueninsel gen Südwest in das Schilficht gefahren, das gerade gegenüber der Herreninsel das Westufer des Sees säumt und in dem häufig bei erstem Frühdämmer der scheue Silberreiher stelzte, sein Frühmahl zu erfischen. Ich lag gut verdeckt im hochbordigen Einbaum und spähte hinaus in das graue Gedämmer: nur fern im Osten stieg allmählich ein Streif von fahlem Gelb empor: ich blickte über den von Nebel bezogenen Wasserspiegel hin, aus dem dunkel die Herreninsel aufragte mit ihrem stolzen Wald.

Da glaubte ich plötzlich aus Nebel und Wasser hervor ein kleines Geschwader von tiefbraunen Kähnen — Einbaumspitzen? — auftauchen zu sehen: näher, gar rasch näher kam es gegen mich, gegen das Ufer, heran — wenig unterhalb — südlich — meines Bootes: nein, das waren keine Schiffe! Aber was sonst? Scharf spähte ich aus: Tiere waren's, hochbekrönte: nun konnt' ich's deutlich sehen: Hirsche waren's, ein ganzes Rudel!

Die stolzen mutigen Tiere hatten es gewagt, von dem engen Eiland, in dem sie sich doch wie in gelinder Haft fühlen mochten, über den breiten See hin die Freiheit zu suchen. Schon fanden die Schwimmer Grund: sie hielten: sie äugten: mein wurden sie nicht gewahr: der hohe Bord des Einbaums verbarg den Liegenden und der Wind strich von ihnen zu mir. Jetzt war es ein prachtvoller Anblick, wie sie ruhig, in wahrhaft königlichem Gang, ein Vierzehn-Ender als Führer voran, ans Land schritten, und bald verschwanden sie in dem dichten Ufergehölz.

Wunderschön war auch der Blick von den Höhen des

Westufers, etwa von dem Aischingerhof oder dem roten Kreuz oberhalb Gstad: die Fraueninsel — gerade gegenüber — bildete den reizvoll lieblichen Vordergrund: bei ruhigem Wetter schien sie auf der spiegelglatten Fläche zu schwimmen, einer Seerose gleich: wunderbar war die Beleuchtung, wann die Sonne hinter mir zu Rüste sank und nun der See, die Inseln, die fernen Ostberge bis gen Süden hin in allen Farbenabstufungen — vom glühenden Rot bis in das dunkle Veilchenblau hinein — erstrahlten.

Am längsten aber und am häufigsten weilte ich in dem Dörflein Seebruck, am Nordende des Sees, dem Bedaium der Römer, die hier einen keltischen Gott: „Bid", in einen Jupiter Bedaius umgewandelt, verehrt und zahlreiche Spuren ihres Lebens in Frieden und Krieg zurückgelassen haben, zumal in dem nahen Ising, dessen weit ausblickende Höhe wohl einen Wachtturm getragen hatte zur Beobachtung der wichtigen Legionenstraße, die, von Salzburg herkommend, hier den See erreichte, dessen Ausfluß, die tiefe und reißende Alz, überschritt, und von da nach Westen — gen Augsburg — weiter zog.

Die Landschaft ist hier in der Ruhe tief schwermütig: ödes, sumpfiges Wiesland, alter Seeboden, vielfach noch von Binsen bewachsen: malerisch höchst reizvoll, aber traurig; wie verwunschen neigen auf dem rechten Ufer des unheimlichen, tückischen Flusses ein paar uralte Stumpfweiden die langen, hangenden, im leisesten Windhauch wehenden Zweige über das mannshohe dunkelgrüne Schilf.

Wann über die Wipfel dieser Weiden — sehr oft aus dichtem Nebeldunst der Moorwiesen — der Vollmond aufstieg wie ein Blut verkündend Meteor, durch die feuchte Luft ins Unmäßige vergrößert, so war das bei dem tiefen Schweigen der nächtlichen Landschaft — nur das leise

gurgelnde Ziehen der Alz durch das Schilf vernahm man — von mächtigster Poesie der Schwermut.

Dagegen den Eindruck übermenschlicher, götterhafter Kraft machte „der Weitsee“ (das heißt die gewaltige Wasserfläche, die sich von diesem Nordende des Sees ohne Unterbrechung bis zu der fernen Fraueninsel dehnt), wann Gewittersturm diese weiten Fluten empörte: jagte der Südsturm die unabsehbaren Wassermassen in hochgewölbten Wogen heran gegen die zitternde Brücke, war der Eindruck überwältigend. Bei dem starken Gefäll des Abflusses schien die ganze ungeheure Wucht des Sees sich auf einmal auf das Dörflein stürzen zu wollen wie wilde ungeheure Reiterscharen. Dann ward es am hellen Tag infolge der fast über den ganzen See gespannten Gewitterwolken so dunkel wie in der Nacht: nirgends sah man mehr Ufer, Berge, Land: nur die finstere, drohend steigende Fläche des Sees, zuweilen erhellt durch grelle Zickzackblitze; und unaufhörlich krachte und rollte weithin durch die Himmel der Donner: — ununterbrochen, weil, bevor der dröhnende Wiederhall des ersten Schlages, den die Berge zurückwarfen, verschollen war, schon ein zweiter folgte: ich wähnte mich dann mitten in den Kampf der Götter und der Riesen versetzt.

Einmal verschlug mich der Südweststurm gegen die Felsen hin, die vor Chieming nah an die Oberfläche des Wassers reichen, das Ruder brach mir: ich wäre wohl verloren gewesen, hätten mich heimeilende Fischer nicht bemerkt, meinen Einbaum an ihr Boot gebunden und gelandet.

Ich habe diese Chiemsee-Geschichten getreulich verzeichnet in meinen Erinnerungen[1]).

---

1) (II.) Leipzig 1891. S. 217 f.

Ich wiederhole, das Beste an all dem Treiben dort in Wald und Feld, auf Berg und See und Eiland war wohl das Träumen und Sinnen. Aber nicht ein bodenloses in die Luft hinein: sondern das Sinnen und Träumen über die Geschicke dieser Landschaft, dieser Inseln und Ufergestade, der Menschen, die in grauer Vorzeit hier gearbeitet, gekämpft, gehaßt und geliebt, geflucht und gebetet zu vielfach wechselnden Göttern hinauf, aber immer aus den gleichen Wünschen und Hoffnungen, Ängsten und Nöten des Menschenherzens heraus, die, verschieden gefärbt im Ausdruck, doch im Inhalt die nämlichen sind aller Zeit und jedes Orts.

Diese Betrachtung nun hat mich von Jugend an gereizt: nachzusinnen, nachzufühlen, endlich nachzubilden, wie die immer gleichen menschlichen Triebe, Leidenschaften, Strebungen im Wechsel der Völker und Zeiten wechselnden Ausdruck, verschiedenartig gefärbte Form der Erscheinung annehmen.

Wohl leuchtet die Sonne Homers auch uns, wohl sieht sie in den Menschen den gleichen Kern: — aber wie reizvoll wechselt die Schale! Wen das nicht anzieht, wer die Versenkung in solche Vergangenheit verwirft, der verwerfe den geschichtlichen Roman, aber auch wie die Antigone und die Elektra, so den Coriolan und den Macbeth, den Tell und den Wallenstein, den Götz und den Egmont, — kurz alle Kunst, die geschichtliche Stoffe wählt und schließlich auch die Wissenschaft der Geschichtsforschung. —

Ich aber will berichten, wie ich zu dieser hier folgenden Erzählung kam.

Wie weiland zu der Dichtung von „Felicitas" ein zufälliger Fund im Wald bei Salzburg und ein daran gereihter Traum den Anstoß gab, wie ein Stück gelben

Bernsteins die „Briefe aus Thule“ anregte, so sind hier die Träume dichterisch gestaltet und die „Sinnierungen“, die ein fremdartig geformt Hufeisen heraufbeschwor.

Vor vielen, vielen Jahren war's.

Ich saß an spätem Nachmittag des Erntemonds in Seebruck an dem Ausfluß des Sees, der raschflutigen Alz, an ihrem linken Ufer, gerade wo sie, stark ziehend, an die Brücke drängt. Da standen stets stattliche Bürschlinge. Ich hatte mit gutem Erfolg geangelt: der gierige Raubfisch biß scharf: denn das Wetter war schwül: fern im Süd zog ein Gewitter über die Kampenwand: der Wetterwind hatte stundenlang die Fluten des Sees grundtief aufgewühlt: einzelne große Regentropfen fielen schwer durch die Äste des alten Birnbaums.

Ich hatte, der Seebeute befriedigt, die Angelgerte neben mich ins Gras gelegt und träumte und sann, wie so oft, in den See hinaus, die Berge hinan, der Menschen gedenkend, die einst hier geschafft.

Ich sah über den Fluß geradeaus nach „Arlaching“, wo also ein Stammvater Harlacho, auf das ferne Chieming, weiter im Südosten, wo ein Hof-Erbauer Kiemo gehaust, dann auf die ragende Höhe von Ising nah im Nordwesten, „der Iso-Söhne Heim“ . . . —

Seltsame Stimmung überzog mich.

Ich dachte der römischen Inschriften aus „Bedaium“ im Nationalmuseum zu München: ich sah die letzten Kohorten der Legio Italica II, pia, abberufen von Odovakar, abziehen auf der Straße nach Augsburg: — abziehen für immerdar.

Ich sah die Bajuvaren von Osten, von der Donau, von Lorch und Passau, hereinwandern in das herrenlose, aber nicht leere Land — etwa 500 nach Christus — und sich allmählich ausbreiten nach Süden, nach Westen.

Ich gedachte ihrer Stände: der Adalinge, des uralten Adels, der ältesten Geschlechter des Stammes, die fromme ehrfurchtvolle Sage von den Göttern, von Wuotan zumal, entsprießen und die Anfänge des Volkes begründen ließ: — eignete doch eines dieser Adelsgeschlechter, die Fágăna, in der Nähe seinen befestigten Stammhof: noch heute mahnen daran die Trümmer der Burg Fagen an der Mangfall. — Ich gedachte ihrer Gemeinfreien, der breiten Masse des Volkes, der eigentlichen Träger von Recht und Verfassung, den späteren Freibauern entsprechend, trotzig im Gefühl ihrer Kraft und ihrer Freiheit, den Adalingen nur Ehrenvorrechte, keinerlei Vorherrschaft einräumend, doch gern an der „Götterentsproßten" glänzendem Reichtum und Wesen sich freuend, solange es nicht in Übermut sich verstieg.

Ich sah, vom Nebel der Legende mehr verhüllt als gezeigt, die ersten Boten des neuen Glaubens vom Westen her den Fuß setzen in diese Lande, in denen auf die keltisch-römischen, ohne sie völlig zu verdrängen, die germanischen Götter gefolgt waren: ich sah die paar einsamen Mönche furchtlos das Kreuz ihres Gottes aufrichten: — furchtlos, aber auch fruchtlos — bald sank es wieder und die Spur ihrer Schritte verlor sich: späte Nachfolger hatten ganz von neuem zu beginnen.

Ich gedachte dann auch der bösen, ja scheußlichen, tierisch-wilden Feinde der Bajuvaren, ihrer schlimmen Nachbarn im Osten, der räuberischen Reiterhorden der Awaren, der wilderen Nachfolger der Hunnen, von deren unerhörten Grausamkeiten die Zeitgenossen mit Grauen berichten.

So lag ich und sann und zuletzt dachte ich: spülte doch die aufgeregte Woge da zu meinen Füßen mir ein Stück, ein Erinnerungszeichen jener alten Tage in die Hand! Warum sollte kein solch' Andenken, von den Wassern des Sees überflutet, hier liegen?

„Wuotan, alter Gönner, Wunschgott, erfülle mir diesen, wie zuvor manchen kühneren Wunsch. Du weißt, ich bin der letzte übrig Gebliebene, der an dich glaubt. Willfahre meinem Begehr. Laß mich etwas finden als Gedenkstück jener Tage."

„Kling! klang! klirr!" scholl es da zu meinen Füßen, bis zu denen der Südwind die trüben Wellen trieb. Rasch griff ich zu: an einen großen Stein am Ufer hatte die Welle angeschlagen ein seltsam gebogen Stück Metall; schwer blieb es liegen. Ich hob's heraus. Ich reinigte es mit dem Taschenmesser — demselben, das mir die Inschrift von „Felicitas" klar geschabt — von einer dicken, offenbar uralten Kruste von grünem Schleim, fest gewordenem Schlamm und Schmutz. Nun stieß ich erst auf den metallnen Kern.

Es war ein Hufeisen, ganz verrostet, so morsch, daß die Krümmung bei leichtem Druck mir unter den Fingern zerbrach. Aber ein Eisen für so kleinen Huf wie kein Römer- und kein Germanen-Roß ihn je gehoben. Doch was für andre Reiter haben hier getrabt?

Hunnen? Wäre doch gar lange her! Waren auch nie in diesen Landen! Aber vielleicht . . . .? Könnte sein. Ich legte mich zurück in das weiche Gras.

Der ferne Donner war verstummt, der Regen tröpfelte nicht mehr. Aber noch lastete auf mir die Schwüle der Gewitterstunden. Ich schlief ein unter dem breitschattenden Birnbaum. Und nun hob's an: „Die Edeln — die Fagana — die trotzigen Freien hier an der Alz mit ihrem weisen Mark-Richter — seine Tochter mit den weizenblonden Zöpfen — ein kecker Adaling — Gewalt — Fehde — plötzlich wilde Feinde — unzählige Rosse wie die Wellen des Sees — kleine zottige Gäule, — zahllos! wie die kleinen Hufe klappen auf der festen Römerstraße daher —

von Osten. Weh, arme Bauern! Wo sind eure tapfern Reiter? Nur Reiter können euch retten. Ach, ihr habt sie verbannt. Sie zürnen — sie können, sie wollen euch nicht helfen . . . ihr seid verloren."

Da, krach! Der letzte Donnerschlag.

Aufgeschreckt aus Schlaf und Traum sprang ich auf: und es galt nur noch, auszugestalten, was ich gesonnen und geträumt.

Erstes Buch.

I.

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres fünfhundertsechsundneunzig nach Christus.

Da saßen zwei Männer auf der Bank vor dem stattlichsten Gehöft des kleinen Weilers an dem linken Ufer der Alz, den die Römer Bedaium genannt hatten, aber die von der Donau her einwandernden Bajuwaren, die seit etwa hundert Jahren hier siedelten, „zur Seebrücke", weil hier weiland die Römerstraße den Fluß hart am Auslauf aus dem See überbrückt hatte; die Brückenbalken hatten die abziehenden Kohorten hinter sich verbrannt: nun führte über die stehengebliebenen gemauerten Pfeiler nur ein schmaler schwankender Laufsteg, den die neuen Anwohner darauf gelegt.

Jener Hof, der Arninge ragende Heimstatt, stand auf der Anhöhe, über die heute nördlich von Seebruck die Straße nach Seeon führt: so gewährte er weithin die Schau über Fluß und See und die fernher grüßenden Berge.

Die beiden Männer, von etwa gleichem Alter — rüstige Fünfziger — sahen sich, obwohl nicht verwandt, ähnlich: der kernfeste schlichte Ausdruck der hart und ein wenig grob geschnittenen Gesichter, der steten grauen Augen war der gleiche, gleich die bemessene Ruhe der seltenen Bewegungen,

gleich auch die wortkarge Rede, die den Gedanken mehr andeutete, erraten ließ als aussprudelte.

„Hm," meinte der Ältere der beiden, mit dem Ende des Speerschaftes Kreise zeichnend in den weißen Sand vor seinen Füßen, „manch' gedeihlich Geschäft haben wir gedingt diese vielen Winter her, Arno. Und das Angebot, das ich dir heute zutrug, wäre das gedeihlichste geworden. Aber du schlägst diesmal nicht ein in die hingereckte Hand."

„Noch nicht, Nachbar Iso. Ich sage nicht Nein. Aber ich sage auch nicht schon Ja!" „Nun, ich dächte," fuhr der andere fort, beharrlich weitere Kreise ziehend, und so die innere Erregung meisternd, „der Muntschatz, den ich bot, ist — auch für Arntrud! — nicht zu niedrig bemessen. Hundert untadlige Rinder — alamannischen Schlags, — eisengraue! — das sind — du weißt es — die besten." Arno schwieg. „Und langt das nicht, — du wolltest mir schon lange gern meine zwölf fetten Hufen abkaufen — da drüben, rechts der Alz, abwärts gegen den Hof des Truchtlacho hin — sei's drum: ich lege sie zu! — Es ist mir — es ist mir um den Buben. Meinen einzigen! Der Baumstarke, der Bärentapfere" — des Vaters Augen leuchteten vor Stolz . . . . aber rasch wich dieser Glanz trüber Trauer — „es frißt an ihm — es verzehrt ihn. Ich biete auch noch . . . ." „Schon zuviel, Iso, hast du geboten," erwiderte nun der andere, leicht die Rechte hebend. „Ich würde von dir gar geringen Muntschatz heischen für das Kind. Aber eben: sie ist noch ein Kind. Ich kann sie noch nicht in den Schuh des Ehemanns treten lassen. Laß doch die beiden — wie bisher! — noch weiter als Kinder — als Nachbarkinder — nebeneinander hinleben." „Mein Isanbert ist aber kein Knabe mehr. Und dann . . . ." Er stockte. — „Und dann?" — „Ich meine . . . und er fürchtet . . . auch die Blondgezöpfte

ist nicht das Kind, für das du sie hältst. — Oder . . . ausgiebst.“ — „Ausgiebst? Ich pflege nicht zu lügen, Nachbar.“ — „Nicht andern. Aber hier vielleicht — dir. Du täuschest dir vor, die Sechzehnjährige sei ein Kind, weil du . . .“ „Nun, weil?“ fragte Arno, möglichst ruhig, gleichgültig im Klang der Stimme. Aber er konnte nicht verhindern, daß eine rote Blutwelle in seine tiefgebräunten Wangen stieg. „Weil du Zeit gewinnen, abwarten willst. Weil du dir selbst noch nicht eingestehen magst, wo du hinaus willst mit dem schönen Mädel. Hoch hinauf! So hoch wie — da drüben die Kampenwand.“ — „Vielleicht,“ erwiderte Arno langsam, ihm voll in die Augen sehend. „Vielleicht hast du recht.“ „Siehst du!“ rief der andere bitter. „Damit nämlich hast du recht: mir war's nicht klar geworden, bis du es aussprachst — unvorsichtig! Geister kommen, nennst du sie bei Namen.“ — „Hüte dich vor diesem Geist: — Hochflug heißt er. Gleich mit gleich gedeiht am besten. Der Falk schlägt das Feldhuhn, er freit es nicht. Willst du, unter uns Gemeinfreien der Erste, der Richter der Markgenossenschaft des ganzen Untersees, dein Kind emporheben unter die Edelfreien, daß es auf jener Höhe gering geachtet werde?“ „Bei Donar, nein!“ rief Arno. „Weh jedem, der uns gering achten wollte. Aber — winkt mir jener Wunsch, — es ist mir nicht um mich oder um das Kind. Es ist mir nur — um die Mark, um das Ganze. Das darf ich sagen.“ — „Du darfst es sagen. Andere würden's lügen.“

„Sieh, Freund,“ begann der Richter, tief Atem schöpfend und, voll Bedachtes, langsam sprechend, „auf der Eintracht zwischen uns und den Edelfreien ruht das Gedeihen, ja die Erhaltung all' unserer Höfe, der ganzen Mark. Was die Eintracht stärkt, stärkt uns alle. Und wahrlich: wir können solche Stärkung brauchen: — wir wie die Adalinge.“

— „Gut, daß nicht Harlacho — da drüben unter seinen Weiden am See — dich hört, der grimme Adelshasser! Laut würde er schreien, daß wir sie nicht brauchen, die Hochmütigen." — „Hochgemut dürfen sie sein, die götterentstammten, uralten Geschlechter." — „Sie sind aber gar oft — darüber hinaus! — übermütig, selbstisch, voll Überhebung . . ." „Ich meine, ich höre Harlacho," lächelte der Richter. „Laß ihm doch noch ein paar Schmähworte übrig. Und — unter uns alten Freunden geraunt! — sind nicht unter uns Gemeinfreien gar manche gehässig, neidisch gegen die Adalinge? Wir gehören so notwendig zusammen wie Schild und Schildbuckel. Und doch! schon oft hat in diesen Jahrzehnten der Freiheitstrotz der Unsern, und — ich muß es einräumen! — der Übermut manches unter unsern Adalingen, den Faganos an der Prien da drüben, das Schwert der Fehde halb aus der Scheide gezogen." — „Um zu verhüten, daß es vollends herausfahre, hast du ja vor zwei Wintern den Beschluß des Herbstdings durchgesetzt, daß keine Sippe für sich allein den Fehdegang beschließen dürfe, nur das Handmehr aller Markgenossen." — „Ja, so hoffe ich die Gefahr zu bannen. Denn es werden sich neben den Stimmen der Ergrimmten stets vernehmen lassen die mäßigenden der nicht selbst Verletzten. Aber freilich, zugestehen mußte ich den zweiten Beschluß, daß, verlangt das Handmehr den Blutgang, jeder Markgenoß die Fehde als eigne aufnehmen, mitkämpfen muß. Nun, das wird wohl nie werden. Denn gegen solche Übermacht der gesamten Märker wird wohl keine Sippe die Fehde auf sich nehmen, jede wird sich der Sühne, dem Rechtsgang fügen."

„Es ist das, mein' ich, in all diesen Jahren das Weiseste was du geraten: ich gönne, ich wünsche dir, daß du die Frucht dieser Saat einst selbst ernten mögest. Wir

müssen zusammenstehn, du hast recht. Denn wir sind viel bedroht." — „Ja, wie die Weltesche, an der überall Feinde nagen: — an den Wipfeln wie an den Zweigen und an den Wurzeln. Und die Helfer — sind weit." „Und anderwärts vollauf in Arbeit," nickte Iso. „Seit etwa fünfzig Wintern, als die Frankenkönige, übermächtig, nachdem sie unsere Nachbarn in Niedergang und Mitternacht: Alamannen und Thüringe, bezwungen, eines ihrer Adelsgeschlechter, die Agilolfingen, über unsere fünf alten gauköniglichen erhöht haben, ist uns doch von jenen Merowingen — fern drüben über dem Rhein! — noch niemals Hilfe gekommen wider unsere schlimmen Nachbarn im Aufgang, — die Slovênen. Und nun soll ein neues Reiter- und Raubvolk, von Unholden, in der Steppe von Nachtelben mit Alraunen gezeugt, aufgekommen sein, greulich, von viehischen Sitten. Und bis an die Enns schon sollen ihre kleinen zottigen Gäule traben." — „Ich hörte davon. Aber wie heißen sie doch?" — „Awaren! Schweifende, soll das heißen in ihrer Sprache. So hat ein aus ihrem Volk Gefangener — in einer Schlacht bei Linz — dem Fagano bedeutet. Woher soll uns Hilfe kommen wider alte und neue Feinde? Nicht von den Merowingen, nicht von den Austrasiern zu Metz! Zur Zeit waltet dort — so berichtete des Fagano Sohn . . ." „Jener Adalfrid," unterbrach Iso grollend. „Du siehst sie nicht selten, die Adalinge, den Sohn wie den Vater." „Und leider auch — öfter als mir lieb! — den frechen Neffen," meinte der Richter, die Brauen furchend. — „Nun, Adalfrid, der Sohn, ward von unserem Herzog Tassilo zu Regensburg zu den Merowingen übern Rhein gesandt, Hilfe zu erbitten wider die Slovenen, die von Südosten her die Gail und Drau heraufdringen: — schon lange haben sie ein Thal verödet und dann Pustriza — ödes Thal — genannt. Wenig Trost

brachte der junge Adaling aus Metz zurück! Dort waltet zwar eine hehre Königin, Frau Brunichildis, wacker für ihren wehrunmündigen Sohn. Aber sie konnte keine Heeres-hilfe versprechen. Denn eine böse Walandine, rotlockig, aber zauberschön, — Loges Tochter soll sie sein — bedroht ihr Land unablässig mit Krieg: Fredigundis nennen sie die Leute und zittern bei dem Namen! Unser Herzog aber hat Arbeit genug mit den Slovenen. So müssen wir uns selber helfen und Eintracht halten mit den Adalingen. Und deshalb . . ."

„Und deshalb soll mein Bub das Nachbarmädel nicht haben, mit dem er von Kind auf gespielt, das er einmal aus der tiefen Alz da drunten gerettet, dem tückischen Neck entrissen hat."

„Alle Götter mögen's ihm lohnen!"

„Aber nicht Frau Berahta: — scheint es, geht es nach deinem Wunsch. Denn danach soll dein Kind des Adalings Weib werden, der da sein Trutzhaus auf der halben Höhe der Kampenwand gebaut hat und der ihr freilich vieler anderer Höfe Schlüsselgewalt verleihen kann an der Prien und der Mangfall, an der Glon und dem Inn. Wohl weiß ich: es ist dir dabei nicht um den reichen Besitz und den Adelglanz: — dir ist's um die Mark. Deshalb haben wir dich zum Markrichter gekoren, als du kaum vierzig Jahre zähltest. Und gerecht und weise hast du des Amtes gewaltet diese zehn Winter. Und es ist auch wahr: der schöne Adaling ist gegen meinen starken Isanbert wie der Edelhirsch gegen den Ackergaul. Aber doch, Freund Arno! Möge es dich niemals reuen, dein Kind an die stolzen Faganos gehängt zu haben. Gedeiht die Linnenblüte auf der Kampenwand?"

Er stand auf, reichte dem Freunde die Hand, ging den Wiesenhang hinunter an die Alz und überschritt sie

auf dem schmalen Laufsteg, von dem ab auf dem rechten Ufer der Weg zu der Höhe führte, wo sein Gehöft, das der „Isinge“, lag.

II.

Das wellige Gelände, das sich von den heutigen Dörfern Gstad und Breitbrunn gen Norden nach Seebruck hinzieht und meist von Kornfeldern und Wiesen, selten und undicht von Gehölz bedeckt ist, trug damals auf seinen Höhen fast undurchdringbaren, nur von schmalen Jägerpfaden durchschnittenen, Urwald, während die Niederungen von dem nach allen Ufern viel weiter ausgedehnten See mit Seichtwasser oder Sumpf überspült oder überzogen waren.

In dem über Manneshöhe ragenden Schilf mit seinen dunkelbraunen, bei jedem Lufthauch zierlich wiegenden Federblüten, stapfte hochaufspritzend der ungeschlachte Elch mit seinem mächtig breiten Schaufel-Geweih, wühlte der grunzende Wildeber, röhrte der stolze Hirsch.

Nur dicht südwestlich vor Seebruck hatten die Markgenossen oben auf den Höhen den Wald ein wenig gelichtet und seine nördlichen Ausläufer „mit hallender Hacke und brennendem Brand, mit beißendem Beil und flammender Fackel“ ganz gerodet und geschwendet, sonnenbeschienene trockene Wiesen — die Almännde-Weide — für ihre Herden zu gewinnen.

In solche Nähe der Menschen mit ihrer lärmenden Hantierung wagten sie sich nicht, die gewaltigen Raubtiere jener Wälder: die Bären, die in den Felsenhöhlen der Kampenwand und des Hochgern nicht selten hausten, und die Wölfe, die nur in harten Wintern, vom Hunger ge-

trieben, dann aber in starken Rudeln, gegen die Gehöfte trabten und die Ställe umheulten. Der Luchs freilich lag wohl auch in dem nahen Almänndegehölz, wagrecht hingestreckt auf dem seinem rotbraunen Fell ganz ähnlichen Eichenast; und manch verirrt Zicklein fiel seinem nie fehlenden Ansprung auf den Nacken zum Opfer; aber an Menschen traute er sich nicht; noch auch, außer im Wundzorn, die bösartige Wildkatze.

Daher gingen auch die Frauen und Kinder des Dörfleins furchtlos ihrer Arbeit nach in den Weidewiesen und dem gelichteten Hag der Almännde.

So wandelten denn am Morgen nach jenem Zwiegespräch vor der Arninge Hof aus dessen Pfahlwehre eine Jungfrau und ihr klein Schwesterlein Hand in Hand, dann aus dem Dorfe hinaus auf die nahe Waldwiese im Südwesten; die ältere trug auf der linken Schulter eine mächtige „Butte", das heißt ein hohes schmales Gefäß aus weißem Lindenholz, während das Kind eine zierliche kleine Nachbildung dieses Bottichs in der Hand führte.

Es war noch früh am Tag. Die steigende Morgensonne warf einen breiten Strahlenguß, einer goldenen Brücke vergleichbar, von den Ostbergen her auf den regungslos liegenden, von keinem Lüftchen, keiner Welle gekräuselten spiegelglatten See.

Der Tau glitzerte und glänzte auf allen Grashalmen, allen Blüten: er näßte die Flügel der Wildbienen und machte es ihnen schwer, von Glockenblume zu Glockenblume zu fliegen: sie setzten sich klüglich auf die breiten Polster der Skabiosen, sich hier zu sonnen und die Flügel zu putzen und zu trocknen; über dem schönen dunkelroten Agelei schwebte, wählerisch den Rüssel in den Kelch tauchend, der hellgelbe Segelfalter.

Vom Dorfe her — im Rücken — scholl durch die

morgenstille Luft ein lauter, langgezogener Schrei. Das Kind wandte das Köpflein. „Welcher Vogel hat da gesungen, Trudis?" — „Das war der neue, der große, mit dem roten Kamm, weißt du, den uns Secundus neulich mitgebracht hat von der Stadt — das ist ein großes Dorf — am Lech." „Der Vogel mit seinen drei Frauen, den Eierhühnern? Er singt den steigenden Tag an: ‚Tagsänger' nennen ihn drum die Nachbarn. Ich höre aber lieber," plauderte die Kleine weiter, „das Girren und Gurren der weißen Taubenvögel, die dir der Gute schon früher gebracht: ich weiß nicht, woher. Aus Salzburg mein' ich? — Warum geht der Alte so oft es der Vater erlaubt in die Fremde?" — „Er sucht seinen Gott." — „Ja aber, ist der nicht auch hier zu Land wie die Unsern?" — „Mag sein, aber nicht seines Gottes Priester." — „Sind gar zahm geworden, die girrenden, binnen Jahr und Tag." — „Sieh, da hinter uns glänzen ihre weißen Schwingen hoch in der Luft im Sonnenschein. Wie das blendet! Jetzt haben sie mich erschaut, erkannt! Sieh, wie pfeilschnell sie herangeflogen kommen! Kommt! Gurri-Gurri!" Und sie reckte den rechten Arm, heranwinkend, über den Kopf.

Alsbald flatterten, aus großer Höhe schräg sich herablassend, zwei weiße Tauben hernieder und setzten sich auf die beiden Schultern des schönen Mädchens, mit den gesträubten Flügeln zierlich schlagend, das Gleichgewicht zu suchen.

„So, so, nur ruhig! — Nun aber, Arnhild, komm und hilf bei der Arbeit."

Sie hatten jetzt den Wiesengrund, der zu ihrem Gehöfte gehörte, erreicht; er erstreckte sich bis an die Bäume des Almännde-Waldes hin: zahllose Angerblumen des Lenzmonds neigten im nun leise beginnenden Morgenwind die Köpflein. Hier vorn, auf der lichtbestrahlten Wiese, lag

es bunt wie ein farbenreicher Teppich: das weiß-rote Schaumkraut neben dem gelben Hahnenfuß und dem lichtblauen Frühlingsenzian leuchteten um die Wette im Sonnenglanz, während tief drinnen, im schattigen Grunde des Waldes, der Tüpfelfarn und die gelbe Goldnessel die purpurne Heidelbeerblüte überragten, an der mit dichtbestäubten Höslein die Hummel naschte.

Über den Grasanger hin waren lange Streifen von fein gesponnenem Linnen, säuberlich nebeneinander, zum Bleichen hingespreitet: die obere Seite schimmerte schon ganz weiß: nun wandte das Mädchen emsig Stück für Stück, die andere Seite dem Lichte zuzukehren. Dabei besprengte sie, auslesend, manche Streifen aus dem Holzbottich, den sie, wann geleert, nachfüllte aus dem Gerinnsel eines schmalen Wässerleins; das rieselte, an steileren Strecken in Holzröhren — durchbohrte Baumstämme — gefaßt, die geneigte Halde zu Thal, dem See zu.

Die Kleine half ihr eifrig dabei, mit ihrem Wasserkrüglein ebenfalls hin und wieder laufend. Nun aber hielt sie inne, setzte sich außer Atem auf den gehöhlten Baumstamm und fragte, die hellbraunen Augen weit aufreißend: „Trudis, woher kommt das Linnen?" — „Du weißt es ja — fort, fort, Gurro und Gurra, von den Streifen! — das Linnen kommt von dem Flachs." — „Ja, den du spinnst an den langen, langen Abenden, wann die Frauen und Töchter der Knechte aus den Schalkhöfen bei uns zusammenkommen. Wer hat dich gelehrt, die Spindel so hurtig tanzen lassen auf dem Estrich?" — „Die liebe Mutter." — „Ach, ich hab sie nicht gekannt. Du warst mir die Mutter! Aber wer hat es die Mutter gelehrt?" — „Die Großmutter." — „Ja aber, wer hat's die erste, die aller-aller-erste Großmutter gelehrt?" — „Das hat gethan Frau Berahta, die hohe Herrin, aller

Hausfrauen oberste und Vorbild. Hold sei uns die Hehre immerdar!" — „Und wo kommt der Flachs her, der dort drüben jenseit des Moosrieds aus den Schollen wächst?" — „Der? Der kommt aus dem Samen von älterem Flachs." — „Ja aber — von Anfang — ich meine: wer war die Großmutter des Flachses?" Die Schwester lachte: „Den ersten Samen hat in die braunen Schollen gesteckt Gott Frô, von dem aller Körner Gedeihen stammt; weißt du, der, zu dessen heil'ger Buche die Gauleute fahren und reiten, wann der erste Reif über die Felder fiel, ihm Roß und Rind fürs nächste Jahr durch Opfer von Weizenbroten zu empfehlen." — „Ja aber . . . ." — „Was denn wieder, kleines Abermänlchen? Du kannst leichter fragen als ich antworten." — „Ja aber, es ist doch nicht Frô, der den Roggen reckt und die Hirse hebt." — „Das hast du gut gemerkt aus des Vaters Opferspruch um Ernte! — Nein, das ist Donar, unser, der Pflugleute, nächster Herr. Er befreunde uns Acker und Eigen! Und feste den Frieden!" — „Aber Donar ist doch nicht der Mächtigste." — „Wird wohl mächtig genug sein für dich, du Kecke!" — „Ja aber, da meinte jüngst der Adaling . . . ." „Welcher?" fragte das Mädchen rasch und hielt inne im Sprengen des Wassers. „Wen von ihnen hast du zuletzt gesehn?" — „Nicht den Guten: — den Argen, den Ragino." Arntrudis nahm die Arbeit wieder auf. „Er hielt," fuhr die Kleine eifrig fort, „von der Wisentjagd zurückreitend, vor unserer Hofwehre: scharf spähte er, hoch hob er sich in den Bügeln darüber hinein, als wolle er mit seinen kohlschwarzen Augen durch Holzwand und Hausthür schaun: dann verlangte er Wasser für seinen Rappen, der war ganz verlechzt: Schaum sprühte von den Nüstern. Der Adaling befahl . . ." „Er befahl?" fragte Arntrudis, die Stirne furchend. — „Ja, recht barsch. Ich er-

schrak: ich wollte aufspringen von der Thürbank und an den Hofbrunnen laufen, aber Nachbar Isanbert, der gekommen war, den Vater zu holen zum Hechtstechen, hielt mich zurück: er haschte mich am Zopf — es that weh! — und rief: ‚Halt, Hilde. Wie spricht deines Vaters Spruch?

Gutem Gast gieb Gewährung.
Dem Bittenden beut,
Wes er bedarf und begehrt:
Doch herrischem Heischer
— Und wollt er nur Wasser —
Weigre den Wunsch.‘

Da rief der Reiter zornig — er stieß dem armen Roß den Sporn in die Flanke, daß es hoch bäumend stieg —: ‚Verschmachten soll mir der Hengst, eh der Adaling euch bittet, ihr Keucher hinter dem Pfluge. Hoch wie der waltende Wuotan über eurem Garben-Gott ragt der Adel über euch Gemeinfreien!‘ „Der Übermütige!“ grollte das Mädchen. „Vor des Vaters Hof!“ — „Und sprengte wild an uns vorbei durch eine Wasserpfütze, daß der Schmutz mich bespritzte — er that's wohl mit Fleiß! — und den Nachbarsohn. Der sprang ihm nach, drohend, mit geballter Faust. Aber wie ein schwarz Gewölk vor dem Sturm war er entflogen. — Wie ist das nun, was der Wilde geprahlt hat von Wuotan und Donar und von den Adalingen hoch über uns?“

Die Jungfrau sann eine Weile nach, dann sprach sie ernst und bedachtsam: „Wuotan ist Donars Vater: so ist er erhabener denn der Sohn: er ist der Adalinge Schirmgott, wie Donar der unsre. Aber auch Allvater ist Wuotan und so auch der unsre. Und die Adalinge . . . .“ — sie errötete ein wenig — „wohl mögen sie stolz sein und hoch die Häupter tragen! Sind sie doch von dem Götterkönig, von Wuotan selbst entstammt, der ihnen viel von

seiner Art vererbt hat. Und die ältesten, die ersten Sippen sind sie unsres Volkes. Drum werden sie auch, wird einer erschlagen, mit zwiefachem Wergeld gebüßt. Jedoch frei, freigeboren und nie in der Vollfreiheit gemindert oder geniedert sind von alters her auch wir. Und Übermut der Edeln, — sagt der Vater — ist zwiefach übel."

„Wenig mag sie, die Adalinge, Harlacho, der Nachbar drüben unter den Weiden am See." „Wenig Ursach soll er haben," meinte die Schwester, eifrig sprengend. — „Aber auch der starke Isanbert! Groll trägt er ihnen allen! Auch ihm, der mir aus allen der liebste, Adalfrid dem Freundlichen." — „Ah ja! Und der ist doch . . ." — „Ei, der ist so lieb und leuchtend wie der Vater Paltar lobt, den lichten Lenzgott: er ist ihm gleich in allem!" — Arntrudis erschrak: „O schweig! Unheil birgt dies Wort! Früh fällt der Lichte." „Ja aber . . ." wollte die Kleine wieder anheben, als sie sich mit einem schrillen Schrei unterbrach und erschrocken gen Himmel wies: hier verfinsterte plötzlich ein breiter Schatten das von Osten einfallende Sonnenlicht: auch Arntrudis, nun emporschauend, stieß einen Schrei aus: eine ihrer Tauben, die hoch im Blau über der Herrin Haupt zierliche Kreise gezogen hatte, war von einem mächtigen Raubvogel, der schon vorher unvermerkt auf der nächsten Tanne des Vorholzes aufgebäumt hatte, im Fluge geschlagen worden. Pfeilschnell schoß der Räuber, die Beute in den Fängen, mit hastigen Flügelschlägen dem Walde zu.

„Gurra, arme Gurra!" klagte die Kleine.

Da — auf einmal — stockte der Habicht in seinem windraschen Schwung: einen Augenblick rittelte er, mit den gewaltigen Schwingen schlagend: dann ließ er den Raub aus den Waffen fallen und stürzte selbst mit dumpfem, schwerem Schlag zu Boden

Nun sprang aus dem dichten Hasel- und Brombeergebüsch des Gehölzes der glückliche Schütze, haschte die Taube, die, halb betäubt vom Schreck, im hohen Grase zappelte, und schritt auf die beiden Schwestern zu.

III.

Er war strahlend schön, der hochgewachsene Jüngling, im Schmuck der lichtblonden Locken, die ihm in langen Wellen aus dem schmalrandigen Jägerhut von grauem Filz quollen, an dem auf der linken aufgeschlagenen Seite eine silberne Spange die hellblauen Spiegel des Eichelhähers mit dem zarten weißen Flaum vom Hals des Lämmergeiers und die lange Kopffeder des Silberreihers fest zusammenschloß.

Gar ungleich feiner als die Wolle an den schlichten dunkelfarbigen Röcken der beiden Mädchen waren die Stoffe an des jungen Jägers Gewandung: in zierlichen Wellenlinien war ein kirschroter Strich von feinstem friesischem Tuch um die Achselränder, den Halsrand und den Schosrand des moosgrünen Wamses gewirkt; die breiten Lederbinden, die von den wohlgeschnittenen hohen Jagdschuhen über die Knöchel hin die Waden rautenförmig bis an die nackten Kniee umhüllten, waren fein gesteppt: die Arme, auffallend weiß, — auffallend, weil sie nie Ärmel, und nur im Winter der Mantel bedeckten — umschlossen in Schlangenform gewundene fingerdicke silberne Ringe; auch der Wehrgurt von Elchleder zeigte silberne Schmuckscheiben; in den Griff des Kurzschwertes war ein Jaspis gefaßt, der aus weißem Lindenholz geschnitzte Köcher,

der, an fest gedrehter Schnur über der Schulter hangend, die langen von Adlerfedern beschwingten Pfeile trug, glänzte an der Öffnung von Onyx und Karneol und auf der nackten oberen Brust war an weißem Lederriemen ein Schutz- und Zauberzeichen sichtbar: ein langer Bernsteinstift in Gestalt eines Speeres; in der Linken trug der Schütz den Langbogen von zähem Eibenholz, der ihm bis an die Schulter reichte, die Rechte barg die noch immer zitternde Taube an dem Brustwams.

So schritt er auf die Mädchen zu: ein sonniges Lächeln spielte um die fein geschnittenen Lippen, die, wie die Wangen, ein blonder Flaumbart mit dem Reiz der Jugend schmückte.

Die Kleine lief ihm hurtig entgegen: in hohen Sprüngen, daß das kurze braune Röcklein flog, setzte sie über die nickenden Halme: als sie dicht vor ihm stand, patschte sie in die rundlichen Hände: „Dank dir, Adalo, Lieber! Dank dir und Heil! Gurra, Gurra, lebst du noch?“ — „Jawohl! Und unverletzt, vom Pfeil wie von der krummen Waffe Herrn Hapuchos: der ist der Lufträuber frechster wie Herr Hechit von denen im Wasser. Da, Arntrudis, nimm sie hin.“

Viel schöner doch noch als zuvor war das schöne Mädchen jetzt, da der Strahl des freudigen Dankes, der unverborgenen Bewunderung ihr blühendes Antlitz verklärte. Wie leuchteten die dunkelblauen Augen, als sie das nun beruhigtere Tier nahm und an den kaum entknospten Busen drückte: so war das von einem der jungen Herzen an das andere gewandert.

„Dank, Adalfrid! Das war ein Schuß!“ Sie gab die Hand. „Wer ist deinesgleichen?“ — „Ei, gar mancher im Gau. Der älteste von den Huosi, dort an der Amper, trifft noch schärfer.“ „Und stets erscheinst du mir zur

rechten Zeit," fuhr sie, mit dankfreudigem Blick zu ihm emporschauend, fort. „Wie diesen Hornung, da dein Speerwurf den Bären traf, der unsern Schlittengaul schon gerissen hatte — Secundus war in den Schnee geschleudert — ich sprang heraus und schrie in Todesnot: da flog plötzlich den Tannenbühl herab ein Speer von hinten hart an meiner Schulter vorbei! — ich sah um: du warst es — auf deinem Weißhengst sprengtest du hinter uns zu Thal."

„Ja aber," meinte die Kleine, „wie kommt es denn, daß du immer um die Wege bist — ganz nah zur Hand — wie bestellt! — wann der Trudis da was droht? Wie kommst du nun heut in aller Frühe wieder in die Waldboschen? Gewiß hast Brombeeren gesucht. Ja, ja! dort wachsen gar süße: aber sie sind ja noch nicht reif!" Hellauf lachte der Jäger und strich ihr über das rotbraune Haar, das sich in kleinen eigensinnigen Locken rings um den Kopf kraufte. „Bin nicht so genäschig wie du, elbisch Gewächslein."

Arntrudis aber sah ihm ruhig und fest in die grauen Augen: „Wie das kommt? Weil ihn mir zum Schützer die Götter gekoren!" „O wär' es wahr!" rief der Edeling mit leuchtenden Augen auf sie blickend.

Aber sie blieb ganz ruhig und unbefangen. „Es ist," sprach sie. „Am Abend von Frôs großem Opfer, nach der Drischellege, als die Knechte auf der Tenne den letzten Drischelschlag auf die letzte Garbe gethan und der Goldeber — vom besten Weizen buk ich ihn! — verzehrt war, da sprach der Vater, bevor wir schlafen gingen in unsere Frauenstube: ‚Das ist eine Los-Nacht! Nahe sind heut' alle Götter. Wer heute Nacht, das Haupt mit den getrockneten Sengkräutern umwunden, einschläft und dabei die Himmlischen anruft, den besten Freund und Beschirmer,

den sie uns gesetzt, im Traume zu zeigen, der erblickt ihn unfehlbar alsbald.' Der Vater ging dann, zu den Göttern flehend, mit der heißen Räucherpfanne opfernd und weihend, durch die Halle, die Ställe, die Scheunen und die Schlafstuben: würzig, fast betäubend stieg aus der Glutschale der schwere Duft der heilgen Kräuter auf, die wir zu Anfang des Erntemonds, schweigend, vor Hahnenkraht, mit den alten Steinmessern der Ahnen geschnitten: — ich folgte mit leisem süßem Grauen dem strengen Schmack: immer dichter stieg weißkräuselnder Rauch aus dem Glutbecken: nun schwenkte das, als ich zu Lager gestiegen, der Vater noch siebenmal über mein Haupt: ich sah's wie weiße Gestalten über mich schweben .... Und kaum war ich entschlafen, noch das Gebet an Frau Berahta, meine Schutzherrin, auf den Lippen, da kamen mir schwere Träume. Üble Wichte, Waldschrate und braune Alraunen hatten mich dicht umringt auf dem Tannenbühl, wo ich auf dem Waldmoos lag: immer näher drangen sie an: schon saß mir's lastend auf der keuchenden Brust — mich ritt die Drude. ‚Zu Hilfe,' rief ich, ‚du, mein göttergesandter Beschirmer!' Und sofort sah ich ihn — ich meine: dich! — heransprengen auf seinem Weißhengst, mit gezücktem Speer — sein Goldhaar flatterte im Wind — die Schrate zerstoben in Nacht — die Drude schwand in eitel Luft — ich konnte tief atmen: ich erwachte und lächelte: ‚Dank, Adalfrid!' Dank! Wie so oft schon! Wie .... immer."

„Hei, könnt' ich doch mal mehr für dich thun als Bär und Habicht erlegen!"

„Ja aber," forschte die Beharrliche, „jetzt weiß ich doch immer noch nicht recht, wie du heut früh in die Brombeeren geraten bist? Schwerlich doch hat dich Frau Berahta an der Hand hergeführt?"

„Nein," lachte der Jäger. „Aber .... ich wußte,

daß du Kleine — vielmehr daß ihr beide — bald nachdem die Sonne auf den Weitsee schaut, hier euer Linnen wendet und besprengt." „Und da hast du uns helfen wollen? Bist ein viel guter Bub!" lobte das Kind und reckte sich, ihn zu streicheln. „Das nicht!" Er errötete leicht. „Aber ich habe etwas mitgebracht — für deine Schwester . . . . was ich für sie gefangen." „Ei was?" fragten, gleich neugierig, beide.

„Gleich! Gleich!" Er eilte in ein paar Schritten in den Vorwald zurück und kehrte bald wieder, in der Rechten ein viereckig länglich Kästchen, gar zierlich aus Schilf und Weiden gefügt: darin saß auf einer Querstange ein unscheinbar graubraun Vögelein: ganz zutraulich saß es: ohne Flattern und Hüpfen ließ es geschehen, daß der Käfig von seinem Herrn in die Hände der Fremden überglitt und blickte der ganz vertraut in die hineinspähenden Augen.

„Was ist das?" forschte sie. — „Nur ein klein Vögelein." — Ich hab' dergleichen nie im Hag gesehen." — „Ja, sie weilen nicht hier. Ist ihnen wohl zu rauh. Aber oft hab' ich sie singen hören, weit da drüben, über den Bergen, wann ich mit dem Vater und den Gesippen in des Herzogs Heer hinüberzog zu den Langbärten, ihnen zu helfen wider die falschen Byzantiner in der Rabenstadt. Du — dort — dort drüben ist's aber schön! Warm, fruchtbar und reich! Dort in Hecken und Büschen, die — denk' dir nur! — auch im Winter grün bleiben, lernt' ich das Vöglein kennen. Und seinen Sang lieben. Bei den Langbärten gilt es Freia geweiht." — „Der Liebesgöttin! Warum?" „Weil's gar so heiße Lieder singt, werbend um sein Weibchen! Und — denke nur! — es singt auch zur Nacht. Neulich — in der schwülen, mondhellen Nacht — wieder einmal konnte ich nicht schlafen, wie jetzt so oft! — hört' ich ein Singen in den blühenden

Rotdornbüschen vor unserem Hof zu Fagen. Gleich mußt' ich dein gedenken." — „Mein? Ei warum?" — „Ah... ich weiß nicht. Kaum konnt' ich den Morgen erwarten: ich stellte das Fallnetz, darin wir im Herbst die Wacholderdrossel fangen, —: ein paar gelbe Würmer zur Köderung und flugs huschte die liebe Neugier — sie hatte mir beim Fallenstellen zugesehen, das Köpflein hin- und herdrehend! — darunter und war gefangen. Und in wenigen Wochen ward sie gar zahm und zutraulich. Ich schenk' es dir. Und singt es in der stillen Nacht . . ." Sie reichte ihm die Hand und sah ihm fest ins Auge: „Dann denk' ich dein, der mir's geschenkt. So denn — schon wieder: — Dank." — „Ja aber, warum hast du's denn nicht gleich in unsern Hof getragen?" Er errötete wieder. „Ich... ich war ja auf dem Wege! Doch: nein: nicht lügen! Ich wollte es euch lieber allein geben. So harrte ich euer hier, im Buschicht geborgen." — „Ja, ja," meinte das Kind, gar wichtig, klug. „Nachbar Isanbert ist immer irgendwo in der Nähe. Und der, so oft er dich in unserem Hofe findet, grollt er und sieht so finster wie der Weitsee zur Nacht. Und sein Vater auch." — „Aber euer Vater . . . . grollt er dann auch, Klein-Elbchen?" — „O nein! Du! Der hat dich gern! Jüngst sagte er, fast wie unsern Bruder, den armen Arnger, der vor ein paar Wintern in dem Geklipp des Kiemo beim Weststurm versank mitsamt seinem Einbaum. Er freut sich immer, sieht er dich antraben auf deinem weißen Rößlein." — „So? Dann komm' ich bald wieder angetrabt! Aber heut' bin ich zu Fuß: und weit ist der Weg bis an unsern Hof nah der Prien. Freia befreunde, Berahta befriede euch beide." Er drückte ihnen die Hände, wandte sich und eilte, den Wald links lassend, auf der alten Römerstraße, die sich hier nach Westen bog, davon.

Die Mädchen beendeten nun flink und fröhlich die Arbeit und gingen in das Dorf zurück.

Als alle drei verschwunden waren, ward es gar seltsam lebendig hoch in dem Wipfel einer dichtbelaubten Ulme in der dritten Baumreihe des Waldes: und alsbald glitt an dem Stamm, von Querast zu Querast ganz geräuschlos sich niederlassend, ein anderer Weidmann herab: ähnlich dem ersten an reichgeschmückter Gewandung und vornehmer Gestalt, aber etwa zehn Jahre älter und ebenso dunkel an Haar, Haut und Auge wie jener licht. Als er sich, an dem Fuße des Baumes, behutsam vorspähend, überzeugt hatte, daß Wiese und Wald ganz leer waren von Menschen, sprang er behend wie der Sumpfluchs auf den toten Habicht zu, der da im hohen Grase lag, zog ihm den Pfeil aus der Brust und verwahrte ihn sorgfältig im Wehrgurt. „Hei," lachte er vor sich hin und die schönen, aber sehr scharf geschnittenen und finsteren Züge erhellte ein seltsam Licht, „also Vetter Adalo hält Frühpirsch auf das Dorfdirnlein? So weit ist das schon? Nun, weiter soll's nicht wachsen! Sein Pfeil schützt sie vor dem Räuber! Ah, dem armen Hapucho fehlte meine Brünne: mir soll beim Fang des Täubleins — bald hol' ich mir's! — sein Pfeil nicht schaden. Aber Vater Fagano soll erfahren, wo die Schäfte mit der Adlerfeder bleiben."

Rasch war er im Gehölz verschwunden; in dessen Tiefe stand, an eine schlanke Tanne gebunden, ein prachtvoller Rappe, der den Herrn mit freudigem Wiehern begrüßte. Der Schwarzlockige schwang sich in den Sattel und jagte alsbald auf dem schmalen Waldpfad dahin. „Lauf," flüsterte er, dem Hengst den Hals klopfend, „lauf, Nachtelb! Wir wollen dem Milchbart zeigen, daß vier Füße flinker als zwei!"

IV.

In der Nähe des heutigen Marktes Prien, in südlicher Richtung gegen den See zu, oberhalb des Dörfleins Ernsdorf, erhebt sich ein ansehnlicher Hügel, heute in der Senkung nach Norden von dünner Holzung bedeckt. Damals aber rauschte noch mächtig der Urwald auf jener Höhe: nur auf deren Krone war ein Geviert geschwendet worden mit Feuer: — daher hieß man es dort: „im Gebränd“: der Zugang zu einem Gehöft der Fagana sollte auf allen Seiten auf Pfeilschußweite ohne Deckung liegen.

In dem viereckigen hochumzäunten Hofraum, der das Wohngebäude, das Badhaus, den Backofen, die Scheuer und ein paar „Schupfen“ von Unfreien, sowie den geräumigen Pferdestall umschloß, stelzte hochbeinig ein Kranich mit verschnittenen Flügeln: der „Kranich-Adler“, der starke Falke, der den Kranich wie den Reiher lebend beizte, unversehrt dem Falkner zutrug und so auch diese Beute eingebracht hatte, mit silberner Kette auf dem Stender festgebunden, schien mit Befriedigung auf seinen Gefangenen herabzublicken.

Auch eine zahlreiche Meute trieb sich hier um: da fehlte weder der Biberhund noch der Spürhund, weder der Windhund noch der Sperberhund, der bei der Falkenjagd das geschlagene Gefieder beiholte.

Obzwar ein stattlicher Bau — die Hallen der Adalinge dehnten sich ungleich geräumiger und prangten schmuckreicher als etwa das schlichte Haus Arnos an der Alz — ist das Ganze spurlos verschwunden: denn auch diese Adelshöfe waren ausschließend aus Holz aufgeführt: die Flamme hat sie verzehrt: der Ungar schwang hier im zehnten Jahrhundert seine Fackel. In dem Hauptraum des Hauses,

der Halle, ragte, im mittleren Hintergrund auf mehreren Stufen erhöht, der Hochsitz: des Hausherrn und der vornehmsten Gäste Ehrenplatz. Auf dem hochrückigen, breitsitzigen Lehnstuhl von Eichenholz lag gespreitet das Fell eines mächtigen Bären, dessen Klauen versilbert glänzten.

Aber auch das durchsichtig gegitterte Holzgeländer, das sich in zierlichem Schnitzwerk aus gelbweißem stark duftenden Zirbelholz mit eingeritzten mennigroten Drachenlinien von dem Estrich aus gestampftem, mit Binsen bestreutem Lehm über die niedrigen breiten Stufen zu dem Hochsitz hinanzog, war bedeckt mit Fellen von Hirsch und Gemse, von Elch und Ur, von Wolf und Luchs; ebenso die Bänke, die zu beiden Seiten des Hochsitzes wie unten zwischen den Pfeilern des Saales standen, bestimmt für die Gefolgen des Edelherrn, abgestuft nach dessen Würdigung. Hier fanden auch die obersten der Knechte ihren Platz, der Roßknecht, der Mundschenk, der Druchtsaz, der Altknecht.

An den Wänden ringsum waren Beutestücke der Jagd angebracht: die breiten Schaufeln des Elch, das Geweih des Berghirsches von achtzehn Enden, das Gehörn eines mächtigen Steinbocks, des Wisent und des Ur, ein Bärenkopf, ein Wolfsrachen.

Und von der Mitte der Saaldecke schwebte an weißem Lederriemen ein gewaltiger Steinadler, dessen ausgespannte Schwingen weithin klafterten und sich bei jeder Lufterschütterung in majestätisch kreisende Bewegung setzten.

Neben den Tierhäuptern hingen an den Pfeilern und Wänden von Ahornholz Jagdwaffen jeder Art: der dickgeschaftete Stoßspeer mit der starken eisernen Querstange, welche die Umarmung des aufrecht heranschreitenden Bären von der Brust, den Anhieb des Gewehrs des wütenden Keilers von den Beinen des Jägers fernhalten sollte.

Dann die wuchtige Wurflanze für die gewaltigen Wild-

stiere jener Tage: Wisent und Ur, deren Ansturm auch ein Riese nicht hatte standhalten mögen und die daher nie im Nahekampf bestanden, nur aus sicherer Ferne oder herab von eigens hierfür gelichteten Bäumen an ihrer Wassersuche erlegt wurden.

Weiter Langbogen, Köcher und zumal in reicher Auswahl Pfeile: vom stumpfen, kaum fingerlangen Bolzen, mit dem die kleinen Träger wertvoller Pelze, Edelmarder, Baummarder, Hermelin durch einen Kopfschuß getötet wurden, bis zu dem drei Fuß langen Eschenpfeil, der den Brustschild des Ebers wie den Holzschild des Slovenen durchbohrte.

Ferner die leichten Rohrpfeile mit langer dünner Spitze für die Raubvögel, für Wildgans und Wildente; aber auch die Handpfeile, mit scharfen Widerhaken für Lachs und Hecht, die sich im Seichtwasser, mit der Rückenflosse fast die Luft erreichend, sonnten. Denn auch das Gerät für die „feuchte Jagd“, die Fischerei, mangelte da nicht: mancherlei Netze, Reusen, Körbe, Hamen — aus Eisen meist, aber auch noch uralte aus Bronze und sogar aus Feuerstein — und zwei Männer lange Angelruten; auch winzige Bolzen an langer, lang hinrollender Leine, mit der Asch und Forelle getroffen wurden: der Fischer ließ sie dahinschießen an der Schnur, bis sie ermatteten und mühelos gelandet wurden. An den acht Pfeilern auf jeder Seite der Halle waren aufgekreuzt breite Schaufelruder für die schweren, weiten Lastschiffe, auf denen zumal Getreide, Heu und Binsen von der Südostseite des Sees, der „Feldwiese“ her auf die Eilande und an die Uferhöfe verschleppt wurden, schmale Ruder für die „Einbäume“ und für die Flachkähne, die „Plätten“; auch Segel und schlanke Maste waren aufgerichtet.

Die Rücklehne des Herrenstuhls auf dem Hochsitz —

im Dreieck verjüngt nach oben — krönte ein anderer Adler: — ein gewaltiger Seeadler diesmal, mit gesträubten Schwingen: denn die Herrschaft über den See, oder doch über seine größte Insel, das Escheneiland, und das Südwestufer stand diesem Adelsgeschlecht zu: des sollte der Seeadler ein Wahrzeichen sein.

Auch sonst waren unter den in die Pfeiler, Banklehnen und Wände eingebrannten und eingeritzten Schmucktieren und Schmuckpflanzen Adler und Esche am häufigsten vertreten.

Denn als des Edelgeschlechts Ahnherr und Schutzherr galt Wuotan. Daher auch seine Waffe, der Speer, neben der Hausmarke, der Rune F, — ᚠ — die alle Waffen und Geräte trugen, ebenfalls aus Bernstein, Holz oder alter Bronze sowie jüngerem Eisen so häufig als Zierbild verwendet war.

Außer den Jagd- und Fischfang- und Schiffsgeräten füllten nun aber den weiten Saal Kriegswaffen jeder Art zu Schutz und Trutz in bunter reicher Menge. Und offenbar waren heute viel zahlreichere als die sonst zur Ausstattung und Ausschmückung der Halle dienten von den Knechten hereingeschafft worden. Denn auf dem langen viereckigen Speisetische von Ahorn in der Mitte der Halle wie auf dem eichenen Rundtisch vor dem Hochsitz, dann auf dessen Stufen und Bänken, endlich auch auf dem Estrich lagen noch viel mehr Waffen gehäuft als an den Pfeilern und Wänden hingen.

Noch waren mehrere Knechte — das ganz kurz geschorene Haar unterschied sie wie von den Adalingen so von den Gemeinfreien — beschäftigt, die gehäuft hereingetragenen Stücke auseinander zu breiten und zur Prüfung vorzulegen dem Manne, den nicht nur sein Platz auf dem Hochsitz bei dem ersten Blick als den Herrn dieses Hauses darwies.

Es war eine überwältigende Gestalt!

Das Antlitz des etwa Fünfzigjährigen zeigte starke Ähnlichkeit mit dem seines Sohnes Adalfrid: allein mehr noch als die Zahl hatte der reiche Inhalt seiner Lebensjahre diesen Zügen höheren Ernst, gewaltigere Bedeutung eingeprägt. Der Vater war nicht nur breitbrüstiger, er war auch noch höher gewachsen als der doch auch gar stattliche Jüngling: kaum ergraut war das Haar um die majestätische Stirn und der mächtige Bart, der die ganze breite Brust bedeckte und bis zu dem Wehrgurt herabwallte in weicher Wellung. Das Auge war goldbraun wie des Adlers und es leuchtete unter kühn geschwungenen Brauen hervor in überlegener Ruhe.

Vornehme Ruhe war überhaupt der regelmäßige Ausdruck dieser edeln Züge, wie die Bewegungen des Hofherrn selten, maßvoll, verhalten waren: jedoch man fühlte, lodernde Feuergewalt fehlte hier nicht: sie lag nur geborgen und gebändigt durch altvererbte adelige Haltung und durch jahrzehntelang gegenüber den mannigfaltigsten Erregungen in Krieg und Frieden, auf dem Kampffeld wie in den Palatien der Könige und der Herzöge durchgeführte Willenszucht. Zu seinen Füßen ruhte ein prachtvoller starker dunkelbrauner Hund von dem mutigen Schlag, der den Bären angeht, der langgestreckte Kopf lag auf dem Knie des Herrn: merksam folgten die klugen Augen jedem Blick bei dessen Hantierung.

Er hob nun, wägend und prüfend, ein Kurzschwert auf, das ein vor ihm knieender Knecht darreichte: er bog es nur leicht mit beiden Händen: — klirrend zerbrach es, ruhig ließ er die Stücke fallen.

„Du hast den Rost, den Schmutz zu tief einfressen lassen, Slovene. Du stehst fortab nicht mehr unter dem Waffenwart; ich werde dich aus der Halle fortschicken, in

die Almhütte oben auf der Kampenflüh: da magst du Kühe melken statt Waffen pflegen."

Flehentlich hob der Mann beide Hände empor: sein Gesicht war unschön, die dunkelgelbe Hautfarbe, die stumpfe Nase, die vorstehenden Backenknochen ließen es unedel erscheinen: aber jetzt lag in den braunen Augen etwas Rührendes — so blickt wohl ein treuer Hund zu dem geliebten Herrn auf — wie er bat: „O Herr — großes Herr! Nix mich jagen aus deinen Augen. Lieber lassen mich geißeln."

„Nicht doch! Aber ihr lernt nicht Reinlichkeit, nicht an Leib noch an den Dingen. — Ich wollte dich freilassen im nächsten Ding unter der alten Eiche ob der Alz. Nun sollst du erst den Wert der Waffe abverdienen, auf daß du lernest, Reinlichkeit und Sorgfalt sind notwendig, sind ersparsam und ersprießlich. Ich schätze sie nur auf drei Denáre."

„O Herr, wie kann abverdienen? Alles was verdiene, erarbeite mit Hand, ist ja doch dein wie Hand und ganzer Zwentopluck selbst." — „Wohl! Aber hoch über dem Recht schwebt die Gnade. Wem's wohl ergeht, der soll's andern wohl gehen lassen. Nach zwölf Nächten bist du frei. Nein, nicht die Hand küssen, wie der Hofwart da die Hand des Herrn beleckt. Und dann geb' ich auch Dowina frei, die mit dir im selben Grenzdorf gefangen ward." — „Herr, groß! Ah, damals, wie ich mit schwerer Wunde fiel . . . ." — „Ihr waret wieder einmal nachts über die Grenze geschlichen, Schafe zu stehlen. Aber wir kamen dazu, jagten euch über die Landmark und verfolgten euch bis in eure Strohzelte." — „Ui, flackerten die auf! Ich lag unter dem Brand — konnt mich nix rühren — die andern meinten, Zwentopluck tot — aber du sahst, ich lebe, rissest mich heraus. — Und dein Sohn zog Dowina neben dran

— schon brannte ihr Hemd — aus Feuer ...." — „Nun, ihr seid zusammengewachsen in der Gefangenschaft. So mögt ihr denn Mann und Weib werden. Ich schenk' euch die Fischerhütte dort unten im Schilficht. Und zwei Hufen Ackerland links der Prien. Und drei Hammerwürfe Grasacker in der Feldwies. Und das Recht auf den Hau im Hochgern-Tann. Dafür sollst du mir zwei Tage in der Siebennacht fronen und zwanzig Metzen Roggensaat zinsen. Und was du rodest an Neubruch, soll neun Jahre zinsfrei sein." — „Herr, wenn ich nix darf Hand küssen, was soll thun?" — „Schweigen. Und künftig, gilt es deine eigene Habe, besser acht haben als auf die meine. Geschickt seid ihr schon, ihr Slovenen: aber 's ist kein Verlaß auf euch."

„Ich will — ich schwöre bei Perun, daß du noch sollst sagen: „Zwentopluck treu." — „Schon gut! Verkünd' es ihr, der Braunen, mit den dicken Zöpfen wie von Roßhaar. Und ich schenk' ihr als Brautgabe die drei Kühe, die sie bisher gewartet auf der Kampenalm. Geh!"

V.

An der Thüre traf der Slave auf den eintretenden Adalfrid. „O junges Herr," rief er ihm, in Sprüngen enteilend, zu, „dein Vater ... gut. Wie ein Gott. Wie Triglaf!" Freudig bellend sprang der Hund dem jungen Herrn entgegen, der ihm den Kopf streichelte. „Ja, er ist gut," sprach der Sohn leise vor sich hin, mit freudiger Ehrfurcht, mit Stolz zu dem Vater emporblickend. Der schien sein kaum zu achten; er prüfte den Handgriff eines Erzschildes, ob er noch halte. Der Jüngling trat nun,

ehrerbietig grüßend, die Stufen des Hochsitzes hinan. Mit kurzem Nicken des mächtigen Hauptes erwiderte der Vater; nur einen raschen Blick warf er auf sein Antlitz. „Du fehltest beim Mittagmahl," warf er kurz hin, ergriff einen Bogen und spannte mit Leichtigkeit die zähe, strenge Sehne. — „Ich jagte, Vater." — „Weit ab, wie es scheint. Deine Beute?" — „Dein Frilaz Rimisto — auch sein Nachbar Greinhart! — klagte solang schon, das Schwarzwild steh' ihm schwer im Gebräche. Ich trieb sie aus dem Kessel, darein die ganze Rotte sich eingeschoben. Die schlimmste grobe Saue stellte sich; sie liegt im Sumpf bei dem Neubruch: sie wog so schwer — ich konnte sie nicht allein tragen: Zwentopluck und Heinilo sollen sie holen." — „Gut, daß Rimisto geholfen ist;" er legte den Bogen zur Seite. „Sonst keine Beute?" — Da traf sein Auge voll den Sohn. Der errötete stark: er öffnete langsam die Lippen: „Wie . . wie man's nimmt. Nichts was der Rede wert." Er nahm den Köcher ab und stellte ihn an die Wand neben den Vater. Der musterte die Öffnung: „Da fehlt ein Pfeil — im ersten Loch." — „Ja. Ich . . . ich schoß einen Habicht. Ich war über der Rimstinge Hof hinausgegangen — gen Norden." — „Ziemlich weit! Bis auf der Arninge Wiesgrund."

Hoch erstaunt fuhr Adalfrid auf.

„Tot liegt dort der Habicht neben dem Linnen des arglos vertrauenden Kindes." Jetzt erbleichte Adalfrid in leisem Grauen: erhielt der Vater wirklich, wie viele raunten, geheime Botschaft durch Wuotans Raben? — „Das Raubgetier that wie es mußte. Aber Schmach dem Mann, der sich gelüsten ließe derer, die er — wie er weiß, wissen muß! — nur als freveln Raub davonschleppen könnte. Heilig ist echtem Mann, heiliger noch dem Adaling die Tochter des kleinsten Freien seines Volkes. Schande dem

Adalmann, der nicht edler denkt als alle andern. — Schweig! — Botschaft kam — während du Linnen behüten halfst — vom Langobardenkönig Agilulf aus Pavia: er wiederholt seinen Vorschlag, der uns ehrt und stärkt: nur sei seine Tochter noch zu jung. Das trifft sich gut. Denn spät erst vermählt in der Fagana Geschlecht der Vater den Sohn: erst, wann er voll gereift. Das Herzogtum Trient verspricht König Agilulf seinem Eidam als Mitgift. — Schweig', sag ich! — Nie mehr gehst du unbegleitet an die Alz. Und auf daß du nicht sobald wieder schauest, was viel zu hoch für freveles Spiel und doch zu niedrig für den Ernst: — du verreitest Morgen! Gleich nach Hahnenkraht. Hörst du?"

„Du gebeutst, mein Vater. — Wohin?"

„Nach Regensburg! An den Hof des Herzogs. Du bringst ihm den Brief, den ich meinem Tabellio vorgesprochen: ich mahne ihn, seine Südostmark kräftiger zu wahren: dunkle Gerüchte gingen mir zu von neuen Feinden, die dorther drohen, außer den Slovenen. Wir brauchen Hilfe. Nimm die Hälfte meiner Gefolgschaft mit! In ihrem besten Waffenschmuck! Reich und stolz soll der Faganing vor den Agilolfingen treten und ihm vor Augen weisen, daß unser Geschlecht von der Götter oberstem stammt und des Königtums gewaltet hat im Südgau unserer markomannischen Ahnen, als jene Agilolfingen noch Schildträger merowingischer Klein-Könige waren, wir wie in den anderen Gauen die Huosi, die Drozza, die Hachilinga und die Anniona, das fünfblätterige Kleeblatt bajuvarischen Adels. Des Herzogs Antwort bringst du dann zurück, nach einem Einsprechen bei den Huosi an der Amper und den Hachilinga an der Isar: diese wollten mir doch die beiden Jüngsten zur Schwertleite schicken. Mahne sie dran. Geh! Rüste den Ritt. Wuotan, der Wege Gott, geleite dich."

VI.

Den Tag über und die ersten Stunden der Nacht hatte Adalfrid vollauf zu thun, die Gefährten seiner Sendung zu wählen und sie wie sich selbst mit Waffen, Rossen und allem Reisebedarf zu versehen.

Aber nach Vollendung dieser Vorbereitungen und nach dem Abschied vom Vater litt es ihn nicht mehr in dem Hause, unter dem bedrückenden Dach. Es drängte ihn hinaus ins Freie, in Feld und Flur, die im Mondlicht der Frühlingsnacht wunderbar da draußen glänzten: der See lag fernab wie ein Silberspiegel.

Dorthin, an den See, lenkte er, leise die Hofwehre hinter sich lassend, die Schritte: er wollte noch einen Abschied nehmen — ach nur mit den sehnenden Augen!

Er kannte dort, im Norden von ihrem Jagd- und Waffenhof, eine Waldblöße, dicht am Ufer, von wo man deutlich in der weiten Ferne die hochragenden drei Eichen der Dingstätte auf der Höhenkrone, dort über der Alz, auch den First des Arnohofes erkennen mochte bei Tag: und wohl auch — so meinte er — mit seinen scharfen Augen in dem fast taghellen Mondlicht.

Bald hatte der Rasche die gesuchte Stelle erreicht. Die Mitternacht war lang vorüber. Zauberisch glänzte vor ihm der See, zahllose Sterne in nicht zitterndem Bilde spiegelnd; wie Seerosen schienen die drei Eilande auf der glatten Flut zu schwimmen: von fernher grüßten in geisterhaft weißem Duft erschimmernd die Berge: im Norden aber glaubte er deutlich den Hof zu erkennen, der die Geliebte umhegte.

Er warf sich, den Blick dorthin gerichtet, das schmerzende Haupt auf die Hand gelehnt, auf den reinlichen weißen

Ufersand, bis zu dem heran zuweilen das leise Atmen der Flut fast geräuschlos die landende Welle schob.

Lange, lange saß er so schweigend, sinnend, träumend; schon blichen allgemach die Sterne. Es kam jene geheimnisvolle Stunde, von der man nicht sagen mag, ob sie dem Tage schon, ob noch der Nacht zu eigen? Ein farblos Grau erfüllte nun, seit der Mond hinter hohen Berggipfeln gesunken, weithin Himmel, Land und See. Allmählich zog von Osten her ein ganz schmaler Streif, fahl gelblich, weithin quer über den Himmel: des steigenden Frühlichts erster Lanzenwurf!

Da horch, setzt ein lebhafterer Lufthauch ein, wie er der klimmenden Sonne vorauffliegt: glaubte man doch, die ersten Strahlen des Tages seien wie von wehendem Wind so von klingendem Klang begleitet:

„tönend schon für Geisterohren
wird der junge Tag geboren!“

so hat noch spät die Phantasie gehört.

Nun rühren die Buchenwipfel, von lebhafterem Wind leise geweckt, die jungen, zarten Blätter: lauter, rascher an den Ufersand kommen kürzere Wellen gerauscht. Jetzt der erste laute Ton: tief aus dem Inneren des Waldes dringt der schmerzliche Ton der Hinde, laut, eindringlich, mahnend: der Lauscher kennt den Grund ihres Rufens: vor kurzem hat der Fagano den stolzen Edelhirsch, ihren kronenstolzen Gemahl, in der Grube lebend fangen und nach der Escheninsel hinüber schaffen lassen, wo der Hirschkühe zu viel, der Hirsche zu wenig geworden. Wie laut die Verlassene klagte!

Da fand endlich auch des Jünglings Seele Erleichterung in einem tiefen Seufzer, dann in ringenden Worten. „Ach, schwer ist mir das Herz! Schwer mein Geschick! Fort —

fort von ihr! Nicht nur auf lange Zeit: — auf immer! Gebunden an eine Fremde, Ungeliebte, wenn des Vaters Wille geschieht. Und wie könnte der nicht geschehn? Ihm gehorchen, das ist mir so notwendig — ist's von je gewesen! — wie atmen. Wie sollte ich ihm trotzen? Ich müßte weichen aus der Halle, aus dem Gau, aus dem Land! Aber von ihr lassen? Ich kann es auch nicht, kann's noch weniger. Zumal, seit ich glaube, sie ist mir auch gut: — sie weiß es freilich gar nicht, aber doch, aber doch ein ganz klein wenig gut im jungen Herzen. Ob wohl heut Nacht, ob jetzt der singende Vogel sie meiner gemahnt? Und wenn es ihr nun allmählich aufdämmert in der Seele — und das wird's am ehesten, falls ich nun plötzlich verschwinde — was wird sie leiden! Was soll sie von mir halten, der ich, launisch, ohne Grund, auf einmal zerreiße das freundliche Band der Gewöhnung an trauliche Gespräche. Ach! Ich bring's nicht übers Herz."

Traurig sah er gen Himmel.

„Was taucht da aus den Dämmerwolken so hell? Es ist der Morgenstern: — Freias Stern! O Freia, hohe, holde Herrin, die du die Liebenden befreundest, hilf mir — rate mir — gieb mir in dieser Stunde, gieb mir gleich ein Zeichen, das ich deuten möge für die Zukunft, für mein Geschick, für mein Thun oder Lassen."

In gläubigem Gebet sah er über die Fläche des See's hin nach oben. Da glaubte er aus dem dunstvollen hellgrauen Geflimmer der glatten Flut etwas Emporragendes zu erschauen: etwas dunkelbraunes: war es ein Kahn, eines Einbaums Schnabel? Nein! Dem glich es nicht. War es ein schwimmender Mensch? Dazu ragte es zu hoch aus dem Wasser. Und näher und näher kam's von der Escheninsel her. Die Helligkeit stieg jeden Augenblick — jeden Augenblick drang das Rätsel näher: vorsichtig, ohne

sich vom Boden zu heben, lugte der Spähende aus: das war ein hochbekröntes Haupt, ohne Zweifel! — ein Hirsch, der gerufene Hirsch. Schon hielt er im Seichtwasser, nur einen Pfeilschuß gen Süden entfernt: der Südostwind verhielt ihm die Witterung des Menschen: so schritt er furchtlos zu Land: prachtvoll sich aufrichtend schüttelte und rüttelte der Vierzehnender, das Haupt ganz in den Nacken zurückbiegend, das viele Wasser von sich ab: nun war's genug: nun stieß er einen weithin dröhnenden frohlockenden Antwortruf aus auf den Ruf der Hinde und in wahrhaft königlichem Gang brach der König des Waldes durch das Unterholz und eilte der Ruferin zu.

Da sprang Adalfrid auf, riß den Jagdhut vom lockigen Haupt und neigte sich dreimal tief vor dem nun rasch verblassenden Morgenstern: „Ich neige dir, Freia, freundliche Frau; ich neige dir, Befreunderin, Beschwichtigerin, ratende Retterin! Ich verstehe dein Zeichen. Wie der mutige Hirsch durch Gewalt, durch den weiten hemmenden See von der Hindin getrennt, Hemmnis und Gefahr nicht scheuend, sich in die Flut warf und todesmutig herüberdrang ans Ziel zur Geliebten, — so soll auch ich nicht verzagen, nicht verzweifeln. Der Mut, der Wagemut treuer, heißer Liebe überwindet alles. Dank dir, Freia! Und Heil dir, Frau Sunna, die du da strahlend durch die Dämmerwolken brichst: Zuversicht des Sieges strahlst du in mein Herz. Ich gehorche dem Vater: ich scheide jetzt: — aber ich kehre wieder, und ich werde siegen. Treue Liebe dringt durch jede Hemmung.

Zweites Buch.

I.

Wo heut' am Nordostufer des See's die schmucken weißgetünchten Häuser des Dorfes Chieming glänzen, stand damals nur der Hof des Gemeinfreien Kiemo: er hat dem See und dem ganzen Seegebiet, das ursprünglich ohne besondere Benennung zu dem Ostgau der Bajuvaren gehörte, in der Folge den Namen gegeben: man nannte jenes Ufer „ze den Kiemingen", das heißt bei den Nachkommen des Kiemo, und der Name ging später auf den Untersee, zuletzt auf den ganzen Gau und den See über.

Der Eigner, ein kraftvoller Mann in den dreißiger Jahren, führte gegen Sonnenuntergang des nächsten Tages aus seiner Hofwehre den schmalen Pfad durch die sumpfige „saure" Wiese an den See hin einen kleinen ältlichen Mann, den die dunkle Farbe der Augen und des spärlichen Haars deutlich von den Bajuvaren der Mark unterschied.

„Ich danke dir, Secundus," sprach Kiemo, ihm die breite Hand fest auf die Schulter drückend; „du hast meinem Weib — ist ja noch so jung, die Fritigilt! — den Weg nach Hel erspart mit deinem Säftlein und Tränklein." „Nicht, nicht!" rief der Alte eifrig. „Nicht ich! Das hat gethan mein Herr und Gott, allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden! Nicht meine Tränklein,

— mein Gebet, der Herr möge die Kräuter segnen, haben geholfen.“ „Nun,“ meinte Kiemo treuherzig, „das ist mir gleich. Weil nur geholfen ist. Weil sie nur lebt! Sie soll mir aber fortab nicht mehr in die feuchte Feldwiese fahren um Futtergras: — von dort hat sie wohl das Sumpffieber heimgebracht.“ „Nicht, nicht!“ Unzufrieden schüttelte Secundus abermals den Kopf. „Das ist doch nicht! Nicht der Sumpf schickt das Fieber, sondern Gott.“

„So?“ grollte der Ehemann. „Dein Gott? Höre, der könnte was Gescheiteres thun und was Besseres schicken! Unsere Götter schicken nur Heil und Friede, Sieg und Sonnenschein und reiche Ernte: Seuche und Beißwürmer und Mißwachs senden ihre Feinde, — und die unsern! — die Riesen. Wehe, wehe, über deinen bösen Gott!“ „Nicht, nicht, nicht doch!“ eiferte das Männlein. „Ach, wie schlimm ist's, daß ich deine und der andern Heiden Gegenworte nicht widerlegen kann. Aber allzu lang ist's her, daß ich von einem Priester des Herrn dessen Lehre vernommen habe. Fast noch ein Knabe war ich damals, wie der letzte aus dem brennenden Salzburg über die Berge nach Italien floh. Und als mich mein guter, goldherziger Herr in die ferne Lechstadt wandern ließ, einen Priester zu suchen, — gar ein Bischof solle dort walten! — da war dort kein Bischof mehr zu finden und die paar Geistlichen konnten nicht lesen, kaum ein paar Gebete sagen. Und nun bin ich schon so alt! Und mein Kopf ist, mein' ich oft, noch älter als ich! Will sagen· meine Gedanken sind schwächer als meine Arme und Beine. So kann ich Euch nicht genug Widerspruch thun. — Vielleicht aber schickte deinem Weibe das böse Fieber nicht Gott, sondern . . . . .“ Er bekreuzigte sich und sah sich scheu um — „Vielmehr . . . ganz im Gegenteil der . . .

nun: der andere. Man nennt ihn nicht gern." — „Ah so! also eine Art von Riese, ein Unhold, ein übler Wicht." — „Ja ja. Aber sei still von dem, bitte." — „Hm, wundert mich. Sagtest doch eben wieder, dein Gott sei allmächtig. Warum leidet er dann solchen Unfug, daß Unschuldige siechen? Warum hat er dann den Unhold nicht schon lang erschlagen? Wuotan hätte längst die Riesenbrut vertilgt, könnte er's. Ei, so wird eben auch dein Gott nicht können." — „Still! Um Gotteswillen still. Er hört's ja! Ich weiß freilich auch nicht, warum er den . . . . den andern geschaffen hat. Und den viel übeln Apfelbaum! Hat doch alles vorhergewußt. Und wenn er ihn geschaffen, warum er ihn nicht maustot gemacht hat . . . lange schon! Wär' mir auch lieber! — Ach, gewiß weiß die heilige Kirche auch dafür Gründe. Liegen da in meiner alten Truhe vom Urgroßvater her neben andern Erbstücken ein paar beschriebene Blätter, — heilige Blätter, aus dem heiligen Buch! — da steht gewiß die Antwort drin auf all' Eure ungläubigen Zweifelfragen. Aber ach: ich kann's ja nicht lesen. Den Knaben hatte der Vater lesen gelehrt: — aber nachdem der gestorben, hab' ich bald alles vergessen. Nur von einem Gebet kann ich noch ein paar Worte: vom Vater im Himmel und erlösen vom Übel."

„Wohl, wohl. Glaub', was du willst, von mir aus! Es müssen doch wohl gute Götter sein, denen du dienst: denn was du thust in ihrem Dienst, ist gut: hilfreich sind dir Herz und Hand. — Was darf ich dir schenken zum Lohnvergelt? Oft und oft bei Nacht und Tag bist du gekommen in diesen Monden, durch Eis und Schnee oder auch über den See bei argem Sturm — wie er jetzt wieder anhebt: — ganz schwarz kommt's schon daher dort aus dem Wetterloch bei der Kampenwand. Soll dir

Fritigilt von ihrem besten Manteltuch ein paar Armellen . . . .?"

„Nicht! Nicht! Gottes Lohn lohnt reicher als Menschen Lohn! Hilf mir nur meinen Einbaum ins Wasser schieben: der Westwind geht gerade dawider." — „Bleib' lieber über Nacht unter unserm Dach. Der See wird schlimm. Der Wind wächst noch. Horch, wie die Möwen schrillen. Bleib!" — „Ich bin überall in Gottes Hand, der ist doch stärker als Fasold, Euer Sturmriese. Und Arno erwartet mich des Nachts. Schieb! Noch einen Ruck! So! nun in des Heilands Namen, der da wandelte auf brausenden Wogen!"

Bald war das Schifflein in dem dunkeln Wettergewölk verschwunden, das, finster wie die Nacht, den wildbewegten Weitsee bedeckte: scharf stachen von der schwarzen Flut die weißen Schaumkämme der überschlagenden Sturzwellen ab.

Schwer hatte der alte Mann zu arbeiten, der den morschen Kahn an dessen vielgeflicktem Hintergransen — dunkelgrünes Moos überzog ihn — aufrechtstehend mit dem einen breitschaufeligen Ruder vorwärts zu bringen und zugleich zu steuern hatte: er trachtete nach Norden: aber der heftige Sturm trieb ihn immer wieder nach Osten gegen Geklipp, das, dem Hofe des Kiemo im See vorgelagert, bis nah an die Oberfläche reichte: schon gar manch Schifflein, das in diese Scheren geraten, ward von der Brandung so lang hin und her geschleudert bis es barst und sank.

Über dem Bestreben, die Richtung zu halten, kam der Greis nur wenig vorwärts. Allmählich nahmen seine Kräfte ab, während die Wellen immer höher sich türmten, immer häufiger über die linke Schiffswand schlugen und den schmalen Nachen immer höher mit Wasser füllten, so

daß es dem einsamen Fergen schon handhoch über die Knöchel stieg.

Ihn fröstelte; doch konnte er nicht daran denken, auszuschöpfen: unterbrach er das Steuern nur auf Augenblicke, so trieb ihn der Sturm sofort in die Steinbänke am Ostufer. Wie er einen besorgten Blick in jene Richtung warf, sich zu versichern, daß er hinreichend weiten Abstand gewonnen, glaubte er gerade an dem gefährlichsten Fleck, mitten in den kurzen kreisenden Brandungswellen, ein kleines Fahrzeug wahrzunehmen, das, steuerlos, hilflos von den wütenden Wogen hin- und hergeworfen, offenbar bald an die dem Ufer nähere Steinreihe geschleudert, bald von dieser wieder an die äußere zurückgestoßen ward. Eine Gestalt war darin sichtbar, fortwährend von hoch aufspritzendem Gischt überschäumt. „Gott gnade dem Armen, wer er auch sei!“ seufzte der Alte. „Er ist verloren! Wollt' ich auch wagen, ihm Hilfe zu bringen, — ich käme zu spät und auch meinen Kahn würde es dort zerschlagen. Ich kann nichts thun, als für ihn beten! Höre mich, Herr Christus und du, Sankt Peter, du, selbst ein Fischer ... Ah, was ist das?“ er unterbrach sein Gebet, „Ist's ein Wunder? Ein Traumgesicht? Nein! Ich wache ja. Es ist ein Kreuz, ein hohes Kreuz, das der Verlorene da aufrichtet in seinem Schifflein! Ein Christ! Ein Bekenner des Herrn! Der erste seit soviel Jahren! Er ruft des Kreuzes Hilfe an: so helf ich ihm denn, Herr, um deines Namens willen oder ich sterbe mit ihm. Höre mich, Herr, und stärke meinen Arm.“ Und er wandte den Schnabel des Einbaums scharf nach Osten. Pfeilschnell schoß sofort das Schiff dahin gerade auf die umbrandeten Klippen los, von den wütenden Wellen an dem breiten Hinterteil in rasender Eile vorwärts getrieben: wie hungrige Wölfe sprangen sie in den ächzenden Kahn.

II.

Am nächsten Morgen lag in der schmalen Knechthütte, die, aus unentrindeten Eichenstämmen roh zusammengefügt, im Schatten des Arnohofs wie Schutz suchend sich zu ducken schien, auf der dichten, weichen Streu von getrocknetem Schilf, dem hochröhrigen, der tiefen Alz, ein fremder Mann. Sein einzig Gewand war eine Kutte von Kamelfell, die Haarseite nach innen gekehrt; ein derber, siebenfach geknoteter Strick hielt sie über den mageren Hüften zusammen; ein langer, schwarzer, von einem mächtigen Kreuze gekrönter Stab lag neben ihm. Zu seinen Häupten kniete Secundus, beflissen, ihm dampfende Milch einzuflößen aus einer flachen Thonschale, die, wann leer geschlürft, wieder gefüllt ward von Arntrudens emsigen Händen aus einem Melkeimer von weißem Lindenholz. Zu den Füßen des Fremden saß auf dem Herdrand Arno, Arnhild auf den Knieen wiegend, die mit großen, neugierigen Augen auf den Gast schaute.

Nun nickte der mit dem Haupte Dank und richtete sich, gelabt und gestärkt, zu sitzender Stellung auf: er begann — in der uferfränkischen Sprache, die den Bajuvaren doch leidlich verständlich war: — „Wo bin ich?" Er blickte in dem ärmlichen aber sauber gehaltenen Raum umher: da fiel sein Auge auf den Namenszug Christi, das Zeichen ☧, das mit Kohle auf den weißen Steinrand des Herdes gemalt war. „O bei Christen! Bei Knechten des Herrn Christus."

Hoch auf horchte Arno und zog die starken Brauen empor: „Ja, du bist in der Hütte eines Knechts. Aber nicht Christus, — Arno heißt sein Herr. Und der bin ich."

„Auf Erden!" erwiderte der Fremde und hob das

Haupt fest empor: nun sah man erst, wie gewaltig dieses Antlitz, wie bedeutend diese Züge waren, als aus den dunkeln, tief in die Höhlen gesunkenen Augen ein heiß lodernder Blick sieggewohnter Überzeugung hervorschoß. Das geschorene Haar war dunkel wie die Augen, deren brennende Glut meist durch die gesenkten langen Wimpern gedeckt war. Die mächtige tief gefurchte Stirn, die kühn gebogene Nase, der scharf geschnittene, streng geschlossene Mund, das starke Kinn wiesen auf starke Kraft, harte Zucht des Willens, auf einen Feuergeist, aber auch auf maß- und schrankenlosen Glaubenseifer hin. „Auf Erden," wiederholte er nachdrucksam mit einem geringschätzigen Blick, „aber im Himmel ist der Herr dieses Mannes — wie der deine — der Vater Jesu Christi."

Unwillig wollte die kleine Arnhild auffahren: der Vater drückte ihre Schulter nieder und erwiderte ruhig: „Die mögen ja Götter sein, alle beide. Weit wölbt sich über der Erde der Himmel, hat für vieler Völker Götter Raum. Deshalb red' ich meinem Knecht nicht in seinen Glauben." „O glaub' es," mahnte Secundus, sich vom Boden erhebend, eindringlich den Fremden, „er — mein Herr und dieses Hauses und des großen Hofes dort und all' der Äcker, die du ringsum schauest, Eigentümer — er ist soviel gut, gutherzig, großherzig. Wär' er getauft, er könnte auch nicht edler sein! Er — nicht ich — er hat dich gerettet." „Schweig!" gebot Arno streng. „Und du — berichte: wie kömmst du hierher?" „Ich weiß nur noch ....", begann der Gast, sich besinnend und mit der Hand über die Brauen streichend, „ . . . mein Nachen war im Versinken, so mächtig drang das Wasser durch das Loch, das die scharfen Steine in den Boden gestoßen hatten." — „Wie kamst du zu dem Plattkahn? Er gehörte — die Hausmarke auf dem ans Land gespülten Ruder zeigt es

— Rimisto, dem Meier der Fagana, der, ganz weit von hier, auf der Westseite des See's seinen Hof hat." — „Jenes Boot? Mein Gott hat es mir gegeben." — „So? — Er vergaß aber dabei, Rimistos Hausmarke durch die seine zu ersetzen. Der Plattschelch lag wohl unangekettet, ungehütet am Seesteg?" Der Fremde nickte: „Ich hatte gebetet, der Herr möge mir, da der Wald, der Sumpf, die den See umgaben, den ich zu Fuß, vom Lech her wandernd, erreicht hatte, an jener Stelle undurchdringbar waren, Schiff und Ruder weisen, auf daß ich meinen gottgewiesenen Weg gen Osten fortsetzen könne. Knieend hatte ich gebetet: sowie ich mich erhob, sah ich das Schifflein ganz nah vor mir an dem schmalen Steg im Schilf, auf den Ufersand gezogen: das Ruder stak bereits in der Weidenschlinge, diese war durch das Schiffsöhr gezogen: alles zur Abfahrt fertig gestellt durch Gottes Hand. Ich dankte dem Herrn, sprang ein und stieß ab."

Arno furchte die Stirn. — „Was weist unser Gaurecht?

‚Hirtenlose Herde,
Schifferloses Schiff,
Egge sonder Ackerer,
Muß statt der Menschen — mächtiger! —
Schützen und schirmen
Und rächen das Recht:
Höher, heiliger
Umfriedet sie gegen Frevel
Der Friede der Freien.‘

Weißt du, was auf feigen Diebstahl steht des Schiffes, das der Eigner vertrauend am Ufer ließ?"

Der Fremde schwieg: er hatte wohl nicht verstanden. Aber Secundus erschrak heftig: „O lieber Gast," bat er, „mein Herr, der dich da frägt, ist der Richter in der Mark. Er darf, er muß dich fragen und — strafen."

„Die Ehre wird ihm abgehauen, wie die häßliche Diebshand, und dreimal neunfach hat er den Wert zu ersetzen," sprach der Richter. Jedoch unerschrocken erwiderte der Gast: „Meine Ehre ist die Schmach, die der Herr Christus auf sich nahm am Kreuzgalgen. Meine Hand aber ist sein Werkzeug: er wird sie schützen solang er ihrer bedarf. Und Geld darf ich nicht zu eigen haben." — „Fahre fort, zu berichten." — „Kaum hatte ich die Mitte des See's erreicht, da hob sich großer Sturm und verschlug mich weit nach Osten in jene Steine: ich erkannte, mein Schifflein müsse zerschellen: da richtete ich in dem Mastloch der Ruderbank dies mein hohes Kreuz empor: — der große Columba selber hat es geweiht: — zu diesem Kreuze betend empfahl ich dem Herrn meine Seele, warf mich auf die Kniee und erwartete den Tod." „Und durch dies Kreuz hat dich der Herr gerettet!" frohlockte Secundus. „Denn nur, weil ich das Kreuz erschaute, wagte ich mein Leben, den Scheiternden zu retten."

Da erhob sich der Mönch, auf die Linke gestützt, und gab dem Erstaunten einen heftigen Backenstreich: „Nimm das, mein Sohn, und dazu drei Tage Fleischfasten. Wie sagt die Schrift? Alle Menschen sollen wir lieben wie uns selbst. Der Herr hat auch der Heiden sich erbarmt." Verlegen, beschämt, stammelte der Gezüchtigte: „Dank, heiliger Mann Gottes, für die Strafe und bitte, vergieb mir."

Merksam hatten Arno und seine Kinder diesen Reden gelauscht, jetzt rief die Kleine zornig: „Ja aber, Vater, darf denn der Graurock den guten Secundus schlagen?" — „Nein, das durfte er nicht, Kind. Wer eines andern Knecht schlägt, büßt einen drittel Solidus nach Bajuvarenrecht. Er wird überhaupt noch unser Recht lernen. — Sprich, was führt dich vom Lech, — wie du sagst, — hierher? Was hast du zu suchen hier im Land?" — „Ich

suche nicht, was da mein, was meines Herrn ist. Oder doch wieder sein werden soll. Das Kreuz war schon hoch aufgerichtet in diesen Gauen: getauft war alles Volk der Räter, Noriker, Römer. da kamt ihr, ihr wilden Markomannen, ihr grimmbösen Quaden, die Donau heraufgezogen nach Noricum, von da bald auch nach Rätien: Bajuvaren nanntet ihr euch jetzt von eurer früheren Heimat Bajuheim. Da flohen vor euch aus diesen Landen über die Alpen die vornehmen Römer, die reich waren an Schätzen dieser Welt; und mit ihnen schwand das Kreuz." „Ja," fiel Secundus ein, „denn auch die Unfreien, die wohnen blieben und nur den Herrn wechselten — wie meine Großeltern — verloren, verlernten bald den Glauben: war doch niemand mehr da, ihn zu lehren. Nur karge Trümmer davon hab' ich mir gerettet." „Wir lassen jeden glauben, was er will, wenn er thut, was er soll," sprach Arno ruhig. „Da drüben in Artobriga, auf der Breitstraße nach Salzburg, beten die dunkelhaarigen Salzarbeiter, die wir vorfanden, nach wie vor ungestört zu ihren Halaunen und zu Teutates oder Merkur. Und die Herzöge zu Regensburg haben den Glauben ihrer Herrn, der Frankenkönige mitgebracht: das ist ihre Sache." „Aber," klagte der Mönch, „sie haben nie versucht, den Samen des Heils hier wieder auszustreuen. Das machen unsre Könige zu Metz und Paris und Orléans anders. Ihre Grafen zwingen in Auster, Neuster und Burgund die Heiden zur Taufe mit Bann und Gewalt." „Wie?" rief Arno und die Stirnadern schwollen ihm an, „und das dulden die freien Franken? Bei Donars Hammer! Wie geschwind flögen bei uns solche Grafen in den tiefsten See!" — „Weil nun unsre Bischöfe in Auster mit Schmerz erfuhren, wie hier zu Lande die Wahrheit wieder völlig überwuchert ist von Götzenwahn, — wie verlassenes Ackerfeld wieder zu Walde wächst — haben sie

die hohe Frau Brunichildis, die bei uns in Auster unter Krone geht, beschworen, Glaubensboten hierher auszusenden mit dem Kreuz, aber zugleich ihre Grafen mit dem Schwert." „So?" entgegnete Arno ruhig. „Sollen nur kommen. Dann werfen wir Kreuz und Schwert und die sie tragen, zusammengebunden in die Alz." „Auch mir mißhagt der Zwang. Freiwillig — lehrte der weise Tertullian — soll der Glaube angenommen, nicht aufgedrungen soll er werden. So denkt auch unsere Frau Königin. Aber ein anderes ist es," fuhr er fort und Begeisterung sprühte aus den fieberhaft glänzenden Augen, „setzt der Waffenlose, Schwache sein Leben ein, den Götzendienst zu bekämpfen durch das Wort und todesmutige That."

„Und zu solchem Thun," sprach Arno mit forschendem Blick, „bist du in unsere Gaue gewandert?" — „Du sagst es. Als in dem stillen Kloster im Wasgenwald, in dem ich dem Herrn diente . . ." — „Wie lange schon? Ich meine, diese starke Rechte hat einst das Schwert geführt."

Dem Mönch schoß das Blut in das sonst so bleiche Antlitz: „Leider! . . . ." — „Hältst du's für Unrecht, den Feind deines Volkes von der Markung zu scheuchen?" „O nein!" rief der Fremde mit kraftvollerem Ton als er bisher angeschlagen hatte. „Auch ich . . ." Aber plötzlich hemmte er die Wallung und fuhr mit wieder gedämpfter Stimme fort: „jedoch mich . . . mich führten dunkle Wege, dunkle Thaten — Gottes Zorn! — ins Kloster. Ich meinte, für immer: in Reue und Buße und Gebet gedachte ich dort meine Tage verrinnen zu sehen. Da, als die Nachricht in unsere waldverborgenen Mauern drang, die Königin habe das Verlangen der Bischöfe, die Taufe mit dem Schwert bei den Alamannen und euch durchzuzwingen, abgelehnt, und als unser Abt, der feuereifrige Columba,

sie in flammenden Worten schalt und die Brüder grollten und ich selbst mit mir in Zweifeln rang, — da kam mir in der Nacht ein Traumgesicht."

„Träume täuschen oft," meinte Secundus schüchtern. „Man soll sie nicht deuten." — „Nur die von den Heiligen kommen, wie der meine. Mir erschien, nachdem ich in schmerzlichem Grübeln über der edeln Frau Königin und des heiligen Abtes Streit entschlummert war, nach langem brünstigem Gebet zu Sankt Paulus, meinem Patron, dessen Namen ich beim Scheiden aus der Welt angenommen habe, dieser selbst, von himmlischem Glanz das ehrwürdige Haupt umleuchtet, und mit gen Aufgang ausgestrecktem Arme sprach er: ‚Zeuch aus, mein Sohn, gen Osten zu den Heiden an Donau und Inn. Und bekehre sie zum Heile. Aber nicht mit einem Frankenheer, — ganz allein: nicht durch den Zwang des Schwertes, — einen Stab in der Hand, und durch den Mut deines Glaubens. Zieh hin von West nach Ost: sorge nicht um Weg und Steg: ich werde dein Wegweiser sein, versagt dir andere Kunde.'

Und ich berichtete gleich nach dem Erwachen die Offenbarung meinem Abte: der entließ mich mit seinem Segen. Und ich wanderte über den Rhein und über die Donau, über den Lech und über den Inn auf zitterndem Steg, auf schmaler Furt, durch breiten Sumpf: ich zehrte von dem geweihten Brot, das mir der Heilige in den Strickgürtel gesteckt. Traf ich auf ein Gehöft, so trat ich ein und verkündete das Wort vom Heil für die Mühseligen und Beladenen: aber nur ein Weib etwa oder ein Knecht schenkte mir Gehör und Glauben, die Männer schüttelten trotzig die Köpfe — ach! wie weiland ich selbst, obwohl als Kind schon getauft, bei mancher Lehre der heiligen Kirche! — Dann blies ich den Staub von meinen nackten Füßen und wanderte weiter. Wohin? Ich wußt' es

nicht: nur, — nach der Sonne blickend und den Sternen — stets gen Ost.

Und oft, wann ich Weg und Wegspur verlor, kniete ich nieder, wo ich gerade stand, betete zu meinem Patron und siehe: jedesmal sandte er mir einen Wegweiser: bald hoch im Blau einen Zug von Wandervögeln, bald im grünen Waldgras ein hüpfend Häslein . . ."

„Ja aber," fiel ein Stimmchen ein, „Has ist häßlicher Anhupf!"

Ohne darauf zu achten, fuhr der Mönch fort: „Einmal, im tiefen Waldgestrüpp, war ich eingeschlafen auf weichem Moos. Plötzlich weckte mich ein Geheul: — wohl kannt' ich's von den Wäldern des Wasgengaues her! — Wölfe waren's. Sie drangen näher, näher: mir war, ich sah ihre glühenden Augen im Dunkeln leuchten wie Irrwische; da erhob ich mich, reckte meinen Kreuzstab wider sie und rief: ‚Dämonen in Wolfsgestalt, die ihr den Boten des Herrn in seiner Sendung hemmen wollt — weicht aus dem Wege, ich beschwöre euch, im Namen Pauli, meines Patrons.' Und horch: das Geheul lenkte ab, weit ab von mir: — der Apostel hatte das Rudel auf andere Fährte gelenkt. Bald darauf kam ich an diesen großen See und wie ich ratlos am Ufer stand, half mir der Himmel abermals: er zeigte mir jenen Nachen. Und zuletzt, als ich bewußtlos vor dem aufgerichteten Kreuz in dem Schifflein zusammengebrochen war, half er mir durch die Hand dieses Glaubensgenossen."

„Ich wäre aber mit dir zu Grunde gegangen," berichtigte Secundus, „nachdem ich deinen Nachen an meinen Einbaum angeseilt hatte, ihn zu schleppen, wäre nicht mein guter Herr hier zu Hilfe gekommen und mit ein paar Knechten rasch uns entgegengefahren, denn meine Kraft

war erschöpft: der Sturm trug uns schon wieder gegen jene Steine."

„Ich werde," schloß nun der Richter, „Rimisto sein Eigentum ausgeflickt zurückstellen und ihn bitten, die Diebesklage nicht zu rufen: der es genommen, habe in Irrwahn gehandelt. Bleibe hier, bis du dich erholt und erkräftigt hast, weiter zu wandern auf deinen sonderbaren Wegen."

„Nicht, bevor ich dir das Wort des Heils verkündet habe: dir und diesen armen Kindern hier. Ich danke dir," sprach er zu Arntrudis gewendet, die ihm oft während seiner Erzählung Milch geschenkt hatte. „Du hast ein freundlich Wesen, Jungfrau, und Gott gab dir ein schönes Antlitz: das ist eine große, große Gefahr! Lerne früh aller Lust der Welt entsagen! Sprich, was ist dir von all deiner Habe das Liebste?" Ohne Besinnen antwortete das Mädchen, ihn voll anblickend: „Das Liebste ist mir ein klein Vögelein: es singt auch zur Nacht: gar liebe, liebe Hand hat mir's geschenkt." „Das opfere Gott," schrie er mit unheimlich flammenden Augen. „Entsage der Lust an dem heißen Lied der brünstigen Kreatur der Nachtigall. Dreh ihr den Hals um! Denn auch die Tiere sind verteufelt durch die Erbsünde!" „Abscheulich!" rief sie entsetzt und trat von ihm hinweg an ihres Vaters Seite. „Laß solche Rede, Lieber," mahnte Secundus. „Nein doch! Ich muß versuchen, diese Seelen zu retten vor der ewigen Qual. Denn wer die Welt liebt und den Götzen dient, brennt ewig in der Hölle."

„Ja aber," meinte Arnhild, „wenn dich der Vater nun nicht gerettet hätte, lägst du im See und könntest uns gar nichts verkünden."

Der Mönch wollte erwidern: doch unwillig stand der Hofherr auf: „Schweig, Fremdling, mit solchen Worten. Wohl mag dein Gott, mögen deine Götter mancherlei

Gewalt haben: wir wehren dir nicht, ihnen zu dienen, sie zu preisen: aber unsere Götter schmähen, uns von ihnen hinwegreden zu wollen, — das sollst du nicht unter der Arninge Dach, das Donar behütet, und in dieser Mark. Sobald du wandern kannst, begleitet dich Secundus über unsern Gau hinaus. — Kommt Kinder! Nachbar Iso bringt Frô ein Opfer um Ernte: seht ihr: schon lodert auf seinem Bühl die heilige Flamme auf; sie winkt uns zu frommem Thun!"

III.

Als sie allein waren, wandte sich der Knecht eindringlich warnend zu dem Mönch: „Nicht, nicht! Laß ab, o laß ab von ihm und seinem Hause! Du ergrimmst ihn nur und erreichst nichts. Ich kenne ihn: eher möchtest du die Kampenwand da drüben und den Hochgern umblasen mit dem Hauch deines Mundes als diesen Mann abwenden von seinen Göttern."

Tief nachsinnend senkte Paulus das Haupt in die Rechte, dann sprach er: „Der Glaube, das Gebet kann Berge versetzen, kann Wasserquellen schlagen aus dem Fels: sie können auch felsharte Herzen erschüttern und erweichen. Schon oft haben die Heiligen, die Wahrheit unseres Glaubens zu erweisen, auf das brünstige Gebet ihrer Boten Zeichen und Wunder gethan. Ein Wunder, ein unleugbar, sichtbar, greifbar Wunder müßte auch diesen trotzigen Heiden bekehren. — Aber es ist vielleicht Anmaßung, Überhebung, daß ich unwürdiger Sünder vom Himmel ein solch Zeichen begehre. Vielleicht genügt statt dessen ein Geringeres, eine That von mir allein. Wie, wenn ich dem Richter und

seinen Markgenossen zeigte, daß ihre Götter machtlos sind, sich selbst nicht schützen mögen gegen einen eifrigen Diener des Herrn? Ja, das ist leichter zu erreichen, als ein Wunder dem Himmel abzuringen. Es bedarf nur des mutigen Vertrauens auf den Herrn und stolze Verachtung der Heidengötter." „Du, du!" warnte der Alte ängstlich! „Nimm dich in acht! Die Heidengötter sind nicht ohne Macht!" — „Ich weiß! Sind es doch Dämonen — wie Columba sagt — üble Wichte, wie wir sprechen. Gott hat ihnen allerlei Gewalt gelassen, zu zaubern und zu schaden."

„Ja, warum aber hat er das gethan?" forschte Secundus verdrießlich. „Wenn ich nur das wüßte! Das treibt mich schon lang um in Grübeln und Zweifeln! Ist er doch wie allgütig so allmächtig! Warum tilgt er sie dann nicht aus oder bindet sie doch irgendwo an — aber recht fest! — wie die Heidengötter so manch riesisch Ungetüm?" — „Weil er uns durch die Schäden und Leiden, die sie uns anthun, in Trübsal läutern will, weil wir mit ihnen ringen sollen mit geistlichen Waffen in Gebet und Buße. Und schließlich sind Gottes Wege unerforschlich." — „So, so? Das werd' ich morgen dem Kiemo sagen. Weiß aber nicht, ob ich ihn damit überzeugen werde." „Sprich," fragte nach einigem Nachsinnen der Mönch und ein heldenhafter Strahl kühnen, todesfreudigen Mutes erhellte die sonst so schmerzumwölkten Züge, „sage, wo ist hier in der Nähe das höchste Weihtum der Heiden, wo sie ihren Götzen opfern? Bildsäulen mein' ich, die ein starker Arm wie einen Schild zerschmettern mag?" Dabei ballte er die hagere Faust um den neben ihm liegenden Pilgerstab und führte damit einen sausenden Streich in die Luft.

Erschrocken duckte sich der Knecht: „Behüte! O heiliger Bruder, wie bist du streitgewaltig!"

„Ich war's!" seufzte der, den schweren Stock traurig fallen lassend. „Aber ... gieb Bescheid! Wo find' ich das nächste Heiligtum der Heiden?" „O," meinte Secundus, „was das angeht, wenn du weiter nichts willst, — da ist dir leicht zu helfen. Auf dem kleineren Eiland im See, — du sahst es wohl liegen in der Ferne von Rimisto's Halde aus! — auf dem Linden-Wörth, stehen sieben schöne uralte Linden im Kreis um einen tiefen, tiefen Ziehbrunnen, den Donar über dem Ursprung klarsten Wassers gezimmert haben soll: Frau Berahta, der Ehegöttin der Bajuvaren, sind Linden und Brunnen geweiht. Und auf dem größern Eiland, dem Eschen-Wörth, — weißt du: weiter gen Mittag hin und gen Abend — da ragt am Eingang in die dunkeln Schauer dichten Urwalds aus dem Stamm einer mächtigen Esche halb heraus geschnitzt das Bild ihres obersten Gottes, zwei Raben auf den Schultern ..."

„Wuotans, des ärgsten der Dämonen!" schrie der Mönch und Feuer sprühte aus den tief eingesunkenen Augen. „Ihn haß' ich zumeist! — Wohlan! Ich fühl's: schon kann ich den Arm wieder schwingen! Morgen führst du mich zu der Götzin und dem Götzen!"

IV.

Am Abend des folgenden Tages fuhren der Fremdling und Secundus, dem sein Herr Urlaub erteilt hatte, über den Weitsee nach dem „Linden-Wörth", der heutigen Fraueninsel.

Secundus, aufrecht stehend, steuerte, aber er ruderte auch allein: denn Paulus lag auf den Knieen vor dem

Kreuzstab, den er auf dem Schnabel des Einbaums befestigt hatte, in heißem Gebet: er flehte den Herrn und Sankt Paulus an, ihn nicht zu Schanden werden zu lassen vor den Heiden und ihren Abgöttern.

Die Sonne ging allmählich zu Gold über den dunkeln Tannenwäldern auf den sanft welligen Hügeln des Westufers: prachtvoll hob sich von diesem schwarzgrünen Höhensaum ein leuchtend warmer, gelber Streif: in wundersamem Frieden ruhten Land und See: die von Nord nach Süd kaum absehbare Wassermasse lag spiegelglatt, ganz unhörbar spülten die leisen Wellen an den weißen Sand der Nordspitze des Eilands, auf der nun der Einbaum knirschend auffuhr.

Die liebliche Insel, heute von Fischer- und Kleingütler-Häuslein dicht bedeckt, in Karolingerzeit der Sitz eines Frauenklosters, war damals nur von gar wenigen Menschen bewohnt. Denn ein Weihtum, Frau Berahta geheiligt, war das ganze Eiland: eine silberhaarige Priesterin waltete dort, ihrer Verehrung dienend, umgeben und unterstützt von zwölf Jungfrauen aus den edelsten und angesehensten Geschlechtern der Bajuvaren: die von der Greisin Erwählten, in je drei Jahren wechselnd, rechneten sich solchen Dienst zu hoher Ehre.

Die kleine Aue bot weder für Ackerbau noch für Viehweide genügend Raum: auch sollte der heilige Boden, nur von Gras und Bäumen bestanden, nicht unheiligen Wirtschaftszwecken dienen: so waren es nur wenige freie Grundholden, auch wohl Unfreie, dem Weihtum von den reichen Grundherren der Nachbargaue zu eigen geschenkt, die, von Fischfang und kärglichem Viehstand lebend, für den das Gras von den „Feldwiesen" am Südostufer des See's geholt ward, für den Unterhalt und den Schutz der Priesterin und ihrer Jungfrauen sorgten.

An der Nordspitze, gegen Bedaium zu, lag eine solche Fischerhütte, verborgen hinter hohen Weidenbüschen, die ihre langen Zweige bis in das Wasser hängen ließen. Aus diesem grünen Versteck trat jetzt, da die Ankömmlinge aus dem Boot stiegen, ein in Wolfsfelle gekleideter Mann hervor: er ließ den Holzschild vom linken Arm in die Hand herab gleiten, stieß den scharfen Lachsspeer neben sich in den Ufersand und reckte Secundus die Rechte entgegen. „Willkommen," sprach er, in einer vom Bajuvarischen verschiedenen Mundart, — auch das Haar trug er anders: gegen den Wirbel zurückgekämmt und hier in einem Büschel zusammengeflochten, — „in Frau Berahtas Frieden. Ich glaubte ja doch den Einbaum der Arninge zu erkennen. Und dich am Steuer. Nur die Stange mit dem Querholz irrte mich. Da griff ich, zu Tius betend, zum Speer. Hab' ich doch allein die Wörthwache hier auf dem Nordzipfel. Und der Fagano ließ uns von dem Eschen-Eiland herüber sagen, wir sollten scharfe Ausspäh halten: räuberisch Volk sei gemeldet von Aufgang her."

„Gegrüßt, Suapo," erwiderte Secundus. „Treu hältst du Wache. Aber wir kommen als Freunde. Gieb uns Obdach heut Nacht. Der Herr Christus wird dir's lohnen." Der Uferwart schüttelte den Kopf: „Kenn' ihn nicht. Wuotan, der Wegfährtigen Schutzherrn, geht das an. — Weit und breit ist kein Kahn zu sehen: — alles sicher. So kommt mit." Und er wandte sich und schritt auf seine Hütte zu; beide folgten. Jedoch bevor der Mönch über die Schwelle trat, blieb er stehen und sprach: „Und du frägst nicht, woher noch weshalb ich komme?"

„Unrecht wär's, ungastlich. Wuotan würde zürnen."

„Und doch," erwiderte der Gast, „mußt du's wissen: nicht im Frieden Euerer Götzin komm' ich: Trutz und Kampf bring' ich ihr." Ruhig entgegnete der Fischer:

„Schlimm für dich! Dann wirst du bald aus ihrem Eiland scheiden: lebend oder — tot. — Morgen feiern wir," fuhr er, zu Secundus gewendet, fort, „ihr Fest: die Weihe des Brunnens, den die Göttin dereinst den Ahnen gewiesen und Donar dann überwölbt: danach erst konnten Menschen hier siedeln: denn Seewasser trinken, treibt den Leib auf." „Ein Fest?" forschte der Mönch eifrig. „Ein Opferfest für die Inselgöttin? Morgen? Dank, Sancte Paule, zu rechter Zeit führtest du mich her!"

V.

Vor Hahnenkraht wurden die Gäste wach durch das Geräusch, das der Wirt verursachte: — er hauste allein mit seinem zwölfjährigen Knaben — indem er sich mit seinem Fischzeug zu schaffen machte.

„Was hast du vor, — so früh am Tag?" fragte Secundus, sich die Augen reibend. — „Hei, Fische fangen. Der Krätzer beißt am besten gleich wann der Sonnengott über die Berge stieg," lachte er. „Siebenmal zehn Rückenstacheln — das heißt mit den Fischen daran! — hab' ich an das Weihtum zu liefern zu diesem Tag. Was wäre ein Fest Frau Berahtas — Frigg heißt sie aber bei uns Alamannen — ohne einen Schmaus von Fischen? Reichlich, wie der Fisch Roggen trägt, soll sie ja aller guten Menschen, nützer Tiere und nährsamer Kräuter Samen wachsen und gedeihen lassen!"

„Hei ja, Vater," rief der krausköpfige Bub, er befestigte Bleistücklein an den Schnüren der Senkangel, „heute wird's wieder mal gut. Der Südwind hat die

Nacht schwül gemacht: ein Gewitter ist im Anzug: da beißen sie wie die Wölfe. Und der Nachbar hat mir ein Stück Leber geschenkt von dem Roß, das er zum Opferschmaus geschlachtet: das ist ihnen lieber als der fetteste Regenwurm. Komm, Vater: schon spiegelt der See den Sonnenwagen wider."

„Der Fang ... das soll wohl ein Opfer werden für eure Abgöttin?" fragte Paulus rasch. — „Gewiß: für unsre hohe Huldfrau!" — „Secundus, wir fahren mit. Ich will ihnen den Fang .....! Höre mich, Sankt Peter, du bist wie der Fischer so der Fische Herr. Gebeut ihnen zu thun nach meinem Willen!"

Bald flog der Flachkahn um jenen Nordzipfel der Insel, der heute noch nach jenem Suapo der Schwabenzipfel heißt, auf dem Westufer dahin scharf gen Süd. Als man sich der Mitte zwischen der Fraueninsel und dem damals noch namenlosen, heute „Krautinsel" benannten ganz kleinen Eiland näherte, hemmte der Fischer das Steuer und gebot seinem Knaben, das Ruder aufzuziehen: der hielt es nun wagrecht über dem Schiffsrand: die Wassertropfen träuften von der breiten Schaufel langsam auf die Fläche des wellenfreien See's: jeder Tropfen bewirkte einen kleinen Ring, der sich allmählich erweiterte und so verging. —

„Halt! gleich sind wir zur Stelle! Man muß den Wipfel der höchsten von den sieben Linden und die Spitze der höchsten Weide auf dem kleinen Werder in einer Richtung sehen: noch ein klein wenig rechts, Suapilo — nun gerad aus! So! Halt. Jetzt sind wir auf dem kleinen Haken, auf dem Hakilo, sprechen die Bajuvaren. Nun laß den Stein an dem langen Seil herab — langsam. So! das hält so fest wie ein Zahnanker daheim am blauen großen See. Bald hebt sich nun der Morgenwind: — aber so mag er uns nicht von der Stelle treiben"

„Ich wette,“ rief Suapilo, „ich haspie den ersten herauf!“ Und er schlang die lange mit angedrücktem Blei und mit kleinen festgebundenen Kieseln beschwerte Schnur, die noch den uralten Bronzehamen trug, beködert mit einem Stück der rohen Leber, um den Zeigefinger der rechten Hand und wollte sie über den Schiffsbord gleiten lassen: aber der Vater hemmte seinen Arm. — „Halt an! Immer zu rasch noch! Erst den Fangspruch, den der Ahn vom fernen Bodensee mit in dies Ostland gebracht.“ „Vom Bodensee?“ forschte der Mönch. „Das ist das große Wasser bei Bregenz, nicht? Dorthin trachtet mein Abt Columba das Kreuz zu tragen,“ erklärte er Secundus. — „Wie kam dein Ahn hierher? Warum verließ er die Heimat?“ Unwirsch erwiderte der Fischer: „Wort verdirbt Werk. Viel Fragen frommt nicht. Ich habe dich auch nicht gefragt. Schweig jetzt, wann ich zu den hohen Göttern rede.“ Und er begann, nachdem er zuvor das Haupt geneigt, nun den Blick ehrfurchtsvoll gen Himmel gerichtet:

„Höre mich, hoher
Dröhnender Donar,
Der du, der Fischer findigster,
Hobst an dem Hamen
Aus greulichem Abgrund
Den freißlichsten Fisch:
Den wütigen Wurm,
Der riesig umringelt
Allen Erdkreis!
Fülle der Fischlein
Hänge mir heut' an den Hamen!

Und du, glänzende Göttin,
Des Guten Geberin,
Frigga, freundliche, freudige Frau,
Gebieterin, beut du selber das Beste
Zu dem frohen Fest, das wir dir feiern:

Schick' mir die schuppigen,
Schwänzelnden Schwimmer
In Fülle zum Fang!"

„So! Nun wirf aus, Bub! Du zur Linken, — ich zur Rechten. Da, Secundus, nimm auch eine Schnur." Der griff willig zu und wollte auswerfen. Aber der Mönch fiel ihm in den Arm. „Nein! Du wirst nicht! Willst du beitragen zum schnöden Opferschmaus der Heiden?" Und er entriß ihm die Schnur und schleuderte sie weit in den See. „O weh! mein bester Hamen!" klagte Suapilo. „Fremdling, das thatest du wider Recht!" grollte der Vater. — „Immer euer elendes Recht, immer euere Menschensatzungen, wo es sich um den Himmel handelt! — Nun hört mich, ihr Heiligen, vor allen du, Sankt Peter, großer Seelenfischer, den der Herr jenes reichen Fischfangwunders gewürdigt hat am See Genezareth: zeigt all ihr Heiligen diesem Heiden, daß ihr Gewalt habt wie über Land, so über Wasser und alles Getier, das darin schwimmet und fleußt! Nicht Eine Flosse sollen sie fangen für ihr Götzenfest. Ich beschwöre euch, Kreaturen der Tiefe, meidet . . . ."

„Heia," jauchzte der Knabe, „der hat stark gerissen! Das ist ein großer." Und eifrig wand und haspelte er mit der Linken, säuberlich dabei jede Verwickelung und Wirrung der Schnur meidend, die viele, viele Klafter lange, herauf in den Kahn, ohne sie jemals an dem untern Ende schlaff werden zu lassen. „Der ist schwer, Vater!" frohlockte er und schnellte seinen Fang, einen mächtigen Barsch, über den Schiffsrand herein. „Und der ist auch nicht übel," meinte der Fischer und zog einen zweiten herein. „Ei, wie sie heute beißen!" lachte Suapilo. „Ich sagt' es ja! Der Südwind!" — „Ja, und der Fischspruch! Der hilft!"

Verdrießlich wandte sich Secundus, wie der Fang fort und fort so rasch und reichlich fruchtete, an den Mönch: „Aber," meinte er kopfschüttelnd, „was ist denn mit den Heiligen?" — „Schweig! Es ist eine Prüfung des Glaubens. Oder mein Gebet war zu schwach. Oder ich bin zu unwürdig. Oder die Dämonen sind allzustark an diesen Stätten uralten Götzendienstes!" — „Aber Gott ist doch allmächtig! Und allgegenwärtig! Warum also . . .?" — „Schweig und glaube!" Es war aber doch hart für den Alten, die Fische trotz des Gebets und Verbots des Mönches sich wie um die Wette an die Hamen drängen zu sehen.

„Es ist, als ob sie's ihm zum Verdruß thäten!" dachte er. „Gut, daß Kiemo noch nicht da ist."

In kurzer Frist waren so viele Fische gefangen, als die breiten Lägel im Kahn zu fassen vermochten. Suapo lichtete den Steinanker und in rascher Fahrt ging's nach Hause. „Jetzt," sprach er, die ganze Armeskraft in das Steuerruder legend, „jetzt magst du fragen, Fremdling. Nun stört die Rede nicht mehr; aber: ‚stumm ist der Fisch, stumm sei der Fischer,' 's ist ein guter, alter Spruch. — Also, wie der Ahn vom Alamannenland hierher verstürmt ward, begehrst du zu wissen? So hör' es. Denn es geht auch dich an und deine Werke. Vor siebzig Wintern etwa war's, da kam auch so einer wie du bist, im härenen Rock, den Kreuzstab in der Hand, aus dem Burgundenland an unsern See nahe der alten Walenstadt Arbon. Und lehrte die neuen drei Götter und die göttliche Jungfrau, die den Einen gebar . . . . . ." „Nicht so! Nicht doch!" schalt Paulus und sprang heftig auf. — „Bleib sitzen! Sonst fliegst du ja ins Wasser. — Die meisten Männer hörten ihn gar nicht zu Ende, nur ein paar Weiber lauschten ihm gern.—An die — und an

die Knechte! — machte er sich immer zuerst. Darunter war auch Itta, die Ahnin; ihr Gatte, der Großvater, ließ sie gewähren, verstattete auch, daß der üble Wale sie tauchte in das üble Zauberwasser . . . sitz still, sag ich, bei Donars Strahl! sonst liegen wir alle im See und nur der Bub und ich würden wieder herauskommen! — Aber nun verbot der Fremde der Getauften die Ehegemeinschaft mit ihrem Eheherrn, bis auch der gechristnet sei. Das ist der Friede, den ihr bringt! Der Ahn warf den frechen Ehestörer aus dem Gehöft und zwang die Frau zu seinem Eherecht. In derselben Nacht, als der Ahn neben ihr eingeschlafen war, entlief sie, dem Mönche folgend, seine Verzeihung zu erflehen. Wie der Mann erwachte und das Bett leer sah, faßte er die Axt, folgte ihrer Spur und traf das Paar am Morgen auf der Straße nach der Bischofstadt am Lech; sie lag vor dem Fremden auf den Knieen, rang die Hände, ihn um Verzeihung flehend, die er weigerte. Da hob Snapogrim die Axt und erschlug sie beide auf dem Fleck. Dann ging er zurück ins Dorf und sagte es dem Richter an. Der berief das Ding. Und das Ding sprach den Ahn frei. Und es lobten ihn alle Männer. Aber ihm war das Gehöft verleidet, wo er so lang in Frieden und Glück gewaltet hatte mit der schönen Itta, bis der Christenpriester kam mit dem Grußwort: „Friede sei mit euch.“ Und er rief alle Nachbarn als Zeugen zusammen, sprang, nur mit dem Hemd bekleidet, den Stab in der Hand, über den Zaun des Gehöftes, warf dessen Staub rücklings über die linke Schulter und ließ Hof und Habe, Acker und Erde, Wunn und Weide seinem Brudersohn auf im echten Ding. Und zog mit seinem Knaben über Lech und Isar und Inn gen Osten, bis er hier an jenem Eilandzipfel neue Heimatbalken aufrichtete. Und die gütevolle Priesterin des Weihtums

schenkte ihm die Scholle Landes und das Bauholz zu dem Hof und schenkte ihm ein paar Rinder und das Futter dafür drüben in den Feldwiesen. Und er und wir, seine Erben, haben dafür nichts zu leisten als die Uferwart gen Mitternacht und etliche Fische zu den großen Festen der Göttin. Wie gern thun wir das! Denn gütig ist Frau Berahta, gut lebt sich's unter ihrem Frieden und gütig und huldreich — wie die Göttin — sind ihre Priesterinnen. Wie haben sie mein armes krankes Weib gepflegt, wie den verwaisten Buben da herangezogen! Ja, gütevoll sind sie, unsre großen Götter, und gütevoll die ihnen dienen. — So! 'raus das Ruder, Bub! Wir sind zur Stelle. Steig' aus, Fremdling, und teile unser Frühmahl: Wuotan sendet allerlei Gäste: man muß sie aufnehmen, wie er sie schickt. Aber unter Suapos Firstbalken sprich nicht euer „Friede sei mit euch": — lehre nicht die neue Lehre: — übel ist sie uns schon einmal gediehen."

VI.

Alsbald begann nun auf der Insel eifrige Bewegung.

Aus den Höflein der Hütten der Grundholden, Freigelassenen und Unfreien des Weihtums eilten die Bewoher: Männer, Frauen und Kinder, zu der Opferstätte an dem Lindenbrunnen, wo sich das Hauptgebäude des Eilandes erhob: die Wohnstätte der greisen Priesterin und ihrer jugendlichen Gehilfinnen; im Halbkreise, gegen Osten geöffnet, zog sich der nur aus dem Erdgeschoß bestehende Holzbau um das Heiligtum, dahinter, gen Westen, standen die Ställe und Vorrathäuser, in denen die der Göttin

geweihten Tiere gehegt und die Opfergeräte, zumal die Gefäße, meist Weihgeschenke, verwahrt wurden: nur behufs des festlichen Gebrauches wurden sie feierlich entnommen.

Aber nicht nur die paar Dutzend Inselleute erschienen zu dem Feste: schon am frühen Morgen bedeckte sich der See von allen vier Himmelsgegenden her mit Einbäumen, Plattkähnen, breiten Segel- und schmalen Ruderbooten, die Anwohner der Uferdörfer in großer Zahl heranzuführen: zumal Frauen und Mädchen, aber auch Väter, Muntwalte, Bräutigame, die für die Wohlfahrt der Töchter, der Mündel, der Bräute, für das Gedeihen des eignen Herdes Opfer darbrachten.

Hoch gehäuft lagen in den Schiffen die Eier, spärlich von den noch im Gaue gar seltenen Hühnern, meist von Möwen, von der Wildgans und der Stockente, in zierlich geflochtenen Binsenkörben, zuweilen waren die Eier mit Mennig rot gefärbt; dann die duftenden Laibe des für dies Fest besonders gebackenen Gebildbrotes, die in ungefügen Umrissen das Bild der Göttin selbst darstellten, kenntlich an dem das Haupt verhüllenden Linnenschleier, an dem ringförmigen Halsgeschmeid aus roten Ebereschenbeeren, sowie an dem Gürtel, mit gelbem Ocker, der das Gold bedeuten sollte, mit dem Schlüsselbund, dem Abzeichen der hausfraulichen Schlüsselgewalt, aufgemalt.

Aber zumal Fische, noch lebend, platschend in mächtigen durchlochten Holzkufen, die unter dem Boden des Kahnes angebracht waren, oder schon ausgeweidet und zum Behuf des Backens auf lange spitze Stäbe gesteckt, wurden in bunten Mengen herangefahren in allen Arten, die das reich nährende tiefe Gewässer bot: vom riesigen Waller und schmackhaftem Seelachs und dem räuberischen Hecht bis zum stachligen Barsch.

Andere Höfe hatten Milch in hohen, kühl haltenden

Thonkrügen mit gewölbtem Bauch und dünnem Halse geliefert; oder Butter, sauber verpackt in breite Sumpflattichblätter, oder allerlei Käse von Kuh- und Ziegenmilch, deren Bereitung man den vorgefundenen römischen Colonen längst abgelernt hatte und nun auf den Almen durch den Senn, den Altknecht, selbst betrieb; auch Waben von Wachs und Scheiben duftigen Honigs fehlten nicht, noch Holzfäßlein, mit Met gefüllt, auch wohl mit Bier, das aber des Hopfens gebrach.

Für Blutopfer wurden Lämmer, Geiszicklein, Kälber herbeigefahren und die dichten Wälder, die ringsum die Ufer bis zu der Mittelhöhe der Berge hinauf bedeckten, hatten ihr mannigfaltig Wildbret gespendet: Bärenschinken und -Tatzen, Lenden vom jungen Auerstier, Frischlinge vom Wildeber, ganze Gemsen, Hirsche und Rehe, allerlei Wildgeflügel, vornehmlich aber den Hasen, der, der Ehegöttin, wie die Fische wegen seines reichen Kindersegens geweiht, auch in Gestalt von Gebildbrot häufig die langen Löffel reckte oder Männchen machte.

Aber die Kinder, die, zumal gerade aufknospende Mädchen, in großer Zahl zum Opferfest mitgebracht wurden, auf daß ihnen von der Priesterin in der Göttin Namen die Hand auf Scheitel und Busen gelegt werde, hatten in hübschen, aus Bast und Rinde mit den geschickten Fingern ineinandergefügten Butten alle schmackhaften Beeren des Waldes, die bereits gereift waren, gesammelt und als ihr duftig Opfer dargebracht: die sauern Holzäpfel und Holzbirnen der Gehölze waren noch hart und so auch die nicht zahlreichen Früchte der veredelten Bäume in den vorgefundenen römischen Obstgärten.

Und die Kinder und Jungfrauen waren es auch gewesen, die den unabsehbar reichen Schmuck von Kränzen aus Waldlaub, Waldblumen — bunt blühen die Auen



Lautes, freudiges Heilorufen begrüßte den Wagen und die Priesterin.
(Seite 84)



dort im wonnigen Frühsommer! — und aus dunkelgrünem Moos und Schilf geflochten, und gewunden hatten, der die Masten, Segelstangen, Rahen, Vorderbuge und Hintergransen der Schiffe dicht umhüllt hatte und nunmehr zur Schmückung der Opferstätte hinangetragen wurde.

Denn allmählich — gegen die Mittagsstunde — sammelten sich jetzt die Eiländer, und von all den Stegen, an denen sie gelandet, aufsteigend, die Opfergäste auf der höchsten Fläche — in der ungefähren Mitte — der Insel, die, nördlich von dem Brunnenweihtum ziemlich eben belegen, damals schon wie heute noch ebenso wie der Brunnen von einer Gruppe mächtiger Linden bestanden war. Leis flutete über die Stätte der süße Duft der Lindenblüte, ein Weihrauch der Natur, kein künstlich bereiteter: und das Summen unzähliger Bienen um die breitbuschigen Wipfel hin hörte sich an wie das Raunen geheimnisvoller Weissagung. Hohe, stille Weihe der Natur lag über diesem Götterdienst, der den wohlthätigen Gewalten des Himmels und der Erde danken wollte.

Da schollen von dem Weihtum her drei dröhnende Schläge, mit dem Steinhammer auf einen weitbauchigen Kessel von Erz geführt. Sofort setzten sich die auf der Lindenhöhe Harrenden in Bewegung und schritten langsam auf die Weihestätte zu: die Kinder — die Kleinsten — voran, bunte Kränzlein, weiß und rot und blau und gelb, aus Ehrenpreis und Augentrost, Vergißmeinnicht und Butterblumen auf den meist blonden, ja weißgelben Köpfen: sie streuten aus den Schürzen und aufgebauschten Röcken Blumen links und rechts vom Pfad: sorglich achteten die nachschreitenden Erwachsenen, ja nicht darauf zu treten: denn aus Kinderhänden kam der Göttin das liebste Opfer.

Gar feierlich bemessen, in rhythmischem Wechsel, war das Einherschreiten der Wallenden im Takt eines kleinen

uralten Liedes, das alle, die Kleinen wie die Alten, gleich gut kannten und in frommer Ehrfurcht mit verhaltenen Stimmen sangen:

„Wir wallen auf geweihtem Weg: —
Zu guten Göttern gehen wir:
Winzig Weniges weihen wir
Von unserm Eigen,
Das doch nicht unser,
Das der Seligen selber ist.“

Bald war der schmale Raum von dem Zuge überschritten, der von dem Brunnen trennte: vor diesem angelangt scharten sich die Opfergäste im Kreise ganz von selbst — es bedurfte keiner Weisung oder Ordnung — nach den Sippen: und da die Gesippen bei der Einwanderung nebeneinander siedelten, wie sie unterwegs nebeneinander gegangen, geritten, gefahren waren, gliederten sich auch die hier Versammelten von selbst nach den Dorfschaften und Einödhöfen, in die dieser Teil des „Ostgaues“ zerfiel.

VII.

Die hohen eichenen Doppelthüren des Hauptgebäudes westlich von dem Brunnen waren über und über mit Kränzen behangen: die eingeritzten Ziergebilde zeigten Frau Berahtas heilige Tiere: den Hasen, den Fisch und, roh umrissen, die Göttin selbst auf ihrem von zwei Ziegen gezogenen Wagen, der sieghaft über Drachen und Schlangen dahinrollt: diese Einritzungen waren zum Feste mit Waid frisch geblaut und mit feinen roten Linien von Mennig eingefaßt.

Die beiden hohen Thürpfeiler zeigten, flach eingeschnitten, den Herd, auf dem die Flamme loderte, dann die flachsumwundene Spindel, das Halsgeschmeid und den Schlüsselgurt der hehren Hausfrau des Himmels; das jugendliche Antlitz ihres Sohnes Paltar war zu oberst an dem Knauf des linken, das ihres hammergewaltigen Sprossen Donar auf dem des rechten Pfeilers eingezeichnet, während das mächtige bärtige Haupt ihres Eheherrn von der Mitte des obersten Querbalkens herabschaute und über dem Eingang zu wachen schien.

Aus dem Innern des Gebäudes erscholl jetzt ein lauter Hornruf, die breite Doppelthür sprang auf und aus ihr kam langsam und feierlich der Festwagen gefahren, von vier weißen Hirschen gezogen: der Wagen, auf zwei hohe Räder gestellt, von vorn durch brusthohe, im Halbkreis nach außen gewölbte Brustwehr geschlossen, auf der Rückseite offen, also einem homerischen Streitwagen nicht unähnlich, aber erheblich mehr in die Länge, die Tiefe gezogen, war samt seinem Viergespann so über und über von Blumengewinden bedeckt, daß man kaum die runenbedeckte Goldplatte wahrnahm, die, in Gestalt eines länglichen Harstschilds, an der Vorderwölbung des Gefährtes prangte und kaum das mit Silber gespängte Zaumwerk und Gespann der hoch stapfenden Hirsche, deren Geweihe, mit Silber überzogen, im Sonnenschein weithin blendend leuchteten: die klug blickenden Tiere, den Menschen lang vertraut, schienen ihren leichten Dienst gern und wie mit Stolz zu verrichten.

Mit Silber überzogen war auch das schön gewundene Gehörn des stattlichen Opferwidders, der dem Wagen nachgeführt ward; mit roten Bändern war sein weißes Bließ durchflochten. Um die Reihe traf jedes Gehöft am See die Verpflichtung, je in Einem Jahr das Opfertier

zu liefern, wie das in manchen jener Thäler — so in der Jachenau — bis vor kurzem mit dem zu liefernden Osterlamm der Fall war; diesmal war Kiemo an der Reihe gewesen: und er und sein Weib hatten selbst den Widder herangefahren, hinter dem sie nun in dem Zuge schritten: die Ausschmückung war aber in dem Weihtum geschehen.

Über den Vorderbug hin des Wagens führte die von bunten Halbedelsteinen glänzenden breiten Zügel von weißem Leder die greise Priesterin, eine hochragende, Ehrfurcht gebietende Gestalt: das lange Haar floß in dichten Wellen auf den langfaltigen weißen Linnenmantel, — so weiß wie dieser selbst; die scharf geschnittenen, aber vornehmen Züge, denen des Fagano ähnlich, bekundeten weihevollen Ernst: aber der Kranz von wilden, roten Rosen, den sie — wie ihre Jungfrauen — auf dem Haupte trug, schien wie das Abendrot auf der Gletscherfirne anzudeuten, daß dieser Reinheit die Wärme, diesem Ernst die Güte nicht gebrach. Lautes, freudiges Heilorufen begrüßte den Wagen und die Priesterin.

„Wer ist das?" fragte der Mönch den Alten — sie standen weitab in der hintersten Reihe. „Sie scheint ein Edelweib."

Secundus nickte ehrdienig. „Gewiß! Eine Fagana! Die Witwe Berchtatrudis, — sie war einem Drozzo vermählt — des Gewaltigen Vaterschwester. Und schau — hinter ihr — der lange Zug von Jungfrauen — in roten, blauen Festgewanden." — „Auch Priesterinnen?" — „Nein, nur auf kurze Zeit ihr zur Hilfe gesellt — aus andern Sippen des Adels. Still! die Feier beginnt." „Sie soll nicht lange währen!" grollte Paulus.

Die Greisin war nun, gehoben von den Gehilfinnen, von den Hinterstufen des Wagens herabgestiegen: feierlichen Schrittes ging sie auf den von den hohen Linden um-

gebenen Brunnen zu, dessen Umrandung aus Steinen, ohne Mörtel, „kyklopisch“ aufeinander gehäuft, ebenfalls völlig von Kränzen verdeckt war. Sie hob den Bronzeeimer, der an langer, langer Kette an dem Rande befestigt war, küßte das Bild der Göttin, das in gehämmerter Arbeit an der Vorderseite angebracht war und sprach, bevor sie ihn hinabsenkte:

„Hört mich, ihr Hehren
Hoch in den Himmeln,
Gütige, gabengebende Götter,
Der mühseligen Menschen
Schirmende Schützer!
Du vor allen befreunde uns, freudige Frau,
Ewig bräutliche Berahta,
Goldengegürtelte Göttin!

Fördre uns fürder den Flachs
Und das linde Linnen,
Hilf der Hausfrau am heiligen Herd
Und über dem Ehebett
Walte und wirke weihevoll.

Wie ich hier weihe und hole
Aus dem ehrwürdigen Urspring
Geheimnisvolle Gabe
Und spritzend sie sprenge
Über alle Häupter hier,
Über Flur und Feld,
Über Anger und Acker,
Über Wunn und Weide, —
So sprenge und spreite
Du gütig Gedeihn,
Fruchtbare Freuden
Über all' den Ostgau.“

Unter diesen Worten hob sie den in den tiefen Brunnen hinabgelassenen Eimerkessel in die Höhe, stellte ihn auf den Steinrand und sprengte mit beiden Händen Wasser über

die andächtig sich beugenden Häupter und darüber hinaus über die Flur.

Mit schwer verhaltenem Grimm hatte der Mönch all' das mit angesehen und angehört: wiederholt hatte ihn Secundus am Arme zurückgehalten, wie er vorspringen, sprechen wollte.

Nun hob die Priesterin wieder an: „Das war das Naß des alten Jahres. Das junge Naß des neuen Jahres hat die meiner Jungfrauen zu schöpfen, die wir im Weihtum alle die würdigste, die edelste nennen.“ Sie schüttete nun das letzte Wasser aus dem Eimer und reichte ihn dem nächststehenden Mädchen, deren Schleier zurückschlagend: „Das aber ist — in unser aller Augen — Adaltrud, die Tochter der Anniona.“ Da scholl ein dumpfes Stöhnen aus der äußersten Reihe der Umstehenden: es drang nicht bis zu der Priesterin und sie fuhr fort: „Komm, Adaltrud, tritt an meine Stelle. Nimm den Eimer, bekränze ihn, senke ihn hinab und schöpfe, du Liebling Berahtas, den Weiheguß für das junge Jahr.“ Das schlanke, wunderschöne Mädchen, nicht mehr in erster Jugendblüte, das edle bleiche Gesicht wie geweiht von tief verschlossenem Weh, trat nun vor, den Eimer aus der Hand der Priesterin zu nehmen, sie — allein von ihren Gefährtinnen — trug nicht ein helles, festfreudiges Kleid, ein dunkelgraues Trauergewand.

„Halt! Halt ein!“ gellte da eine grelle Stimme und, die Reihen aller vor ihm Stehenden mit Gewalt durchbrechend, sprang der Mönch dicht vor die beiden Frauen: „Halt! Du sollst nicht deine Seele morden, wie die meine, Adaltrud. Hinweg von diesem Eimer der Hölle!“

Da hob sich unbeschreiblicher Lärm und Aufruhr· die Frauen wehklagten, die Männer schrieen, rissen die Schwerter

heraus, zückten die Speere: „Nieder! Nieder der Neiding. Er brach den Frieden Berahtas!“

Jedoch hoheitvoll trat die Priesterin den Tobenden entgegen, hoch die Rechte hebend: „Schweigt! Schweigt alle! Nieder die Waffen! Ihr, ihr brecht den Frieden mit gezückter Waffe.“ — Und nun flüsterte sie der bebenden Jungfrau zu: „Ist er's?“ „Er ist's!“ hauchte diese erbleichend. Da richtete sich die Frau noch höher auf, winkte der Menge mit der Hand zurück und sprach ruhig: „Dieser Fremdling, ein Franke, ein Christenpriester, wird umgetrieben von den rächenden Göttern. Er hat seinen Bruder erschlagen. Er ist von Unholden geritten. Man kann ihn nicht strafen.“

„Nicht?“ schrie Paulus. „Laß sehn, ob ihr ihn nicht strafen werdet! Euere Brunnengöttin ist eine üble Teufelin. Ohnmächtig, sich selbst und ihre Heiligtümer zu schützen, — wie sollte sie euch schützen können? Schaut her! So wahr ich mit diesem Beil ihr Bildnis dort zertrümmere, so wahr ist Christus der einzige Gott und eure Götzin Kot.“ Damit raffte er ein zu seinen Füßen liegendes scharf geschliffenes Opferbeil auf und führte, hoch ausholend, einen wütenden Streich gegen den Eimer, den Adaltrud erschrocken auf den Brunnen gestellt hatte.

Aber laut aufschreiend stürzte er zusammen.

Das Beil hatte sich bei dem gewaltigen Schwung aus dem Schafte gelöst und war ihm durch die Kutte tief in den linken Schenkel gefahren; stark blutend lag er am Boden. Viele Klingen waren flugs über ihm gezückt; allein die Priesterin spreitete ihren langen, weißen Mantel über ihn. „Haltet ein! Wollt ihr Frau Berahta mit Blut beflecken? Ich decke meinen Mantelfrieden über ihn. Die Göttin hat schon selbst gerichtet: wollt ihr, sie bessernd, ihr Urteil schelten? Zurück, alle zurück! — — Du, Suapo,

hast ihn gehoft und gehaust? Du legst ihn sofort in deinen Kahn und schaffst ihn fort aus dem heiligen Linden-eiland, das er entweihen wollte. Dank dir, Göttin, für dein Urteil, das er selbst begehrte. — Nun, Adaltrud, reich mir die Hand. Sei stark! Und vollende dein heilig Werk!"

VIII.

Bald darauf führte Suapo in seinem Einbaum seine beiden Gäste auf des Mönches Wunsch nach dem nahen Eschen-Wörth, der heutigen Herreninsel, jetzt von ihrem Mönchskloster so benannt.

Secundus hatte die Wunde gewaschen und verbunden und mühte sich nun gutherzig, den Mönch aus dem finsteren, schweigenden Vorsichhinbrüten zu wecken durch allerlei Fragen und freundlichen Zuspruch; während ihr Ferge kein Wort, keinen Blick mehr dem von der Göttin gerichteten Frevler gönnte: — seinen Knaben hatte er nicht mehr in jenes Nähe geduldet —; über seine beiden Fahrgäste hin-weg sah er starr und unverrückt nach der Waldspitze des Eilands aus, an der er landen wollte.

„Sprich doch," mahnte Secundus, „wenn die Wunde nicht zu heftig schmerzt! Brennt sie?" „Nicht diese Wunde brennt," erwiderte der Fremde, das Haupt schüt-telnd. „Warum hast du nicht der Fagana widersprochen, als sie dich der Blutthat zieh? Denn ich mag nicht glau-ben . . ." „Sie sprach die Wahrheit."

Da that Suapo einen mächtigen Stoß am Steuer.

Secundus aber rief, die Hand, die er zutraulich auf des Mönches Schulter gelegt hatte, erschrocken zurückreißend:

„die Wahrheit?“ — „Siehst du? Auch dir graut vor dem Brudermörder.“ „Nicht, nicht! Nicht doch!“ beschwichtigte der Alte und rückte ihm wieder näher auf der Schiffsbank. „Aber wie konntest du ....? Und woher wußte die Fagana ...?“ „Sie ... Adaltrud hat ihr's gesagt! — Aber auch du sollst alles wissen: bist du doch mein Bruder in Christo. Und uns demütigen untereinander ist unser aller Pflicht. Dann magst du mich verachten, hassen, auf jenem Eiland, sowie wir gelandet, verlassen und umkehren. — Vernimm! — Nicht lange schon trage ich dieses Gewand, diesen heiligen Namen. Childiwalt hieß ich und bin von edlem Geschlechte der Uferfranken: am reichsten Hof der Mosel, bei Trier, steht meiner Sippe Hantgemal! Ja, königliches Blut — Merowingenblut: — du, das ist heiß! — fließt in meinen Adern: meine Mutter war eine Tochter des Königs Chlothachar. Und gleich unserem Vater, dem Herzog Childibrant von Ripuaria, thaten auch wir Brüder, Childimer und ich, uns wacker hervor in König Sigiberts Heerbann: sie fürchteten uns Austrasier, sein falscher Bruder Chilperich und Frau Fredigundis, die schöne rotlockige Walandine.

Da kam sie, da kam Adaltrud, — aus einem eurer ersten Geschlechter hier im Lande, — in das Palatium König Sigiberts, in den Hofdienst von Frau Brunichildis. An einem Tage, in der gleichen Stunde, erschauten wir beiden Brüder sie, unter den Edelmaiden zu Metz die lieblichste, von elbischem Reiz. Aber Childimer, mein Bruder, war jünger, schöner, freundlicher: ihn zog sie vor! Sie achtete, sie ahnte gar nicht die lodernden Gluten wilden, heißen Verlangens, die mich verzehrten — ach, die sündigen schlugen heut' aufs neue empor bei ihrem Anblick — nach all diesen Jahren der Kasteiung! Da! sieh den Stachelgürtel, den ich unter der Kutte trage!

Eines Abends traten mir beide in dem Vorgemach Brunichildens entgegen: — Hand in Hand! Ihre Augen strahlten vor Seligkeit! ‚Soeben,‘ rief mir der Bruder zu, ‚hat die Frau Königin uns verlobt!‘

Da ward mir's schwarz vor den Augen und rot zugleich wie Blut, ich riß das Schwert heraus und stieß ihn nieder."

„Den eigenen Bruder!" sprach der schweigsame Ferge entsetzt. „Das ist der Frevel größter." Secundus seufzte tief auf.

Der Mönch schüttelte sich in leisem Schauer: „Sein heißes Blut spritzte mir ins Gesicht, nie vergeß ich des Sterbenden brechenden Blick: ich seh' ihn immer, seh' ihn auch jetzt! — Laut aufschreiend warf sie sich über ihn: herbei eilten die Antrustionen, sie fesselten mich. Am Tage darauf ward ich vor das Pfalzgericht gestellt: das sprach mir das Leben ab: Bruch des Pfalzfriedens, Bruderblut . . .! Aber in meine Kerkerzelle, mich zum Tode vorzubereiten, trat . . . Er!" Er hielt inne, kopfnickend, vor sich hinschauend, wie in die weite Ferne.

„Wer?"

„Der wunderbarste, gewaltigste Mann, den ich je geschaut: Columba, der Mönch aus Irland!" — „Ich habe von ihm gehört. Adalfrid der Faganing, wie er vom Hof zu Metz zurückkam, erzählte von ihm: er sagte, der Mönch sei wie ein feurig Schwert." — „Das ist er: in Gottes Hand ein feurig Schwert, um auszubrennen alle Sünde. Das will aber sagen: alle Weltlichkeit: denn alles Weltliche ist Sünde, ist verteufelt. Er hat die tief in alle Erdenlust versunkene Priesterschaft im Frankenreich emporgerissen mit eiserner Hand, er hat das wuchernde Unkraut mit Gewalt aus ihren Herzen gejätet, ob manches darob verblutete: er hat in der tiefsten Einsamkeit des Wasgen-

waldes drei Klöster gegründet — mit furchtbar strenger Zucht . . ." „Viel grausamer," meinte der Faganing, „als die Kerkerzucht der kettengebundenen Verbrecher." — „Ja, sie ist hart, aber sie hat mich gerettet. In den ersten Stunden schon seines Besuchs in meiner Haft hat dieser gewaltige Mönch aus Banchuir mit der Kraft seines Geistes den Menschen, den Weltling in mir gebrochen für immerdar. Mein innerstes Mark hat er zermürbt mit der Macht seiner Rede, und wie weiches Wachs zerschmolzen mit seiner Glaubensglut all' meine Mannheit: wie mit Hammerschlägen hat er mir zerschmettert nicht nur Trotz und Stolz, nein, alle Heldenschaft. Ich lernte die Welt, den Staat vor allem hassen und verachten. Hat doch Columba seinen eigenen König Theuderich, den Sohn Sigiberts, einen Hund genannt."

„Und der Schuft lebt noch?" rief Suapo, inne haltend im Rudern. Dann spie er aus und steuerte weiter. Auch Secundus schüttelte den Kopf. „Das ist doch . . ." „Heiliger Eifer ist es, wohlgefällig dem Herrn. Denn Reich und Staat und Heldenschaft und Königschaft ist — wie die ganze Welt — Teufelswerk."

„Die Welt Teufelswerk?" warf der Alte schüchtern ein. „Mein Vater lehrte mich doch einen Spruch . . . wie hieß er doch? Ja: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." „Gott schuf sie: aber der Teufel durchdrang in dem Sündenfall alle Kreatur. Der Heilige — er thut bereits lebend Wunder, nicht wie andre nach ihrem Tod an ihren Gräbern mit ihren Knochen! — hat an mir sein größtes Wunder gethan: er schuf aus einem stolzen Frankenhelden mit allen Freuden, Lüsten, Leidenschaften der Weltlichkeit einen zerknirschten Sünder, der alles Irdische verachtet. Höre nur. Ich ersehnte den Tod. Nach ein paar Nächten führten mich die Fronboten, geleitet vom Pfalz-

grafen, in die kalte Ecke gen Mitternacht, hinter dem Palatium an der Mosel. Ich sah die Weidenschlinge an dem entlaubten Ast der Eibe über meinem Haupte im Morgenwinde wiegen: ich stieg die Sprossen der Leiter hinan: meine Kniee zitterten nicht dabei: Columba lobte mich darum, wie er mir zum letztenmal die Hand drückte: nun war ich oben: nun schob mir der Henker, der auf dem Baume saß, den Kopf bis an die Gurgel in die Schlinge: nun stieg er die Leiter hinab, nun sprang er zur Erde, nun faßte er die Leiter, sie unter meinen Füßen wegzuziehn; ich empfahl meine Seele dem Herrn . . . ., da rief der Heilige mit seiner erzdröhnenden Stimme — sie scholl mir wie die Posaune des jüngsten Gerichts: — ‚Halt! Childiwalt ist in diesem Augenblick gestorben, Paulus lebe, ein Mönch, mein Mönch. Er lebe nur noch dem Herrn und mir, nicht mehr der Welt. Die Königin hat ihn auf meine Bitte begnadigt, ihn mir geschenkt. Aber er sollte die Qual der Todesstunde schmecken, das wollte ich, auf daß er das Leben verachten lerne.‘

Ich glitt die Leiter hinab, stürzte ihm zu Füßen, küßte ihm die hagern Hände und stand auf — nicht mehr ein Mann, ein Franke, ein Krieger, ... ein willenlos Werkzeug in der Hand des Gewaltigen, wie dieser Stab hier in der meinen.“ „Nun versteh' ich erst manches an dir,“ sprach Secundus kopfnickend. „Er nahm mich mit in das einsamste seiner Klöster, das er in dem wildesten Gebirgswald des Wasgengaus erbaut hat, in den Trümmern alter römischer Bäder und Göttertempel. Jahrelang hat er selbst dort meine Zucht geleitet: — seine Hand hat mir den Stachelgürtel angelegt: ‚nie dürfen sie ganz zuheilen, die eiternden Wunden, die er dir stechen wird‘: — so sprach er dabei — ‚wie dich der Gewissensbrand brennen soll fort und fort.‘

Als ich ihm nun vor einigen Wochen von jenem Traumgesicht erzählte, erlaubte, ja befahl er mir, hinauszuziehen, wie mein Herz begehrte, allein, ohne Waffen, und die Heiden im Ostland zu bekehren. Jedoch mit euch soll ich nur den Anfang machen: von hier soll ich, verlass' ich euer Land — (ich hoffe aber, es nicht mehr lebend zu verlassen, —" schaltete er ein mit einem seltsam siegesgewissen Blick auf die nun ganz nahe gerückte Eschen-Insel —) „soll ich die noch viel rauheren Slovenen in ihrem Ödethal Pustriza und zuletzt die wildesten von allen aufsuchen, die sich selbst Söhne des Teufels nennen: — die Avaren."

„Wir sind zur Stelle," sprach Suapo und schob den Einbaum mit dem Ruder vollends auf den Ufersand. „Steigt aus. Und nie mehr, Alter, bringe solchen Gast an meinen Herd."

IX.

Langsam nur stiegen die beiden von dem Landesteg auf der Nordostseite der Insel den ziemlich steilen Hang hinan, auf dessen Krone ein stattlich Gehöft weiten Ausblick über die Wipfel des Inselwaldes hinweg nach allen Seiten über See und Land gewährte.

Den Schritt des Mönches hemmte gar oft der Schmerz der Wunde: Secundus stützte ihn auf der Linken. Dazu kam, daß die Sonne — es war jetzt Mittag vorüber — stechende Strahlen senkrecht niederschoß, die heiße Schwüle wollte sich in einem Gewitter entladen: schwarzes Gewölk, dicht geballt, drohend ragenden Türmen vergleichbar, war zuerst über der Kampenwand aufgestiegen und verbreitete sich rasch, weithin den Himmel überziehend: schon

hörte man aus jener Richtung grollenden Donner näher dringen.

„Ich that nun nach deinem Willen, Bruder Paulus," sprach der Alte, wie sie erschöpft eine Weile im Grase ruhten, „bald wirst du vor dem Fagano stehen: ich wußte, er weile heute dort oben in seinem Jagdhaus: denn ich sah, von weitem kenntlich, auf dem First seinen Gunfanon wehen: er jagt hier oft auf allerlei Wild, dessen der Inselwald mancherlei birgt. Nun gedenk' aber auch meiner Bitte: sei behutsam! Dies ganze Eiland gehört dem Mächtigen: ihm ist auch zu eigen das Weihtum Wuotans auf der Insel, über das er die Schirmgewalt hat: denn nicht Arno, unser Richter, hat hier den Strafbann über alle Missethat wider das dem Gott Heilige, sondern er, der Schutzherr! Reize nicht des Gewaltigen Zorn! Der Fagano ist edeln Sinnes: aber er ist ja selbst von Wuotan entstammt . . . ."

„Also auch ein echter Sohn des Teufels — wie der Avar!" grollte der Mönch. — „So glaubt er und rühmte er. Fürchte daher seinen . . . ." „Ich fürchte Gott den Herrn und verachte den Teufel und alle seine Kinder und Werke. Feindschaft hab' ich gelobt und Kampf Wuotan und allen, die seine Genossen sind," erwiderte er mit flammenden Augen. „Mich dürstet danach, diesen vornehmsten der Heiden zu bekehren!" „O das hoffe nicht!" „Dann werd' ich ihn demütigen vor allem Volk! Hörst du, wie der Donner des Herrn mir Beifall ruft? Da, das war ein Blitz! Ganz nahe schon. Schwere Regentropfen fallen. Komm, hilf mir auf! Wir sind ja wohl schon bald oben. Ist das des Heiden Hof?" „Ja, sein Jagdhaus. — Nun hier rechts, die Stufen hinan!"

Zwei Gewaffnete hielten Wache an dem oberen Ende des Aufstiegs, von wo man diese Seite der Insel über-

sah; einer von ihnen versprach dem Alten, den er kannte, den Fremdling sofort vor den Edelherrn zu führen.

Der saß vor dem stattlichen Holzgehöft auf dem breiten, von einem Dach überdeckten Vorsprung, zu dem mehrere Steinstufen emporstiegen, auf der an die Vorderseite des Hauses gezimmerten Langbank neben der Thüre; ihm zur Rechten sein Neffe Ragino, zu seiner Linken zwei erhebiich jüngere Männer, ebenfalls in der schmuckreichen Gewandung von Adalingen: Hachirat und Hachifrid waren Sprößlinge des Adelgeschlechts der Hachilinga, die auf dem rechten Isar-ufer, nahe der Stätte, von wo man es später „zu den München" nannte, ihren Stammsitz hatten; ihr Vater hatte sie vor kurzem zu dem Fagano gesendet, der ihnen dann alsbald, nach Erprobung ihrer Waffenrüstigkeit, die Schwertleite erteilte und sie als die vornehmsten Glieder in seine Gefolgschaft aufnahm.

Neben dem Neffen und den beiden Adalingen saßen viele andere Gefolgen, nach Abstufung ihrer Würdigung durch den Gefolgsherrn, näher oder ferner ab von diesem.

Das Jagdmahl war zu Ende: Knechte trugen die letzten Schüsseln ab; ein mächtig Horn, dem Wisent abgenommen, am schmalen Ende wie am Ausfluß in Silber gefaßt, kreiste von Mund zu Mund.

Zur Linken von dem Aufstieg ragte an dem Südosteingang des dichten Inselwaldes, nur einen halben Speerwurf von dem Hause entfernt, das Wuotanweihtum des Eilands: eine riesige uralte Esche, ein Sinnbild der Weltesche, der Irminsul der Sachsen ähnlich: sie trug auf der dem Hause zugewandten Seite des Stammes, aus diesem herausgeschnitzt, in rohen Umrissen das lebensgroße Bild des Gottes: der Schreckenshelm auf seinem Haupte sträubte zwei wirkliche Flügel des Seeadlers nach vorwärts, seinen Rücken umwallte der faltig geschnitzte Mantel, dunkelblau

gefärbt, seine zwei Raben hockten auf seinen Schultern, der Speer ruhte an dem rechten Arme, an den linken hatten sie ihm einen reich mit goldnen Buckeln geschmückten runden Erzschild gehängt: der trug den Donnerkeil des Jupiter: denn vor vielen Jahrzehnten hatte ihn ein Fagano, damals noch ein Gaukönig, dem von ihm erschlagenen Tribun der letzten Legion, der secunda Italica, pia, abgenommen, die den von der Donau her vordringenden Markomannen und Quaden den Weg von Salzburg nach Nordwesten hatte verlegen wollen: es war die letzte Römerschlacht der Sieger: den „Siegesschild" hatte ihn der Erbeuter genannt und Siegvater dargebracht.

Jagdgeräte, Jagdwaffen, Bogen, Pfeile, Wurfspeere lehnten überall an der Brüstung, die den um das Haus laufenden Gang nach außen abschloß. Zu diesem Gange schritten jetzt die Ankömmlinge die Stufen hinan. Der Adaling warf einen forschenden Blick auf den Mönch, der hoch aufgerichtet emporstieg, sonder Gruß, während Secundus sich scheu verneigte.

„Du bist ein Christenpriester. Was willst du mir?" — „Deine Seele retten vor den ewigen Flammen, dich losreißen von deinen falschen Göttern." Der Fagano schlug die goldbraunen Adleraugen groß auf: „Weiter nichts? — Deine Züge mahnen mich an . . . an alt vertraute. Ja, ja, du bist Childiwalt, Herzog Childibrands Sohn: oft stritt ich Schild an Schild neben deinem Vater. Er war ein Held. Du — du bist Mönch geworden — ich hörte viel davon! — — Sprich, was hast du zu sagen?"

Da krachte, die Antwort des Gefragten abschneidend, ein Donnerschlag laut rollend über die Insel hin: alles Blau des Himmels war jetzt von schwarzem Gewölk überzogen: grell hatte der Blitz hart vor der Insel in den See geschlagen. „Habt ihr's gehört?" rief nun Paulus.

„An meiner Statt hat Gott der Herr selbst gesprochen Du, Adaling, bist der Gewaltigsten einer in deinem Volk, der ehrenreichsten. Aber deine Gewalt ist Moder und dein Ehrenruhm stinkt gen Himmel. Es kommt der Tag, da dein starker speervertrauter Arm sich nicht mehr heben kann, da die Kraft deiner Lenden, mit denen du jetzt den Streithengst zusammenzwingst, Würmer zerfressen! Was hast du dein Leben lang gethan? Nicht bloß gejagt und gezecht, — ich weiß! — auch dein Blut vergossen im Kampfe für dein Volk ...." „Ist das nichts?" rief der junge Hachifrid und wollte aufspringen. Aber der Gefolgsherr drückte ihn auf die Bank nieder. Ragino warf höhnend die Lippe auf, der Mönch fuhr fort: „Schlimmer als nichts! Sünde ist's, weltlicher Hochmut, vom Teufel eingeblasener Stolz und Ruhmdrang." Die Waffengefolgen murrten laut: der Fagano hob die Hand: — sie schwiegen. „Ah, das mißfällt euch, ihr Weltlinge in eurem Heldenwahn? Aber Sankt Augustinus lehrt: die Tugenden der Heiden sind nichts als glänzende Laster." „Das ist eine sehr freche Lüge. Ja, niederträchtig ist dies Wort!" sprach der Fagano, ganz langsam und scheinbar ruhig: aber eine rote Blutwelle stieg ihm zu Kopf: mit Mühe offensichtlich verhielt er seine Empörung. „Gut ist nur," fuhr der Eiferer fort, „was wir thun, weil Gott durch übernatürliches inneres Licht uns wunderhaft erleuchtet hat, durch den Glauben. Das stolze Wort: ‚Pflicht, Pflichterfüllung', ist eitel Ruhmrede der Heiden, ist Sünde, weil sie nicht geschieht im Glauben." „So?" meinte der Adaling. „Nun, Mönch, ich trage sieben Narben am Leib, von Wunden, die mir im Vorderkampfe für mein Volk geschlagen wurden. Das sind also sieben Sünden?" — „Siebzig Sünden sind's! Denn Hochmutsünde wird zehnfach gewertet: du hast jede Wunde hingenommen in

sündigem Hochmut der Heldenschaft, für die Welt kämpfend, ein Weltling."

Der Fagano strich nun leise lächelnd über den ergrauenden Bart, der ihm den fein geschnittenen Mund umsäumte: „Hei, hei, Mönch! Hab' ich doch in solchen Kämpfen dort unten an der Donau auch Eure Basiliken vor wilden Slovenen beschützt." — „Meinst du, unser Gott bedurfte dazu deines Armes?" — „Nun, ich habe keinen seiner Engel — Cherubim heißen sie, nicht? — neben mir im Speerdrang fechten sehen. — Aber lassen wir Eure Basiliken! Ich habe dieses Reich der christlichen Franken, — du selbst bist ja ein Uferfranke! — diese Lande der Bajuvaren verteidigt .... das ist also nichts?" — „Ich sagte es schon: schlimmer als nichts, Sünde ist's. Denn woher sind Reich und Recht gekommen? Gab's im Paradiese Staat und Reich und Heer? Der Sündenfall, die Schlange, der Teufel des Abgrunds erst hat Recht und Staat notwendig gemacht: und zugleich mit dem Teufel werden sie dereinst untergehn am jüngsten Tage. So lehrt Sankt Augustin. Der Staat wie alles Weltleben zieht vom Beten ab, lenkt den Blick vom Himmel auf die Erde; so warnt Columba, — jetzt schon ein Heiliger — aber nicht die Erde, nicht Euer Bayerland ist Eure Heimat...." „Was? nicht meine Heimat?" rief der junge Hachirat und sprang auf. „Jetzt schlag' ich ihn tot." „Laß ihn doch ausreden," mahnte der Fagano. — „Sondern das Jenseits dort oben!"

Ein krachender Donner unterbrach ihn: kaum war das Rollen verstummt, als er fortfuhr, die Hand gen Himmel reckend: „Hört ihr die Stimme des Herrn aus den Wolken?" „Aber," meinte Hachifrid mit verächtlichem Blick, „darf sich der Mann nicht wehren? Sieh, wilde Feinde brechen in die Mark, verwüsten uns Erbe und Eigen . . . ."

„Der Mensch hat kein Eigen auf Erden! Soll nicht haben, was ihn an irdisch Gut bindet! Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin sein Haupt betten. Sondereigen ist Habgier. Allen hat Gott die Erde gegeben, die Schüler des Herrn hatten alles gemein. Vor dem Richter streiten um Geld und Gut ist Sünde. Nie gelangt ein Reicher ins Himmelreich. Eher gelangt — wie soll ich euch das klar machen? — eher dringt ein Auerstier durch ein Schlüsselloch." Da lachten die Gefolgen.

„Aber," meinte Hachirat — „verstatte, Herr, daß ich ihn frage, — die Feinde bedrohen ja nicht nur mein Eigen, sie bedräuen mit dem Tode meinen alten Vater, meine Mutter. Soll ich diese Feinde nicht . . .?" „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, lehrte der Herr, wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden." — „Mensch, ich sagte: Vater und Mutter! Hörst du?" „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, spricht der Herr, wer nicht hasset seinen Vater und seine Mutter und mir nachfolgt, der. . . ." „Gut, daß dich mein Adalfrid nicht hört, der haßt mich, fürcht' ich, wenig," unterbrach der Gefolgsherr. „Ich meine, unsre Zwiesprach ist bald zu Ende. Sage noch, Mönch, der Slovene reißt mir den Mantel ab, der Avare schlägt mir ins Gesicht, soll ich das . . . .?" „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, dem Räuber, der dir den Mantel nahm, dem gieb das Wams dazu und wer dir die rechte Wange schlug, dem beut die linke zum Schlage!" „Und Mannesehre?" rief der Fagano. — „Ist eine Wahngeburt der Hölle!" „Uns heißen unsre Götter allzeit um Ehre werben!" rief Hachifrid. „Eure Götter! Was sind sie denn? Holz und Kot. Ah, da seh ich, im grellen Schein des Blitzes, an jenem Baum das Abbild eures obersten Götzen. Ihr sollt sehen: — er ist Holz, ist hilflos, ist tot."

Damit raffte er den vor ihm an der Brüstung lehnenden Jagdspeer auf, sprang die Steinstufen hinab, lief auf die Esche mit dem Wuotansbild zu und holte aus zu mächtigem Wurfe.

Da geschah ein Blitz und ein Donnerschlag, furchtbarer denn alle zuvor. das Gehöft erbebte dröhnend in seinen Grundfesten: alle sprangen auf: der Mönch war rücklings niedergestürzt. Hart vor ihm war der Blitz in die Erde gefahren.

Der Fagano und die Seinen eilten die Stufen hinab und halfen Secundus, den Betäubten aufrichten.

„Schaut her," rief der Inselherr, „seht. Der Speer! Der Blitz hat die Eisenspitze des Speers geschmolzen. Donar hat den Frevel abgewehrt von seinem Vater."

Verächtlich sah der dunkle Ragino auf den Wankenden: „Schmeißt ihn in den See, den Elenden."

„Nein!" gebot der Oheim. „Er ist straflos: wer solche Worte spricht, spricht irre. Er ist von den Göttern gezeichnet. Darum fort mit ihm. Ihr Hachilinge sorgt, daß, sobald der See sich beruhigt hat, ein Knecht in einem Kahn ihn wegschaffe und über unseres Gaues und aus Bajuvariens Marken führe." —

„Ja, ins Slovenenland," bat Secundus, „dorthin trachtet er."

„Er hat die Götter beschimpft, Herr," mahnte ein alter weißbärtiger Gefolge, „er sollte nicht leben!"

„Die Götter, Freund Wolfgrim, schweben so hoch, — kein Menschenmund mag sie beschimpfen. Und dieser vollends ist ein Narr."

Drittes Buch.

I.

Wenige Tage später ward das ungebotene, das will sagen: ohne besonderes Gebot, nach Ablauf bestimmter Frist, von selbst zusammentretende Gericht abgehalten auf der breiten Hügelkrone hoch über der Alz auf dem linken Ufer, oberhalb des Gehöfts der Arninge. Damals war die Höhe dicht mit Wald bestanden: aber vor dem Südsaume des Waldes ragten auf weitem Wiesanger drei riesige alte Eichen, deren mittelste und höchste schon seit etwa hundert Jahren, seit die Bajuvaren hier eingewandert und angesiedelt waren, der Dingbaum der Markgenossen war.

Fünf mächtige breite Felsquadern, drei senkrecht in die Erde gegraben, zwei wagrecht darüber gelegt, bildeten an dem Fuße des Stammes einen ungefügen Altar von halber Manneshöhe: dunkelrote tief eingesogene Flecken in der hellgrauen Kalkplatte bezeugten den langjährigen hier gepflogenen Opferdienst.

Von der ragenden Hochfläche aus schweifte der Blick frei über den See hin zu den fernen Bergen, wo im Süden die zinnenstolze Kampenwand das Bild mit breiter Wucht abschloß. Im Norden und Westen begrenzte der nahe Wald die Aussicht.

Weither aus der Runde strömten schon am frühen Morgen des Gerichtstages die Dinggenossen zusammen, rechtzeitig zu erscheinen: denn bei klimmender Sonne begann der Dingbann. Über den See her kamen sie in Segel- und Ruderbooten; dann auf den gar wenigen Fahrwegen — den alten noch vielfach erhaltenen, aber oft durch überwachsenden Wald unterbrochenen Legionenstraßen: die wichtigste darunter zog von Salzburg über Traunstein hierher, überschritt die Alz bei Bedaium und zog von da nordwestlich nach Augsburg: hier mochten auch Wagen fahren, die Frauen und Kinder brachten, nicht als Dinggenossen, aber um außerhalb der Gerichtsschranken an den Festen, den Spielen, den Schmäusen, dem Tauschhandel teilzunehmen und dem ganzen regen Verkehr, der an solchen Tagen außerhalb des Dingkreises neben den Rechtshandlungen herging.

Am häufigsten aber wurden benutzt die schmalen Waldwege, die nur je einen Reiter oder Fußgeher die dichten Urgehölze durchdringen ließen. Auf einem solchen Pfade ritt an jenem Morgen an dem Seeufer auf Bedaium zu ein kleiner Zug von Männern. Der Führer, reich gewandet und gewaffnet, zügelte einen prachtvollen Rapphengst südgallischer Zucht, aber auch die Begleiter tummelten auserlesene schöne Streitrosse, meist des gleichen Schlages und der gleichen Farbe.

Unzufrieden, grollend blickte der Gefolgsherr vor sich hin: die scharf geschnittenen vornehmen Züge wären gar schön zu nennen gewesen, hätten nicht wilde Leidenschaften sie früh und tief durchfurcht; in finsterem Brüten neigte er das Haupt tief auf den Hals des Pferdes, daß ihn die tiefbraunen Schwingen des Geierfalken auf der Sturmhaube nahezu streiften. Die dunkle Farbe von Haar, Haut und Augen, auch die raschen Bewegungen der

geschmeidigen Glieder, der feinen Gelenke schienen nicht ungemischt germanische Abstammung zu bezeugen.

Nun mündete der schmale Pfad aus dem Dichtwald in eine breitere Freiung; der nächste Reiter hinter ihm spornte sein Pferd bis an des Rappen linke Seite und sprach, das Antlitz des Führers mit langem Blicke musternd: „Du scheinst dich nicht sonderlich auf den Opferschmaus zu freuen, Ragino, mein Patronus?“ — „Ich schmause und trinke gern nur mit meinesgleichen! — Und wär's nur das! Aber diesen überweisen, übergerechten Arno da im blauen Richtermantel auf dem Richterhochstuhl sich spreizen sehen, die Beine verschränkt, den linken Fuß geschlagen über den rechten, den weißen Richterstab in der Hand und so großmächtig Ding halten, und Urteil finden lassen über seine Besseren, — der Sperling über den Adler! Und sich dann fügen müssen dem biederen Urteil, das die mehrere Menge findet: immer hundert Gemeine gegen fünf Edle! — das läßt mich zornig knirschen in die harten Zügel des Rechts hier zu Lande.“

„Ja, ja, Patrone,“ meinte der Freigelassene, ein echter Sohn des Südens mit voll romanischer Erscheinung — er sprach auch fast nur Vulgärlatein — „bei mir daheim, im schönen Aquitanien — zwischen Loire und Pyreneus Mons: — da war das Leben lustiger! Da fragte kein König — der war ein Schwächling oder weit weg! — danach, lag ein Gemeinfreier irgendwo tot am Wege — Römer meist, doch auch Franken! — von eines Nobilis raschem Schwertstoß! Kein Herzog that euch Edeln was zu leide: halfet ihr ihm doch mit euren Waffen und Gefolgen, wollte der Königsgraf ihm zu scharf auf die Finger sehn. Das Recht der Starken waltete — soweit als seine Stärke reichte. Bei Sankt Martin von Tours! Manch lustigen Fehderitt haben wir geritten, du Patrone, und . . .“

— „Und du stets dicht hinter mir, das muß ich rühmen, Nantine, mein getreuer Marifstalk. Und Sankt Martin und die andern Heiligen, an die du so eifrig glaubst, haben dich noch nie von Frechheit und Kühnheit abgehalten. Wie reimst du dir das eigentlich zusammen?" — „Ist doch einfach! Hat man die Heiligen durch einen Raub zum Beispiel ein wenig verzürnt, schenkt man ihnen ein redlich Teil der Beute. Dann werden sie wieder ganz gut." „Bah," lachte der Adaling, „bin besser dran. Glaube nicht an sie: so brauch' ich nicht mit ihnen teilen." — „So glaubst du an die andern, . . . die die Leute hier zu Land verehren?" — „Bei Leibe!"

„Aber Herr, wie mochte es geschehen, daß du so ganz anders geworden bist als diese deine starken und tapfern, aber — vergieb dem Aquitanier! — doch herzlich plumpen Bajuvaren, ungefüg an Gliedern, Sprache, Sinn . . . —" „Laß ab, sie zu schmähen," unterbrach Ragino, die Stirne furchend. „Oft mein' ich, mir wäre wohler — mir und den Weibern und Männern, die ich auf meinen Wegen fand! — wär' ich nicht aus der Bajuvaren Art geschlagen. Aber freilich wohl, — ich bin's. Wie das kam?. Nun, meine Mutter war ja eine Arleserin." — „Und das will sagen: eine hohe Schönheit!" — „Und ich zählte nicht sechzehn Winter, als der Vater mich an den Hof des Merowingen brachte nach Metz. Da ward ich vor allem in die Capella gesteckt und der kluge Bischof Aigulf unterwies mich selbst in den Lehren des neuen Glaubens. Gar bald hatte mich der Überlegene überzeugt, daß es nichts sei mit den Göttern, um deren Willen ich bisher Treue und Ehre gehalten und Meinthat gemieden, und ich weigerte mich nicht der Taufe, die auch der Vater nahm. Denn, witzelte ein Priester am Hof, eher geht ein Kamel in ein Nadelöhr als ein Ungetaufter in ein Hofamt bei den Herrn

Königen. Also den alten Glauben hatten sie mir gar bald gründlich ausgerissen. Ich höhnte über Wuotan und Donar. Aber bald spottete ich auch über Christus und die Heiligen. Die dummen Wundergeschichten, die uns aus dem Buch eines Bischofs von Tours vorgelesen wurden — Gregor hieß er, mein' ich — machten mich lachen. Da sollte es ein Wunder sein, fiel einer, der nicht schwimmen konnte, ins Wasser und ersoff, und ein anderes, fiel einer, der schwimmen konnte, ins Wasser und schwamm heraus. Und aber das Ärgste: an all meiner Bösheit ist ein Weib schuld."

„Ich meinte, viele Weiber?" „Nicht übel!" lachte Ragino, die weißen Zähne zeigend. „Gallischer Witz! Da! Diese Spange dafür. — Aber nein: vor allem eine." — „Welche? Chlodoswintha oder Aurelia oder Bertoalda oder Camilla?" — „Du hast ein besser Gedächtnis als ich. Nein! Eine, die ich nie geküßt, ob sie mir das Herz heiß entzündet hatte. Die schönste von allen: — die Walandine." „Fredigundis!" sprach Nantinus und schlug ein Kreuz. „Ist's ein Weib!" rief Ragino und hob sich im Sattel. „So flammenzündend und so eiskalt, so schön, so schlau, so fromm und so teuflisch böse! Ich durfte sie einmal aufs Roß heben, sie fuhr mir durch's krause Haar und bat mich flüsternd, den Präfekten von Paris zu erschlagen: am andern Abend lag er tot. — Bis an die feinen Knöchel in Mordblut watend, und dabei die freigebigste, frömmste Knierutscherin vor den Heiligen und vom Glücke begleitet wie von einer zahmen Taube! Nein, sagte ich mir, kann man so ruchlos sein und so fromm, so macht dieser Glaube nicht gut. Ist auch gleich, — hätt' ich nur ihr Glück! Der Bischof hat mir die Götter ausgetrieben und Frau Fredigundis die Heiligen. Jetzt folg' ich nur meines Herzens Gelüsten: da weiß ich doch, daß mir's lustig geht. — So

lange es geht!“ schloß er rasch mit wildem Lachen. „Alt wird man wohl nicht dabei! Aber was liegt hinter der Jugend? Die Tugend: das heißt die Langeweile, die Schwäche! Zur Hölle mit ihr! Oder nach Hel! Wohin sie lieber fährt.“ — „Ja an was glaubst du denn nun — oder an wen?“ — „Nichts glaub' ich! Oder an mein Glück, mein Schwert, meine List. Eia, Nantine, haben wir durch Kraft und Frechheit und List zwischen Rhone und Garonne unter den Weibern gewirtschaftet! Gar manche schöne Aquitanerin haben wir davon geführt auf windschnellem Roß! Sie sträubten sich — im Anfang! — Alle: aber die meisten fügten sich dann doch in das Geschehene. Nur zwei freilich ...“ er brach finster ab. „Ja, Patrone, die keusche Adalfrida sprang nach der ersten Nacht in die Aude. Und ich höre immer noch das seltsame Getöse, wie die schöne Venantia, die Gattin des Grafen Leonardus, sich von dem Turm zu Carcassonne auf die Felsen stürzte: der Kopf zuerst schlug auf: es klang sonderbar. Sancte Martine,“ sprach er, sich andächtig bekreuzend, „grolle nicht, daß ich sie hatte entführen helfen: du weißt, nur der Patronus ward des Weibes froh.“ „Die Närrinnen!“ grollte Ragino. „Hatten es doch alle gut bei mir, die sich drein fanden! Viel rot Gold hatte mir mein Vater, Herr Faganwalt, vererbt, der, aus Bajuvarenland zu König Chlothachar gezogen, von dem zum Patricius von Marseille erhoben war. Und gingen nach des Vaters Tod Geld, Schmuck, Gewand rasch zur Neige ...“ — „So waren wir nicht faul und nahmen's zu Hauf den lieben Nachbarn ab, den reichen Westgoten von Narbonne ...“ — „Und warfen's daheim in Burg Cap-Ariet den Schönen in den Schos! Eia! Warm glühte dort zu Lande die Sonne, dunkel glühte der schwarzrote Wein und manche heißblütige Domina. Hier ist alles naß, kalt, friedsam, tugendsam,

öd und fad!" — „Ei, warum bliebst du nicht, Patrone, wo wir waren? Ich bat so sehr! Ist ja halb auch deine Heimat. War doch deine Mutter ein Kind des Sonnenlandes. Warum ....?" — „Narr, als ob du's nicht wüßtest! Hast vergessen? Zuletzt hatten wir's doch zu arg getrieben. König Guntchramn, den sie den Guten nennen...." — „Bald wird er der Heilige heißen! Schon thun die Fransen seines Mantels Heilwunder an Aussätzigen und Lahmen!" Und der fromme Wale schlug sein Kreuz. — „All seine Grafen, von Orléans bis Toulouse, hatten uns bei ihm verklagt: Frauenraub und Herireita, — weil wir mehr als zweiundvierzig Helme zählten! — Friedbruch, Scharmützel, Heimsuchung und Infidelitas: alles Teufelszeug sollten wir verübt haben. Lange noch bestach ich seine Bischöfe und Palatine: aber zuletzt hatte ich nicht mehr genug, sie — nach ihrem Gelüst — zu bestechen: den Rest nahmen sie mir lieber durch Einziehung ab und der König sprach mir all mein Land in seinem Reiche ab." — „Bah, dann wär' ich zu den Wasconen gegangen, seinen alten Grenzfeinden! Nur in die warme Sonne!" — „Und ins Elend? Nein, doch lieber nach Haus in dies Wasser- und Nebelheim, wo mir des Vaters weit gedehntes Erbe liegt an Mangfall und Inn, bis dahin von Oheim Fagano gar treulich und wirtlich verwaltet. Hier hab' ich doch zu leben." — „Leben? Ist das gelebt hier?" — „Bei Loge, nicht lustig, gedenk' ich der Provence. Keine Schätze bringende Fehde, im Frieden nur Jagd, im Krieg nur Slovenen, bei denen es weder Ruhm noch Beute zu holen giebt." „Nein, aber Läuse!" lachte der Welsche, sich über das kurzkrause schwarze Haar streichend. „Geh, Patrone! Es zieht dich Halbblut ja doch zu uns, — dein besser Teil — von der Mutter her — gehört uns."

„Ja, oft spür' ich's nur allzuheiß in den Adern, dies

Walenblut. — Vorab: hier giebt's nicht Weiberlust! Denn die Slovenenmädchen, die wir zuweilen fangen . . . ."
„Muß man erst zu lange waschen, bevor man sie küssen kann! — Freilich," meinte er nach einer Weile: er beugte sich vor im Sattel und sah seinem Herrn listig in die dunkeln Augen, „es giebt wohl auch hier zu Lande Mägdlein, weißarmige, die . . . ." „Die man zu Tode küssen möchte," rief Ragino wild und spornte den Rappen, daß er stieg. Dann spannte er die Muskeln des rechten Armes: „Und zerdrücken in diesen Armen, in ihrem Ringen heißer noch die Lust verspürend. Ah, schlanke Arntrud, fast noch ein Kind: weh dir — und wohl dir! — lernst du an dieser Brust die Liebe." „Puh," meinte der Freigelassene, „das wird dir wohl nicht werden. Die wird des Nachbarsohnes sittig, blondgezöpft, flachsspinnend Weib." — „Des Pflugtölpels? Nimmermehr! Ich reiße sie ihm mitten im Brautlauf weg und Nachtelb trägt sie flugs davon. Nicht wahr, mein Rößlein?" Und er klopfte dem Rappen den Hals: freudig wieherte der. „Wie paßte sie zu dem Lümmel!" „Ja, ja," meinte der Wale schürend, „mag schon sein, daß ihr im Wunsch und Traum ein viel Feinerer vorschwebt. Wie sie vielleicht ihm, dem zieren Edeling." — „Adalfrid, der Ausbund aller Tugenden? Der möchte wohl, aber er wagt nicht. Nie läßt sie ihn der Ohm als Gemahlin führen in seinen Edelhof: eine Königstochter will der für den schönen einzigen Sohn. Und daß er sich das, was er begehrt, nimmt, zu rascher Lust, wie man die süße Beere vom Strauche reißt, — dazu ist der Vetter viel zu zahm gezeugt und zu artig gezogen, der Thor, mit seinem bajuvarischen Fischblut in den Adern. Ah, Bursche, du hast mich heiß gemacht mit deinen Reden! Weshalb hetzest du mich so zu Gewalt? Was hast du davon?"

„Will dir's wohl sagen, Patrone: ganz offen! Im

Frieden bring' ich's hier zu nichts: da kann ich nicht, wie drüben an der Garonne, dir zeigen wie nütz, wie unentbehrlich ich dir bin. Abenteuer, wildes Streiten sind der Boden, aus dem allein mir Gewinn aufwuchert: Beute, Lust, Lob für mein rasches Schwert! Und du? Du bekommst das blonde Kind auch nicht in die Arme ohne schroffsten Rechtsbruch. Frauenraub! Darauf steht . . ." „Im Frieden! Ja! Aber es kann ja auch," — und hier blitzten die schwarzen Augen, — „Fehde auflodern zwischen uns Faganos und den Ackerern da unten an der Alz. Dann greife ich mir das süße Ding als Beute, dann ist sie meine speergefangene Magd und mein ist ihr Leib und ihr Leben." „Gewiß!" lachte der Wale. „Und deshalb . . ." „Deshalb darf der Rechtshandel um den Rosseschaden, der heute vor das echte Ding kommt, nicht in Frieden enden, wie sicher die beiden Tugendweisen, der Ohm und der Richter, raten werden, sondern Fehdegang statt Rechtsgang soll entscheiden. Das hab' ich längst geplant." — „Und ich — hab's geahnt. Aber ich wollt' es hören aus deinem eignen Munde, Patrone!" — „Schweig — gegen alle! Schau, dort auf der Höhe ragen schon die Firste der Arninge, der trotzigen Dörfler. Ah, bald sollen sie in roten Flammen stehn. Und bei Hausbrand verschwindet mancherlei: Mensch, wie Tier, wie Habe. Komm, Nantine, laß die Rößlein springen! Sie sollen's einmal sehen, diese Ackerschnecken, was reiten heißt. Ihre Gäule sind ja nur elende Angernager. Drauf, Nachtelb!" Und in rasendem Jagen, wie zu feindlichem Überfall, sprengten die Reiter gegen das friedlich im Morgenschein liegende Dorf.

II.

Einstweilen hatten sich allmählich an der Dingstätte schon viele der Markgenossen eingefunden.

In einem weiten, gegen den See geöffneten Halbkreise waren die Dingschnüre gezogen, an Speeren oder auch an mannshohen Haselstäben; außerhalb dieser Umhegung, zumal gegen das Dorf hinab, den Hag hinunter, hatten Weiber, Kinder, Unfreie sich aufgestellt, oder auf dem Rasen gelagert.

Unter der mittelsten Eiche war nun vor dem Altar der hohe Stuhl des Richters aufgestellt, er gewährte den Blick nach Osten: noch war er leer. Arno stand im weitfaltigen dunkelblauen Richtermantel, den weißen, der Rinde entschälten Stab in der Hand, neben Iso, seinem Rechtweiser, der den Dingspeer und den Dingschild trug; die Dinggenossen standen nach Sippen gegliedert — daher alle Faganos beisammen — innerhalb der Umschnürung um den Richterstuhl her: das Gewoge der Stimmen glich dem Summen eines Bienenschwarms.

Eine Weile noch wartete Arno, sah nach dem Wipfel der Eiche empor, winkte dann Iso und beide schritten nun zu dem Richterstuhl: Arno ließ sich auf ihm nieder. Der Fronbote, ein Freigelassener des Richters, stieß den Speer rechts von ihm in den Rasen, hing den runden Schild daran und that mit einem Steinhammer uralter Überkommenschaft drei dröhnende Schläge auf das Erz.

Nur ein wenig hob jetzt Arno den Stab: — sofort verstummte das Gewoge der Stimmen.

Nun wandte sich der Richter an Iso und fragte: „Sage mir, du Weiser des Rechts, und weise, ist dies der

rechte Tag, die rechte Stunde, der rechte Ort für die Markgenossen des Untersees, zu hegen und halten von Rechts wegen ein Echteding? Weise mir das Recht der Mark!"

Feierlich hob Iso die Rechte: „Ich weise das Recht, wie bestens ich weiß, so helfe mir Forasizo: dies ist der rechte Tag: ein Tag des Eru, dreißig Nächte nach dem letzten ungebotnen Ding: die rechte Stunde, da die Sonne den Wipfel des Dingbaums küßt: der rechte Ort: auf dem Eichenbühl unter der Dingeiche oberhalb der Seebrücke." — „Und wer ausbleibt von dem Ding?" — „Wer ausbleibt ohne echte Not, zahlt fünfzehn Solidi Wette dem Richter." — „Weise mir, Rechtweiser, das Recht: wie soll ich halten das Ding?" — „Als ein echter Richter: niemand zu Gunst, niemand zu Gram, niemand zu Lieb, niemand zu Leide, wissend, daß du richtest vor Forasizos Angesicht und aller Götter. Gelobe zu richten nach der Gerechtigkeit, nicht nach Geldgier. Geldgier greift dem Gesetz an die Gurgel." — „So gelob' ich bei diesem meinem Stabe." Und er legte feierlich die Rechte auf dessen Griff, der in eine geschnitzte Hand auslief. „Und wenn ich unrecht richte?" — „Und wenn du unrecht richtest, sollst du's 'doppelt vergüten und dem Herrn Herzog vierzig Goldsolidi büßen." — „Und also sei's. So lege ich das Märkerding offen, verbiete Rede sonder Richters Urlaub, verbiete Scheltwort, Streitwort, Waffenzücken, gebiete Schweigen, Zucht und Rechtsgehorsam: bei des Ostgaugrafen Bann gebiete ich Dingfrieden. — Nun sind Eintrachtsachen und Streitsachen an das Ding gebracht. Welche muß ich zuerst verhandeln, Rechtweiser?" — „Eintracht geht vor Streit." — „Wohl, so thun wir zuerst nach dem Begehr des Fagano, der Schatzwurf werfen will. Hier, außerhalb des Dingkreises, stehen zwei Unfreie

von ihm, Slovenen, bei dem letzten Streifzug jenseit der Landmark von ihm speergefangen: er will sie beide frei geben und will sie dann die Ehe schließen lassen nach Volksrecht. Denn er lobt sie als treu und willig. So kommt nun ein in die Schnüre und du, edler Fagano, tritt vor."

Die beiden braunen Menschen, er in ein Wolfsfell, sie in Lammfell gehüllt, schlüpften, strahlend vor Dank und Freude, unter den Schnüren durch, warfen sich vor dem Fagano auf die Kniee und reckten ihm auf der flachen Rechten je einen Denarius hin, ohne ein Wort zu sprechen; der Fagano schlug jedem der beiden die Münze aus der Hand: „Losgekauft seid ihr, Zwentopluck und du, Dowina, aus meinem Eigentum: ich schenk' euch den Kaufpreis, leset ihn auf." Das ließen sich beide nicht zweimal sagen und eilig schlüpften sie, Hand in Hand, wieder hinaus.

„Dann hat sich Truchtwalt, Sohn des Truchtlacho, gemeldet: er ist aus des Vaters Hofwehre geschieden, er hat sich eine Hofstätte gerodet mit schallender Axt: — nicht heimlich: die Axt ist ein Rufer, nicht ein Dieb! — in dem Alzwald und er will sich heute hier vor den Markgenossen verloben mit Berthfrida, der Tochter des Berahto, der ist des zufrieden. Tretet vor." Der Jüngling, das Mädchen und dessen Vater schritten nun vor den Richterstuhl: der junge Truchtwalt sprach: „Ich hab' einen Hof, so will ich ein Weib. Ich zähle dreißig Jahre: Berahto will mir die Tochter geben: die Mundschaft lös' ich ihm ab: ich biete dir hundert Solidi und zwanzig Rinder nach deiner Auswahl, bist du's zufrieden?" — „Ich bin's zufrieden und binnen Jahr und Tag führ' ich sie dir als Frau ins Haus: und der Brautwagen soll hoch beladen sein: denn — man weiß es in der Mark! — reich ist der Berahtinge Hof und Habe." „Ihr alle, Markgenossen," sprach der Bräu-

tigam, „seid der Verlobung Zeugen: hier ist ihr Finger beringt" — er schob ihr einen Bronzering an den vierten Finger der Rechten: da fiel der Richter ein, — „nun ist die Braut dir bedingt." Darauf streifte sich Truchtwalt den Schuh vom rechten Fuß und stellte ihn vor ihr nieder: errötend that sie das gleiche und hob das schmale Füßlein und stellte es in seinen Schuh, darin es fast verschwand: Arno aber sprach, den Stab über ihr Haupt reckend. „Nun trat die Traute dir schon in den Schuh: mit zwiefachem Zwang dir bind' ich die Braut." Fröhlich schieden die drei aus dem Dingkreis.

„Da ist," fuhr der Richter fort, „Hariger, des Harlacho jüngster Sohn: er und sein Vater verlangen, ich soll ihm die Schwertleite gewähren: komm, jung Hariger, weise hier vor den vielen, was du in den letzten Wochen mir allein gezeigt von deiner Waffenreife."

Ein schöner blondlockiger Jüngling, fast ein Knabe noch, stürmte feuereifrig vor den Richterstuhl: Iso reichte ihm den Speer: hastig ergriff ihn Hariger: „Gebt Raum! Gebt Raum!" rief er den Umstehenden zu: auf starke Speerwurfweite war außerhalb des Dingringes an einem der vordersten Waldbäume ein kleiner Reiterschild, mit sieben ehernen Ringkreisen geschmückt zugleich und gefestet, angebracht: weitaus holte der Knabe: scharf zielte er und lang: sausend flog die Lanze: klirrend fuhr sie durch den mittelsten Schildring in den Stamm.

„Nicht übel, wahrlich," sprach der Fagano, „für diesen Wurf schenk' ich dir . . . ." „Ich nehme nichts von den Adalingen!" rief Hariger mit einem Blick auf seinen Vater, der beifällig nickte. Nun reichte jenem der Fronbote einen Schild und ein stumpfes Schwert ohne Spitze: der etwas ältere Sohn des Rimisto trat, gleich gewaffnet,

vor und bei sechs Gängen, das heißt sprungweisen Angriffen, wehrte Hariger viermal dessen Schlag ab und traf selbst zweimal den Gegner. „Genug!" rief Arno von seinem Richterstuhl herab. „Die Markgenossen haben's gesehen. Hariger, des Harlacho Sohn, ist der Volkswaffen reif und wert. Wer widerredet? Kein Mund. So reiche ich dir Schwert, Speer und Schild: du legst sie fortab nicht mehr ab, auch in den Hügel folgen sie dir nach und nach Walhall. Trage sie mit Ruhm und Sieg für die Deinen."

„Weiter," fuhr Arno fort, „hat Hemmfrid, des Hemmo Sohn, seinen Hof bei dem Kleinsee dem Fagano verkauft und will ihn heute dem Käufer auflassen durch Stab, Gras und Erde. Tretet vor."

Der Adaling und ein ärmlich gekleideter älterer Gemeinfreier erschienen nun vor dem Richterstuhl und der Verkäufer sprach mit trauriger Miene: „Ich rufe die Markgenossen zu Gesamtzeugen! Euch aber, Nachbarn, Pellwich und Halfing, zu Sonderzeugen" — hier faßte er die beiden nächststehenden Gemeinfreien am Ohrläppchen und zog daran — „ich ziehe euch am Ohre zu Zeugen, wie ich dem Fagano meinen Hof, der Hemminge altes Allod, mit Wunn und Weide, mit Wasser- und Waldrecht an der Almännde, mit Herde, Holz und Habe, mit Eigen und Almen auflasse zu eigen. Und sind die Marken, wie ihr alle wißt, im Aufgang das Ufer des kleinen Schilfsees, zu Mittag, da wo man es nennt ‚im Thale‘, gen Niedergang bis zu der großen Buche — die ist noch mein gewesen, trägt meine Hausmarke — und gen Mitternacht bis an die Mitte des Binsenmoors, das zur andern Hälfte dem Pellwich gehört." „Wir kennen den Hof und seine Markzeichen," sprachen die beiden am Ohre Gezogenen. „Wohl," mahnte der Richter, „nun laß auf."

Mit einem Seufzer holte der Verkäufer aus seinem Wams ein etwa handlanges Stäblein von Erlenholz hervor, in dessen Rinde die Rune H (— ᚺ —) geschnitten war: der Käufer öffnete sein Wams an der Brust und Hemmfrid legte mit einer Art von Wurf das Stäblein in das Wams: „Wie dieser Stab, so ist mein Hof nun dein geworden. Und wie dieser Rasenstreif und diese braune Scholle und dieser Buchenzweig, die ich dir hier reiche, so sind meine Wiesen, meine Kornäcker und mein Waldgut nun dein eigen. Ach, sie waren solang in der Hemminge Hand!“ Er trat zurück, das Haupt gesenkt. „Morgen,“ sprach der Richter, „werde ich mit den Zeugen, dem neuen und dem früheren Eigner und dem Fronboten das Grundstück umschreiten, den Käufer einweisen und nach dem Hirseopfer für die Hauselben, ihm Friede wirken.“

Da rief eine rauhe Stimme: „Richter, gieb mir Urlaub zur Rede.“

Arno winkte Gewährung mit dem Stabe und Harlacho sprach, die Worte hastig hervorstoßend und wilde Blicke auf die Adalinge werfend: „Volkskundig ward nun, allen bekannt, der Verkauf des alten Freiguts. Aber nur wenigen ist kund der Grund, aus dem Hemmfrid der Greis die Scholle der Väter hat hingeben müssen. Sein Sohn Hemmovich ist ein rascher Jüngling: er hat, gereizt durch freche Zunge, am Hof zu Regensburg einen freien Saalfranken erschlagen. Das Wergeld beträgt zweihundert Solidi. Das sollten die Hemminge zahlen oder den Sohn dem Erben des Erschlagenen in Knechtschaft übergeben. Der Alte hat nicht den zehnten Teil davon an Habe. So muß denn Eigen und Erbe dran. Und der Adaling? — Hei, der griff gierig zu! — Wie immer, wenn er den weiten Grundbesitz seines Hauses noch mehr ausdehnen

kann: es ist lang durchdachte Absicht darin: sie kaufen uns aus, wo irgend sie können, jede Not unsrer Wirtschaft machen sie sich zu Nutze. Das ist der Edelinge Edelsinn."

Rot vor Grimm im Gesicht trat er zurück: drohende, zornige Rufe wurden laut unter den Freien.

„Schweigt im Ding!" gebot der Richter. „Wer reden will, frage an bei mir." Da trat, Worturlaub heischend, der Fagano vor und, einen stolzen Blick auf Harlacho und jene Rufer werfend, sprach er: „Ich wußte nichts hiervon. Hemmfrid, komm her. Ich gebe dir den Hof zurück. Öffne den Brustlatz . . . —" — „Ich kann nicht, edler Fagano. Du hast ja lang vorausbezahlt — ich habe die Solidi schon hingegeben. Wie soll ich sie dir je ersetzen?" — „Ich schenke sie dir, das versteht sich. — Ihr aber da drüben, hütet eure Zungen, eh' ihr wieder die Edelinge unedler Gesinnung zeiht." Und er schob dem Alten das Stäblein in das Wams und warf ihm Rasen, Erdscholle und Baumzweig wieder zu.

Nun erschollen in raschem Umschlag Beifallsrufe, auch unter jenen, die soeben gemurrt und die Stimmung wäre noch viel günstiger geworden, hätte nicht Ragino das Wort erbeten und, verächtlich die Lippen aufwerfend, gerufen: „Wundert dich das, Oheim? Niedrige Geburt zeugt niedrigen Sinn und wer gemein — ob auch ‚gemeinfrei' — sieht auch bei Bessern nur Gemeines."

Brausend, drohend entlud sich nun der Zorn der Geschmähten, mit Mühe, beschwichtete sie der Richter.

„Für dieses Scheltwort, Adaling, straf' ich dich um dreißig Solidi Richterwette. Ich werde sie verteilen unter die, deren Ernte der Hagel zerschlug. Die Eintrachtsachen sind geschlichtet, nun mögen die Streitsachen gerichtet werden. Es ist nichts geschehen seit dem letzten Markding,

was Klage an den Richter gebracht hätte auf Wergeld oder Buße, niemand ist gemahnt oder gebannt, noch ist gar Fehdegang — den die Götter verhüten mögen! — gedroht.

Denn einen Zweifel des Immenrechts habe ich, mit des Rechtweisers Beirat, leicht in Güte geschlichtet. Wulfhari, dem Freigelassenen des Riezilo von dem Rizilaerehof, war ein Schwarm aus dem Bienenkobel entflohen und hatte sich auf den großen Ebereschenbaum auf dem Neubruch des Heigilo bei dem Berahtastein eingehaust. Wulfhari war ihm nachgelaufen mit brennendem Scheit und eherner Axt, hatte Feuer angemacht unter dem Baum, den Waisel durch den Rauch zu verscheuchen, und dreimal mit der Axt an den Stamm geschlagen. Zornig lief Heigilo herzu und wollte dem das wehren und den ganzen Imp als sein Eigen verlangen, den der Frilaz allmählich mit klingender Kuhschelle zurückrief in seinen Kobel. Aber ehe sie klagten, gingen sie mit mir zum Rechtweiser und der sprach: „Binnen drei Tagen mag der Impvater seine Immenbrut wieder holen aus fremdem Baum mit feuriger Fackel und hallender Hacke, aber nur mit stumpfem Stoß. Und Wulfhari schwor bei Donar, dem der Rotbeerenbaum geweiht ist, er habe nur mit gewendeter Axt, nicht mit beißendem Beil geschlagen. Da haben sie sich vertragen, — Wulfhari hat ihm in Güte sieben Waben geschenkt. Aber der Rechtweiser verlangt, daß ich die Sache hier auf dem Mallberg vorbringe, damit die Märker dies Immenrecht billigen. Ihr haltet's für Recht? Ja, ruft ihr, alle? So ist es denn Markrecht. Und ein paar andere Dinge, die da übel hätten verlaufen mögen, haben die guten Götter in Frieden beigelegt durch des edeln Fagano friederatend Wort."

Da hob der die Rechte.

„Der Adaling ist der nächste zur Rede," rief der Richter mit dem Stab auf ihn deutend.

„Nicht mein Verdienst war's," sprach der. „Und wie's unadelig ist, unverdienten Tadel hinnehmen, so noch mehr unverdientes Lob einheimsen sonder Einspruch. Nicht mein, unseres Richters Zuspruch hat die Fehde verhütet unter zwei Geschlechtern: um geringer Ursach willen waren sie in Streit geraten: die Stöttinge im Stottohof, im Osten, und die Burginge, Burgramns Enkel, zu Burgham, im Westen des Sees, um den Lachsfang an dem Ausfluß der Alz: auf rasches Wort war rascher Schlag gefolgt: nahe drohte, daß Männerblut floß — um Fischblut! Denn in der Hitze des Zorns hatten sie sich hinweggesetzt über jene Markdingsatzung vom vorigen Herbstding, die Arno vorgeschlagen. Da hat der Richter — ich half ein wenig nach — den Hadernden die Thorheit dieser Fehde dargewiesen. Wir überzeugten sie, sie möchten sich vertragen, ohne daß man eine der Sippen der Feigheit zeihen könnte: denn gleichviel Speere zählen beide und gleich starke Arme, diese Speere zu schwingen; dort drüben stehen sie, versöhnt, nebeneinander. Dankt eurem Richter!"

Jene beiden, aber auch viele andere im Halbkreis riefen: „Heil Arno, heil dem Friedewart!"

Der aber erwiderte: „Dankt lieber dem Fagano, der in anderem Zwist nicht nur Worte, der freigebig, wie dem Adel ziemt, sein Gut spendete, den Frieden zu erhalten. Blut war geflossen im Jagdstreit zwischen denen vom Thietboldberg und den Ischilos um einen erlegten Auerstier, das heißt um das Recht, im Alzwald, über die Buchenleite hinaus, zu jagen. Hohe Buße verlangte da Thietbold: denn es war nicht nur Aderkratz, Gliedscharte, Beulenschlag oder Balgberstung, was nur sechs Solidi kostet, sondern ein Knochensplitter war ihm aus dem Beine geschlagen, so

schwer, daß ihn die Zeugen auffallen hörten, wie er über die vier Ellen breite alte Walenstraße geworfen ward in einen ehernen Schild: ja, der Fuß war verkürzt, so daß er über dem Rasen nachstreifte. Wie nennt einen solchen Hinker das Recht der Bajuvaren, Rechtweiser?" — „Taustreifling! Und darauf stehen dreißig Solidi." — „Die konnte Jschilo nie aufbringen, und Fehdegang drohte. Der Fagano erfuhr's und zahlte aus seinem Gut die Buße: — das war Adelthat."

„Aber die Wette an den Richter, den neunten Teil der Buße" — nahm der Fagano das Wort, „wer zahlte sie? Ich bot sie an: — aber Arno zerbrach einen Halm vor meinen Augen und verzichtete. Das war Richterthat."

Wieder riefen die Hörer laut Beifall.

Als der verrauscht war, flüsterte Ragino seinem Mariskalk ins Ohr: „Ist ja ganz rührend! Gleich küssen sich die beiden Tugendwettläufer. Aber wart! Ich werf' ihnen bittere Schlehen in ihren süßen Musbrei!"

„So ist," fuhr der Richter fort, und der Ausdruck seiner Züge ward ernster, „nur Ein Rechtstreit heute zu verhandeln. Die Klage Harlachos im Weidicht wider Ragino den Adaling um Saatschaden. Doch ich vertraue, gutem Zuspruch, — drüben wie hüben, — wird es gelingen, auch diesen Zwist zu begleichen." Er warf einen bedeutsamen Blick zu dem Fagano hinüber zu seiner Rechten, den dieser mit kaum merklichem Neigen des Hauptes erwiderte. Aber von links her aus der Reihe der Freien scholl ein lautes trotziges: „Nein! Das hoffe nicht! Daraus wird nichts!"

„Nachbar Harlacho," verwies Arno ruhig, aber streng, „du sprachst sonder Richters Urlaub: in gehegtem Ding. Ich büße dich nach dem Recht um einen Solidus. Kannst

du dies Urteil schelten? Du schweigst? So hast du dich verschwiegen. Nun rufe deine Klage."

Da drängte und schob sich von links her der Geahndete durch die dichten Reihen: es war eine derbe, vierschrötige Gestalt, kürzer, gedrungener als die meisten, den dicken Schädel von einem dicken Wust zottigen, brandroten Haares umstarrt wie von einem Wollvließe, während der wirre, rote Bart, wenig gepflegt, vom Winde gezaust ward; ärmlicher als der andern war seine Gewandung, ein viel geflicktes Vließwams hielt ihm, statt stattlichen Wehrgurts der andern, ein altes Senknetz um die magern Hüften zusammen und statt des Kurzschwerts stak darin eine wuchtige dreizinkige Wurfgabel zum Lachsstechen im Seeeis, eine furchtbare Waffe. An seinen nackten, tiefbraunen, mit rotem Haar dicht bewachsenen Oberarmen glänzten nicht, wie an vieler, ein Breitring oder ein schlangenförmig gewundener Schmalreif aus Bronze; den alten Mantel, dem das Seewasser längst jede bestimmte Farbe ausgewaschen, hielt ihm über der linken Schulter nicht eine Spange, nur ein starker Zweig des Schwarzdorns zusammen.

„Nichts von Begleichen!" schrie er mit heiserer, vom Zorn erstickter Stimme, „keinem Zuspruch halt' ich still, so wenig wie der wütige Wisent. Mein Recht will ich, mein ganzes vollgerüttelt Maß, von der übermütigen Brut, die bei jedem Schritt den Fuß so hoch hebt, als solle er auf die Köpfe der Freien treten. Mein Recht von diesem Ragino: — er soll mir nicht entrinnen, wie weiland meinem Vater der seine! Wißt ihr's noch, ihr ältern unter den Märkern, — erzählt's den jüngern! — wie weiland Faganwalt, der Faganing, der auf den Höfen um den Inn saß, meinem Vater, den er beim Hechtfang im Adelwasser traf, westlich vom breiten Schilficht, auf offenem See mit dem Kurzbeil den Boden des Plattschiffs zer-

schlug? Elend mußte mein Vater ertrinken: denn der Adaling fuhr in seinem Einbaum mit seinen Gefolgen lachend davon."

Grollendes Murren durchdrang die Reihen der Freien, zumal dort, wo die fünf Söhne des Fischers und dessen Magen beisammen standen.

„Das war das alte strenge Recht wider die Fisch-wilderer," sprach Arno. „Erst nach dieser Anwendung ward's durch Märkersatzung aufgehoben. Übrigens bot dir der Thäter, — unverpflichtet! — auf seines Bruders Mahnung, das volle Wergeld für den Toten. Du schlugst es aus." — „Soll ich die Seele des Vaters, die der grün-zahnige Neck hinab in die Binsen zog, im Geldgurt umher-tragen? Nein! Ich lasse mir meinen Haß nicht abkaufen und nicht meine Rache: die Stunde kommt." „Aber hübsch langsam, scheint's," höhnte Ragino und warf dem Richter einen Solidus in den Schos. „Da, Markrichter, die Buße für die urlaublose Rede."

Während die Gefolgen Raginos und manche der Ada-linge lachten und unwillig Gemurmel von links her drang, blieb Arno ruhig, öffnete den Mantel, der seine Kniee bedeckte und ließ die Münze klirrend zur Erde fallen. „Für diesen kecken Unglimpf, diese Dingverachtung fordere ich bei dem Ding von Ragino, Faganwalts Sohn, zwanzig Solidi Buße für Forasizos Opferfest. Reckt die Hände!"

Alle Gemeinfreien, auch viele Adalinge, so der Fagano, — ausgenommen die Schar um Ragino, — erhoben die Hände. „Das Bußurteil steht. Nun hebe deine Klage, Harlacho."

„Ich klag' um Schaden, pfandbewiesenen Schaden, durch Ragino, seine Gefolgen und seine Rosse. Ihr wißt: leidig lebt, wer Fische fängt: viel Wind und Wasser werden ihm und wenig Gewinn: ‚für viel Fleiß wenig Flossen' —

's ist ein alter Fischerspruch. Und an Bauland hat der Harlachinge Hof nur wenig Schollen Zubehör, wie an Wiesweide meist schlechte saure Wiesen, neben dem Binsenzipfel: alten Seegrund: — und gar oft, wächst der See groß, abermals überfluteten Seegrund! Denn der Neck giebt nicht dem Land heraus, was er nicht muß. Oder trockener Seesand ohne Nährboden auch nur für Hafer. Seit ein paar Wintern hatte ich mit meinen Söhnen, zwölf Hände zusammen, ostwärts von der Isinge Hof vier Tagwerke, oben auf der Bühlleite nach den Storflingen zu: — fetten Boden! — gerodet mit Feuer: — ihr kennt es als markkundig — guten Weizengrund gab die Asche. Reich gedieh die junge Saat: mich freute es und meine Buben, wogte sie im Frühlingswind: schon sahen wir sie dereinst im Herbstmond in goldnen Ähren wallen, — wann Gott Frô auf dem goldborstigen Eber über sie hinreiten werde, befruchtend, nicht schädigend durch des Tieres Tritt. Sorglich hatten wir die liebe Saat eingehegt gegen weidend Vieh der Isinge und der andern Nachbarn durch einen hohen Zaun von festem Pfahlwerk: am Eingang warnte ein Strohband, jedem Eindringenden die Pfändung drohend. Und ich hatte Frô sein Goldferch dargebracht gegen Hagelschlag: allein gegen Adelbosheit hatte ich nicht geopfert!" „Hüte dich, Frechling!" knirschte Ragino; aber sein Freigelassener mahnte: „Getrost, Patrone. Großes Maul macht kleiner Stich stumm."

„Gar oft ritt dieser Ragino da zur Jagd in den Bannwald bei uns vorüber mit seinen zuchtlosen Gasinden und Barskalken: sie sahen uns an der Arbeit wie wir uns mühten im Schweiße. Freche Hohnworte warfen sie über den Pfahlzaun. Einmal — ich stand im Einlaß — klopfte der Faganing seinem Rappen den Hals und rief, des Tieres Kopf über die Wehre richtend: — ‚Freu' dich, Nachtelb,

da wächst dir Fraß. Schwer schwitzt der Ackerfurcher: — für dich!" Meine Söhne schalten: — ich achtete sein nicht. Aber ein paar Nächte darauf, als wir bei klimmender Sonne zu der Arbeit hinaufgingen, fanden wir den Zaun niedergebrochen, zerrissen und zerstreut das Strohbündel, den Wiff, an der Thüre, den Zugang von Pferdehufen zerstampft, die Ettergerte, die den oben zusammenschließt, zerhackt, und — — abgeweidet, bis an die Wurzeln, zertreten die ganze Weizensaat!"

Grollend, drohend brauste es durch die Reihen zur Linken des Richters.

„Da es in Einer Nacht geschehen, mußte es ein ganz Geschwader von Gäulen gewesen sein: wir durchsuchten nach einer sicheren Spur für den Beweis für andre — wir Harlachinge wußten freilich den Thäter! — in dem ganzen Gehege: endlich fanden wir im hintersten Grunde, von den Führern beim raschen nächtlichen Aufbruch vergessen, eine der schwarzen Schandmähren."

„Ah," flüsterte Ragino, „edler denn du zehnmal ist das Roß." „Also dort," klagte sein Mariskalk leise, „dort verblieb Helhengst, den wir seither so bitter vermißt!"

„Das Tier war von aquitanischer Zucht. Ich nahm's sofort in Pfand, den Beweis zu sichern, den Unschuldeid auszuschließen. Seine Haut trug die Hausmarke Raginos: ihr kennt sie alle, Märker! Frag' ihn, Richter, ob er die Marke verleugnet?"

Arno winkte: Ragino sprach, den Helm mit den Geierfedern zurückwerfend: „Ich meine, sie kennen weithin den trabenden Wolf und fürchten ihn; zumal die Schafe."

Seine Gasinden lachten: Fagano wehrte ihnen mit erhobener Hand.

„Sage, Rechtweiser, darf ich um dieser Ursach willen den Adaling kampflich grüßen?" fragte Harlacho mit grim-

migem Blick und griff nach seiner dreizinkigen Waffe. — „Nicht doch! Er leugnet ja nicht.“ „Ich würde,“ höhnte der, den Kopf zurückwerfend, „wohl wegen der paar Maulvoll Grünzeug auf den Kampfsand treten? Einen Lohnkämpfer würde ich ihm stellen, einen ehrlosen, an dem sollte er seinen Zorn verkühlen.“ „Also dein Mund ist dessen gichtig,“ fragte der Richter, „daß deine Rosse die Saat Harlachos abgeweidet?“ — „Gewiß! Und gut ist's ihnen gediehen!“ — „Wie gerieten sie hinein. Durch Zufall? Windbruch des Zauns?“ — „Behüte! Der Eschenzaun war gute, feste Arbeit von sechs Männern! Auf mein Geheiß führte mein Mariskalk hier die guten Gäule hinein zu leckrer Weide. Was braucht der Schollenpatscher Weizen zu fressen? Besser steht das edle Goldkorn zu des Adalings Roß als zu seinem schnöden Wanst. Er kann ja Weißfische fangen! Aber wo — wo birgt der Kläger das Pfand? Her mit meinem lieben Hengst, der solang in seinem Rinderstall den Stank der Kühe schmecken mußte. Her damit! ich löse ihn nach Recht und büße den Schaden, — mit lachender Lust! — weil der Dickschädel, der rote, umsonst sich gemüht. Her meinen Hengst!“ „Da hast du ihn,“ schrie Harlacho grell und flammenrot fuhr ihm der Zorn ins Gesicht. „Da, alles, was übrig ist von ihm.“ Damit griff er in den Mantel und warf ihm eine abgezogene Pferdehaut vor die Füße. „Du Vieh selber! Du hast das Tier gemordet? geschlachtet? gefressen?“ schrie Ragino und fuhr ans Schwert. „O nein! dessen haben wir den Gaul des Faganing nicht gewürdigt. Erst haben wir — meine fünf Söhne und ich — den Gefesselten so lange gepeitscht, bis ihm die Haut in blutigen Fetzen vom Bauche hing . . .“ „Bestia! Bestia canina!“ schrie Nantinus, der in der Wut nur in seiner Sprache schimpfen konnte. „Wir meinten nämlich, wir hätten seinen Herrn

vor uns!“ Da ging ein Schrei des Zorns durch die Adalinge: viele davon sprangen vor, auch einer der Hachilinge, aber Fagano zog sie am Arme zurück. — „Dann banden wir der verendenden Mähre die vier Füße zusammen und warfen sie in den See, daß sie elend ersoff.“ „O die Hunde!“ grollte Ragino. „Lecker hätte sie wohl geschmeckt, — nichts essen wir lieber, als jungen gesunden Hengstes Fleisch! — Aber was dir gehört, dem Gott opfern und als Opferschmaus verzehren, — nein! Das war des Adalings Tier nicht wert. Jedoch die Haut mit der Marke haben wir dem Aas abgestreift, da liegt sie dir zu Füßen.“ Sprachlos vor Zorn umgriff Ragino mit beiden Händen den Wehrgurt, sich vor dem Waffenzücken zu hüten. Da sprach der Richter: „Die Marke ist volkskundig, der Beklagte thatgeständig. Da braucht's kein Urteil zu finden; es fand sich selbst. Ist's nicht so, Rechtweiser?“ — „So spricht das Recht der Bajuvaren.“ — „Wie hoch schätzt Harlacho den Wert des Weizens? Wie hoch Ragino das Pfand? Das durfte der Pfänder nicht töten! Ist's nicht also, Rechtweiser?“ — „So spricht das Recht der Bajuvaren.“ Harlacho rief: „Acht Stunden weideten die Gäule. Wert war mir die Saat. Ich verlange hundertsechzig Solidi: — der Adaling selber kostet ja nur zweihundertdreißig, wenn ihn einer erschlägt. Und ich wünsche: hätten doch nie die Götter — Frô war's ja wohl! — das verfluchte Roß geschaffen, der hochmütigen Adalinge hochmütig Gleichnis. Den Pflug führt das geduldige Rind ebenso gut und besser. Hel schlinge alle Rosse hinab!“ „Sie haben euch doch schon oft herausgerissen,“ sprach der Fagano leise vor sich hin, „wo euch kein Fußkämpfer mehr hatte helfen mögen. Verwünscht sie nicht!“ „Und wie hoch wertest du das Pferd? Schätze es laut im offnen Ding!“ fragte der Richter. „Das will

ich," sprach Ragino scharf, aber verhalten. „Ein Adalroß ist mehr wert als ihr Harlachinge alle sechs miteinander: einer von euch gilt hundertsechzig: so schätze ich den Helhengst auf das siebenfache: auf elfhundertzwanzig Solidi." Da brach ein wildes Tosen los unter den Freien, das der Richter mit Mühe dämpfte. „Neffe Ragino, meistre die Zunge! — Harlacho, wohlan, ich werde die hundertsechzig Solidi zahlen und meinem Neffen den Wert des Hengstes, — aber nach Schätzung unsrer Sippe — und so den häßlichen Zank begraben." „Nein!" schrie Harlacho. „Nein, Ohm!" rief Ragino. — „Nur von dem Neffen nehm' ich die Buße!"

„Nur wenn Harlacho mir einen seiner Söhne ausliefert, daß ich ihn peitsche, wie sie mein Roß gepeitscht, bin ich zufrieden."

Abermals brach wilde Empörung unter den Gemeinen aus: — zusehends wuchs die Erbitterung, stieg die Gefahr blutigen Zusammenstoßes.

„Und wenn dieser — unmögliche! — Rechtsgang versagt," fragte Arno, „was dann?"

„Fehde! Fehde! Fehdegang!" schrieen zuerst hüben Harlacho und die Seinen, auch der junge Isanbert, die gewaltige Faust ballend, und drüben die meisten der Adalinge. „Ja, Fehde," sprach Harlacho, „grimme Todfehde der ganzen verhaßten Geierbrut. Richter, ich heische das Handmehr. Und — hörst du! — vergiß mir ja nicht den weisen Beschluß, — du selbst hast ihn ja verlangt —! daß fortab zwar nur das Mehr die Fehde beschließen, nicht eine Sippe sie ansagen kann, daß aber an der so beschlossenen Fehde alle Sippen, auch die dawider die Hand erhoben, teilnehmen müssen. Ich frage dich, rechtskundiger Iso, — ist das Markrecht?" Mit einem betrübten Blick auf Arno sprach der: „Das ist — seit neun Monden

— Markrecht. ‚Arnos Weisheit‘ nannten wir damals den Schluß.“

Der Richter schloß einen Augenblick, vom Weh überwältigt, die Augen: er sah bei der wild aufgehetzten Stimmung links und rechts das Ergebnis der Befragung voraus und erkannte mit Schmerz, wie er sich durch seinen eignen in der Absicht, alle Fehde zu verhüten, durchgesetzten Vorschlag gezwungen hatte, an der ihm abgerungnen Fehde teilzunehmen.

„Nun wohl,“ frohlockte Harlacho, „so mag der Richter denn heute zuerst die Früchte seiner Weisheit ernten! Ich verlange das Handmehr, sag' ich, Richter! Willst du deines Amtes nicht walten, so räume andern den Stuhl.“ Traurig zögernd sprach Arno: „Wer diese unselige, götterverhaßte Fehde will unter den Markgenossen, der hebe die Hand!“ Augenblicks fuhren fast alle Hände in die Höhe. Frohlockend fuhr Harlacho fort: „Ah, da braucht's kein Zählen! Endlich soll sich das Eisen im Blut der Hochfärtigen baden! Wie viel lieber als den Lachs werd' ich den Adaling spießen!“ Er riß die scharfe Stechgabel aus dem Netzgürtel und hob sie drohend gegen Ragino. „Hund,“ rief der zurück, „ich greife dich lebendig und Hand und Fuß zusammengebunden, ersäuf' ich dich wie du mein gutes Roß.“

Da brach's los von beiden Seiten. „Fehde! Fehde! Fehdegang!“ Waffen blitzten: die Ergrimmten sprangen widereinander.

„Halt! Schweigt,“ scholl da eine alles überdröhnende Stimme. „Nieder die Waffen!“

Der Richter war aufgesprungen vom Stuhl, er stand mitten zwischen den Tobenden, hoch über ihren Häuptern schwang er seinen weißen Stab, warf ihn dann vor sich nieder und rief: „Der Dingfriede ist gebrochen! Noch Ein

Wort und ich zerbreche diesen Stab und banne euch vor den Herzog, daß der euch friedlos lege."

Ehrfürchtig wichen die Gemeinfreien vor ihrem Richter zurück, aber Ragino und seine Gefolgen senkten noch die Waffen nicht; Nantinus zückte einen spitzen welschen Dolch wider Arno: da trat der Fagano an dessen Seite, legte ihm die Rechte auf die Schulter und deckte ihn so mit dem eignen Leibe. „Zurück!" rief er. „Die Klingen in die Scheiden! Schämt euch, ihr Edeln, vor den Gemeinen. Sie folgen rascher dem Recht als ihr!"

„Aber die Ehre, Ohm!" trotzte Ragino. —

„Ehre? Pflichttreue — über das äußerste Maß der Pflicht hinaus; — das ist Ehre, Neffe. Gehorche!" Und der Heißblütige barg übermeistert das Schwert und trat zurück, desgleichen seine Trucht. Nun bückte sich der Fagano, hob den Stab auf und reichte ihn Arno: „Nimm ihn wieder zur Hand, den Stab, den keine Hand so würdig trägt wie deine."

Hoch erhob ihn Arno und nahm wieder auf dem Stuhle Platz: „So ist sie denn beschlossen, die Fehde! Was bedeutet das Wort? Tote Männer und brennende Firste und zerstampfte Saaten! Und um was? Um ein paar Weizengarben und ein Roß!" „Nein, um die Ehre!" rief es rechts. „Nein, um den Haß," schrie es links. „Zum Glücke beginnt," fuhr Arno fort, „alsbald die heilige Friedenszeit Frau Berahtas: heute, bei Frührot, fuhr ihr heiliger Wagen auf breitem Schiff vom Lindeneiland ab, und umsegelt so alles Uferland des Sees. Solange ruhet aller Streit, die Waffen werden geborgen: den Schrecken Hels geweiht ist, wer Kampf reizt in diesen Tagen. Und ich frage dich, Rechtweiser, wer hat nach des Untersees Markrecht den Beginn der Frist zu setzen?" „Der Richter vom Eichending," sprach Iso. „Das ist der

Märker Recht." — „Wohlan: so eröffne ich die Friedensfrist, sobald der Dingschild hier den Boden streift." Im selben Augenblick sprang er auf von dem Stuhl und schlug mit seinem Stab den Speer samt dem Schild nieder. Klirrend schlug der Erzschild auf. „Das Ding ist gelöst." Er stieß den Stuhl um: „Der Dingfriede erloschen, Berahtas Friede aber hat schon begonnen: er währt einundzwanzig Nächte: des gedenkt auf dem Heimweg: und der strafenden Göttin gedenkt." „Ein weiser Einfall zu rechter Stunde!" sprach der Fagano. „Deine Hand, Richter, wir wollen fest zusammenstehen." — „Das wollen wir: denn wahrlich! es thut not. Edler Fagano, tritt unter mein Dach, sein geehrtester Gast!"

III.

Es war schon spät am Tag, als der Gast und der Wirt sich von dem runden glänzend weißen Ahorntisch erhoben, auf dem sie das einfache Mahl genossen, — allein; denn die beiden Töchter hatten die Halle verlassen, nachdem sie auf die Tischplatte ein von Arntrud gewebtes, zierlich rot gesäumtes Tuch gespreitet und das schlichte Hausgeschirr aufgesetzt hatten: die Bierkrüge aus gebranntem Thon und die irdenen Fleischschüsseln; der einzige, schön henkelige Erzkrug — für den Met — war ein Stück alter Römerbeute. Am Weine gebrach's: den bezogen nur die Adalinge aus dem Etschthal.

Freundlich hatte der Gast die Rechte auf den Scheitel der Kleinen gelegt: „Hast du auch, Krausköpflein," fragte er, „mitgeholfen am Braten?" — „Will's meinen! Sonst

wär' er nicht so gut worden! Hab' Trudis geholfen beim Begießen. Der Wildeber will trinken." — „Weißt du aber auch, warum für den Dingstag Wildeberfleisch sich ziemt?" — „Freilich! Es mahnt an der Götter Schmaus."

„Ein klug Kind, wohl gelehrig und wohl belehrt."

„Ja aber . . ."

„Willst du wohl schweigen?" drohte mit dem Finger der Vater, dem Unheil ahnte. „Sprich nur! Du siehst, der Vater hat's erlaubt." Er hatte ihm den erhobenen Finger herabgebeugt.

„Wenn die Götter und die armen Helden, da oben — die sind gar hungrig, mein' ich, weil sie immer Kampfspiele spielen! — Tag um Tag nichts als Schweinefleisch bekommen? Ich könnte das nicht so oft hinunterwürgen! Warum sind sie nicht schon lang auf die Erde herabgestiegen? Da könnten sie doch bald bei dir vorsprechen, bald bei uns?" Der Fagano lachte: „Du junger Fürwitz!" Dann schloß er ernst: „Götter und Göttinnen wandern gar oft über die Menschenerde. Auch in meiner Halle haben sie schon gegastet vor alters." — „O, zu uns kommen sie auch. Die sind nicht stolz, wie dein schwarzer Neffe. So ist Frau Berahta im Traum der Trudis hier erschienen und hat ihr deinen . . . Ja, was ich sagen wollte, wo steckt Adalfrid? Lange hab' ich ihn nicht mehr gesehn. Sonst war er immer um die Wege hier."

„Ja," fiel Arntrudis ein, die lichten Augen voll aufschlagend, und dem Gefragten frei ins Antlitz schauend: „wo ist er, der Liebe, Gütevolle? Fehlt er, so ist's, wie wenn der Sonnengott zu Rüste stieg hinter den Westerwäldern! Er versprach mir doch, als er mir das Vöglein brachte, — da haben wir ihn zuletzt gesehn! — er wolle

bald wieder kommen. Der Nachtsänger singt so schön, so heiß, so eigen! — Wo ist Adalfrid?"

Unfreundlich zuerst hatte der Vater des so warm Vermißten die Brauen in die Höhe gezogen. Allein unter dem Eindruck dieser vollsten Unbewußtheit des eigenen so reinen Gefühls schwand gar rasch das Gewölk und er erwiderte ernst, aber ohne Strenge: „Mein Sohn ist fern. Im Palatium zu Regensburg." „So? Was hat er denn aber da zu suchen?" meinte das Kind. „Nun — vielleicht eine Braut!" Scharf sah er Arntrudis in die Augen: der Vater warf einen besorgten Blick auf seine Tochter.

Arntrudis jedoch strahlte vor Freude und rief sofort: „O, das ist prächtig! Das ist recht! Gewiß ist sie elbenschön — wie er selbst! — So muß seine Braut sein! Wie freu' ich mich, ihr den Kranz zu flechten aus meinen liebsten Bergblumen: Speik, Marbel und Madaun! Und auch Rosen haben wir im Gärtchen, noch von des Secundus Eltern her. Die streue ich ihr bei dem Brautlauf."

Die beiden Männer betrafen sich dabei, wie jeder verhohlen des andern Miene prüfen wollte.

Aber die Kleine war unzufrieden: „O je! Wenn er eine Frau hat, bringt ihm der Adebar gleich viele, viele Kinder. Und dann spielt er mit denen und kommt gar nicht mehr zu uns." „Das wäre hart," sprach Arntrud ganz langsam nachdenklich vor sich hin: und in ihre Augen traten Thränen." Ihr Vater sah's — wie der Gast — und rief: „Nun fort mit euch! Wir haben noch zu reden." Und aufspringend öffnete er die Thür und schob beide hinaus. „Dein Kind ist rein und hold wie ein Sonnenstrahl," sprach der Gast innig. „Möge ihr Lebenspfad sonnig bleiben! Und er wird es. Es ist im Thale wohnlicher als auf den Höhen." — „Ja; jedoch manche Seele erfüllt ein Gott mit Sehnen nach den Höhen." Der

Edeling schüttelte das Haupt: „Berg und Thal haben die Götter selbst geschieden. Sie sollen nicht zusammen kommen."

„Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen: — so geht ein alter Spruch in unsrem Volk." — „Wohl! Und so wird denn mein Sohn zusammenkommen mit der ihm gleichgebornen Braut: des Langobardenkönigs Tochter." — „Trägt sie schon seinen Ring?" — „Bald wird er ihn ihr anstecken zu Ticinum. — Wir beiden aber, wir wollen, wie besprochen, treu zusammenstehen, die glimmenden Funken dieser unsinnigen Fehde auszutreten, bevor sie in Flammen auflohen und euch verbrennen — wie uns. Bändige du deinen wüsten Nachbar, ich werde meinen wilden Neffen zügeln. Was darüber hinaus geht an Wünschen, . . . — das muß schweigen. Der Edle, — wie der Richter! — nicht für sich sollen sie wünschen: für die Mark, für das Volk. So hat mein Sohn zum Beispiel jene Königstochter nie gesehen: — aber er wird sie zur Gattin nehmen. Denn er wird einsehen, wieviel der Langobarden Freundschaft für unsere Südmark wert ist. Nicht für uns leben wir, wackerer Richter, für andere. Leb' wohl. Du meinst es gut. Hab' Dank für — — für alles."

Als der Fagano sich in den Sattel schwang, sah er von fern, wie an dem offenen Fenster ihres Schlafgemachs Arntrudis saß, die Hände im Schoß: die Nachtigall vor ihr im Käfig sang ihr glühend Lied: das schöne Mädchen lauschte, in Träumen und Sinnen versunken. „Ein wunderhold Geschöpf, bei Berahta," dachte der Alte, „man muß ihr gut sein — von Herzen gut, ja von ganzem Herzen! Aber — es geht nicht!"

Viertes Buch.

I.

Ein paar Tage darauf schnitten am Vormittag Harlacho und seine Söhne Grummet auf einer ihrer Wiesen nördlich von Harlachos Hof am See, nahe der hier vorbeiziehenden Römerstraße.

Auch die Isinge hatten hier „Grasfelder", „Eigenweiden": sie erstreckten sich gen Norden bis an den dichten Urwald hin; auf diesen Weiden ließ zu der gleichen Stunde Iso, der Angrenzer, seine Knechte das Gras sicheln; er selbst, der Behäbige, fast Reiche, legte nur Hand an, wann er unterweisen, bessern wollte.

Wie die Sonne höher stieg, heißer brannte, machten die Fleißigen alle kurze Rast auf dem schmalen Rain, der beider Nachbarn Eigen trennte: ein mächtiger alter Birnbaum ragte hier: eine römische Hand hatte dereinst den Wildling veredelt und so die kleinen, herben Früchte genießbar gemacht. Auf der Ostseite des Stammes war die Hausmarke der Harlachinge, ein Lachs, eingeschnitten; auf der Westseite das Hauszeichen der Isinge, eine kurze Eisenstange selbst in die Rinde gefügt. Unter dem Schatten des breitastigen Grenzbaums lagerten die Müden: er reichte für alle.

Die Harlachinge hatten, ihren Durst zu löschen, nur

das Wasser zur Hand, aus dem nahen Waldquell, aus dessen Fassung in einen gehöhlten Baumstamm aufgefangen in einem Thonkrug. Als der jüngste Sohn, Hariger, der vor kurzem erst wehrhaft gesprochene, gierig den Krug zu Munde führen wollte, wehrte ihm der Vater stillschweigend, nahm ihm das Gefäß aus der Hand, sprengte ein paar Tropfen auf die Wiese und sprach dazu feierlich:

„Immer im Anfang, ehe
Du deinen dörrenden Durst,
Den lechzenden, löschest mit linder Labe, —
Immer erst andachtvoll
Spende und spritze, sprenge und sprühe
Den gnädigen Göttern, den Gebern des Guten.
Denn wo Gutes es giebt, — da ist es göttergegeben!
Dröhnender Donar,
Des untadligen Ackerers, des emsigen, Ahn
Und schützender Schirmer,
Und du, freudiger Frô, unser Freund, du Fördrer der Frucht,
Sichert die Saat, hebet die Halme, wahret den Wieswuchs,
Wie wir euch weihen
Vor allen den Erstling
Der lieben Labe."

Und nun erst trank der Vater und reichte den Krug Haribaud, seinem ältesten Sohn. Einstweilen war zu seinen Knechten, die im Osten des Markbaums lagen, Iso herangetreten und hatte mit den Nachbarn Gruß und Handschlag getauscht.

„Wo ist Isanbert?" fragte Harigilt, der zweite der Harlachinge. — „Er ging vor Tagesgrauen zu Holze dort in den Nordwald." „Was ist mit dem Buben?" forschte Harlacho ernstlich. „Er ist nicht recht, mein' ich. Schon lang! Nicht recht gesund." Der Vater versuchte zu lachen, aber die harten Züge überzog's wie Gram. „Der? Der Isanbert? Hei, bärengesund ist er. — Aber

ihr habt nur Quellwasser, der Moosweiblein Gabe. Kommt her! Andres sollt ihr trinken. Wir wollen's nicht besser haben: denn wir sahen's, ihr habt schwerer geschafft als wir. „Ja," meinte Harlacho, „wo der Knecht fehlt, keucht der Herr selbst."

Iso winkte einem seiner Unfreien: der hob aus dem schattigen Geäst eine hier an den Henkeln angeseilte schöne Amphora herab, wertvolle griechische Arbeit von feinstem Thon; vor etwa hundert Jahren hatte der Isinge Ahnherr das Beutestück aus der halbverbrannten Villa des Priesters des Jupiter Bedains davongetragen. Die Vorderseite zeigte in schwarzen Strichen auf dem tiefen Braunrot Paris, der eben Aphrodite den Apfel überreicht hatte.

„Wer mögen die Zwei sein?" staunte Harvich, der vierte Sohn; er lag bäuchlings im Grase, den Kopf auf beide Ellbogen stützend, nun erhob er ihn etwas.

„Sind ganz nackig. Wie zwei Frösch. Das Dirndl könnte mir gefallen," meinte Hariwalt: sie waren Zwillinge und hielten in allen Stücken gar fest zusammen. „Das siehst du doch!" erklärte überlegen sein ältester Bruder Hariband, „hat ja den Apfel; ist Idun." — „Aber der andere, — wer ist das?" — „Frag' ihn. Wird schon einer sein."

Der junge Hariger sprach, zu Iso gewendet: „In eurem Haus, das heißt dem alten, steinernen, das euer Ahn den Walen abgenommen hat, ist im großen Saal, im Fußboden eingelassen, ein ähnliches Bild aus lauter kleinen bunten Steinen: da stehen drei Frauen vor einem Mann auch mit einem Apfel; Äpfel müssen die Walenfrauen gar gern gegessen haben, scheint's."

Iso begann nun ebenfalls aus der Amphora ein paar Tropfen zu sprengen auf sein Feld: stark würzig roch es aus dem schmalen Kurzhals: er sprach dabei:

„Biedre Biene,
Frau Berahtas braunes, brummendes,
Flinkes, fleißiges Vöglein,
Vor allen emsig und eifrig,
Ohn' Ermüden, des Ackerers echtestes Urbild,
Dank dir, dank, daß du
Das Honighöslein dir häufest,
Auf daß der Imker, emsig
Gleich dir, die goldige Gabe gewinne,
Die sämige, süße
Des mundenden Mets!
Berahta, beut und bereite
Blumen und Blüten
In freudiger Fülle
Deiner braunen Bienen
Beflügeltem Völklein,
Bewahre sie vor dem brummigen Braunen,
Dem breitbrüstigen Bären!
Auch wir schützen sie schirmend
Im wilden Winter
Und teilen dann treulich
Mit ihnen die Ernte
An weichem Wachs
Und häufigem Honig"

Jetzt erst trank er selbst und reichte den Krug Harlacho hinüber. „Nun, Nachbar," meinte er mit prüfendem Blick aus seinen klugen Augen auf den eifrig Schlürfenden, „manche Nacht ist hingegangen seit deinen hitzigen Worten im Märkerding! Soll wirklich um ein paar Roßmäuler voll Saat ...." — „Du weißt: es ist nicht um das, 's ist um den alten Haß: der muß einmal herausfahren. Dein Sohn ist ganz auf meiner Seite — aber schau, dort kommt er daher — aus dem Holz. Was trägt er über der Schulter? Ganz schwer trägt er!" „Das ist," rief Hariger aufspringend — „ja, bei Donar! Das ist ein Bär. Und was für einer — wie sonst zwei."

Isanbert, nicht sehr schlank, aber breit und stiernackig, kam von dem Waldsaum langsam näher, oft stehen bleibend, keuchend unter seiner Last. Nun war er heran: er ließ das mächtige Tier von seinem Rücken zur Erde gleiten: schwer plumpte es auf, mit dumpfem Fall; er reckte, hoch aufatmend, beide Arme mit geballten Fäusten in die Luft. „Da, Vater! Da ist die Bärin, gegen die du gestern den Schutzspruch sprachst, weil sie uns sechs Schafe zerrissen. Ich dachte, ich helfe dem Sprüchlein ein wenig nach. Kann nie schaden. Und ich wollte den Wildhonig aus der Hohleiche am Moosbühl nehmen: da hatte vor kurzem — ich wußte es — Immenbrut eingebäumt. Ich wollt' ihn den Mädeln des Richters sichern: sie schlecken ihn gern. Da mußt ich früh aufstehn. Denn die Bärin hatte den Honig gewittert. Sie pirschte sich gestern schon gerad drauf hin. Ich fand ihre breite Spur im Moose."

Die Männer traten nun alle hinzu und betrachteten das erlegte Ungetüm. „Hei, sie hat nur eine Wunde!" — „Einen Schwertstich." — „Mitten ins Herz!" „Sicher war die Hand," sprach Harlacho nachdrucksam, „die diesen Stoß gestoßen." „Wo ist dein Speer?" fragte Iso. „Hat sie ihn dir zerspellt?" — „Ich ließ ihn zu Hause. Nahm nur das Kurzschwert mit; wollt' sehen, ob's so nicht auch geht."

Traurig, aber schweigend schüttelte der Vater den grauen Kopf.

„Aber wie ging's? Verzähl'!" mahnte abenteuergierig der Knabe Hariger. — „Ging leicht. Fand sie schlafend. Im dunkelsten Dickicht. Nicht weit vor der Hohleiche. War wohl auf der Spur nach dem Honig gewesen. Weckte sie mit ein paar Steinwürfen. Sollte nicht hinterher sagen, ich habe sie im Schlafe beschlichen und ermordet. Grimmig scheltend fuhr sie auf, sah mich und nahm mich

an. Sie stellte sich hoch. Sie kam gegen mich mit greifenden Pranken. Sie brummte arg dazu. Ich sprang vor, stieß ihr die Klinge ins Herz und sprang zurück. Tot fiel sie auf den Rücken. Gebt mir zu trinken."

„Höre, Bub'," meinte Harlacho, das Untier musternd, „ich bin nicht bang: — aber das thu' ich dir nicht nach." „Einen Finger breit daneben," sprach der Vater vorwurfsvoll, — „fiel sie nicht gleich tot, warst du zerdrückt." „Warum thust du so was?" forschte Harlacho.

„Weiß nicht. Ich muß. Es treibt mich was um. Die Zeit ist so lang bis die Fehde beginnt. Aber dann!" Er bog den rechten Arm. „Hoffentlich beginnt sie gar nicht," meinte sein Vater. „Aber wenn, — was dann?" „Dann," schrie der Sohn plötzlich auf, „erwürg' ich ihn ... ohne Waffe! Ich reiß' ihn vom Rappen und erdroßle ihn — so." Er warf sich ins Gras.

Die Männer fragten nicht, wen er meine.

„Die Götter, der Fagano und der Richter werden's verhüten. Und auch ich." „Auch du, Vater? Gut, ich brauche keine Fehde dazu. Treff' ich ihn noch einmal, wie vor ein paar Tagen, um den Bleichanger der Mädchen spürend wie der Fuchs spinnt auf das Haselhuhn, — dann .." die Wut erstickte ihm die Stimme. „Ja, ja," meinte Harlacho. „Ich sah ihn auch vorgestern, wie er an Arnos Hof vorüberreitend, — ganz im Schritt! — sich hoch hob in den Bügeln und über den Zaun hinweg die Jungfrau mit seinen heißen, frechen Blicken verschlang. Hätt' ich nicht Berahtas Frieden gescheut ...!" „Eia," lachte Hariband, „den mag sie nicht, den Schwarzkopf. Aber der andere, der Blonde! Willst den auch drosseln, Bertlein?"

„Nein. Den mag ich — beinah — selber! Kein Wunder, daß er ihr besser gefällt als ... nun, eben als

wir andern. Sie ist fein. Und er ist's auch. Und wir . . . wir sind . . . wie der Bär da!" meinte er mit bitterem Lachen. „Bei dem Opferschmaus der Ostara war's. Wie zierlich und flink führte der Schlanke die Schlanke! Ich wollt' es ihm nachmachen, da fiel ich hin. Er — er lachte nicht: er reichte mir die Hand, mich aufzuheben. Ich sprang allein auf. Da sah ich, wie sie lächelte: nur ein wenig. Es ließ ihr hold wie, alles. — Es gefiel mir, obwohl das Auslachen mir galt. Und dabei hätt' ich schreien mögen! Ah, komm Fehde! Mich verzehrt's. Es brennt da drinnen wie fressend Feuer."

II.

Allein es schien, der Wunsch des starken Isanbert sollte unerfüllt bleiben. Das wohlmeinende und verständige Zureden der Vermittler blieb nicht ohne Einfluß: nur wenige der Freien beharrten unversöhnlich: der Richter hoffte, vor Ablauf des Festfriedens eine Mehrheit zu gewinnen, die den Fehdebeschluß aufhöbe und beiden Streitenden einen billigen Vergleich aufzwänge. Auch ward Adalfrid in Bälde zurückerwartet: — er hatte, — das wußte man, — das Palatium zu Regensburg verlassen und auf dem Rückweg die Höfe der benachbarten Huosi und Drozza besucht: man wußte, wie eifrig und wie wirkungsvoll der Allbeliebte zum Frieden reden werde.

Ein paar Tage nach Erlegung jenes Bären saß Arno nach Sonnenuntergang nachdenksam auf der Bank, welche die Vorderseite seines Hauses umzog; es dunkelte schon stark: so erkannte er nicht gleich einen in langsamen schweren Schritten von der Alz her die Höhe Heransteigenden.

„Du bist es, Isanbert? Was willst du?"

„Fragen. Und dann — bitten. Ist's wahr, daß morgen deine Kinder auf deinen Meierhof im neuen Gereut, zu Chradoald, deinem Freigelassenen, fahren wollen, dort bei Frau Biltrud die Kräuterweihe zu feiern?" — „Ja. Wie alle Jahre. — Warum?" — „Wer begleitet sie?" — „Niemand. Secundus — seltsamerweise! — ist immer noch nicht zurück; die andern arbeitrüstigen Knechte müssen Gras schneiden auf der Hochleite drüben. Arntrud versteht ganz gut, die Wagengäule zu lenken." — „Der Wald ist dicht. Der Weg ist weit. Sie können kaum vor Nacht zurück sein. Laß mich mitreiten."

Arno zog die Brauen zusammen. „Nicht doch, Nachbar. Dein Vater hat schwere Arbeit im Eichenbusch an der Alz: alte Eichenstrünke auskesseln, — da braucht er jeden Arm, zumal deinen starken."

„Bitte, laß mich sie begleiten!" — „Ist ganz unnötig. Sicher ist's in der Mark: der heilige Festfriede schützt die Mädchen wie ein goldner Schild, den die Göttin selbst über sie hält."

„Gut Nacht, Richter!" Er war im Dunkel verschwunden.

Bald nach Sonnenaufgang fuhr von dem Arninghof der leichte Leiterwagen, der sonst beim Einbringen des Grases diente. Die Mädchen hatten ihn mit Laubgewinden und Blumen geschmückt, auch der beiden muntern und frommen Braunen Zaumzeug, Mähne und Schweif mit roten Bändern und Schnüren umflochten, denn: „festlich fährt man zu Feste".

Fröhlich lachend kletterte die Kleine, den helfenden Arm des Vaters verschmähend, in das Innere des offenen Gefährts, während Arntrudis sich ins Vorderteil niederließ

und, alsbald die Rößlein mit lautem Zuruf und leisem Schlag der langen, schwanken Gerte, der vorn ein paar grüne Blätter belassen waren, zu schnellem Traben antrieb.

„Fahrt flink," rief ihnen der Vater nach, „und Wuotan walte eures Weges."

Der war nun nicht zu verfehlen und war gut: denn es war die alte Römerstraße, die von Salzburg nach Augsburg führte. Der feste starke Bau hatte einesteils von selbst diesen hundert Jahren erfolgreich widerstanden, andererseits hatten die nächsten Höfe ihn leidlich fahrbar erhalten durch Entfernung der darauf stürzenden Baumriesen des Urwalds und Ausjätung des Buschwerkes, das auf ihm wild zu wachsen anfing: war es doch weit und breit der einzige bequeme Fahrweg.

So war es denn eine rasche und freudige Fahrt durch den frischen Sommermorgen.

Reicher Tau glitzerte auf dem Gras an den Gräben neben der Straße, die Sonne drang machtvoll von dem wolkenfreien, tiefblauen Himmel durch die Äste der hohen Eichen und Eschen, Buchen und Tannen, die Vöglein, Goldamsel zumal und Walddrossel, sangen laut im Innern des Gehölzes: alles war friedlich und fröhlich. Die Kleine plauderte viel, während die Schwester schweigsam vor sich hinblickte. Ungeduldig fragte das Kind, da die Gegenrede oft ausblieb: „Aber Trudis, woran denkst du denn immer?" — „An den Weg. Und an die Gäule. Wie sagte der Vater, als er den Wagen schirrte? ‚Der Schiffer schweige, der Fuhrmann fasle nicht viel: wohl wahr' er des Weges.'" — „Deswegen brauchst du aber doch nicht zu seufzen. Oder doch sehr, sehr tief zu atmen. Ich will dir sagen, an was du mehr denkst, denn an den Weg, von dem du doch nicht leicht herunterpurzeln kannst bei helllichtem Tage: die Straße läßt dich nicht los! — Du denkst jetzt

im Wachen an den, von dem du so oft im Traume sprichst.„ „Ja, an Adalfrid," nickte sie ohne Zögern. „Es ist schon gar so lange her, daß er uns verlassen hat. — Viele, viele Wochen!" — „Aber sie sagen, er sei zurück vom Herzog. Kiemo, der neulich im Adalhof war, das fällige Gras von der Heualm zu bringen, soll ihn dort gesehen haben, wie er zu den Huosi abritt. Ist nicht hübsch, daß er noch gar nicht bei uns war." — „Vielleicht hat er die Braut schon mitgebracht. Möchte sie sehen! Wunderbar muß sie sein . . . Da! Was scheust du, Leichtfuß? Was fuhr da vor uns über den Weg?" — „Ein Has! Ein Has! Dort rennt er waldein!" — „Übeln Angang acht' ich, den Hasen, den hurtigen Hüpfer," sprach Arntrud, die Zügel anziehend und die Pferde zum Stehen bringend.

„Wächter der Wege, waltender Wuotan,
Wende weit hinweg
Uns alles Unheil."

Und sie fuhren weiter.

„Horch!" mahnte Arnhild, „da! hinter uns! Hörst du nichts? Schon manchmal meint' ich . . ., aber das Rollen der Räder auf der harten Straße übertönte es." „Ich höre nichts," meinte Arntrud; sie sah um und lauschte. „Ja, jetzt ist's wieder still. Auch seh ich nichts hinter uns, bis an die Wegebeuge dort im Osten." — „Was, meintest du, sollte es sein?" — „Der Hufschlag — eines Pferdes, — das uns — ganz von fern — folgte." — „Es ist doch nichts. Vorwärts, lauf Leichtfüßlein, und du, Lichtmähne." Und wieder ging's munter voran.

„Weißt du, auf was ich mich am meisten freue dort bei den Reuthofleuten? Auf die Hohlküchel! Frau Biltrud füllt sie lecker mit Honig." — „Und ich auf ihr herzig Kindlein. Ich gab der Kleinen meinen Namen." — „Und

die Bernsteinkette der Mutter dazu!" — „Sollt' ich Namen geben, ohne Gutgabe? — Sie zählt jetzt drei Jahre. Lieb ist sie! Dürft' ich doch so ein Kindlein hegen und pflegen: — aber ein eigenes!" — „Ja aber! Da müßtest du doch erst im Frauengurte gehen. Und ein Ehegatte . . ." — „Nein doch! Braucht's nicht. Secundus hat erzählt, seine Göttin — oder doch Halbgöttin, halt so ein saliges Fräulein, — die gewann — Jungfrau — ohne Gemahl, einen herrlichen Knaben." — „Ja, ja, ich gedenke. In Taubengestalt flog über sie ein Gott. Nun, Tauben hättest du ja. — Aber unsere Mutter starb darüber, wie mich der Adebar — nicht eine Taube! — brachte, so klagt der Vater. — Schau, Trudel, die Blume, die da links aus dem feuchten Graben wächst — viele beisammen — die soll heilkräftig sein wider allerhand Weh." — „Jawohl, das ist Jungfrau Minte. Oder sie war es doch." — „Ja aber! Ein Kraut war ein Mädchen?" — „Gewiß. Eine fleißige Schnitterin war sie, und verschmachtete einsam auf dem Stoppelfeld: sie kam zu sterben vor Durst, ihr letztes Gebet an die Erntegöttin, Frau Harche, war, sie möchte doch nach ihrem Tode immer Wasser, Wasser trinken dürfen. Da verwandelte sie die Göttin in diese graublaue Blume, die nun immer wachsen darf, wo sie Wasser trinken mag." — „O du weißt so viele schöne Kunde von den Kräutern und Blumen und Vögeln. Woher?" — „Die hat mir Frau Biltrud im Reuthof erzählt bei gar vielen Festen der Kräuterweihe, wie wir sie heute feiern." — „O, erzähle bitte, alles, alles." — „Allmählich, ja. Höre einmal von der armen Wegewarte, die auf ihren Verlobten wartete, der mit dem Heerbann des Herzogs ausgezogen war und nicht wiederkam mit den andern; sie harrte und harrte Tag und Nacht: hoffend gegen Hoffnung saß sie am Wegerand, wo sie ihn zuletzt gesehen. Alle verlachten sie, aber

sie wich nicht, wankte nicht. Sonnenbrand, Wind und Regen bleichten ihr Haar, Gesicht und Gewand, daß sie ganz grau ward und ihre Füße schienen festzuwurzeln im Boden. Da erbarmte sich ihrer Freia und verwandelte sie in die graue Wegewarte, die immer noch am Wege sitzt und harrt."

„O das ist gar traurig!" — „Ja, warten ist traurig, sehr! — Vorwärts, Lichtmähne!" — „Aber du weißt auch Lustiges! Wie ist das mit Frauenschuh und Frauenhaar?" — „O das ist hübsch. Da waren zwei stolze Schwestern, Prahllaute und Rühmgerne, Töchter des Königs zu Lamparten, die waren schön: aber noch viel mehr eitel als schön. Und die rühmten sich: die eine, sie habe den kleinsten Fuß, schmaler und höher geristet als Freia, die zweite, sie habe das zarteste Haar, zarter als Berahta. Kaum hatten sie sich so frevelnd erkühnt, standen die beiden Göttinnen vor ihnen."

„Nun und?" — „Standen, sag' ich, vor den Prahlerinnen und Freia wies ihr Füßlein: das war so schmal, es paßte in die Blume Frauenschuh, und Berahta löste ihr Haar und siehe da: es war noch viel feiner als das Gras, das Frauenhaar heißt." — „Das ist gut. Geschah ihnen recht. Horch, da ruft der Kuckuck! Von dem giebt es auch eine Geschichte." — „Ja, ja! Spring, Leichtfuß!" — „Und von der Goldamsel, die da drüben flötet? Die soll ein Königssohn sein. Ein verwunschener. Man kann ihn aber küssend erlösen." — „Und vom Nußhäher, der da drüben scheltend abfliegt? Von Herrn Markwart? Der war ein Wilderer und muß nun immer des Waldes warten."

„Und von der Agalaster, die da schätternd vom Baume steicht?" — „Schön Agalaster war nur ein Fischerkind. Aber sie hatte von allen die wunderweißeste Haut. Sie

wettete, sie sei weißer als Frau Ostara selbst: Wuotan sollte entscheiden und Frau Ostara schlug den Schleier zurück: da war ihre Stirne weiß wie Mehl. Aber schön Agalaster deckte den Nacken auf: da war der so weiß wie das Glöcklein, das da zufrüheſt am sonnigen Waldsaum sprießt, noch bevor der erste gelbe Falter fliegt. Und entschied dann Wuotan, Kind Agalaster sei weißer. Da ergrimmte Frau Ostara, besprengte sie mit Wasser und rief: ‚So bleibe denn weißer als ich: aber nicht am ganzen Leibe! Und immerdar sollst du picken nach allem was glänzt.‘ Und ward da Kind Agalaster zur Elster, wenig weiß, viel schwarz und nach Glänzendem pickend."

„Das mußt du mir alles noch genauer erzählen." — „Gern, aber das Schönste ist doch das Traurige: — von der Wegewarte. — Seltsam! Bin doch nicht seine Braut." — „Wessen?" — „Nun, *seine*: Adalfrids. Aber am liebsten möcht' ich auch am Wege sitzen und auf ihn warten, warten bis er wiederkommt! Oder bis ich nichts mehr wüßte von mir und ihm! — Allein ich meine, die Rößlein gehren nun auch nach Wasser, wie Jungfrau Minte. Da rinnt in dem Graben vom Waldrand her ein silbern Wässerlein! Komm! Spring ab! Wir setzen uns zu kurzer Rast ins hohe Gras, — schau, wie schön die Farnwedel! — dieweil die Braunen trinken. Der Schatte der breiten Buche deckt uns zu. Dort, weiter vorn — siehst du? biegt die Straße scharf nach Westen ab. Hier ist Halbwegscheide."

Alsbald saßen die Schwestern nebeneinander jenseit des Straßengrabens auf dem Wiesgrund unter den ersten Bäumen und labten sich an der Milch und dem tiefschwarzen Roggenbrot, die Arntrud in einer Zinnkanne und einem Binsenkorb mitgeführt. — Auf einmal wieherte auf der Straße einer der Wagengäule, hoch den Kopf von

dem Rinnsal hebend und scharf auswitternd. Sofort antwortete ein andres Wiehern. „Hörst du?“ meinte Arnhild. „Es ist doch ein Pferd in der Nähe.“ — „Vorher glaubtest du, hinter uns folge eins. Dies Wiehern aber kam von vorn, von Westen. Es war wohl nur der Widerhall.“

III.

Aber es war nicht der Wiederhall.

Eine kurze Strecke vorwärts dem Rastort hielten im dichten Gebüsch, links von der hier steil ansteigenden Straßenbiegung gen Westen, zwei Reiter auf schwarzen Rossen.

Der eine bog vorsichtig das behelmte Haupt aus dem Hollunderbusch, die flache Hand vor die Augen haltend, die blendende Ostsonne abzuwehren: „Beim lodernden Loge, Nantine!“ flüsterte er, „du hattest richtig gespürt. Sie sind's! Und ganz allein. Dafür schenk' ich dir diesen Helm randvoll von Goldsolidi: — sobald ich sie habe!“ lachte er. „Nach diesem Streich müssen wir wohl dies kühle und rechtstrenge Land räumen — auf lange Tage! Bah, ich konnte nicht länger warten. Mich verzehrt die Glut! Und es giebt manchenorts Krieg und Fehde, wo man unsere raschen Rosse und raschen Klingen werthält! Vorher aber will ich mich sattsam des schönen Kindes freuen. Schau nur, ihre weißen Arme leuchten bis hierher! Sie winken mir!“ — „Und die Kleine, Patrone?“ — „Bindest du fest auf den Wagen. Hier, nimm dies Bootseil. Ich hebe meine süße Beute vor mich auf den Sattel und fort saus' ich mit ihr an waldverschwiegene Stätte. Nun drauf und dran!“

Schon setzten die beiden Rosse aus dem Buschicht über den Graben auf die Straße, schon jagten sie blitzschnell auf der Straße, abbiegend nach Südosten, schon hatten sie den Rastplatz der Schwestern erreicht, schon flogen sie über den Graben vor diesen und im Nu hatte Nantinus die Kleine bei beiden zusammengepreßten Handgelenken mit sich neben dem Pferde hin über den Graben auf die Straße gerissen, wo er sie auf den Wagen schwang und, trotz ihres Schreiens und Sträubens, mit dem Rücken an das Leitergitter band.

Arntrudis aber hatte vor Schrecken keinen Laut gefunden, als der andere Reiter mit starkem Arm in raschem Griff sie oberhalb der Hüfte packte und in Einem Ruck vor sich auf den Sattel hob: sie war vor Entsetzen so betäubt, wie damals ihre Taube, die der Habicht schlug. Erst als der Schrei der Schwester an ihr Ohr drang, weckte sie der aus der Betäubung: „Hilfe!“ schrie sie. „Hilfe, Berahta! Helft all' ihr Götter! Hilf, Adalfrid!“ „Hei,“ lachte der Räuber, „der hört dich sowenig wie die da droben. Tobe nicht so, du Süße! Es nützt dir nichts. Mein bist du. Sollst bald lernen, wie süß es ist, mein zu sein!“ Und er beugte das Leidenschaft sprühende Gesicht herab auf das Antlitz des Mädchens, das quer vor ihm über dem Sattel lag, ihr seinen glühenden Kuß auf die Lippen zu drücken. Aber mit beiden Händen stieß sie ihn zurück, daß ihm der Helm mit den Geierflügeln klirrend vom Haupte auf die Straße flog.

„Warte, du sollst das Küssen lernen!“ drohte er zornig und griff mit der Rechten ihre beiden Hände zusammen.

Da schrie Nantinus hinter ihm: „Patrone, sich dich vor! Ein Feind!“ „Hilf, Adalfrid!“ wiederholte die Gequälte. „Nein,“ rief die Schwester in dem Wagen aus ihren Stricken: „Das ist . . . .“

„Isanbert!“ schrie der Freigelassene und sprengte einem Reiter entgegen, der in rasender Eile von rückwärts, von Südosten her, nahte. „Ja, Isanbert, ihr Schurken, ihr Mädchendiebe! Ich ahnte recht.“ Sein Speer flog, schreiend stürzte Nantinus aus dem Sattel: der Wurf hatte solche Wucht und Wut, daß die Lanzenspitze im Rücken herausdrang. Schon sauste der Rächer mit geschwungenem Schwert an dem Sterbenden vorbei auf den anderen Reiter los.

Zornig hatte der mit der Linken den Rappen herumgeworfen, nun zog er das Schwert: dabei mußte er den Griff aufgeben, mit dem er die Gefangene niedergehalten hatte: sofort war sie ihm entwunden und vom Pferd geglitten: schon lief sie ihrem Retter entgegen, schon war sie an seinem Pferd vorbei und eilte auf die Schwester zu: sowie sie an Isanbert vorüber war, rief sie: „Dank, treuer Isanbert!“

Da zwang es ihn.

Er mußte, mußte sie schauen in diesem Augenblick ihrer Errettung, ihres Dankes: er wandte sich: er sah ihr nach: — da stürzte er, schwertdurchstoßen, nach vorn aus dem Sattel. „Ah! Arntrud! Flieh!“ stöhnte er im Fallen.

„Nun, Täublein, hat dich der Habicht doch!“ frohlockte Ragino und haschte die Fliehende an dem lang nachflatternden Zopfband: das riß und blieb in seiner Faust: ihr Haar flatterte nun gelöst in ihren Nacken, noch ein paar Schritte vorwärts lief sie, da versagten ihr die Kniee: sie hörte das Schnauben seines Pferdes dicht hinter sich, sie fühlte es heiß in ihrem Nacken: „Hilf, Adalfrid!“ schrie sie nochmal und fiel auf das Antlitz nieder.

„Adalfrid?“ höhnte der Sieger und bückte sich tief vom Gaul, sie aufzugreifen. „Ja, wo ist wohl der?“ „Hier ist er!“ scholl es da von oben von der Höhe, von

Nordwesten herab, und in vollem Jagen sprengten drei Reiter von jener Biegung der Straße her auf den blutbesprengten Ort. „Fürchte nichts, Arntrudis!"

Ragino wandte abermals das Pferd: er sah den verhaßten Vetter und zwei Gefolgen heranjagen mit gefällten Lanzen: er sah, der Raub war vereitelt, er selbst bei Widerstand verloren.

Aber er verschmähte die Flucht. „Vor dem Milchbart ausreißen? Vor den Augen seines Liebchens? Nein! Drauf und dran! Helft Teufel, Gott und Loge!" Und in rasendem Anlauf rannte er den Dreien entgegen.

Kurz vor dem Zusammenprall riß er den Gaul, Adalfrid meidend, plötzlich nach rechts, warf durch sein ungleich stärkeres Tier des Gefolgen Pferd über den Haufen, daß sich Roß und Reiter überschlugen, und war bald im hochaufwirbelnden Staub der Straße verschwunden.

„Murdrida! Auf handhafter That heb' ich Gerüfte," rief der zweite Gefolge. Und er schickte sich an, ihm nachzusetzen. „Halt, bleib'," gebot Adalfrid, „er entgeht uns nicht. Helft mir beide, die Mädchen pflegen. Es ist dir nichts geschehen, Arntrud? Auch dir nicht, Kleine?" Er schnitt ihre Schnüre durch. „Aber dort, Isanbert . . . ah — er ist tot! Nun fließt das Blut in Strömen!"

IV.

„Raubio!" — „Mordio!" — „Murdrida!" — „Waffena!" — „Hâra, Hâra!" — „Mordio!" — „Murdrida!" So scholl es laut und wild durcheinander, nachdem der traurige Zug die Gehöfte von Bedaium erreicht hatte.

Adalfrid hatte die Leiche Isanberts auf den Wagen gebettet, die beiden Mädchen auf dessen und des Nantinus Pferde gehoben und mit seinen beiden Gefolgen an das Dorf geleitet.

Hier gebot er den Seinen, mit dem Wagen zu warten, während er mit den beiden Schwestern den Markrichter aufsuchte, diesem vor allen das Geschehene zu berichten.

Arnos Freude, die Töchter gerettet wiederzusehen, ward nahezu erstickt durch die schwere Sorge um den Frieden, um die Leidenschaften, welche die frevlen Thaten — die geplante und die vollendete — des Adalings nun rettungslos entflammen mußten. Sobald er die Töchter unversehrt erkannt, trat er vor die Thür seines Hofes und schlug mit dem Schwert drei dröhnende Schläge an den ehernen Schild, der in der Mitte des Querbalkens aufgehängt war. Alsbald erschien aus der nächsten niedern mit Schilf bedeckten Hütte neben der nun leeren des Secundus sein Altknecht mit Speer und Büffelhorn; er war nach der Freilassung zum Fronboten des Richters bestellt worden: nun gebot ihm der, mit hallendem Horn, mit dem Raub- und Mord-Ruf, von Gehöft zu Gehöft zu eilen, die Märker sofort zum Notding unter der Eiche zu entbieten; dazu übergab er ihm den auf dem steinernen Herdrand verwahrten Heerpfeil, an der Spitze in Blut getaucht und sprach: „Den giebst du ab im letzten Hause des Dorfes, der Empfänger — Harlacho! — trägt ihn sofort, ist er barfuß, ohne sich erst zu beschuhen, in den nächsten Hof außerhalb des Dorfes, der Hofherr wieder zu seinem nächsten Nachbar und so fort von Siedelung zu Siedelung, schleunig, laufend und nicht schreitend, keuchend und nicht atmend."

Einstweilen befahl er Adalfrid und den Gefolgen, die Leiche, wie sie auf dem Wagen lag, auf die Gerichtstätte zu fahren, die Pferde abzuschirren und dort in der Nähe

mit den Mädchen und den beiden Gefolgen die Eröffnung des Dings abzuwarten.

„Ich kann dich nicht entlassen, Adaling, bevor du Zeugnis gegeben, obwohl heiße Flammen des Hasses dir entgegenschlagen werden. Aber sorge nicht: ich werde dich schützen mit meinem Stab, mit meinem Leibe dich decken." „Mich schützen die guten Götter, mein gutes Recht und mein gutes Schwert," sprach der Jüngling ruhig: hoch hob er das Haupt, daß die langen Adelslocken auf seine Schultern wogten. „Nun geh' ich den schwersten Gang," seufzte Arno, während Arntrudis ihm den Richtermantel umwarf und den Stab in die Hand gab, der neben dem Speer in einer Wandöse stak, — „den Gang zu . . . Iso."

V.

Der Pfad von Isos Haus dort auf der Höhe am rechten Alzufer auf die Dingstätte führte an dem Hof der Arninge vorbei.

Als der Richter und Iso an dem Thore der Hofwehre vorüberschritten, blieb dieser stehen und hob die speerbewehrte Faust: die Nachricht hatte ihn jäh wie ein Blitz getroffen, mit grauenhafter Wirkung: die zärtliche, ob streng verhaltene stolze Liebe zu dem einzigen Sohn hatte sich urplötzlich in Haß verkehrt gegen alles was — unmittelbar oder mittelbar, schuldhaft oder unschuldigerweise — den Tod des Starken herbeigeführt hatte: wie versteint war seine Seele, gebannt in das einzige Gefühl der kalten Wut der Rache.

So hob er jetzt die Waffe wider des Freundes Haus

und sprach: „Über diese Schwelle hatte ich gehofft, ihn schreiten zu sehen, Hand in Hand mit der bekränzten Braut: nun haben sie ihn daran vorbeigefahren, bleich und stumm. Und er hätte sie gewonnen, lebte nicht jenes verhaßte Geschlecht. Durch den einen verlor er ihr Herz, durch den andern sein Leben! Auch das thörichte Kind sollte ich hassen, das ihn verschmäht hat um eiteln Glanzes willen: — ich kann's nicht! Kann ihr nicht fluchen! Aber verflucht jenes Geschlecht vom Greis bis zum Säugling! Nicht rasten will ich, bis dieser Speer trieft von der Adalinge Blut. Höret mich, ihr rächenden . . ."

Rasch zog ihm Arno den erhobenen Arm herab: „Nein, hört es nicht, ihr Gerechten! Das redet nicht Iso der Rechtweiser, das redet aus ihm die Raserei der Wut. Wie kannst du alle Faganos dem einen vergleichen? Vielleicht erlebst du selber noch, daß sie nicht — wie du jetzt! — nur an sich selber denken, sondern an das Ganze, an die Mark."

Bitter lachte Iso: „Ah, wenn ich das erlebte, — ich wollte mich versöhnen! Aber dafür ist gesorgt! Selbstisch sind sie alle, nur an sich denken sie. Daher: Rache!" — „Rache ist die blinde Schwester, Recht der hellsehende Bruder: ihn sollte der Rechtweiser anrufen. Hier, an der Rechtstätte suche dein Recht: es soll dir werden."

Sie waren nun an der Eiche angelangt und fanden viele der Dingmänner bereits versammelt: der Notschrei und der Heerpfeil hatte sie gar rasch zur Stelle gebracht, während der Richter den Weg auf die Höhe der Isinge zurückgelegt und dort den Freund allmählich vorbereitet hatte, die grause Nachricht entgegenzunehmen. So war denn der Halbkreis schon dicht geschlossen, in dessen Mitte, gerade vor dem Altarstein, der Wagen hielt, dessen Boden brett zur blutüberströmten Bahre des starken Isanbert

geworden war; der Ernst des Todes hatte das jugendliche Antlitz mit seiner stillen Weihe veredelt. Laut auf schrie bei dem Anblick der Vater, beide Arme hoch über dem Haupte erhebend: er ließ den Speer fallen aus der geöffneten Hand: er wollte sich in wildem Weh auf die Leiche werfen, sie umschlingen: — aber plötzlich, hart vor dem Wagen, blieb er stehen und warf den Kopf in den Nacken zurück: „Nein, keine Thräne, Isanbert: — Blut!“ sprach er tonlos. „Richter, walte deines Amtes!“

Arno hatte einstweilen Adalfrid zugewinkt, noch hinter den Bäumen des Waldsaums zu bleiben, wo seine Gefolgen, die Mädchen und andere Frauen des Dorfes standen: er fürchtete für den Dingfrieden, ersah der Grimmige plötzlich ein Glied des verhaßten Geschlechts. Nun setzte er sich auf den Stuhl, über dem der Dingschild im hellen Sonnenlichte leuchtete, und gebot, den Stab im Kreis über die Häupter schwingend, Friede. Alle verstummten, von Grauen in Schweigen gebannt.

„Dinggenossen,“ begann er, „diesmal hab' ich nicht erst um Ort, Tag und Stunde zu fragen: der Notschrei hat euch gerufen zu dem Notgericht. Wollt ihr, daß ich berichte, aus meiner Tochter und — anderer Zeugen Mund, was vor der That geschehen, die wir jetzt richten?“

„Berichte! Erzähle.“

„Heute früh fuhren meine Mädchen auf der großen Straße zu meinen Leuten im Reuthof: sie rasteten am Wege, kurz vor der Straßenbeuge, da sprengte ihnen von dorther entgegen Ragino der Faganing . . .“

Bei diesem Namen ging ein drohendes Grollen durch die Menge.

„Nieder der Neiding,“ schrie Harlacho; aber Iso schwieg. „Mit Nantinus, seinem welschen Frilazz; sie ergriffen meine Kinder. Nantinus band die Kleine auf dem Wagen

fest: der Adaling warf Arntrudis vor sich in den Sattel: er verkündete ihr gierige Gewalt . . .! — — —“

Ein Schrei der Wut stieg auf von den Männern.

„Da jagte von rückwärts — von uns her — ein Reiter heran, Isanbert, des Iso starker Sohn.“ „Da liegt er vor uns,“ sprach Harlacho, „in Mordblut!“ — „Er hatte mich gestern gebeten, die Kinder begleiten zu dürfen. Ich wies ihn ab, dem Frieden der Göttin vertrauend . . . .“ „Der bindet keinen Adaling, wir sehen's!“ rief Haribaud. „Er tötete den Frilazz, der wider ihn rannte.“ „Wo liegt der?“ fragte Harlacho. „Wo er fiel: ungerächt, ungesühnt, den Raben zum Fraß; so will es das Recht. Arntrudis hatte sich frei gemacht, sie glitt aus dem Sattel und lief an dem Erretter vorüber. Nun trafen der und der Räuber zusammen: — wie das geschah, hat kein ander Auge geschaut. Denn meine ältere Tochter floh, ihnen den Rücken wendend, heimwärts, und meine jüngere blickte der Schwester nach. In diesem Kampf erlag Isanbert.“ ‚Unmöglich!“ schrie Harlacho. „Er war zehnmal stärker.“ — „Wir werden hören, — schauen! — wie es geschah. An dem Gefallenen vorbei sprengte der Räuber, meine Tochter wieder zu greifen, sie fiel im Lauf nieder auf das Antlitz, schon riß er ihr die Haarbinde ab: — da eilten von der Westbeuge her, von dem Geschrei der Mädchen gerufen, Adalfrid und seine Gefolgen heran, — sie kamen von den Höfen der Huosi: — der Räuber entfloh, mit dem Gerüfte verfolgt. Sie brachten die Kinder und die Leiche des starken Isanbert zu mir. Hier, im offnen Ding liegt der Tote. Dort — außerhalb des Kreises — stehen die Mädchen. Und — die andern Zeugen.“ „Wie? Was?“ schrien viele zornige Stimmen. „Sie sind hier?“ Iso öffnete zum erstenmal die Lippen. „Ein Faganing — hier? Wo — wo?“ Er hob den Speer.

„Vor dir," sprach der Jüngling, den Umstand zerteilend und in den Dingkreis tretend, hoch erhobenen Hauptes. Iso holte aus zum Stoß — aber sofort senkte er wieder die Waffe. „Nein. Nicht Einer. Und nicht hier: — Alle! — In offnem Kampf! Seit unvordenklichen Tagen weisen wir Isinge das Recht: — Recht will ich, nicht Gewalt." — „Das erste Wort wieder von dem Rechtweiser. — Nun, Nachbar Kiemo, nimm du meinen Platz ein auf dem Richterstuhl — hier mein Stab! — Denn ich werde nun Klage rufen." — „Du? Vor mir? Ich dächte ... — doch du hast Recht: erst kam der Mädchenraub, dann der Mord." „Bewiesen ist," sprach Arno, rechts vor den Richterstuhl tretend, „durch meiner Kinder Mund der versuchte Mädchenraub. Ja, Adalfrid sah's in handhafter That, — er wird schwören gegen den eigenen Vetter — wie der das Haargebind Arntrudens herunterriß."

„Das ist Walchwurf nach der Bajuvaren Recht," sprach Iso. „Darauf allein stehen sechs Solidi." „Wir müssen den Dingflüchtigen," fuhr Arno fort, „nicht erst in seinem Hof an der Mangfall laden vor die Eiche: handhafte That ist wie vor offnem Ding geschehn; mit dem Gerüfte ward er verfolgt. Menschenraub ist Fehdethat. Ich habe die Wahl zwischen Fehde und Buße." „Du hast keine Wahl, bist du ein Mann!" rief Harlacho. „Weil ich ein Mann bin, nicht ein blindwütiger Auerstier, wähle ich nicht die Fehde, sondern die Sühne!" Ein brausender Ruf des Unwillens schlug dem so beliebten Richter entgegen. „Furcht, Feigheit kann's nicht sein!" meinte Harigisil, kopfschüttelnd. „Die Sühne! Weil die Mark der Eintracht dringender bedarf als die Saat des Sonnenscheins und des Regens. Ich verlange die Buße, die das Bayernrecht für Walchwurf, den Giergriff und den versuchten Mädchenraub gewährt. Wie viel, Rechtweiser, beträgt die Buße?" —

„Sechs und zwölf und vierzig Solidi; und vierzig Solidi Wette dem Herrn Herzog!“ „Und deiner Tochter Ehre?“ rief Harlacho. „Die steht höher als im Blau der Morgenstern: — wer mag den antasten? Die ganze Buße aber verteile ich unter den Märkern von geringen Hufen, denen gute Waffen: Brünnen und Sturmhauben zumal und bessere Schilde, bitter gebrechen.“

Da trat Adalfrid vor ihn hin, reichte ihm die Hand und sprach: „Da hört man's: der Gemeinfreie denkt so edel wie der Edelfreie. Welcher Adaling konnte edler thun?“ „Hört ihr's?“ raunte Harlacho seinen Söhnen zu. „Eitel Überhebung, auch wo er loben will! Nieder die Hochmütigen!“

„Ich verzichte auf die Rache, auf daß auch andere verzichten,“ schloß Arno nachdrucksam. „Und,“ rief Haribaud, „soll dann der Faganing unter uns weiter hausen wie der Hapuch unter Arntruds Tauben? Sollen seine verfluchten Rosse unsere Saaten fressen? Soll er das nächste Mal mit besserem Glück nach unsern Jungfraun greifen?“ — „Mitnichten! Der Herzog muß ihn friedlos bannen aus dem Land. Ich habe meine Klage hier geklagt,“ — er tauschte mit Kiemo den Platz auf dem Stuhl, — „nun, Iso, klage du!“ Als der Graukopf vortrat, ging ein Schauer durch die Männer, die in sein vom Weh versteintes Antlitz sahen; er nahm den Speer in die Linke, hob die Rechte gen Himmel und sprach feierlich: „Ich rufe Klage, Klage, Klage! Ich klag' um Mord an meinem Sohn, gemordet durch Ragino den Faganing! Und — Adalfrid den Faganing.“

Ein Ruf der Überraschung, des Staunens, auch wohl des Zweifels, des Widerspruchs ging durch die Menge; aber der Zorn riß die meisten zu Beifall fort. Adalfrid fuhr zusammen wie von giftigem Stich getroffen.

„Mein Sohn," fuhr Iso fort und kaum merklich bebte seine Stimme, „konnte nicht dem Halbwelschen in offenem Kampf erliegen. Er erstach den Bären und trug ihn fort. Ich habe mich bisher enthalten — schwer! — allein nach seiner Wunde zu sehen. Wohlan, Dinggenossen, im offenen Ding, befragen wir die Wunde. Trägt er sie vorn, lass' ich jede Klage fallen. Ward sie ihm aber rücklings gestochen, — dann nieder mit der ganzen Mörderbrut." Und er trat heran zu der Leiche. „Hierher, Richter, hierher Harlacho, Kiemo, — auch du, Faganing, hierher. Seht her, helft mir alle suchen." Er schlug den braunen Mantel zurück, der die Brust des Toten bedeckte: „Schaut her: Antlitz, Hals, Brust, Leib unversehrt: — kein Loch im Wams, kein Blutfleck: nicht stirnwärts ist ihm der Tod genaht. Nun, — greif an, Arno, hilf mir ihn wenden: — er ist schwer! Ah, da seht! Hier — im Nacken, wo Paltar den Todesstoß empfing — da, die blutige, rote Wunde — ein Schwertstich. Nicht im Kampf erschlagen — nein, hört's, ihr rächenden Götter und ihr gerechten Dinggenossen! — hinterrücks gemordet ward mein Sohn: — denn er floh nie."

„Mord! Mord! Rache!" scholl es hundertstimmig.

„Aber," fuhr Iso fort, „auch der andre Adaling, der kecken Muts hier unter uns trat, ist dieses Bluts verdächtig. Mein Sohn focht wohl mit dem einen, der andre stach zu. Kommt mir nicht mit dem Zeugnis seiner Reiter: die Gefolgen verraten den Gefolgsherrn nicht: das wissen wir. Ich klage auch wider ihn." Wohl hob sich Widerspruch, aber er drang nicht durch die Schreie der Wut. „Laß doch sehn," fiel Harlacho ein — „ja, ein Schwertstoß ist's. Entreißt dem Adaling die Klinge: — seht zu, ob sie nicht genau in die Wunde paßt!"

Schon drängten sich seine Söhne gegen Adalfrid, der

ruhig stehen blieb. „Haltet an," gebot Arno. „Nicht auf handhafter That gegriffen, nicht mit Gerüfte verfolgt, freiwillig hat Faganos Sohn, so rasch er konnte, wie das Recht es gebeut, die Leiche, die er auf der Straße fand, vor den Richter gebracht: er ist frei, unbescholten, marksässig: er mag sich durch seinen Unschuldseid, durch Eidhelfer verstärkt, von jeder Klage reinigen. Sprich, Adalfried, willst du schwören mit sechs Eidern?"

„Mehr als das," rief der Beschuldigte stolz, „ich würde leicht vierundzwanzig, ja, zweiundsiebzig Eidhelfer finden unter den fünf Adelssippen und auch unter Gemeinfreien, daß Adalfrid, Faganos Sohn, nicht eines Falscheides fähig ist. Aber ich biete mehr: ich werde hier sofort, obwohl ich schwören dürfte, das Gottesurteil des Bahrrechts auf mich nehmen." Mit diesem Wort schritt er auf die Leiche, die nun den Rücken nach oben gekehrt lag, festen Schrittes zu, zog das Schwert und hielt die Spitze an die Wunde. „Schaut her, allesamt. Viel zu breit ist meines Schwertes Ort für diese Wunde: mein Schwert ist geschmiedet in unsrer Waffenschmiede an der Prien: mein Vetter führt die schmalen Klingen aus Aquitanenland."

Das wirkte überzeugend — keiner konnte sich der Kraft dieses Beweises entziehen.

„Und nun, Isanbert, starker Isanbert, ruf' ich dich, dich selbst, zum Zeugen an für mich. Du hörst: sie schelten mich deinen Mörder. Wenig Liebe trugst du mir im Leben, aber Falschwort hast du immerdar gehaßt: Isanbert, zeuge für mich in dieser Stunde! Hab' ich dir diese Mordwunde gestochen mit dieser Hand, so dulde nicht, daß sie dich berührt: laß sie nochmal fließen, die Wellen deines Blutes, und färbe rot die Hand deines Mörders."

Damit stieß er das Schwert in die Scheide und drückte

die Innenfläche der rechten Hand fest auf die Wunde. lang hielt er sie darauf; ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen hielt alle gebannt. Endlich hob er sie auf, reckte sie, ohne sie anzuschauen, aber allen andern sichtbar, vor des Richters Augen in die Höhe und harrte des Ausspruches.

Arno aber sprach laut:

„Das Recht hat gerichtet
Der blutigen Bahre:
Rein, nicht rot,
Hebt er die Hand:
Unschuldig ist er
Der Meinthat des Mordes.“

Adalfrid trat an die Leiche zurück: fühlbar war ein voller Umschwung der Stimmung zu seinen Gunsten eingetreten. „Ich biete,“ sprach er, „in unsrer Sippe Namen jede Sühnbuße, die verlangt wird, die Fehde zu meiden: — ihr alle wißt, nicht aus Furcht wird das geboten.“

„Hörst du das Geprahle, Iso?“ schrie Harlacho. „Um wieviel ist dir dein Sohn feil? Wie viele Solidi der Adalinge willst du in deine Halle tragen und auf den Platz legen, wo Isanbert neben dir saß, daß der Anblick der Münzen dir den Gemordeten ersetze? Hundertsechzig billigt dir ja das Bajuvarenrecht zu, nicht? Sprich doch!“

Iso antwortete ihm nicht, aber nach einem langen Blick auf Adalfrid sprach er zu Arno: „Die Klage gegen diesen hier ist gefallen. Und nun heische ich vom Richter Urlaub, meinen Sohn, nachdem er im offenen Ding stummes Mordzeugnis gegeben, zu bestatten. Und ich bitte ihn, daß er mir aus seinem Wagen das blutige Brett als Leichenbrett belasse, den Toten darauf zu bergen und die erste Erdscholle mit dieser Hand darauf zu werfen. Aber vorher vernehmt alle, was ich als Sühnebuße fordre, soll ich

auf die Fehde gegen das ganze Geschlecht verzichten. Ich fordre, daß sie mir den Mörder ausliefern, gebunden, an ihm zu thun wie gut mir scheinen wird und ob ich ihn lebend Zoll um Zoll zerhacken will."

Wilder Jubel brach los unter den Ergrimmten. Vergebens gebot der Richter, mit dem Stabe winkend, Friede: lange tobte das wilde Geschrei fort, welches das Verlangen des Klägers geweckt hatte, als Ausdruck der heißen Zustimmung

„Nie! Nimmermehr!" rief Adalfrid, als er sich endlich vernehmlich machen konnte. „Ich erbiete mich, im Namen der Sippe, den Erschlagenen in Gold aufzuwiegen oder, wie die Götter an dem erschlagenen Riesen Ottar thaten, ihn mit Goldgerät zu verdecken von der Zehe bis zum Wirbelhaar: aber daß die Sippe den Gesippen ausliefere, den Adaling . . ."

„Da hört ihr's!" schrie Harlacho.

„Ausliefere zu kaltwütiger Rache, das hieße schänden der Adalinge Höchstes: — ihre Ehre."

„Habt ihr's gehört?" wiederholte Harlacho. „Auch der da, den unser Richter selbst den gerechten zu rühmen liebt, — auch er — wie die ganze Brut — nennt sein Höchstes nicht das Recht! — das ist ja nur für alle! — nicht die Mark, den Gau, das Volk: nein, die Ehre, das heißt den Dünkel, den Wahn, besser zu sein als wir andern. Sie weigern das Recht, die verlangte Sühne — denn ich frage euch alle! — ihr Männer, hat Iso nicht recht?" „Recht hat er, recht!" schrieen die Hunderte. „Du hörst's, weiser Richter," fuhr Harlacho fort. „Du brauchst diesmal weder den Rechtweiser noch den Umstand zu fragen nach ihrem Urteil: du hast's gehört: es ist gefunden, es ist gefällt vor deiner Frage. Sprich, Iso, dein Recht weigern sie dir und die Sühne. Was bleibt,

versagt der Rechtsgang?" — „Fehde, Blutrache an jedem Glied des Geschlechts!" — „Fehde! Fehde! Fehde!" Der Wiederhall des Waldes warf den wilden Schrei zurück. „Und merket wohl," mahnte Harlacho, „nach Arnos eignem Gesetz muß jeder Markgenosse die beschlossene Fehde mit führen. Hörst du's, Arno, da oben, auf deinem Richterstuhl?" — „Ich kenne das Recht, das ich selber geraten. Die Fehde ist beschlossen: aber sie beginnt erst, wann der Göttin Festfriede zu Ende. Wehe der Hand, die vorher zur Waffe griffe! In dieses Friedens Schutz, Adaling, reite heim mit deinen Gefolgen. Den Fehdepfeil werd' ich zu rechter Zeit über eure Hofwehre schießen."

Adalfrid neigte ihm schweigend das Haupt und schritt auf den Waldrand zu, wo seine Gefolgen die Pferde bereit hielten: da weilten auch die Schwestern. Sie hatten den Fehdeschrei vernommen und verstanden.

Er trat auf beide zu mit tieftraurigem Blick.

Über Arntrudens Wangen rollten langsam zwei große Thränen: zögernd sprach sie: „Du, mein Beschützer, bist mein Feind geworden! Wer soll mich nun beschützen? Dich haben die Götter mir zum Retter erkoren: wer soll mich nun erretten?" „Ja aber doch die guten Götter selbst," rief die Kleine lebhaft, „die ihn dazu bestellt hatten. Sie haben das alles zugelassen: — also müssen sie dir nun helfen. Sonst wären sie ja nicht die guten Götter!"

Adalfrid strich mit der Hand über den Scheitel des Kindes: „Du hast wohl recht! — Sagt dem Richter, er möge mich nicht suchen im Kampf: ich habe wider ihn nicht Schild, nicht Speer. Er ist dein Vater, — oh Arntrudis, und du . . . — nun, du bist du! Aufs Roß! Rasch fort!"

Fünftes Buch.

I.

Als Adalfrid den Fehdebeschluß der Märker seinem Vater meldete und die Vorgänge, die ihn hervorgerufen, erzählte, verzichtete der sogleich auf die Hoffnung, auch diesen Streit im Einvernehmen mit dem Richter gütlich beilegen zu können.

Erregt ging der sonst so vornehm Verhaltene in der Waffenhalle seines Hofes auf und nieder: „Es ist das ärgste, was uns, was jene treffen konnte! Das Blut des Getöteten rieselt zwischen uns, ein roter Bach, unüberbrückbar! Zwei Dinge müssen nun geschehen. Wir müssen — das heischt der Fagana Ehre! — den Mädchenräuber, den Mörder, austhun von unserer Gemeinschaft: der Herzog muß ihn bannen aus dem Lande. Zugleich aber müssen wir diese paar Nächte nutzen, den Widerstand zu rüsten gegen die starke Übermacht der Feinde. Denn ich zweifle nicht, auch die Gemeinfreien der Nachbarmarken werden denen an der Alz helfen: — wider uns. Ich könnte eilende Reiter schicken an die Huosi und die Drozzo, an euern Vater, ihr Hachilinga — aber nein! Dann vollends wird's ein Kampf zwischen den Gemeinen und den Edeln im ganzen, dann geht der Riß der Stände durch all' Bajuvarenland. Das soll nicht sein. Erst das

Volk, dann der Stand und das eigne Haus!" „Das sprach der Adalfagano," rief der Sohn mit leuchtenden Augen und ergriff des Vaters Hand. — „Deshalb hab' ich auch gleich den Gedanken fortgescheucht, der mir zuerst angeflogen kam wie ein garstiger Vogel, wie der Fledervogel der Dämmerung."

„Was dachtest du, Vater?" — „Was ich nie hätte denken sollen! Deine künftigen Schwäger: die Langobarden! Ein Raschbote von mir an den Grafen von Trient und lange bevor der Festfriede hier abgelaufen, sind von der Etsch her tausend Langobarden über den Inn hierher gerückt: — wir erdrücken jeden Widerstand. Aber nein, niemals! Schmach dem Adaling, der fremde Speere ruft ins Bajuvarenland! Fort damit!" Und er schlug mit der Linken in die Luft, wie um ein dort flatternd Tier zu verscheuchen. Hastig schritt er wieder durch die Halle. „Aber," fuhr er kopfnickend fort, „es wird hart werden, arg hart! Es sind ihrer zu viele gegen uns. Zwar sind sie viel schlechter gewaffnet: Streitrosse haben sie gar nicht! — Jedoch auf die kommt es nicht an in dem hier drohenden Kampf um unsere festen Höfe, die sie ohne Zweifel stürmen und brechen wollen. Ja, Reiter gegen Reiter! Da würde wohl keine Schar, die ich kenne — von den Avaren im Aufgang bis zu den Bretonen im Niedergang — dem Ansprengen unserer Gefolgen widerstehen. Aber sie kommen in solcher Übermacht zu Fuß, daß wir das offene Feld nicht halten können. Auch unsere Thalhöfe werden wir nicht schützen können: sie brennen uns aus, wie den Fuchs aus dem Bau. Selbst dies Gehöft, ziemlich fest und mir wert, wir müssen's räumen!" „Aber wohin?" fragte der junge Hachilrat?

Der Gewaltige wies auf die Berge: „Auf die Kampenwand! Auf mein Wikhaus, das dort auf halber Höhe

steht. Schmal ist der Zugang am Gemsensteg. Ein Schild sperrt ihn. Vorräte in Menge liegen dort gehäuft, der Quell entspringt innerhalb der hochgetürmten Umwallung von Felsgestein. Während der langen Einschließung werden sie nachlässig, — ich kenne sie! — stellen nachts keine Vorwachen aus: ein kühner Ausfall wirft sie über den Berg hinab, sprengt sie auseinander. Fallen dabei unsere heißesten Hasser, geben sich die andern, mürbe geworden, zum Vergleich. Auch wird bis dahin wohl der Herzog Zeit finden, den Landfrieden in seinem Ostgau herzustellen. Und, mein Sohn, — auch ihr jungen Hachilingen hört's und merkt's, — wenn Stammgenossen kämpfen, — kämpfen müssen! — sollen sie doch über den Kampf hinaus an den künftigen Frieden denken. Wir müssen uns ja doch wieder vertragen, miteinander leben können — künftig. Deshalb: so wenig Blut und Unheil wie möglich! — Hei ja," meinte er, lebhafter fortfahrend, „wär' ich noch ein junger Heißthor, — ich wüßte wohl andern Kampfplan! Am frühsten Morgen, gleich nach der letzten Mitternacht des Festfriedens, mit all' unsern Rossen — weit über dreihundert sind's, auch ohne die Rappen Raginos — hinunterbrausen bis an die Alz, niederreiten jeden Mann im Wege, die Fackel werfen in jedes Schilfdach und, nach ungeheurem Schaden an Leben und Gut, bevor sie sich gesammelt und uns den Rückweg verlegt haben, rasch zurück in die bergenden Berge. So haben wir's wohl den schlimmen räuberischen Nachbarn, den Slovenen, gemacht: — aber soll ich auf Arnos Dach, das mich so oft als Gast beschattet hat, die Flamme schleudern? Verhüten's die gemeinsamen Götter! — Ei, es ist mir leid um den Mann. Der sorgt jetzt so schwer wie ich! Auch er — ich weiß es! — sinnt vergeblich, wie er das Unheil glimpflich wende. Nun kennt ihr drei

meine Gedanken. Thut danach! Schafft alles Nötige auf das Kampfhaus: ich aber . . ." Er brach ab: sein Auge sprühte zornige Blitze.

„Du, Vater?" fragte der Jüngling ahnend, „was willst du einstweilen thun?"

„Ich reite. — Ich werde meines Bruders Sohn suchen und ihn fragen, ob man zugleich ein Adaling sein kann und ein Schurke?"

II.

Aber diese Frage blieb ungefragt.

Nach ein paar Tagen kehrte der Fagano mit seiner Reiterschar zurück — unverrichteter Dinge: weder in seinem festen Hofe an der Mangfall war der so scharf Gesuchte zu finden, noch in irgend einer der zahlreichen von seinen Freigelassenen, Schutzgehörigen, Unfreien bewohnten Siedelungen, noch war irgend eine Kunde von seinem Verbleiben einzuholen.

Es war, als habe sich die Erde aufgethan, ihn zu verschlingen samt seiner verwegenen, ihm bis zum Tod ergebenen Schar, die der Dämonische durch maßlose Freigebigkeit der Spenden, durch Gewährenlassen in allen zügellosen Lüsten und freilich auch durch glänzende, von niemand übertroffene wilde Tapferkeit seit Jahren unlösbar an sich gefesselt hatte. Nicht geliebt, — gefürchtet und gehaßt war er allerdings von jenen Hintersassen, deren Truhen, Frauen und Töchter weder vor ihm noch vor seinen kecken Günstlingen sicher waren: und diese würden dem Haupte des Geschlechts, dem Adalfagano, dessen Schutz

sie gar oft mit Erfolg gegen die Willkür ihres Herrn anriefen, dessen Versteck gewiß mitgeteilt haben, hätten sie es gekannt. Aber sie wußten nur auszusagen, daß er noch am Tage der Blutthat mit all' seinen Gefolgen — etwa hundert Helmen — auf ihren schwarzen Rossen wie dunkles Gewölk davongebraust sei gen Norden. Fagano ließ in dieser Richtung auf allen Wegen verfolgen, auch in die dichten Wälder bei dem heutigen Baumburg und dem Schloß Stein: — doch ward keine Spur der Flüchtlinge gefunden.

Zurückgekehrt nahm er den Jünglingen die Ausführung der noch erforderlichen Maßregeln ab, die Thalhöfe zu räumen und alle Vorräte, Waffen und das wertvollste Gerät auf das Berghaus zu schaffen.

Lange bevor der Festfriede abgelaufen, war alles vollendet: zufrieden übersah der Erfahrene das Ganze: „Nun ist gethan," sprach er, „was zu thun war: mehr vermag kein Mensch. Jetzt schauen wir gefaßt dem Kommenden entgegen. Auch du, mein Sohn, hänge nicht zu tief dem Grame nach. Ich weiß wohl, wie nah dir's geht: aber ich habe schon Härteres überdauert. Das Alter macht zäh. Merken die Grimmen, daß man die Kampenwand nicht stürmen kann, wird es mir und dem Richter zuletzt doch wohl gelingen, die Sühne zu vereinbaren."

Aber es sollte anders kommen, als es dies kluge Haupt erwartete, ganz anders!

III.

Auch auf Seite der Gemeinfreien ward in diesen Tagen alles für den bevorstehenden Kampf gerüstet.

Zwar der Richter lehnte die Führerschaft ab: nur beim Aufgebot des Herzogs wider landfremden Feind habe er Pflicht und Recht des Heerbanns: aber nicht in dieser Blutrache Isos, der sich die Markgenossen freiwillig angeschlossen und der der Richter nur folgen mußte wegen eines Beschlusses, den er, — in freilich ganz anderer Meinung! — selbst herbeigeführt hatte!

Und Iso ließ es an nichts fehlen, wahrlich! Es war als habe der Verlust des heißgeliebten Sohnes den früher maßvollen Mann plötzlich umgewandelt. Jene wohlthätige Zucht durch die Rechtsgedanken, die unwillkürlich zur Sachlichkeit, zur Selbstbeherrschung, zur Unterordnung des begehrlichen Ich unter das Gesetz des allgemeinen Wohles gewöhnt und die sich bisher an dem maßvollen Rechtweiser voll bewährt hatte, — sie schien nun plötzlich abgeschüttelt wie ein lästig Joch. Rauhe, wilde, maßloße Rache an dem ganzen Geschlecht des Mörders füllte allein die Gedanken des grauhaarigen Mannes: ein zweiter Harlacho schien er geworden.

So sorgte er nicht nur eifrig dafür, daß die nächsten Nachbarn im Dorf, in der Mark sich mit den besten Waffen rüsteten, — er sandte seine Boten weit hinaus in die andern Gemeinden des Gaues und rief die Freien zur Rächung wie seines Blutes so mancher eigenen, nur mit verhaltenem Groll getragenen Verunrechtung durch die Adalinge auf, die der Richter Jahre hindurch zu verwischen, zu vergleichen getrachtet hatte. Aber auch in gar vielen Höfen, in denen Grund zum Haß gegen die

Fagana nicht gegeben war, empfanden es die Freien als eine Ehrenpflicht, mit denen an der Seebruck gemeinsame Sache zu machen, nicht zu dulden, daß ihre Haufen von den Rossen des Adels niedergeritten, ihre Ernten zerstampft, ihre Firste in Brand gesteckt würden. Und Isanbert! Weit über die Mark hinaus, im ganzen Gau, war der schlichte, starke und tapfere Jüngling gekannt und hochgehalten: ebenso wie der freche Übermut seines Mörders verhaßt war weit und breit. Ihn rächen war recht gethan und zugleich eine Befriedigung der Liebe wie des Hasses.

So hatte denn Iso außer den Genossen seiner Mark eine starke Zahl aus den Dörfern und aus den Einzelhöfen der Nachbarschaft gewonnen, seinen Fehdegang zu teilen: manchmal nur kühne, kampffreudige Jünglinge, Freunde des Ermordeten, zuweilen aber auch den gereiften Vater, das Sippehaupt mit all' seinen Söhnen und Neffen, der nicht Ragino grollte, sondern dem Rechtsbruch und dem ganzen rechtbrecherischen Geschlecht.

Daher hatten sich ihm denn gar viele im Norden und Osten des Sees durch Handschlag oder durch Annahme und Einkerbung und Weiterbeförderung seines Rachepfeils verpflichtet, bei Anbruch des ersten Tages nach dem Festfrieden auf dem linken Alzufer an der Dingstätte, unter der alten Eiche sich einzufinden. Dagegen die Höfe im Westen und auch im Süden des Sees standen teils auf dem Grund und Boden der Fagana, teils waren sie von deren Macht und Reichtum so abhängig, auch meist durch Wohlthaten des freigebigen Adelshauptes so stark verpflichtet, daß sie mit den Leuten an der Alz gemeine Sache nicht machen konnten oder wollten; ihre Speere verstärkten vielmehr die Schar der Adalinge.

Der letzte Tag des Festfriedens war so herangekommen unter nichts weniger als friedlichen Thaten und Sorgen.

Auch der Richter hatte, bekümmert genug, seine Schutz- und Trutzwaffen in stand gesetzt: die Sturmhaube von Eisen, die vielgeflickte, vom Urahn ererbte Brünne, die neben den jüngeren, eisernen auch noch die alten Bronzeringe zeigte, den hohen schmalen Langschild von Lindenholz, mit Büffelleder überzogen, nur am Rand mit Eisen gefestigt, das Kurzschwert ohne Parierstange, den kurzen Wurfspeer und die lange Stoßlanze; seufzend hatte er sie in der Halle neben dem Herd an die Wand gelehnt; nun saß er draußen vor der Thür auf seinem Lieblingsplatz, der Vorbank, von der aus man das Dörflein, den Fluß, den See, die Straße jenseit des Flusses weithin übersah: sorgenvoll blickte er in die Ferne.

So hörte er nicht, wie in der Halle hinter ihm ein leichter Schritt über den gestampften Lehm des Estrichs huschte und eine feine Stimme flüsterte: es war Arntrud, die vor seinen Waffen stand und leise sprach:

„Hüte mir, Helmhaube,
Hüte und halte mir heil sein teures Haupt!
Birg die Brust ihm,
Braune, breite Brünne!
Schirm ihn, schützender Schild! ...“

Traurig hielt sie inne: „So weit taugt er,“ dachte sie, „der uralte Waffenspruch, den ich Harlacho gestern sprechen hörte. Aber der Schluß! Ach, er will ja, daß Schwert und Speer Blut trinken sollen! Höre, liebes Schwert, und du, spitziger Speer, höret mein Bitten, ist's auch nicht in die alten Stäbe gefaßt. Ihr mögt wohl treffen und stechen: — sie sagen ja, ihr dürstet nach Blut, ist einmal Hilde geweckt! — also trinkt denn Blut, in Erus Namen. Trefft ihr den Bösen, den Schwarzen, dann trefft tief! Aber — höret mich — stoßt ihr auf Ihn, — und auch auf seines Vaters stolzes Haupt —

dann seid stumpf, seid weich wie die Krume des Brotes. Hört ihr? Ich bitt' euch! Kehrt ihr dann sieghaft wieder, will ich euch kränzen mit Eppich und Eichlaub."

Inzwischen hatte ein Einbaum, vom Ostufer herkommend, an dem Ufer der Alz angelegt und alsbald stand vor dem Richter der Ferge: es war Kiemo.

„Nun, Nachbar," meinte Arno, „du siehst gar ernst, gar besorgt darein. Dir gefällt sie auch nicht, die Fehde gegen unsere Besten!"

„Du hast recht, gar nicht. Aber es ist nicht das, was mich herführt. Es ist ein ander leidig Ding! Hast du," begann er zögernd, zagend aufs neue, „hast du schon einmal vom Wolkenbrand gehört?"

„Gewiß!" erwiderte Arno ernst. „Der kündet groß Kriegsunheil. Wann Brandglut weit über den Himmel loht, daß die Wolken zu flammen scheinen, — die Feuerriesen reiten darauf und bringen Verderben. Drum heißt's auch der feurige Heerwurm."

„Ja, ja, so sagte auch mein Großvater. Und nun ist's schon die dritte Nacht, daß wir's sehen, die Frau und ich. Immer im Osten: — weit weg, ganz weit weg war's zuerst. Aber die zweite Nacht kam's schon viel näher und in dieser Nacht, da . . . . aber sieh! Was ist das? Was jagt da auf der großen Straße von Osten heran?" — „Das . . . . das ist ein einzelner Reiter." — „Aber welch' kleines Pferd! Wie ein Reh!"

„Nein, es ist ein Pferd. Doch nie, nie sah ich solches Rennen und solches Jagen! Der ist rasend, der darauf sitzt." — „Da! Da stürzt der Gaul." — „Er steht nicht mehr auf." — „Kein Wunder. Er ist wohl totgehetzt." — „Der Reiter springt auf." — „Er eilt auf den Steg zu." — „Er ist herüber." — „Er stürmt herauf." — „Ah, das ist . . . ja, das ist Secundus. Endlich! Wie

lang erwart' ich ihn!" — „Ja, er ist es. Aber wie sieht er aus! Wie verändert!" — „Auf, ihm entgegen!"

Und der Richter eilte mit Kiemo dem Ankömmling entgegen: dieser reckte im Laufe beide Arme hoch gen Himmel: nun hatte er die Anhöhe erreicht: da brach er, auf das Antlitz stürzend, zusammen, mit dem Schrei: „Flieht, flieht! Feinde! Feinde! Feinde ...."

Die beiden trugen den Ohnmächtigen in das Haus, wo ihn die Mädchen mit Wasser besprengten und allmählich wieder zum Bewußtsein brachten. Mit Entsetzen betrachteten alle den Alten: die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, manche Wunde, manche Striemen auf der nackten Haut zeigend: er war bis auf die Knochen abgemagert, die Wangen eingefallen, tief in dunkeln Höhlen lagen die Augen, die er nun aufschlug — mit einem unsäglich müden Blick.

„Wo bin ich?" stöhnte er, nun scheu um sich schauend. „Daheim! Bei den Deinen! In Sicherheit." „Sicherheit?" rief er schaudernd und fuhr empor — aber gleich sank er wieder auf die Herdbank zurück. „O nein! Bald — morgen schon — sind sie da, die Schrecklichen! Flieht, es sind Teufel, sag' ich euch. Rettet euch!" und er schloß wieder die Augen. „Sollte er Ragino und dessen Schar in die Hände geraten sein?" forschte Kiemo.

„Sprich," mahnte der Richter, ihn rüttelnd, „welche Feinde meinst du? Die Fagana?" — „O nein, nein: die Söhne der Hölle — die Avaren!" „Avaren?" riefen beide Männer. „Avaren hier? In der Nähe?" „Da! trink, Secundus," mahnte Arntrud, herzueilend und reichte ihm eine Schale Milch. „Und hier — Brot! — iß! — du Lieber!" fügte Arnhild bei. „Weil du nur wieder da bist! Aber! Halt doch! Nicht so gierig. Du verschlingst ja alles auf einmal!" — „O Kind! Der Hunger —

Hunger thut weh — Hunger tage-, tagelang. Und wache Nächte."

„Erzähle," mahnte sein Herr, „wenn du nun kannst. Avaren, sagst du? Wo sind sie?" — „Ganz nah. Morgen sind die da! Ich bin ihnen gestern Nacht entflohen und habe eines ihrer windschnellen Pferde zutot geritten. Rettet euch! Vor allem die Mädchen! Flieht."

„Nicht doch. Wir werden unsere Mark und unsern Herd verteidigen," erwiderte Arno. Da fiel ihm die Fehde mit den Adalingen ein: er holte tief Atem. — „Berichte der Ordnung nach: du verließest mit jenem Mönche — das erfuhren wir noch — die Escheninsel: du geleitetest ihn gen Südosten aus dem Gau. Wohin wollte er? Zu den Slovenen?" Secundus nickte: „Die zu bekehren. Ich konnte mich auch an der Mark unsers Gaues nicht von ihm losreißen. Meine Seele labte sich endlich wieder an den Worten des Heils: — vergieb, daß ich so lange . . ." — „Gewiß! Nur weiter, weiter!" — „Wir gelangten so zu den Slovenen, im Thal, das sie Pustritza, das öde, nennen. Sie thaten uns nichts zuleide, aber das Werk der Bekehrung wollte nicht gelingen!" — „Weiter, weiter. Die Avaren?"

„Gleich! gleich! Als wir nach mehreren Tagen die Slovenen verließen, wanderten wir noch eine Weile zusammen; ich trachtete hierher zurück. Da, eines Nachts, — wir hatten in einem Hof an der alten Römerstraße, bei Salzburg, Aufnahme gefunden: — der Hofherr, die Frau, die drei Töchter pflegten uns gut — da wurden wir aus dem Schlafe geschreckt, von einem Geheule wie von tausend Wölfen, nein wie von tausend Teufeln! Wir fuhren auf: — schon brannte der Hof! — Schon drang ein Schwarm von Unholden — so gräuliche, wie ich nie in der Hölle geahnt! — herein: — sie griffen den Wirt

und banden ihn und warfen ihn in das Feuer seiner eignen Halle, ihn bei lebendigem Leibe bratend: — unter ihrer viehischen Gewalt starben vor unsern Augen die vier Frauen — o, um Gotteswillen, flüchte das Mädchen hier: — zu den Faganos etwa — auf deren Wehrhaus auf der Kampenwand!

Von uns beiden — fränkische Frauen, die sie schon lange gefangen mitschleppten, verdolmetschten uns ihre Fragen — erkundeten sie, daß Paulus ein Priester, ich ein Gläubiger Christi sei.

Da lachte ihr schrecklicher Führer, der Chagan, vor teuflischer Lust laut schallend: — er wolle jetzt unseres Gottes Allmacht an uns erproben. Er hatte seine besondere Wut auf die Christenpriester und alles Christliche geworfen, weil ein streitbarer Bischof von Mainz, Sigimund, an der Spitze des Heerbanns der Hessen ihn und die Seinen, da sie von Thüringen gegen den Rhein vorbrachen, in blutiger Schlacht zurückgeschlagen hatte. Nun waren sie von Thüringen aus gen Südosten geschweift, hatten die schwachen Aufgebote einzelner Gaue über den Haufen geritten — nie sah ich solch Reiten wie dieser gelbhäutigen Dämonen! — und wälzten sich weiter und weiter, wie fressendes Feuer, unter Mord und Brand: — sie lassen kein Dach unverbrannt, an dem sie vorüberreiten."

„Das waren die Wolkenbrände, Kiemo!" seufzte der Richter.

„Kein Kornfeld unzerstampft, keinen Obstbaum ungefällt, das Vieh, das sie nicht fortschleppen, erstechen sie, die Männer ermorden sie unter furchtbaren Qualen, den Kindern zerschmettern sie die Köpfe am nächsten Baum, die Mädchen aber und die Frauen — o Grauen, o Grauen!" Er schüttelte sich und riß Arntrudis an die Brust: „Töte sie, Herr, bevor der Chagan kommt. Ich hab' sie so lieb,"

schluchzte er. Dann fuhr er fort: „Uns aber töteten sie noch nicht: sie fesselten uns, so hart — da schaut her! —, daß meine Knöchel tiefe blutige Wunden davon tragen, banden uns an die Bügel ihrer kleinen zottigen Gäule und schleppten und schleiften uns so mit sich fort: — wie auch die gefangenen Weiber, die sie, wollten sie fliehen, an ihren Haaren an die Bügel banden. So ging es fort in rasender Eile: — immer näher hierher, wie ich mit Entsetzen wahrnahm. Zu essen gaben sie uns all' diese Tage, all' diese Nächte nicht: — wir rissen das Gras aus am Wege oder die Rinden von den Bäumen und verschlangen sie.

Gestern nun ließ uns der Chagan vor seinen Hochsitz führen, der aus lauter zusammengelegten Sätteln halb Mannes hoch gehäuft ist und auf einem ihrer Götzenwagen ruht, und er sprach zu uns durch die Dolmetschinnen: „Ihr Christenhunde, da schaut her: hier ist die Mahlzeit für mich aufgetragen: leckeres Bratfleisch — riecht ihr den Duft? — von Hirsch und Rind. Da steht Wein und Bier und Met. Ihr habt wohl ein wenig Hunger — eh?" Paulus verhielt sich ruhig: aber ich, — gierig stürzte ich mich vorwärts auf das Feuer, wo das Fleisch am Spieße briet: — ein Schlag mit der neunsträngigen Geißel — ihrer schrecklichen Waffe! — ins Gesicht schleuderte mich zur Erde; blutüberströmt erhob ich mich. „Nicht so rasch, Christ," grinste er. „Nicht umsonst speist man bei dem Chagan. Heute ist der Festtag unsers höchsten Gottes: der Tag, da ihm eine gelbe Stute seinen Lieblingssohn, den ersten Avaren, gebar — da schaut hin" — er winkte: da ward das Lederfell von einem hohen Gerüst hinter ihm auf dem Wagen zurückgeschlagen: wir schraken zusammen, auch Paulus: denn auf zahllosen ineinander geschachtelten Menschenschädeln und Menschenknochen erhob sich an hohem Speerschaft ein scheusälig Drachengebild in sieben Windungen

von grellen giftig grünen Schuppen: in den weitgeöffneten Rachen mit den eisernen spitzen Zähnen hatten sie ihm ein eben abgeschlachtetes Kind gezwängt, einen schönen Knaben von drei Jahren, aus dessen goldnem Haar das Blut in Strömen niederrann."

„Nun, wartet!" rief der Richter, die geballte Rechte hebend, aber die Mädchen erbleichten.

„‚Hört, ihr Hunde Christi, wählt! Fallet nieder hier vor unsrem Gott, dem Urdrachen, und betet ihn an und flucht eurem Herrn, dem Judenknaben, der am Galgen starb: — und ihr sollt essen und trinken nach Herzenslust und frei von hinnen ziehen. Ihr wollt nicht, scheint's? Nun, so schwöre ich bei dem Haupt des Drachengottes dort, ich will euch töten unter solchen Qualen, daß euer Wehgeschrei bis hinab in die Welt der Toten dringt: ich laß euch lebend die Haut abziehen, dann pfähl' ich euch und laß euch von vier Hengsten zerreißen. Nun wählet.'

Ich stürzte vor Entsetzen nieder zur Erde: die Sprache versagte mir. Paulus aber rief mit lauter Stimme: ‚Wie könnt' ich solche Sünde thun vor Gott, dem Herrn? Christus allein ist Gott, ist allmächtig, dein Götze da aber ist ein Teufel.' ‚Wohl,' erwiderte der Chagan höhnend, ‚so soll dein Christus nun seine Allmacht erweisen: laß sehen, ob er dich errettet aus meinen Händen und vor dem qualvollsten Tode.'

‚Das steht bei ihm und seinem unerforschlichen Ratschluß. Will er, so schickt er mir Legionen seiner Engel. Du aber wisse: ich bete brünstig zu ihm, daß er mich *nicht* errette, sondern würdige, sein Blutzeuge zu werden. — Auf, Secundus, zittere doch nicht so!' sprach er zu mir. ‚O wäre er doch jetzt zugegen, der stolze Heide von jener Insel, der da meinte, unser Glaube ersticke das Heldentum im Manne. Ich möchte ihm zeigen, wie der Christ für seinen Glauben

stirbt. Und er sollte dann sagen, ob der Geschorene nicht auch ein Held war? Du aber, mein Secundus, den ich mit in dies Schicksal gerissen, — bleibe standhaft, fürchte nicht die Menschen, die den Leib töten, fürchte die Hölle, die des Abtrünnigen Seele verschlingt. Danke mir: — denn ich habe dich der Krone des ewigen Lebens zugeführt. Auf Wiedersehen vor Gottes Thron! Hallelujah! ich preise den Herrn, daß er mir die Palme gereicht.'

Es war sein letztes Wort. Auf einen Wink des Chagans rissen sie ihm die Kleider vom Leib und — o mich schaudert! — ich kann's nicht sagen! Ich schloß die Augen. Kein Klagelaut kam über seine Lippen. Als ich die Augen wieder aufschlug, lag in dem glimmenden Feuer eine blutige Masse, ohne Gestalt, aber noch zuckend.

Mir vergingen die Sinne, ich sank wieder zur Erde.

Als ich zu mir kam, eröffneten mir die Dolmetschinnen, ich solle morgen — am zweiten Festtag des Drachengottes — geopfert werden, wenn ich nicht vorher das Tierbild anbete. Ich war entschlossen, es nicht zu thun. Aber ich weiß nicht, ob der alte mürbe Leib es ertragen hätte. Jedoch der Allerbarmer hat mich gerettet. In der Nacht nach dem in allen Lüsten durchschwelgten Festtag lagen die Barbaren sinnlos berauscht umher oder doch in tiefstem Schlaf, auch meine Wächter. Unvermerkt konnte ich mit dem Dolche des einen die Weiden-Fesseln meiner Hand und meiner Fußknöchel durchschneiden, unvermerkt eines ihrer pfeilraschen Rosse besteigen und nun jagte ich, was das Tier rennen konnte, unablässig die ganze Nacht und den ganzen heutigen Tag; sobald ich die gute Römerstraße erreicht hatte, flog ich vollends wie ein Vogel dahin. Denn es galt, euch rechtzeitig zu warnen. Flieht! Rettet euch in die Wälder, auf die höchsten Berge! Denkt nicht an Widerstand: sie sind unzählig wie der Sand am Seeufer,

wie die Mücken am heißen Sommerabend. Ihre Rosse reiten alles nieder, es sind nicht Männer, durch Männer zu bekämpfen, — aus dem Abgrund aufgestiegene Dämonen und der Teufel oberster ist ihr Führer und Gott: flieht!"

„Feiger als jener Geschorne?" erwiderte der Richter. „Der starb für seinen Glauben: sollen wir nicht sterben für Herd und Heimat? Laß mich nachrechnen. Du jagtest auf rascheſtem Roß Nacht und Tag: — sie führen Wagen und Troß und Gefangene und Herden mit sich, nicht? Auch Fußvolk? Sie kennen die nächsten Wege durch die Wälder, die Furten durch die Sümpfe nicht — wie du: so können sie morgen noch nicht hier sein! Wir haben noch anderthalb Tage. Die wollen wir nützen! Sie sollen empfangen sein! Auf, Kiemo, hole den Fronboten, ich schlag' auf den Schild: sofort rufen wir die nächsten Nachbarn zusammen: morgen früh treffen ja auch alle andern aus der Mark, aus dem Gau ein, — die Genossen unsrer unseligen Fehde." —

Beide Männer eilten hinaus.

„Fehde?" staunte Secundus. „Mit wem?" „Mit ihm — mit Adalfrid!" schluchzte Arntrudis und warf sich an des Treuen Brust. „Ja, aber," meinte die Kleine, „jetzt gehn wohl die andern vor!"

IV.

Mit unerschrockenem Mut und mit kluger Umsicht traf der Richter seine Maßregeln zur Abwehr der Unholde. „Denn dieser Kampf ist mein," erwiderte er Iso, der grollend erkennen mußte, wie seine Rache nun hinaus-

geschoben war — vielleicht für immer! „mein Recht wie meine Pflicht ist hier die Führung." Er erwog, daß es vorwärts, das heißt nordostwärts der Alz, keine Verteidigungsstellung gegen die Übermacht der Feinde gab, die vielmehr in jenem offenen, ebenen Gelände für ihre Hauptwaffe: — fast die einzige — ihre leichte Reiterei, den günstigsten Boden zum Angriff, zur Überflügelung gefunden hätte.

Dagegen sprach alles dafür, den Anprall der Reiterhorde hier bei dem Dorfe stehenden Fußes zu erwarten: die rechte, südöstliche Flanke war durch den See — die Feinde hatten ja keine Schiffe — völlig unangreifbar gemacht, die Stirnseite deckte die tiefe, reißende, gefährliche Alz: — damals, vor dreizehn Jahrhunderten, wie der See selbst, der stets zurückgegangen ist und zurückgeht, ungleich wasserreicher und breiter als heute: — ein gar erhebliches Hindernis, eine gut zu verteidigende Linie: so blieb nur der linke, der westliche Flügel der Markleute gefährdet, wenn es etwa den Feinden gelang, den Fluß in seinem untern Lauf — weiter nordwestlich — zu überschreiten und die Verteidiger von dieser ihrer linken Flanke her zu fassen; jedoch auch dort konnte ja der Übergang verteidigt werden. Entscheidend aber fiel ins Gewicht, daß die Hunderte von Speeren, die von Norden und Osten her morgen erwartet wurden zu dem Zuge gegen die Faganos, sämtlich hierher entboten waren, also hier sicher eingereiht werden konnten, während jeder Abzug aus dem Dorf diese gewaltige Verstärkung ungenützt ließ.

In den nächsten Stunden schon, nachdem das Heerhorn die Nachbarn zusammenberufen hatte, waren alle, die auf dem Nordost-Ufer des Flusses siedelten, auf die Südwestseite herübergeholt, der Steg, der auf die Pfeiler der alten Römerbrücke gezimmert war, abgebrochen.

Die wenigen und bei dem tückischen Wasser häufig wechselnden Furten waren den Fremdlingen unbekannt: alle Schiffe jeder Art, die sich auf der Nordostseite des Flusses und des Sees fanden, wurden auf die Südwestseite der Alz geschafft und aus den übereinander getürmten eine mannshohe Brustwehr, dicht am Fluß, aufgeschichtet, hinter der Pfeil- und Speerschützen sichere Deckung und die Gäule der Avaren, falls sie wirklich unversehrt durch das Wasser schwammen, eine durch keinen Sprung aus der Tiefe zu nehmende Schranke fanden.

Auf diese Schutzwehr baute Arno starke Hoffnung: „Das hat mir Wuotan selber eingegeben,“ sprach er zu Iso, der sich seinem Befehl willig fügte: „der See, die Alz, die Schiffburg: wir sind gut gedeckt. Wenn wir nur,“ fuhr er aufseufzend fort, „Reiter hätten, nicht gar zu viele, aber starke Rosse, die auf unsrer linken Flanke — sie ist offen! — sich den leichten Gäulen der Unholde entgegen und sie in den Fluß zurückwerfen könnten, falls sie ihn dort unten überschreiten. Aber wir haben ja nur unsere Ackergäule. O, um die Adalinge und ihre Gefolgschaften!“ „Willst du vielleicht Ragino suchen gehen? Ihre Rosse . . . .“ grollte Iso grimmig. „Oder den alten Fagano um Verzeihung bitten und um Hilfe flehen?“ schalt Harlacho. „Lieber siebenmal von dem Feind geschlagen werden!“ „Einmal wird langen!“ seufzte der Richter. „Und die Mark? Der Gau? Das Bajuvarenvolk? Ihr seid blind und taub und dumm vor lauter Haß.“ „Nein, du bist thöricht,“ entgegnete Iso, „in deiner Meinung von diesen Überhochmütigen. Du wähnst, gleich dir haben sie ein Herz fürs Ganze? für das Volk? Ich dächte doch, wir hätten's erfahren. Ihnen gilt's nur um ihren Stolz, ihre Ehre, ihr Vorrecht.“ „Gewiß,“ schloß Harlacho. „Ich meine, ich höre sie höhnen, schadenfroh, sobald sie die Flammen unserer Firste auflodern

sehen, hier unten aus dem Thal von den stolzen Schroffen der Kampenwand herab. Sie sind dort sicher vor den Avaren, kein Gaul erklettert jene Steige. Auf Gemsen müßte man hinaufreiten. Und mit Frohlocken werden sie zuschauen, wie wir hier blutig ringen und untergehen."

V.

Arno hatte richtig gerechnet: auch der ganze folgende Tag blieb noch den Markgenossen zur Einrichtung der Verteidigung.

Schon am Abend und in der folgenden Nacht trafen zahlreiche Scharen, allerdings auch Flüchtlinge mit Weib und Kind ein, die vor den überall von Südosten her aufsteigenden Brandgluten der Häuser, vor dem rasch den Würgern vorauseilenden Gerücht geflohen waren, Schutz in der Vereinung am andern Seeufer und hinter der Alz zu finden. Von andern Richtungen her führte das Aufgebot zur Fehde die Männer heran: aber auch jene Flüchtlinge hatten als ihr Bestes ihre Waffen mitgebracht und ihre Verzweiflung trieb sie nicht zur Feigheit, — zu todeskühner Entschlossenheit.

Die Nacht war freilich im ganzen Osten erhellt von dem Feuerschein ungezählter verlassener, unverteidigter Höfe, die von den Avaren in Brand gesteckt waren.

Aber unerschrocken ordnete am folgenden Morgen der Richter seine Scharen: er stellte die weniger gut gewaffneten Haufen auf seine rechte Flanke, wo sie durch den See gedeckt waren vor jedem Angriff, Pfeilschützen und Speerwerfer, die im Ferngefecht die Mitte der Aufstellung

verteidigen helfen sollten; diese Mitte schien durch die Schiffwehr gut gesichert, so drängte er denn seine besten Kräfte auf der linken, der westlichen Flanke zusammen, die zumeist gefährdet schien, da wo die Schiffburg nicht mehr ausreichte, den Übergang über den Fluß zu erschweren. Hier wollte er selbst fechten, hierher hatte er Iso, Harlacho und seine fünf Söhne, Kiemo, Truchtlacho und dessen Sippe, auch die Leute vom Reuthof, entboten.

Als er die Aufstellung angeordnet und den Haufen, nach Sippen gegliedert, ihre Plätze angewiesen hatte, ging er in seinen Hof zurück, sich selbst vollends zu waffnen und — Abschied zu nehmen von dem Herd der Ahnen. Als er zu Ende war, ergriff er ein altes Römerschwert, — ein Händler hatte es ihm einst zu Salzburg verkauft — befühlte sorgfältig die Schärfe der vorher frisch geschliffenen Spitze und ging in das Gemach, wo seine Töchter zu den Göttern beteten. „Arntrud," sprach er, „ein Wort: — vielleicht das letzte. Bald sind die Feinde da. Ich weiß nicht, ob wir sie verscheuchen können. Werden sie Meister, — so darfst du nicht in ihre Hände fallen: — du nicht. Das Kind werden sie nur abschlachten. Dir — würden sie Schlimmeres thun als die Augen ausreißen: — ihre Leibeigne würdest du und —" „Gieb, gieb, Vater!" rief die Jungfrau, ihr Aussehen war seltsam verändert, entschlossen, klar, ja heldenhaft. „Es soll mich keiner greifen: denn ich bin Adalfrids." — „Kind! Welch' Wahnwort!"

„Wahrwort ist's. Heute Nacht — lange schlaflos — flehte ich zu Berahta. Sie erschien mir im Halbtraum und sprach: ‚Bange nicht, sorge nicht: — denn du bist Adalfrids: — du lebst und stirbst für ihn, wie er für dich.' So sprach die Göttin und legte mir die Hand aufs Herz und verschwand. Ich aber fuhr auf und rief: ‚Mein Adalfrid!' Und ich weiß nun, daß ich ihn lieb habe: —

tief im Herzen, so lieb! Ja, lieber als dich selbst und die Schwester." — „Mein Kind! Mein armes Kind! Schweig; — verrate nicht . . . ." „Ich werde wohl bald nichts mehr zu verraten haben," lächelte sie — „komm, Kleine, halte dich nur stets an meine Seite." — „Schaut vom Hof aus zu: — doch nein, ihr seid sichrer mitten unter uns allen — hinter der Schiffwehr!"

VI.

Schon vor Sonnenaufgang des folgenden Tages scholl von ferne her dumpfes verworrenes Lärmen aus dem Wald, der sich auf dem rechten Ufer der Alz um den See hin gen Osten zog und den die Römerstraße nach Salzburg durchschnitt.

Und nun, da die Sonne von der Arninge Höhe aus das ganze Gelände bis an den Waldsaum zu überblicken verstattete, — nun kamen sie! In wimmelnder Menge kamen sie, wie Heuschreckenschwärme, die, alles überdeckend, einfallen in ein Land. Ohne Ordnung, ohne Gliederung, ohne Weg und Straße, alles in der Breite ausfüllend, soweit man sah von Aufgang bis Niedergang, von rechts nach links! Ihre linken Haufen, östlich der Römerstraße, in deren Graben, jenseit des Grabens bis in das Seichtwasser des Sees hinein; die mittleren Schwärme, sowie die Wagen, Karren, der Troß, die Gefangnen, die Herden auf der breiten Straße selbst in unabsehbar langem Zug: — westlich der Straße — ebenso ungezählte Geschwader von Reitern auf ihren kleinen, zottelmähnigen, zähen, unglaublich genügsamen und ausdauernden Kleppern. Die

Männer, in der Masse klein, fast alle unter Mittelgröße, geschmeidig, beweglich, schienen mit den sattellosen Gäulen in eins zusammengewachsen.

Sie trugen spitze Mützen aus schwarzem Lammfell, — die Vornehmeren schmückten diese mit glänzenden Steinen — statt der Panzer gesteppte Lederdecken, die, mit Lederhosen bis ans Knie aus einem Stücke geschnitten, all' ihre Bekleidung ausmachten: nur den Häuptlingen und den Zauberpriestern flatterten Wolfsfelle um die Schultern.

Die gelbe Haut, die schmalen geschlitzten Augen, die abgestumpfte Nase, die stark vorspringenden Backenknochen, der schwache Bartwuchs, die überlangen Arme kennzeichneten die mongolische Rasse aller: aber über den zahllosen Kleinwüchsigen ragte eine Art Adel hervor, eine Kaste, die allein die Zauberpriester, die Heerführer und die Häuptlinge, zumal den Chan der Chane, den Chagan stellten: magere, aber meist sechs bis sieben Fuß lange Gestalten mit gewaltigen Knochen: zwar auch von mongolischer Rasse, aber aus einem erobernden Stamm, der offenbar die andern bewältigt hatte und nun in Götterdienst und Heerdienst leitend beherrschte.

Grell schrillten und gellten ihre gewundenen Widderhörner, dumpf rasselten die Doppeltrommeln, die links und rechts vom Hals des Pferdes baumelten, behangen mit allerlei Fetzen bunten Zeuges, das Trommelfell häufiger als Eselshaut die gegerbte Haut skalpierter Menschenköpfe oder geschundener Menschenleiber: jeder gelungene wilde Raubritt eines Schwarmes ward vom Chagan durch eine solche Menschentrommel belohnt.

In der Mitte, auf der breiten Straße, wurden auch die zwölf Götterwagen herangefahren, jeder mit sechs hohen Rädern, von je acht roten Rossen gezogen, über und über mit grellem Flitter bedeckt; auf dem heiligsten, der auf

hohem Maste die Fahnenstange des greulichen Bildes des gelbgrünen Drachens führte, dessen Rachen stets ein blutend Opfer — am liebsten eine Kindesleiche — in den spitzen Fischzähnen von Eisen trug, hatte, dicht vor diesem Abgott, der Chagan seinen Ehrenplatz, den Thron von Schädeln. Den „Schädelthron" verließ er nur, um aufs Roß zu steigen im letzten, entscheidenden Augenblick der Schlacht.

Kreischend, wie sich ein Möwenschwarm auf die Gestade wirft, kamen diese zahllosen Geschwader angebraust: als sie der kleinen Schar der Verteidiger hinter dem Flüßchen ansichtig wurden, die ihrer furchtbaren Übermacht Widerstand leisten wollte, gellte Lachen und Hohngeschrei durch die Haufen.

Sofort begann der wütende Angriff, ohne Befehl, ohne Ordnung. Ihre Priester sprangen von den Götterwagen, stiegen zu Pferd, hoben stark vergoldete oder versilberte Götterbilder, etwa von Armslänge, hoch in die Höhe und jagten den Angreifern mit wildem Geschrei voran, ohne Schutz- und Trutzwaffen, nur die Götzen den Feinden entgegenhaltend. Die Krieger führten mehrere Ellen lange leichte Lanzen aus einem fremdartigen Rohr, lange krumme Säbel, aber vor allem Bogen und Pfeile; jeder Gaul war mit vielen Köchern behangen und ein Schwirrgewölk von Geschossen ging jedem Anprall der Rosse voraus, wie sie auch auf der — wirklichen oder verstellten — Flucht in raschestem Jagen die Verfolger, rasch sich wendend, mit Pfeilen zu überschütten verstanden. Aber noch ein anderes, ein den Germanen völlig unbekanntes und deshalb besonders unheimliches Geschoß schleuderten sie: ein Wurfholz, seltsam gebogen, das Erz oder Knochen, worauf es traf, zerschmetterte und dann im Wirbel flugs zurückschwirrte in die Hand des Werfers.

Die Avaren erkannten alsbald, daß die rechts an den

See und den Ausfluß der Alz gelehnte Flanke der Verteidiger unangreifbar war: die ersten Dutzend ihrer Gäule, die versucht hatten, in den Seegrund oder den Fluß watend, hinüberzuschwimmen, wurden sofort von der hier sehr starken Strömung gepackt und fortgerissen. Roß und Reiter waren ertrunken, bevor sie nur an die Stellung und unter die Pfeile der Markgenossen gelangten. Sie gaben also den Angriff hier auf und wandten alle Kräfte darauf, die Mitte der Bajuvaren zu durchbrechen: das heißt die hochgetürmte Schiffwehr zu nehmen. Auch hier mußten die Reiter und die wenigen Fußkämpfer hinüberzuschwimmen versuchen.

Und wahrlich, sie ließen es an tollkühnstem Wagemut nicht fehlen, die Mongolen! Im Vertrauen auf ihre erdrückende Übermacht, auf ihre zu allem, auch zum Schwimmen, geschickten und geübten Gäule, auf das Siegesglück, das ihnen in all' diesen Wochen, gemäß den Verheißungen ihrer Zauberpriester, treu geblieben war, warfen sie sich, mit gellendem Jauchzen, ohne Besinnen, einzeln und klumpenweise, zu Dutzenden, in das reißende Wasser.

Nicht Einer kam lebend auf den linken Uferrand.

Die allermeisten wurden von der Strömung sogleich fortgestrudelt und, wie sie an den auf dem linken Ufer dicht nebeneinander aufgestellten Markgenossen vorbeitrieben, jedes Widerstandes unfähig, wurden Reiter und Roß von Pfeilen und Speeren und den Steinen, welche die Weiber hoch von der Schiffwehr herabschleuderten, getroffen und versanken in der wirbelnden Flut. Stunden vergingen so: Hunderte der gelben Leichen trieben den Fluß abwärts.

Da erschollen gräßliche Töne von dem Götzenwagen herab: mißklängige Gesänge halbnackter Priester, die sich mit krummen Messern tiefe Wunden rissen, so Opferblut dem Drachen zollten, auf daß er erwache und den erbetenen

Sieg gewähre. Der Chagan aber saß unbeweglich, wie aus gelbem Holz geschnitzt, auf seinem hohen Thron auf dem Götzenwagen, den langen Herrscherstab in der Faust.

Nun zischte von anderen Wagen etwas wie eine Sternschnuppe in die Höhe, um dann im Bogenschuß auf die Schiffwehre niederzufallen: bald folgten zwei, drei, endlich ein wahrer Regen solcher Feuermeteore: und sieh, schon stiegen prasselnd Flammen aus mehr als einem der übereinander getürmten Kähne: Feuerpfeile waren's, wie sie die Avaren in ihren Kriegen mit den Byzantinern in den letzten zwanzig Jahren kennen gelernt, erbeutet und alsbald nachgebildet hatten. Traurig war es für die Verteidiger, nun mehrere Teile ihrer Schiffsburg räumen zu müssen, hinter denen hervor sie bis dahin in sicherer Deckung ihre Geschosse auf die Angreifer entsendet hatten. Der Brand, der in der oberen Schicht begonnen, drohte schon die unteren, stützenden Nachen zu ergreifen: wohl floß die Alz ganz nah davor: aber die Männer konnten nicht ans Löschen denken: sie mußten unablässig Pfeile und Speere brauchen.

Da rief plötzlich eine helle Stimme: „Ja aber wozu sind denn wir da? Komm, Trudis, fürcht' dich nicht. Lauf! Wir sprengen: — wie auf der Bleiche! Und haben wir nicht gar manchen Sommer das Wieshen, das in Brand geraten, gelöscht? Das ist nicht anders! Spring!" Und furchtlos, vielmehr die Gefahr nicht kennend, lief Arnhild in das nahe Haus, schleppte zwei mächtige Wassereimer heran, eilte damit unter dem Hagel der Avarenpfeile an das Ufer, kniete nieder, schöpfte, rannte zu den brennenden Schiffen zurück und löschte sofort das unterste Boot. —

Und ihre Schwester und Fritigilt, das Weib des Kiemo und Frau Biltrud und all' die vielen anderen Frauen, folgten dem Beispiel des Kindes: und die Götter hatten

die Mutigen beschirmt: nicht eine ward getötet, nur einige verwundet, darunter die kühne kleine Anführerin: in Bälde war der Brand gelöscht: nur die obersten Nachen waren verkohlt und schwelend stieg noch lange der graugelbe Dampf des feuchten Holzes in die Lüfte.

Freudigen Auges sah der Richter auf sein Kind; sie zuckte nicht mit der Wimper, als ihr die Schwester mit zarter Hand den spitzen Rohrbolzen aus der Schulter zog, sie lehnte lachend jedes Lob ab: „Nun ja! Ihr scheltet mich in der ganzen Mark die kecke Hilde: — so wollt' ich doch einmal das Wort verdienen."

Getrosten Mutes sahen nach der herzerfreuenden Abwehrthat der Frauen die Verteidiger dem Fortgang des Kampfes entgegen, der den Barbaren bisher nicht den kleinsten Vorteil, wohl aber schwerste Verluste gebracht hatte.

Nachdem Reihe um Reihe, Rosse und Reiter, die das Durchschwimmen versucht hatten, wund oder tot, flußabwärts dahingerissen waren, schien der Mut des Angriffs hier merklich zu erlahmen, trotz des Höllenlärms und der wütigen Verrenkungen und Bewegungen der Glieder der Zauberpriester und der Schwenkungen der Fetische in ihren Händen.

Eben hatte der Richter noch einen beruhigten Blick auf die jetzt auffallend gelichteten Haufen der Avaren gerade vor sich geworfen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei seine Merksamkeit nach links rief: ein Geschrei, in dem die Hilfe- und Verzweiflungsrufe der Bajuvaren grell übertönt wurden durch das satanische Sieges- und Hohngeheul der Mongolen. Der Richter sah angestrengt nach links: — da erbleichte er. „Nochmal sei's bitter geklagt: — ach, um die Adalinge," stöhnte er, „und ihre Rosse!"

Was allein er gefürchtet hatte, — nun war's geschehen. Die Feinde hatten etwa eine Viertelstunde weiter flußab-

wärts die Alz überschritten und ihre Reiter warfen sich in dichten Schärmen in die offene linke Flanke der Märker.

Und das war so gekommen.

Etwa zehn Minuten unterhalb des Kampfplatzes erfüllte die Mitte des Flüßchens ein breites und dichtes Feld von Schilf, in dessen Mitte eine kleine Aue, von Weiden bestanden, ragte. Von den ungezählten Leichen von Pferden und Menschen waren zuerst ein paar hier angespült und von dem Schilf und dem Weidicht festgehalten worden; an diesen ersten Widerhalt hatten sich bald mehrere festgelegt, allmählich eine ganze dichte Reihe sich gestopft, so die Gewalt der Strömung hier brechend.

Spähereiter des Chagan, die unablässig weiter am Unterlauf des Flusses nach Furten gesucht hatten — ohne Erfolg — nahmen diese Stockung wahr: spornstreichs jagten sie mit der Meldung zurück, und der Chagan befahl, ganze Haufen von Gefangenen zu schlachten und oberhalb des Schilffelds hinabtreiben zu lassen. Die vermehrten die Stauung erheblich: zugleich gebot er — daher wurde hier der Angriff jetzt soviel schwächer! — mehrere Reitergeschwader aus der Mitte zurückzuziehen und nun aber nicht den Fluß entlang, sondern in weitem Abstand von dem Ufer, in aller Stille, unter den sie verdeckenden, wellenförmigen Höhenzügen an der Stelle gerade unterhalb des kleinen Weidenwerders zu führen; er selbst verhieß, mit seiner erlesenen Leibschar nachzufolgen, selbst mitzukämpfen, sobald der Übergang gelungen.

So geschah es, daß Harlacho und die Seinen, die hier die linke Flanke hielten und eifrig und erfolgreich einzelne Versuche der Feinde, oberhalb des Weidichts durchzudringen, abgewehrt hatten, völlig überrascht wurden, als plötzlich jenseit, unterhalb des Schilffeldes, eine gewaltige Reitermasse mit gellendem Geschrei in den hochaufspritzenden Fluß

setzte und, obwohl gar viele dabei ertranken, alsbald das linke Ufer gewann.

Im gleichen Augenblicke prallten auch schon die tosenden Schwärme wie von links so vom Rücken her auf die schwache Schar, deren erste Glieder sofort niedergeritten waren. Wohl warf sich nun Harlacho selbst mit seinen Söhnen in den Vorstreit: mit seiner dreizinkigen Gabel stieß und riß er einen der Reiter nach dem andern vom Gaul, eine tiefe Lücke brachen so die Harlachinge in den Haufen. Aber es waren zu viele! Immer wieder füllten sich die Reihen; bevor der Richter, Kiemo, Iso zu Hilfe eilen konnten, waren sie der Übermacht erlegen.

Zuerst fiel der junge Hariger: der Knabe zeigte in flinken, scharfen Hieben, daß er die Schwertleite nicht unverdient empfangen hatte: laut schrie der Vater auf, wie er des Lieblings blondes helmloses Haupt von einem Krummsäbel gespalten sah bis ans Kinn: er spießte diesen Feind sofort: aber da flog sausend eines Mongolen Wurfkeule heran und schmetterte beim Aufschlagen dumpf krachend an seine Stirn: er schrie und fiel: und über ihn die Rosse.

Und neben ihm fiel Haribaud, von einer langen Rohrlanze durch den Hals gestochen und neben dem Bruder Harigilt, von einem Pfeil durchs Auge ins Gehirn getroffen und hinter ihm sanken Harwich und Hariwalt, die Zwillinge, die Schild an Schild dem Anprall hatten stehen wollen, von den vorspringenden Gäulen niedergerannt, um sich nicht wieder zu erheben.

Da, als sie den Vater und seine fünf Söhne, ihre Führer, fallen sahen, wankten die Männer: sie wandten nicht den Rücken, aber, langsam zuerst, dann immer rascher wichen sie, vor dem unablässigen Anreiten der Feinde zurückgedrängt auf die Mitte gegen die Schiffwehr.

Noch einmal kam das Wanken zum Stehen.

Arno, Iso, Kiemo, Truchtlacho und die Seinen waren nun heran, sprangen in die vorderste Reihe, übernahmen die Führung. Aber nicht lange sollte dieser Widerstand währen. Denn die Feinde brachten nun ihr letztes Kampfmittel zur Anwendung.

Langgezogene Posaunenstöße der Zauberpriester, aus langmächtigen Metallröhren geblasen, verkündeten, daß der Chagan von seinem Wagenthron herabsteige, selbst zu fechten.

Betäubendes Geschrei der Seinen begrüßte ihn, wie er nun wirklich auf seinem Rotroß den Fluß, unterhalb des Schilfichts, durchschwamm und sich mit hundert frischen Reitern auf die schon stark Erschütterten warf.

Gleichzeitig ward von den Zauberpriestern der oberste Teil des Mastbaums auf dem Götterwagen, die Fahnenstange des Drachenbanners, herabgeholt, und unter feierlichen Gesängen und dem lärmenden Zusammenschlagen von ehernen Handpauken und Cymbeln dem jüngeren Bruder des Chagans überreicht, der, gleich diesem von Gold- und Silberschmuck der Rüstung starrend, auf weißem Roß die heilige Fahne unmittelbar vor dem Herrscher in die Schlacht zu tragen hatte, auch er von einer erlesenen Schar als Bedeckung dicht umgeben. Da ging's zu Ende!

Der junge Truchtwalt sprang mit geschwungener Streitaxt dem weißen Roß entgegen. „Du oder ich!" schrie er dem Bannerträger zu: aber lange bevor er den erreicht hatte, sank er, von vielen Speeren durchbohrt: — „o Berthfrida" — seufzte er und starb.

Und hinter ihm fiel der Meier vom Reuthof und Stotto und Heigilo und Wulfhari, der Frilazz des Rietiger, und Pellwich und Halfing, die Nachbarn.

Und nun traf auch den Richter ein Pfeil in den Schenkel, zugleich lähmte eine Wurfkeule den Schwertarm Isos: beide wichen aus der vordersten Reihe.

„Sie sind verloren, die Hunde! Stampft sie unter die Hufe!“ schrie der Chagan und spornte den Hengst. Und mit wildem Jauchzen jagten die Seinen ihm nach.

Arntrudis blickte angstvoll von der obersten Schicht der Schiffwehr herunter: sie sah Iso, sah den Vater wanken, sinken, sich wieder aufrichten, aber nicht mehr kämpfen: sie zog das scharfe Römerschwert aus dem Gürtel: sie schwieg. Aber die andern Frauen und Mädchen und Kinder schrieen laut, verzweiflungsvoll: es litt sie nicht mehr in der ruhigen Haltung hinter den Schiffen: einzelne rannten in irrer Flucht davon, den Häusern zu, die meisten aber eilten den Weichenden entgegen, reichten ihnen Speere, mischten sich in die Reihen der Kämpfer, lasen Waffen auf und hieben und stachen um sich. Aber ach! Schon sah der Richter den Augenblick herannahen, da alles, alles verloren war: schon wandten ein paar Verzweifelte den Rücken . . .

Da, horch!

Was hallt da so ehern aus dem dichten Wald im Rücken der Kämpfenden von der Höhe, von der Römerstraße, vom Westen her?

Schmetternde Hörner: — das sind nicht die Gellpfeifen der Avaren!

Diese, in blinder Wut nur die Verfolgung der Weichenden die Alz hinauf betreibend, hatten sich um jene Richtung, um ihre rechte Flanke, gar nicht gekümmert; so wurden auch sie wie die Markgenossen völlig überrascht.

Vom vollen Glanz der Nachmittagsonne hell bestrahlt brach eine stattliche Reiterschar in vollständiger und glänzendster Rüstung, mit Helmen, Brünnen, Schilden von leuchtendem Erz auf hohen starken Streitrossen mit eingelegten Lanzen in drei Gliedern hintereinander aus dem Gehölz hervor auf die ahnunglosen, dichten Haufen der Avaren: das traf sie wie ein Blitz, das spaltete sie und

warf sie nach links und rechts auseinander, wie der Bug eines rasch segelnden Schiffes das hochaufspritzende Wasser zerteilt.

„Wer ist das? Wer sind die?" rief Arnhild, an der Schwester Hand sich auf den Zehen emporreckend. „Adalfrid ist's!" frohlockte Arntrudis. „Ich seh' ihn! Und der Fagano! Und all' die Adalinge! Sie kommen, uns zu retten! Hilf, Adalfrid!" rief sie so laut sie konnte. „Ich komme!" antwortete der. Denn schon war er heran.

Der Stoß der starken Rosse auf die Klepper der Mongolen wirkte unwiderstehlich: fast ohne daß es der Waffen bedurfte, rannten die Adalinge ganze Haufen der Zeternden über den Haufen. „Hie Bajuvaren! Hie Fagano! Hie die Markgenossen!" riefen die Ansprengenden. Nun hatte Adalfrid den Richter erreicht: der war abermals aufs Knie gesunken — er konnte nicht stehen — und rings schwer bedroht: der Adaling riß ihn auf und half ihm auf ein ledig Avarenpferd: „Hie die Markgenossen! Hie Bajuvaren!" rief Arno nun und schlug sogleich wieder mit dem Schwerte drein.

Plötzlich stand Arntrud neben seinem Pferd. „Du hier?" „Ich bin am sichersten bei dir — bei ihm!" Und sie reichte dem Vater den verlorenen Schild hinan.

Aber jetzt warf der Chagan, von den Fußkämpfern ablassend, seine ganze Leibschar dem neuen Feind entgegen. Hart ward der Zusammenstoß und blutig: hier die Übermacht der Kraft, der Waffnung, dort die erdrückende der Zahl. Der Fagano — die gesträubten Flügel des Seeadlers machten die Hünengestalt noch höher und weithin kenntlich — spaltete mit seinem mächtigen Langschwert in wuchtigen Streichen einem Avaren nach dem andern, wie er sie erreichte, die Fellmütze und den Schädel. Adalfrid spähte indessen aus nach den Führern der Feinde: der

Chagan selbst ward ihm verdeckt durch dessen ganze Leibschar und durch den Bannerträger, einen echten, fast sieben Fuß langen Mongolen. Sofort spornte er das Roß durch die Rohrlanzen der ihn Umgebenden, erreichte den Riesen und stieß ihm die Speerspitze in den Hals. Nun war auch sein Vater heran, der mit scharfem Schwertschlag die Fahnenstange in des Sinkenden Faust durchhieb: das heilige Banner stürzte zu Boden unter die Hufe der Rosse.

Ein ungeheurer Schrei der Wut, des Wehs stieg aus den Reihen der Avaren gen Himmel: — gar viele, die das zauberkräftige Zeichen sinken sahen, rissen die Gäule herum und wandten sich zur Flucht.

So hatten sich Vater und Sohn Bahn gebrochen bis an den Chagan heran: schon zückte der Jüngling den Speer gegen ihn: aber da warf sich die Wut und die durch Jahrhunderte gezüchtete Aufopferung für den gottgleichen Herrscher überwältigend auf die beiden, die sich den Ihren allzuweit vorangewagt: nicht einmal die jungen Hachilingen hatten ihnen folgen können. Beider Pferde sanken, von Speeren und Pfeilen gespickt: stehend verteidigten sich beide, schwer ringend gegen die Übermacht: der Fagano mußte den Schild sinken lassen: er starrte von Wurfspeeren und Pfeilen.

„Hier, Herr, meinen Schild. Nimm!“ mit diesen Worten drängte Zwentopluck seinem Freilasser den eigenen Schild auf und riß den Blutenden in die zweite Reihe der Kämpfenden zurück: dabei traf den Slovenen selbst eine Wurflanze in den nun schutzlosen Arm. „Zwentopluck — du bist treu! Ich erlasse dir Fron und Zins,“ rief sein Herr und trat wieder vorwärts in den Kampf. „Greift ihn lebend,“ kreischte der Chagan, „den Jungen da, der meinen Bruder erschlug — greift ihn und zieht ihm die Haut ab! Vor meinen Augen.“

Fünf Avaren sprangen ab und stürzten sich auf Adalfrid. Zwei von ihnen erstach er bevor sie heran waren. Aber ach, die drei andern waren nicht abzuschütteln. Er blutete aus einer Kopfwunde, den Helm hatte ihm eine Wurfkeule zerschlagen. Sein Speer war beim letzten Stoß zersplittert, sein Schild ging jetzt in Trümmer: er faßte ihn mit beiden Händen und schmetterte einen der Angreifer damit nieder. Aber nun packten vier Fäuste seine Rechte, die das Kurzschwert ziehen wollte: — er war überwältigt: — schon zerrten, schon schleiften sie ihn mit sich fort — mehrere Schritte weit.

„Adalfrid!“ schrie da eine verzweifelnde Stimme: — ein scharfes Schwert blitzte; der eine der ihn davon Schleppenden stürzte zusammen; der zweite floh.

„Wer hat das gethan?“ fragte Adalfrid, des Toten Speer aufraffend, den Vater, der den Schild über eine zarte Gestalt hielt. „Das hat Arntrudis gethan!“ antwortete der. „Dank, tapferes Kind! Du blutest?“ „'s ist nur die Schulter,“ erwiderte sie lächelnd mit einem strahlenden Blick auf den Geretteten. „Er lebt!“ Aber der nächste Reiter ergrimmte über das kühne Mädchen; hoch schwang er über der Ahnunglosen Haupt den Krummsäbel, schon sauste der wütige Hieb herab: doch nicht Arntrudens blonden Scheitel traf er, — ein graues Haupt! Secundus war der Mutigen gefolgt, ohne Trutzwaffe, nur einen alten viel geflickten Schild am Arm: den hatte er schon wiederholt über die achtlos Voreilende gehalten: so auch jetzt: aber die scharfe Klinge schlug durch das morsche Lindenholz und noch ein gut Stück in seinen Kopf: Arntrudis sprang zurück und fing den Wankenden auf: „Secundus!“ klagte sie, „du stirbst? Und für mich!“

„Ja, liebes Kind, und gern. Ich meine, das ist dem Herrn Christus genehm. Ihm empfehle ich meine arme

Seele! Hatte mir die heiligen Blätter aus dem alten, heiligen Buche auf die Brust gelegt zur Abwehr: — haben nicht abgewehrt. Ist wohl besser so. Nun noch das Gebet — ach ich weiß nur noch: ‚Vater unser, der du bist in dem Himmel — erlöse uns von dem Übel:‘ Dank, er erlöst mich!“ Und er atmete tief und starb.

Aber noch war die Gefahr nicht vorüber.

Der Chagan hatte mittlerweile die im Verhältnis zu seinen Massen geringe Zahl der zu Hilfe geeilten Reiter — etwa vierhundert — erkannt: er rief den ihn Umgebenden drohende Zornworte des Befehls zu und stellte sich an die Spitze seiner Leibschar zu einem letzten wütenden Anprall: besorgt sahen Fagano und der Richter diesem neuen Sturm entgegen.

Jedoch gerade wie sich dies Geschwader der Avaren zum Anreiten zusammenballte, erscholl aus ihren hintersten Reihen wüstes Angstgeschrei: „Feinde! Neue Feinde! Dort aus dem andern Wald! Flieht! Teufel! Lauter schwarze Teufel! Rettet euch! Neue Feinde!“

Und also war's.

Ein kleiner, aber auserlesener Reiterhaufe, etwa hundert Pferde, fast lauter Rappen, schoß von dem nahen Nordwald her mit hallendem Hornruf gerade in den Rücken der Avaren, alles vor sich niederwerfend.

Der Chagan wandte das Roß dorthin: schon war der Führer der brausenden Schar heran, auf mächtigem Rapphengst: er durchbrach ohne Widerstand die Reihe der Leibschar und rannte die eingelegte Lanze durch Goldschild und goldstarrenden Schuppenharnisch dem Chagan in die Brust: der schrie laut auf und taumelte vom Roß zur Erde. Da war kein Halten mehr: kreischend fuhren die Mongolen auseinander.

„Wer . . .? Wer ist das?“ fragte Iso, gegen die blendend einfallenden Strahlen der sinkenden Sonne die

Hand vor die Augen haltend. „Das ist Ragino," antwortete der Richter. „Ja, Ragino! Er kommt von selbst zurück!" rief der Fagano. Da warf sich ein fliehender Avare, der seinen Gaul verloren, auf den Rechtweiser, der ihn nicht bemerkte, riß ihn nieder und hob das Krummschwert, ihm den Hals zu durchhauen. Aber ein Speerstoß hoch von einem Roß herab, kam ihm zuvor: er fiel. „Wer war das?" rief Iso sich aufrichtend. „Wie? Ragino? Ihm soll ich das Leben danken? Nein, eher . . .!"

Aber der war schon weit im Getümmel verschwunden. Im Getümmel der Verfolgung!

Denn die Barbaren, die wie ihre heilige Fahne so ihren halbgöttlichen Herrscher hatten fallen sehen, stoben nun in blindem Schrecken, in voller Verzweiflung davon: und da sie im Süden auf das Fußvolk Arnos, im Westen auf die Reiter Faganos, im Norden auf die Raginos stießen, warfen sie sich insgesamt in der Flucht nach der einzig freien Richtung: dahin, woher sie gekommen: das heißt in die Alz, um deren rechtes, das Ostufer wieder zu gewinnen: in wirren Knäueln, in dichten Klumpen, Pferde und Menschen, stürzten sie in das hoch aufschäumende reißende Wasser, untereinander mit Messer und Faust und Zähnen ringend, sich aneinander klammernd und so in die Tiefe hinabziehend, ohne Möglichkeit eines Widerstandes gegen die Verfolger, die nun grimmige, schonungslose Vergeltung übten, nachschwimmend und nachreitend: ja auch viele Kähne wurden aus der Schiffwehr gerissen, in den Fluß geschoben und nun stießen die rachewütigen Märker von da aus mit ihren Speeren und Rudern die Schwimmenden in die Tiefe.

Alsbald jagten die Reiter der Adalinge, geführt von den beiden jungen Hachilingen — denn den Fagano und seinen Sohn hemmten die Wunden — den Flüchtlingen,

nachhauend, auf dem rechten Ufer der Alz, auf der alten Römerstraße, nach und befreiten in dem hier erbeuteten Troß die vielen hundert Gefangenen, die, zumal Frauen und Mädchen, an die Wagen und Karren gebunden gewesen waren.

VII.

Vom frühen Morgen bis gegen Abend hatte der Kampf gewährt.

Auf dem Felde, wo die Schlacht so laut getobt hatte, viele Stunden lang mit Klirren der Waffen, beim gellenden Kampfschrei der Avaren, dem Schmerzruf der Getroffenen, waltete jetzt tiefe, selten durch das Stöhnen eines Sterbenden, den Schrei eines wunden Pferdes unterbrochene Stille.

Es war ein wundersamer Gegensatz, der auch die festen, ja harten Herzen der Bajuvaren ergriff.

Das Schlachtfeld zu ihren Füßen lag besät mit allen Spuren des grimmen Würgens: Leichen von Menschen und Tieren, weggeworfene, zerbrochene Waffen ohne Zahl, jenseit des Flusses die umgestürtzten Götterwagen und Troßkarren der Flüchtlinge: — und oben am Himmel die friedevollste Abendstimmung: zartgelbe Dämmerwolken, lang hingestreckt, leise im Winde ziehend, aus ihnen zuweilen auftauchend die feine Sichel des Mondes. — — —

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne sahen Adalfrid, der, selbst aus mehr als einer Wunde blutend, auf den zerbrochenen Speer gestützt, nur mühsam eine kleine Anhöhe hinanstieg, auf der man unter den breiten Schatten alter Ulmen verwundete Bajuvaren zusammengetragen

hatte. Die Frauen und manche Mädchen, auch Arntrud und die Kleine, walteten hier geschäftig, Wunden verbindend, mit geschickten, feinen Fingern Pfeilspitzen ausziehend, auch wohl Heilkräuter, — so die weichen, wolligen Blätter der Wegewarte — das Blut zu stillen, auf die offenen Wunden legend. Der junge Adaling hatte für jeden eine teilnehmende Frage, ein freundlich tröstend Wort.

Eben erhob er sich von einem der tapfern Söhne Harlachos, der ihm sterbend in stummem Dank die Hand drückte, als ein scharfer Ruf an sein Ohr schlug.

„Nein! — Nicht du! Du nicht! Laß mich! Geh! Deine Hand brennt heißer als die Wunde."

Adalfrid wandte sich und sah Arntrud vor einem ausgestreckt auf dem Rasen Liegenden knieen, dessen Gesicht ihre Gestalt verdeckte. Der Adaling glaubte, die Stimme — obzwar sie verändert klang — zu kennen: er trat heran und sah in Raginos leichenblasses Antlitz: vor ihm kniete das Mädchen, emsig bemüht das aus einer tiefen Brustwunde durch die durchstochene Ringbrünne immer wieder hervorbrechende Blut zu hemmen: eine breite rote Lache hatte sich neben ihn ergossen.

„Arntrud!" rief Adalfrid. „Das ist . . .! Aber doch: laß ab! Geh! Es quält ihn dein Anblick, — deine Güte. Geh!"

Gehorsam packte sie ihre Binden und Kräuter zusammen, stand auf und wandte sich zum Gehen: stumm reichte sie dem Zuckenden die Hand, der sie hastig drückte.

„Ah," seufzte er, „das — — that wohl. Auch wenn ich nun in den Eisstrom fahren muß, unter Leichen, Schlangen und Schwerter oder in die Schwefelhölle der Mönche wegen des Mordes an dem Lümmel: — denn es war doch wohl Mord! — der Druck ihrer Hand — sie hat vergeben — wird mir wohl thun auch dort noch."

„Du sollst nicht sterben, Ragino." — „Doch, doch. Ich soll! Sehr soll ich! Sehr! Es ist das Beste, das Richtige, das Einzige." — „Sage mir, wohin warst du so spurlos verschwunden? Und wie konntest du plötzlich hier ansprengen: von so weit her?" Durch alle Schmerzen hindurch, die sein hageres Antlitz durchzuckten, lachte der Wunde. „Hei, ich war gar nicht weit weg! Zuerst freilich wollte ich mit meinen Räpplein ganz davon aus Bayerland, wieder über den Rhein. Aber wir fanden die Straßen bewacht von den Grafen des Herzogs: — der Richter hatte sie aufgemahnt: — mit Gewalt wollt' ich durchbrechen, ward zurückgeworfen — verlor Leute. So kehrten wir, nur nachts reitend, in diese Nachbarschaften zurück: — mit Mühe, — bei Tag in dem Waldesdicht verborgen, — unser Leben fristend am Wild oder an gestohlenem oder geraubtem Gut, verfolgt von den Hofleuten, deren Wachhunde uns aufspürten. So hungernd, abgehetzt — es war ein elend Leben! — suchte ich die uralte Stätte, ‚am Stein' heißen's die Nachbarn, — da sind unter der Erde — wohl von Dunkelelben gegraben — seit grauester Vorzeit geräumige Hallen und Gänge — nur ein paar Reitstunden von hier: — ich fand sie einmal aus auf der Fuchsjagd. Da bargen wir uns, — der Tag ward nun für uns vollends Nacht — nur nachts herumstreifend nach Nahrung. Ein elend Leben, sag' ich dir, selbst für einen Knecht, kein Hund hätt's lang ertragen. Da sahen wir die Mordbrände im Osten aufsteigen, die lohenden, da vernahmen wir bald aus den Reden der Flüchtlinge, die wir zur Nacht an ihren Feuern belauschten, die Greuel, die diese Bestien über unser Land brachten: da erkannte ich, daß heute hier das Geschick richten würde über jenes Hundevolk und uns Bajuvaren. Und da — gleich schoß mir's durch das Hirn! — da beschloß ich, — auch über

mich das Schicksal heute und hier richten zu lassen! Nicht feige dahinten bleiben, während die Männer unserer Mark verbluteten — hierher gehörte ich, hierher zwang mich — spät genug! — die Ehre. Ich führte die Meinen unvermerkt — ihr hattet ganz anderes zu beachten! — im Rücken der beiden Kämpfenden heran und brach hervor, als es höchste Zeit schien. Ich kam . . . . gerade . . . . noch recht. Leb wohl, Vetter. Grüß deinen Vater, — den viel strengen! — und sag' ihm: Ragino hat nicht — stets — wie ein Edeling gelebt — aber . . . ." Da bäumte er sich empor, mit beiden Armen um sich schlagend, während eine Blutwelle ihm aus dem Munde brach.

„Aber," schloß Adalfrid, die zuckende Rechte fassend, „er ist wie ein echter Edler gestorben."

Da atmete der Wunde noch einmal tief auf mit einem Blick des Dankes: — nun lag er regungslos. Ergriffen sah Adalfrid in das bleiche, nun schöne Antlitz, über dessen sonst unruhig wetterleuchtende Züge jetzt der Tod seinen ernsten Frieden breitete.

Leise rauschten hoch oben die Blätter des Ulmenwipfels im Abendwind.

Adalfrid ließ, andere Verwundete aufsuchend, dem Vater durch einen Gefolgen mitteilen, wie sein Neffe gestorben.

VIII.

Nun war die Sonne vollends zu Rüste gegangen: aber gleich nach ihrem Versinken ergoß sich weit über den Westhimmel hin eine prachtvolle goldene Glorie, im tiefen, friedlich schlummernden See sich spiegelnd und leuchtend zurück-

geworfen von den fernen Bergen im Osten: auf der Bank vor dem Gehöft der Arninge saßen Fagano und der Richter, Iso und Kiemo: — keiner ohne Wunde und doch jeder mehr von Freude bewegt als von Schmerz. Nun kamen, erschöpft von der Pflege der Verwundeten, Adalfrid und Arntrud langsamen Schrittes die Höhe hinan, das Kind Arnhild sprang ihnen voraus.

Da erhob sich der Fagano, auf seine Schwertscheide gestützt und sprach: „Tapfrer Iso, die Götter selber, mein' ich, haben heut' unsern Hader gerichtet und geschlichtet. Tot — wie dein starker Sohn! — liegt, so ward mir gemeldet, sein Mörder: aber im Kampf für die Mark, für euch ist er gefallen.“ „Und mir,“ grollte der Rechtweiser, „mir hat er das Leben gerettet. Daß die Götter das zugelassen haben!“ „Sie wollten dich mahnen — zur Versöhnung!“ sprach der Richter.

„Statt uns in Fehde zu zerfleischen untereinander,“ fuhr der Fagano fort, „haben wir in Eintracht — ganz ohne Verabredung, von selbst ist's so gekommen — den fremden Feind zurückgeschlagen.“

„Ja,“ sprach Iso, tief ergriffen. „Und ihr Adalinge seid gekommen, uns zu retten in der höchsten Not.“ „Habt ihr je daran gezweifelt?“ fragte der Fagano und sehr edel blickte dabei sein Auge. — „Das ist . . .“ — „Adelspflicht nicht nur, Treuepflicht aller Volksgenossen. Ich bin gewiß, ihr hättet uns das Gleiche gethan. Denn wir gehören zusammen — unscheidbar wie Schild und Speer. Und so wollen wir's fortan halten immerdar. Und zum Zeichen innigster Eintracht zwischen Adalingen und Gemeinfreien, werb' ich bei dir, Richter Arno, um deiner Tochter Hand für meinen Sohn: das tapfere Mädchen, — sie hat ihn — ich hab's mit Augen gesehen! — sich mit ihrem Blut erobert und verdient.“

„So sei es," sprach der Richter hoch erfreut aufatmend. „Aber ich fordere für Arntrudis hohen Muntschatz." — „Jeden zahl' ich." — „Wohlan, so sollt' ihr Adalinge zustimmen, daß fortab in unserer Mark Blutrache und Fehde abgethan seien für immerdar: nicht Fehdegang, nur Rechtsgang soll fürder jeden Streit unter den Markgenossen entscheiden." „So sei es," sprach der Fagano. „So sei es," sprach Kiemo.

„Ja, so sei es," schloß Iso. „Ich verzichte auf Blutrache gegen Euere Sippe und auch auf jedes Wergeld. Und dies soll der Ehrenhügel sein, der über meinem starken Isanbert sich wölbt."

„Nun kommt," sprach der Fagano, „gehen wir dem jungen Paar entgegen. Wenig ahnt es sein beschlossen Glück. Laßt uns es ihnen plötzlich auf die Lockenhäupter drücken wie einen Siegeskranz: — wie wohl beglückten Sterblichen die hohen Götter, unsere Ahnen, thun."

Ebroin.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung.

Vorbemerkung.

Die hier, insbesondere auch die auf S. 312. geschilderten wirtschaftlichen Notstände sind den Quellen entnommen.

Begonnen in Königsberg 1884, beendet Gastein 1896.

Meinem lieben Freunde

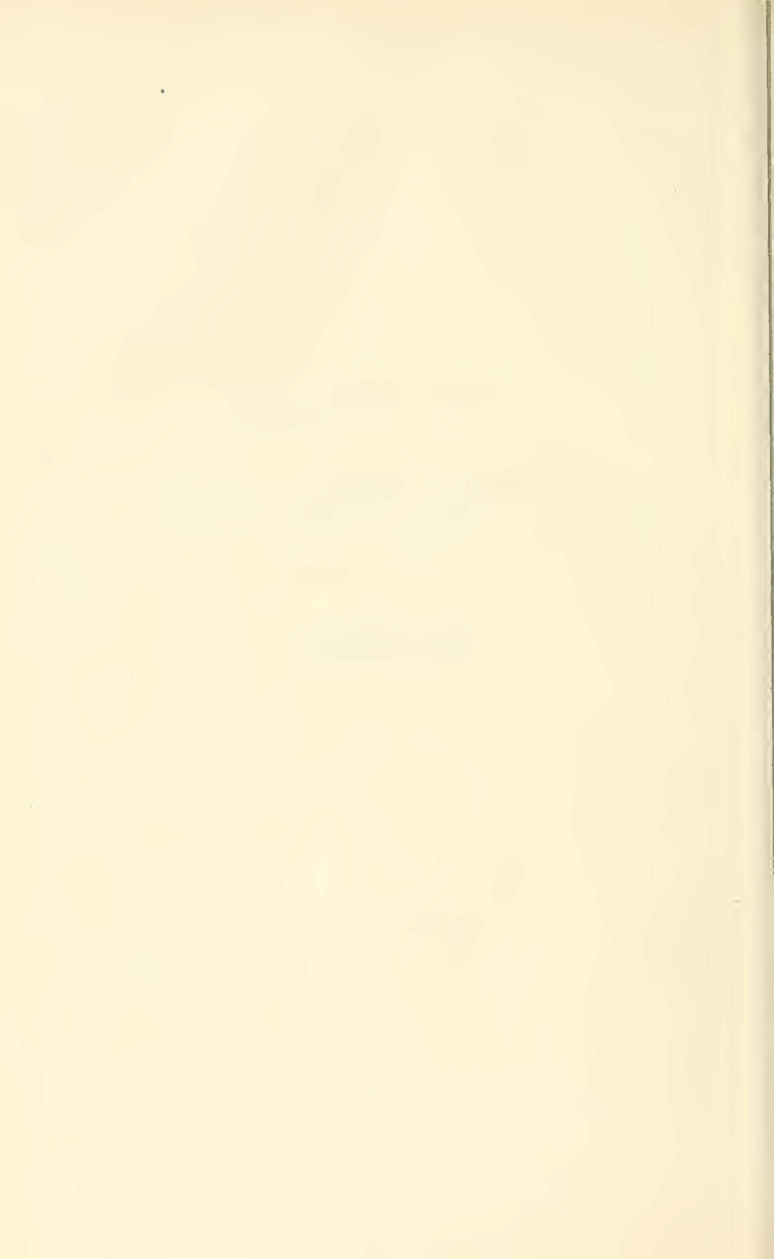
Ludwig Mayer-Doß

auf Villa Christina

in

Partenkirchen

zu eigen.



I. Abteilung.

Erstes Buch.

I

In einer Sommernacht des Jahres sechshundertacht-unddreißig nach Christus wurden vor den Thoren von Poitiers zwei Kinder geboren. Nahe beisammen standen die beiden Häuser, aber weit von einander ab lagen die Lebensgeschicke der beiden Elternpaare.

In Colonnata, der alten Römervilla, der marmor-säulengetragenen, ward Frau Sigrada, der Gemahlin des reichen, vornehmem Geschlecht entstammten Herzogs Leode-gast, wie sie in weichen Polstern lag, der Beistand des griechischen Hofarztes, den der Enkel Fredigundens, König Dagobert, ihr schon vor Wochen gesandt hatte. Und ihr Bruder, der machtreiche, prachtreiche, hoch gebildete und kunstverständige Bischof Dedo von Poitiers, aus dem Vor-gemach hereingerufen, sobald das Kind zu Lichte war, segnete den Neffen, berührte ihm Stirn und Herz mit den in goldenem Schrein mitgebrachten Gebeinen des heiligen Hilarius von Poitiers und legte ihn dann, in Purpur-windel gewickelt, in den Schrein selbst auf diese geweihten Überbleibsel. Dann sprach er: „Wie ich des Knaben

Schirmer auf Erden, soll Sankt Hilarius sein Schutzpatron im Himmel sein. »Non sine Dîs animosus infans«, ‚nicht ohne Götterschutz ein mutig Kind‘, würde mein Lebenslehrer, der weise, heitre Schalk von Venusia, sagen. Und der Herr König hat versprochen, ihn aus der Taufe zu heben. So wird es dem Buben nicht fehlen, weder im Himmel noch auf Erden. — Schau nur, Herr Schwager, die kostbare Arbeit an dem Schrein: ’s ist eine Truhe aus der alten Römerzeit, an Kunstwert noch reicher als an Goldeswert.“ Die stattliche Edelfrau, wohlgepflegt, von jeder Arbeitslast frei, von jeder Kunst des Arztes, von allen Mitteln des Reichtums umhegt, war wenig angegriffen: ja, schöner als zuvor sah sie nun aus, wie die kostbare Ampel von irisierendem Glase ihr sanftes Licht auf das schwellende Pfühl herabgoß, um das emsige Mägde lautlos beschäftigt waren.

In der gleichen Stunde lag in der binsenbedachten Knechthütte des Nachbargrundstückes das Weib eines Unfreien dem Tode sehr nah. Der Sturm peitschte den Regen durch die klaffenden Löcher des Daches in das niedere, enge Gelaß: der alte Holzschild, den der Mann da oben angenagelt hatte, konnte nicht einmal das Brettergestell des Bettes völlig schützen, auf dem die abgemagerte und abgearbeitete junge Mutter sich in Qualen wand, ein Ziegenfell ihre Unterlage, des Mannes alter Mantel ihre Decke; ein Kienspan, über dem feuerlosen Herd in die Wand angeschraubt, warf ein flackerndes, rotes Licht in den doch dunkel bleibenden Raum, — mehr Rauchqualm als Licht verbreitend.

„Es ist ein Knabe,“ sprach der Vater, tonlos. „Weiß nicht, ob das Elend kleiner oder größer, als wenn’s ein Mädchen wäre.“ — „O sprich nicht so, Ebromut. Es lebt! Und es ist gesund, nicht? O gieb, gieb mir das

Kind, daß ich es küsse, mein Glück!" Er reichte ihr das zappelnde Wesen: innig drückte die Mutter es an den jungen Busen.

Der Mann trat vor die Thür und sah in den dunkeln Nachthimmel. „Ja, es lebt! Wär's nicht viel barmherziger, du schwarzer Himmel, es wäre tot geboren? Leben: — also elend sein, wie ich es — ward! Nicht war! Ward! Ohne Schuld! Heranwachsen — des Knechtes Sohn — ohne Glück noch Stern! Denn sein Stern ist wohl ein Unstern. Da sieh — plötzlich ein Strahl aus dem Gewölk — rotflammend zuckt es! — Das war kein Blitz: — eine Kugel: ein Himmelszeichen? — Über unserm Dach flog's empor — auf das Dach der Marmorvilla schlägt's. Was mag's bedeuten?"

II.

Vierzehn Jahre später an einem schönen Herbstabend sprang ein starker, freudiger Knabe über die Schwelle des ehemaligen Knechthauses herein: aber er trug das ungeschorne Haar der Freien: lustig flatterten die blonden Locken im Herbstwind und auch der Vater, der an einem Speerschaft schnitzte, trug jetzt langes Haar. „Vater, Mutter!" rief der Sohn mit leuchtenden Augen, „kommt rasch hinaus! Der gute Herr ist wieder da."

Eilfertig legte der Mann die Waffe zur Seite, und die Frau die flachsumwundene Kunkel: beide ließen sich von dem Sohn an den Händen aus der Thüre zerren. Da hielt vor der Hofwehre — stattlich war sie aufgezimmert worden in den letzten Jahren — auf einem schönen

und reich gezäumten Maultier ein freundlicher Herr in geistlicher Tracht: in einigem Abstand harrten ein paar Diener.

Beide Eltern bemühten sich, dem Fremden bei dem Absteigen behilflich zu sein: er wies sie gütig ab. „Eia," sprach er, die Leute, dann das Haus hinter ihnen musternd mit seinen guten, seelenvollen Augen, „das sieht ja freilich alles anders, besser aus! Ein Ziegeldach statt der durchlöcherten Binsen. Und ein Nebenbau — ein Stall: da blöken Schafe, da brüllt ein Rind. Und reiche Garben hat euch der Herbst beschert: — säuberlich sind sie geschichtet. Und wie der Bub herangewachsen ist — stark und frisch! Man sieht den Segen Gottes hier am Ort!"

„Und wer hat ihn gebracht?" rief Ebromuth. — „Mein Glaube an solchen Segen war sehr schwach geworden . . ." — „Welche Sünde!" — „Ja, wenn's einem geht wie mir . . .!" — „Aber du, o Herr," sprach die Frau — lieblich war ihre sanfte Stimme —, „hast ihm das Gottvertrauen, den Glauben wieder gegeben. Und uns allen das Glück;" sie küßte die feine, weiche Hand, die am vierten Finger einen kostbaren Ring trug.

Er schritt nun in beider Mitte auf das Haus zu: der Knabe sprang voran und riß die Zaunthüre weit auf. „Eia, und wie sauber das alles gehalten ist, Frau Leutrud," lobte der Gast. „Man erkennt das helle Auge der Hausfrau." „Leider wird es oft plötzlich trüb," meinte der Gatte — „wohl vom früheren vielen Weinen." „Aber jetzt," lächelte sie, „weine ich nicht mehr — höchstens vor Freude, dich, Herr, zu sehen. Bitte, setze dich hier auf die Hausbank — darf ich etwas . . .?" — „Jawohl! Bitte, gebt mir einen Becher Milch! Und von dem trefflichen Roggenbrot, das da von dem Tisch her duftet. Ah, besser als all die Leckerbissen daheim . . ." Er stockte.

„O viel guter Herr," rief da der Junge, und die grauen Augen blitzten, „jetzt hättest du dich beinahe verschnappt und verraten, was ich schon solang gern wüßte." „Ebroin! Frecher Bub!" drohte der Vater. Und die Mutter winkte ihm verstohlen, zu schweigen. „Laßt ihn nur, kann's ihm nicht verdenken," lächelte der Gast und trank mit Behagen die Milch, welche die Frau eilig gebracht hatte. „Nun ja," fuhr der, so ermutigt, fort, „die Eltern haben's oft und oft erzählt und ich selbst hab's ja in den letzten Jahren gesehen, erlebt: — dir danken wir alles. Der Vater, ein freigeborner Mann, war durch den Grafen von Poiters, den Neiding, den elenden Hund . . ." Zornfeuer sprühten die Blicke des Knaben. „Nicht, nicht doch!" mahnte die Mutter. „Liebet eure Feinde, spricht der Herr!" schloß der Fremde.

„Das kann ich nicht! Nie und nie und nimmermehr! Was soll ich dann den Freunden thun, lieb' ich schon die Feinde?"

„Wirst es doch lernen müssen," meinte der Fremde, ihn auf den Lockenkopf patschend, „sollen wir gute Freunde bleiben. Hab's auch gelernt: — war nicht immer leicht." „Ah," fuhr der Knabe grimmig fort und ballte die Faust, wenn ich's gedenke! Frei war der Vater, wie die Vorfahren von je, und hatte ein eignes Gütlein: — klein, doch Allod. Da hat ihn der Graf von Poitiers, Leodebert, des Herzogs, unsres Nachbars Bruder, so oft — ohne Grund! — zum Ding und zum Heere gebannt, bis die ganze Bauwirtschaft zu Grunde ging." „Ja," grollte der Vater, „und als ich einmal ausblieb im mutwillig angesagten Ding, weil die volle Ernte zu ersaufen drohte auf dem Feld, lenkt' ich den Bach nicht heute noch ab, da hatte ich das Banngeld verwirkt. Sechzig Solidi! Wie sollt' ich die aufbringen! Da mußt ich denn endlich,

knirschend, fluchend Gott und dem König und dem Grafen, nach dessen Willen thun. — Jahrelang hatte er in mich gedrungen und mir dafür jede Schonung verheißen —: des Vaters Erbe, die liebe Scholle, hab' ich ihm übergeben und mich selber — und ach! die da, mein junges Weib — als unfreien Knecht und unfreie Magd!" „Ja, sie treiben's arg, die Seniores," seufzte der Fremde. „Und sie haben dem Vater das Haar verschoren," rief der Knabe mit vor Zorn zitternder Stimme, „und haben ihn aus dem Freihaus der Väter in diese — damals gar elende! — Knechthütte gesteckt und haben ihn oft und oft — ich hab's selbst gesehen! — neben der kranken Mutter an der Rinder Statt vor den Pflug gespannt." „Und mit der Geißel — wie das Zugvieh — peitschte mich, peitschte die zarte Frau der Oberknecht, wenn wir im Ziehen ermatteten. O, ich gedenk' es!" schloß der Mann und hob die Faust.

„Nicht, nicht, Lieber!" mahnte die Frau. „Vergiß es!" „Vergessen?" rief der Knabe. „Hei, ich hab's mit angesehn, wie die Mutter unter der Geißel zusammenbrach. Ich sprang herzu und warf dem Hund mit einem Stein ein paar Zähne ein. Da haben sie mich — und den Vater, den unschuldigen! — gegeißelt, daß wir in unserm Blute lagen. Vergess' ich's je, will ich verdammt zur Hölle sein!" Da gab ihm der Fremde einen leichten Backenstreich. „Schweig' mit solch sündhafter Rede. Hat euch der Herr nicht geholfen?" „Der Herr! Welcher Herr?" fragte der Knabe. „Du, — ‚der gute Herr', wie wir dich nennen. Du kamst des Wegs und hörtest der Mutter stilles Weinen aus der Hütte, die in Not und Jammer auf der Erde lag. Und da . . ." „Tratst du herein," fuhr die Frau fort, „wie ein Bote Gottes und ließest dir von mir all unser Elend erzählen. Und gingst sofort zu dem Herrn Grafen und kauftest uns frei: Mann,

Weib und Kind, . . ." „Und das Allod zurück," rief der Mann, „und dies bisherige Knechthäuslein dazu! Und gabst mir Geld, daß ich zunächst ein paar Ziegen und Ackergerät kaufen konnte und . . ." — „Dein Fleiß und Frau Leutrudens Wirtlichkeit mehrten bald — unter Gottes Segen! — deine Habe, daß es mir eine Freude war, rief mich mein Amt in die Nähe, euch aufzusuchen. Und an diesem schlimmen Krauskopf — ‚krauses Haar, krauser Sinn!‘ — hab' ich auch meine Freude. Ist ein gescheiter Bub. Hast auch das Lesen und Schreiben nicht vergessen, das ich dir vorig Jahr beigebracht?"

„O nein, Herr. Und das Büchlein, das du mir dagelassen mit den Glaubensbekenntnissen und dem Gebet: — ich hab's so oft abgeschrieben — freilich nur mit Kohle auf weiße Schindeln: denn Pergament und Atrament waren bald verbraucht — daß ich's auswendig kann."

„Er hat ein gar gut Gedächtnis," lobte die Mutter und streichelte ihm die Wange. „Ist da ein alter Schäfer des Herzogs, der weiß viele Geschichten der Vorzeit, von König Chlodovech und von dem Meerwicht, seinem Ahn . . ." „Und von Herrn Wotan mit dem Speer," fiel der Knabe eifrig ein, „und Frau Berahta mit der Spindel und von den Schwanjungfrauen! — die hab' ich alle auch aufgeschrieben — hör' sie gar so gern, lieber als das aus deinem Buch, Herr! Hab' sie auch mit Kohle auf weiße Schindeln geschrieben. Und hab' sie neulich dem Herrnsohn da drüben, dem Leodegar — weißt du, dem Herzogsohn — vorgelesen. Da schalt der mich einen argen Heiden und wollte mir das Geschriebene entreißen und seinem Ohm geben, dem Bischof Dedo, daß er sie verbrenne. Aber," — und nun blitzten die Augen des Knaben in loderndem Zorn — „ich ließ ihn nicht. Wir sind gleich stark, so ganz gleich, daß bisher im Ringen keiner den andern

niederzwang. Jedoch da — vor drei Tagen war's — da kam der Zorn über mich und mit ihm die Zorneskraft wie über den rotbärtigen Donner und ich warf ihn ins Gras, daß ihm die Knochen krachten und . . ." „Du bist ein ganz Schlimmer," schalt der Gast kopfschüttelnd. „Das taugt nicht, gar nicht!" „O wie recht hast du, frommer Herr," klagte die Mutter, „viel mehr recht als du wissen kannst. Ja, der Zorn, der Jähzorn, der Heißgrimm, — das ist das Arge an dem Buben. Ich muß ihn loben sonst: er ist gar geweckt und eifrig und Gemeines kommt ihm nicht zu Sinn. Und an uns beiden hängt er mit heißer Liebe. Aber der Jähzorn! Wird der gereizt, — zumeist, wann er meint, uns beiden geschieht unrecht . . ." „Oder auch einem geringen Mann durch die Seniores," warf der Vater ein, mit einem Kopfnicken, das eher Billigung als Tadel bedeutete. „Ach, dann kennt er sich nicht mehr! Blindwütend schlägt er dann um sich; den ‚Eber', den ‚schäumenden Eber' nennen ihn dann, seines Namens gedenkend, die Buben der Nachbarn." „Ja," sprach der Knabe starr vor sich hinschauend, „dann wird's mir ganz rot vor den Augen. Ich möchte schreien und kann nicht. Aber meine Fäuste schlagen dann von selber zu." „Hätt' ich ihn nicht weggerissen, wie er auf dem geworfenen Herzogsbuben kniete, — er hätt' ihn erwürgt, glaub' ich," schloß der Vater. — „Ach, es ist wie ein Dämon, von dem der Pfarrer neulich predigte, daß er in die Menschen fährt. Der Dämon des Zornes, fürchte ich, hat Gewalt über seine Seele."

Sehr ernst, bekümmert sprach da der Gast und hob verwarnend den Zeigefinger der Rechten: „Es schmerzt mich, Ebroin, das von dir zu hören. Jähzorn ist eine schwere Sünde vor Gott und blutige Thaten sind seine Früchte. Im Jähzorn ward der erste Totschlag begangen auf Erden!

— Und hört, ihr Eltern, laßt mir den Heiden, den alten Schäfer, nicht mehr über die Schwelle . . ." „Wird nicht viel helfen," lachte der Vater, „der Bub läuft ihm immer nach, dem Thiemo, auf der Heide oder jetzt über die Stoppelfelder bei seinen Schafen." „Und mit des Herzogs Sohn," mahnte der Fremde, „halt Frieden — das rat' ich dir. Kannst ihn nicht leiden, he?" Ebroin machte ein nachdenklich Gesicht: „Doch! Ich mag ihn gut leiden, recht gut. Es ist ein eigen Ding. Er ist gescheit, der gescheiteste von all uns Buben. Und er hat viel gehört, gelernt — soviel! — von seinen Eltern und zumal von seinem Ohm, dem feinen Bischof. Deshalb geh' ich gern mit ihm. Aber wenn" — und hier ergrimmte er wieder — „wenn der Hochmut, der Stolz, die Herrschgier, die in ihm stecken, das untragbare Befehlen aus ihm hervorbrechen, dann — dann haſſ' ich ihn so heiß . . . — ja, ja, erdrosseln könnt' ich ihn mit diesen Fäusten."

Der Gast stand rasch auf: „Genug! Übergenug hab' ich gehört! Es hat zum Beschluß gereift den Plan, den erwägend ich herkam. Ihr Leute, euer Sohn ist hoch und reich begabt: — vor vielen, vielen andern, wie ich schon in den letzten Jahren herausfand: — aber begabt nicht zum Guten nur, auch zum Bösen, zu Zorn, Haß, zu heidnischem Wesen. Hier thut er kein gut mehr! — So hört: ich nehme ihn mit mir." „Fort von mir?" klagte die Frau schmerzlich. „Ah, Mutter, sei nur ruhig, ich geh' ja nicht von dir!" rief der Knabe und ergriff ihre Hand. „Doch! Du mußt gehen, wenn dein Vater befiehlt. Und nun sollt ihr auch wissen, wohin ich ihn führe. Nach Clermont nehme ich ihn mit — in das Haus des Bischofs: — dort lasse ich ihn erziehen." „Aber," staunte der Vater — „Bischof Praejectus — schon viel hört' ich ihn rühmen, er soll so gut und weise sein — aber wird er wollen?"

„Er muß," lächelte der Gast, „wenn i ch will. Denn jetzt m u ß ich es wohl sagen: ich liebe sonst nicht, daß man von solchen meiner Thaten spricht und weiß: ich bin selbst Praejectus von Clermont."

III.

Der Königshof der Merowinger zu Paris war der alte Kaiserpalast, in dem weiland Julian der Abtrünnige zum Imperator war erhoben worden: noch heute sind seine Spuren wahrzunehmen in dem Garten des Musée de Cluny.

Der antike Bau war freilich im Lauf der Jahrhunderte — schon unter Chlodovech — vielfach den Bedürfnissen des germanischen Lebens und eines fränkischen Königshofes angepaßt worden: eine ungleich geräumigere Halle als der römische Speisesaal gewesen, war gewonnen worden, indem man die Mauern anstoßender kleiner, enger Gemächer — römischen Geschmackes — niedergerissen hatte. Auch das Atrium war zu einem weiten Waffenhof ausgedehnt auf Kosten der — gekünstelten — Gartenanlagen, die sich an seine Ostseite gelehnt hatten.

Es war etwa vier Jahre später, am Abend eines Frühlingstages: — der Rotdorn blühte und die Lerche sang damals noch über der Seine schwebend und deren mit Korn bestandenen beiden Ufern. Da trieb sich in diesem Hof eine fröhliche Schar von Jünglingen um mit allerlei Spiel und Waffenübung. Es waren fast lauter schöne Menschen: schlanke, edle Gestalten, diese sechzehn bis zwanzigjährigen Wettringer, Wettläufer, Wettspringer, Wettkämpfer, Wettschützen.

Der alte Waffenmeister des Königs, Waltarich der Mariskalk, saß, auf der vorletzten Stufe der Marmortreppe sitzend, den Rücken an die oberste gelehnt, einen mächtigen römischen Silberhumpen Weines neben sich, mit zufriedenem Schmunzeln dem lärmenden, freudigen Treiben zu: aber er lobte nie, während bei einem mißlungenen Wurf oder Schuß ein derbes Spottwort flugs von den bärtigen Lippen herunterflog und seinerseits des Ziels nie fehlte.

„Nun laßt einmal das Werfen mit der schweren Fráncisca! Ihr seid ja schon ganz müde in den Armen. Könnt ja nichts vertragen, ihr schwächeren Buben unsrer schon schwächeren Söhne. Ah, wenn ich dran denke, was wir für Kerle waren in euren Jahren! Freilich, so bunt geputzt wie die Stieglitze liefen wir nicht herum. Und so viele lateinische Brocken mischten wir nicht in die gute alte Rede der Salier! Aber was führten wir für Streiche!" „Recht nichtsnutzige zuweilen," lachte einer der Gescholtenen mit auffallend gescheitem, für diese Jugend nur allzuscharf geschnittenem Gesicht. Er wandte sich dabei nach jenem um und rief das spöttisch hinauf. „Wenigstens sagen so die hochehrwürdigen Herrn Bischöfe, eure Altersgenossen von damals." „Leodegar, mein Söhnchen," lächelte der Graubart grimmig auf ihn herunter, „du bist doch der frechste Gelbschnabel von euch allen. Aus dir würde mal was, mein' ich, wenn du nicht lange vorher an deiner Unverschämtheit ersticken müßtest. Nun zeig' einmal, daß du noch andres als Bosheiten gelernt hast am Hofe . . . —" „Und von dir!" höhnte der Schlanke und ergriff Bogen und Pfeil. „Platz da! Aus dem Weg! Auf welche Scheibe soll ich schießen?" „Auf die drittletzte!" antwortete der Mariskalk. „Die beiden äußersten stehen zu weit für dich." — „Nein! Ich ziele auf die letzte. Seht ihr: einen Riesen stellt sie dar, der aber nur ein Auge hat, mitten auf der

Stirn." „Ist eine Dummheit. Solche Riesen giebt's gar nicht," brummte der Alte. — „O doch, du hast nur nie was gelernt, alter Hüne, als saufen und hauen: 's ist Polyphem, der Cyklop. Ohm Dedo hat's oft erzählt daheim. Ei, von allen Helden hat mir der schlaue Odysseus von je am besten gefallen." — „Schieß' und schwätz' nicht."

„Ich wette, ich treffe mitten ins Auge." — „Dann darfst du dir was ausbitten. Einen Becher besten Rhäter-Weins, eh?"

„Nicht immer trinken. Nein, dann küsse ich Waltrun, deine schöne Tochter." — „So? Aber rasch! Denn dann dreh' ich dir gleich den Hals um wie einem Krammetsvogel. Schieß!"

Die Sehne schwirrte: — der Pfeil flog: — krachend schlug er in das Holz der Scheibe. Ein paar der Gespielen liefen hin: „Ah! Eia!" riefen sie staunend. „Wirklich! Mitten in das kleine Rund des Auges!" „Ich sagt' es ja," sprach der Schütze stolz, den Bogen ablegend. „Nach diesem Schuß, Bruder," rief einer der Genossen, ihm auf die Schulter klopfend, „bist du nun auch Bogenkönig . . . " „Wie Speerkönig," bestätigte ein andrer, den die ganz dunkle Farbe von Augen und Haar als Vollblutrömer erwies und dessen Eltern erst kürzlich aus Italien übergesiedelt waren. „Und Schwertkönig," rief ein dritter.

„Ja," seufzte Leodegar, „Vetter Hektor, aber wer weiß, wie auf lange? Bruder Gairin — nicht wahr? — wir kennen einen: — der war mir schon vor Jahren überlegen oder doch ganz gleich in allen diesen Stücken." „Ja," grollte der Befragte, „freilich! Der Sklavensohn, der freche! Und es verlautet ja, er wird demnächst in unsere Schar hier aufgenommen. Der Bischof von Clermont soll ihn selbst zu Hof bringen."

„Was?" rief Hektor unwillig, „der Sohn eines Knechts?" ‚Neben uns? Unter die Hofknaben?" zürnte Valerius der Römer, „das leiden wir nicht. Sprich, Mariskalk, sag' nein! Das ist ja doch unmöglich!" — „Du junger Fant! Nichts ist unmöglich was ein König will und was ein frommer Bischof wünscht." „Ah ja," zürnte Leodegar, mit dem Fuße stampfend, „der Tugendschwätzer von Clermont. Mein Oheim Dedo sagt, er sei gut, aber dumm." „Ja, so schlau und so bösartig," meinte der Alte kopfnickend, „wie Herr Dedo von Poitiers und sein — älterer! — Neffe sind nicht viele. — Gott sei Dank. Es wäre zu gefährlich für ehrliche Leute." „Aber wie kann der Herr König ...?" schalt Gairin, der, dem Bruder ähnlich, doch des geistigen Ausdrucks entbehrte, der an diesem gleich auf den ersten Blick auffiel. „Warum ...?" — „Will's euch wohl sagen. Um euren Hochmut zu dämpfen, will ich's sagen, ihr aufgeblasenen jungen Gockelhähne. Wißt ihr wohl, warum der Herr König euch hier um sich versammelt hält?" „Ei freilich," meinte Hektor, „weil wir die Söhne der vornehmsten Geschlechter sind." „Weil er gern was Schönes und Feines um sich sieht," prahlte Gairin, wohlgefällig an seiner reichen Gewandung herab schauend. — „Gefehlt, du Pfau!"

„Nein," sprach Leodegar nachdenksam, „wohl weil er will, daß wir mit ihm und seinen Hofleuten bekannt, vertraut werden, damit wir später die für jeden taugenden Ämter und Würden erhalten. Und unsere Väter wollen uns hier feine Hofsitte lernen lassen, einflußreiche Gönner für uns gewinnen ..." — „Eitle Laffen seid ihr zwei. Und du, viel kluger Leodegar, hast doch auch den Hauptgrund nicht erklügelt. Wißt ihr, was ihr hier seid, alle dreißig? Gefangene seid ihr!" „Hoho!" so ergrimmte Hektor, der Sohn des Patricius von Marseille — „ge-

fangen?" „Ah bah," lachte Valerius, „da steht das Hofthor weit offen. Ein Sprung und ich bin im Freien." — „Wirst nicht weit kommen nach dem Sprung! Versuch's! Entlauf! Der Lanzenreiter dort vor dem Thor hat dich am Schopf, ehe du die Gasse zu Ende kömmst."

Die andern widersprachen laut: — aber Leodegar schwieg betroffen.

„Geiseln seid ihr für euerer Väter — wenig sichre! — Treue!"

Leodegar furchte die Stirn: die so jugendliche zeigte doch schon tiefe Falten: „So sah ich's nie," murmelte er vor sich hin. „Hm, allzustark ist dieses Königtum der Franken: den Adel bindet es zu fest. Man müßte . . ." Aber laut lachend rief sein Bruder Gairin: „Ah, thörichte Weisheit! Geiseln für die Adelsgeschlechter? So? Warum dann nimmt der Herr König diesen elenden Ebroin unter seine Hofknaben auf? Ist vielleicht auch dessen Vater ein gefährlicher Empörer? Hei, ich hab ihn oft, neben seiner Kuh — der einzigen! — angespannt, am Pflug ziehen sehen durch die magren Schollen seines wenigen Landes." — „Seines? Nein! Des Landes unsres Ohms, des Grafen Leodebert, bis der biedre Praejectus sie alle drei losgekauft. Und manchmal zog als Kuh . . . Frau Leutrud." — Die Genossen lachten laut.

„Das war ein häßlich Wort," schalt der Mariskalk. „Du hast einen scharfen Verstand, Leodegar, aber eine schärfere Zunge. Und ein böses Herz." „Jedoch ein gutes Gewissen," lachte der. „Ein rührend gutes! Ich mag thun was ich will, — es beißt mich nie. Irgend ein Heiliger — wohl mein Schutzherr, Sankt Hilarius von Poitiers — hat ihm einen Beißkorb wie einem gefangnen Wolf angelegt." Er zog Hektor am Ärmel beiseite und flüsterte: „Gestern — gerade, bevor wir befohlen wurden,

dem Capellanus des Palatiums zu beichten, — überraschte ich im engen Schlafgemach die junge Frau des alten Kämmerers Wido: — du, die ist heißblütig! — noch brannte ihr Kuß auf meinen Lippen, noch pochte mir heftig das Herz in der Basilika, aber mit größter Ruhe nahm mein Gewissen die Freisprechung von allen Sünden hin." — „Doch nur von den gebeichteten! Und du hast . . .?" — „Ah, man kann doch nicht auch andrer — zumal so schöner Weiber! — Sünden beichten."

„Nun," wiederholte Gairin, „ist auch Ebroin Geisel für seinen — gefährlichen! — Vater Ebromuth?" „Nein," erwiderte der Mariskalk trocken, „dich nahm man als Geisel: — dafür bist du gut genug auch bei deiner Dummheit. Den Sohn des geringen Mannes aber nimmt man als hoffnungsreichsten Schüler. Denn Bischof Praejectus schreibt, — ich ließ mir's genau vorlesen! — solche Begabung für alles und jedes — von der Dialektik, Logik und Rhetorik (— weiß übrigens Sankt Martinus, was das für Kunststücke sein mögen! —) bis zum Speerwerfen und Pfeilschießen sei ihm noch nicht vorgekommen."

„Nun, das letzte," meinte Gairin höhnisch, „können wir dann gleich versuchen. Denn, täuscht mich mein Auge nicht, — er ist freilich groß und stark geworden in diesen Jahren! — da kommt der Sklavensohn gerade aus dem Palatium." „Jawohl, er ist's," sprach Leodegar nach einem scharfen Blick. „Jetzt ist er noch viel höher und breitbrüstiger geworden als ich! Er ist's: und der da hinter ihm schreitet, ist Praejectus der Einfältige."

„Hei," meinte Hektor, „den Ackerknechtbuben wollen wir doch so behandeln, — gleich so aufnehmen! — daß dem Spatzen die Lust vergehen soll sich unter die Edelfalken zu mischen." Mit spöttischer Miene und einer tiefen Verbeugung tänzelte er den beiden die Stufen des Palatiums

langsam Herniederschreitenden entgegen: „Ich grüße dich in Ehrfurcht, geistgewaltiger Herr Bischof von Clermont. Und dich, Sprößling der ländlichen düngerduftenden Scholle, dich, den gerühmten Wunderknaben Ebroin: das heißt in eurer Sprache ‚Schweinefreund‘, nicht? Du hast sie wohl häufig gehütet, die herzigen Grunzer? — Dich heiß' ich hoch willkommen hier unter deines — Ungleichen. Man rühmt dich als unerreichbar in allen Dingen. Nun haben wir — deine Bewunderer — gerade im Bogenschießen ein wenig gestümpert: — sieh einmal den Schuß da in das Riesenauge! — den hat der arme Leodegar gethan — von hier aus. Wir ziehen den Pfeil heraus, — dann schieß' du und zeig' uns allen den Meister."

Praejectus legte die Hand auf die Schulter seines hochragenden, kraftstrotzenden Schützlings und flüsterte: „Der Augenblick ist wichtig: — bete zu Sankt Sebastian, dem Patron der Pfeilschützen." „Es geht auch so," erwiderte Ebroin ruhig, hob einen vor ihm liegenden Bogen auf und wählte bedächtig aus einem Köcher einen Pfeil. „Warte doch," rief Gairin, „bis ich Leodegars Pfeil herausgezogen." „Unnötig," sprach Ebroin, spannte den Bogen, legte den Pfeil auf die Sehne und zielte. „Was hast du vor?" fragte der Mariskalk, sich vorbeugend.

Die Sehne schwirrte — der Pfeil flog.

„Ah, was ist das?" rief der Alte aufspringend und, die Hand vor den Augen, scharf spähend: „Er hat den Pfeil Leodegars mitten entzwei geschossen. Dergleichen hab' ich nie gesehen. Junge, wer hat dich das gelehrt?"

„Mein Vater, wann er nicht gerade ackern mußte für seinen Leibherrn."

IV.

Und abermals waren Jahre verstrichen.

Von jenem ersten Auftreten an hatte sich der junge Ebroin an dem ganzen Hof eine gar günstige Stellung geschaffen, auch in der Schar der Palastknaben, trotz des Hochmuts, des Neides, der Eifersucht, die gar manche der vornehm Gebornen ihm trugen und zuweilen deutlich zeigten. Zumal seit er einmal einen heimtückischen nächtlichen Überfall erfolgreich abgewehrt hatte, den Gairin, Hektor und dessen Vetter Valerius bei der Heimkehr von der Jagd im Wald auf ihn unternommen: — sie hatten ihn „verhauen" wollen. Und daß er sie nicht bei dem Mariskalk anzeigte, trug ihm Beifall und Lob auch mancher bisheriger Gegner ein. „Wozu?" lachte er, „die tragen ihre Strafe schmerzlich an ihrem Leibe herum."

Doch auch Freunde gewann er unter den vornehmen Jünglingen, so Vanning, den Sohn des Pfalzgrafen Vannbert.

Und auch Leodegar verhielt sich nicht offen feindlich gegen ihn, obgleich von jenem Pfeilschuß an die beiden in allen Stücken, in allen Leistungen der Geistesbildung und der Leibesübungen so hart ringende Nebenbuhler waren, daß in fast regelmäßiger Abwechslung bald der eine, bald der andre als „der Erste der Schar" sich erwies: die dritte Stelle nahm keiner von ihnen jemals ein. Der weit über seine Jahre hinaus kluge, weltgewandte und kühlvorsichtige Herzogssohn — diese kalte Berechnung gab ihm zuweilen die Überlegenheit über den immer soviel heißblütigern und oft so jähzornigen Ebroin — erkannte, daß es wichtig, vorteilhaft sei, diesen hervorragendsten unter den künftigen Wettringern um Ehre, Glanz und rasches Aufsteigen

nicht zum Feind, eher zum Bundesgenossen wider andere zu haben.

„Wenn wir beide zusammenstehen sind wir stärker als all' die andern miteinander," sprach er einmal eindringlich zu Ebroin. „Ja, ja," meinte der, „und in vielen Dingen haben wir ja gleiche Neigungen. Solang ich's mit gutem Gewissen kann, steh' ich dir gern zur Seite."

Vanning, ein wackerer, aber schlichter Gesell, aus dessen vollem rotwangigem Gesicht ein paar runde, blaue Augen treuherzig blickten, hatte das Gespräch angehört. „Geh," rief er Ebroin zu nach des andern Entfernung, „wie kannst du dem falschen Schleicher trauen? Du wirst nicht lang mit ihm halten können. Der ist so selbstisch und treulos wie der Teufel." „Mag sein. Aber auf meinen Wegen lass' ich mich auch vom Teufel fördern: — wenn's einen giebt, was ich nicht recht glaube! Und das mußt du doch sagen: — er ist der beste Kopf am ganzen Hof. Das zieht mich an. An seinem Geist — — wie an einem Wetzstein — schärfe ich den meinen." — „Ich mag's aber nicht leiden an dir. Ich bin . . ." „Eifersüchtig bist du, guter Bub, wie ein Mädchen," lachte Ebroin. „Laß gut sein. Ich weiß, dein Herz allein ist mehr wert als der andre vom Scheitel bis zur Sohle." „Ich hab' dich gern, Ebroin. Und wollte, ich könnte dir's mal zeigen." — „Die Freude, mein' ich, kann dir schon noch werden! Denn wirr geht's her in diesem Reich der Franken. Schau um dich! Seit König Dagobert gestorben, ist das Reich in zwei Stücke auseinandergebrochen. Austrasien, das ganze Ostland rechts vom Rhein und links davon Elsaß, dann das Moselland bis an die Campania von Reims, endlich alles Land der Uferfranken hat sich von uns — von Neuster und Bur-

gund — gelöst: mehr als der Merowing Sigibert herrscht da drüben in Metz der Hausmeier, der Arnulfinge kräftiges Geschlecht. Bei uns aber in Neuster und Burgund — von Reims gen Westen bis an die Gotenmark und im Norden und Süden bis an beide Meere — waltet an ihres jungen Sohnes Chlodovech, des Zweiten dieses Namens, Statt die Witwe König Dagoberts, Frau Nanteschild, als Regentin. Ein Weib: . . . — ich will sie nicht schelten, aber man sagt, sie bedürfe stets eines Mannes, der ihren schwankenden Sinn beherrsche. Und wenig Gehorsam wahrlich erweist ihr der Adel, der der Krone trotzt und die geringen Freien mißhandelt. Welche Aufgaben, welche Pflichten für jeden ehrlichen Kerl, der's gut meint mit diesem Staat! Welch' hohe Ziele winken hier! Aber auch welche Kämpfe, welche Gefahren sperren die Wege zu diesen Zielen! Wohlan, mich treibt die heiße Liebe zu diesem gequälten, niedergetretenen Volke der geringen Leute, zu diesem Reich: — aber auch die Lust am Kampfe selbst und die Lust, zu herrschen! — mich in die erste Reihe zu werfen dieser Kämpfer. Tief unten, armen Mannes Sohn, fang' ich an — recht hoch will ich hinauf: da wird's ohne manchen Hieb gegen mich nicht abgehen. Und zwei Schilde fangen mehr ab als einer." — „Ich selbst, meine Brust, soll dein Schild sein, Ebroin!"

Kurze Zeit nach diesem Gespräch sollten die ungefähr gleichaltrigen und hinreichend ausgebildeten Jünglinge der Palastschar entlassen werden, jüngeren, neu aufzunehmenden Platz zu machen. Groß war die Freude unter den Scheidenden: denn nach dem ihnen mitgeteilten günstigen Ergebnis dieser Erziehungs- und Probezeit wurde ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet.

Sogar der niedrig geborne Ebroin erhielt das Amt eines Vicegrafen und zwar — was ihn am meisten freute — in dem Gau des neustrisch-burgundischen Reiches, der damals allein des Waffenschutzes bedurfte: an der Grenze der räuberischen Wasconen, deren Bekämpfung in den Schlupfwinkeln ihrer Berge schon gar manchem fränkischen Feldherrn übel bekommen war: er sollte dem helmmüden Grenzgrafen von Agen den kriegerischen Teil seiner Amtspflichten abnehmen. Er war sehr glücklich und stolz: sein erstes Wort an den guten, alten Mariskalk, der ihm das verkündete, war: „Aber das darf ich selbst den Eltern schreiben, nicht? Die Mutter hat ja Lesen und Schreiben von mir gelernt. Einstweilen! Mein Weg führt ja später doch über Poitiers.“ „Ja, thu's nur! Du bist ein guter Sohn.“

Das glänzendste Los war Leodegar gefallen: nicht unverdient, denn er hatte sich, wie gesagt, in all' diesen Jahren neben Ebroin als der erste der Palatiums-Jünglinge behauptet. Aber hinzu trat freilich der Glanz seiner vornehmen Geburt, die Empfehlung seines Oheims, des einflußreichen Bischofs von Poitiers, und vor allem eine Geschmeidigkeit, eine wahrhaft geniale Kunst sich bei allen am Hofe — Weiblein wahrlich nicht minder als Männlein! — einzuschmeicheln: eine Kunst, die er planmäßig betrieb — auch bei minder mächtigen Männern oder weniger schönen Frauen: „Er thut's, um in der Übung zu bleiben,“ grollte Vanning. Dabei vermied er in seiner Schmeichelei jede Plumpheit: „Er kitzelt die Leute, ohne daß sie's merken,“ schalt der alte Mariskalk. „Er muß — er kann gar nicht mehr anders! — jedem Menschen, mit dem er spricht, das sagen, was er im Augenblick am liebsten hört.“ „Ja, ja,“ meinte er einmal selbst lachend, als ein Bettler ihm den Schuh küßte — denn auch wohlthätig zu sein

konnte sich der reiche Herzogssohn verstatten — „man kann nicht wissen. ‚Der Löwe ward von einer schnöden Maus befreit aus dem Netz‘, las Oheim Dedo einmal vor.“

So war er denn nach Begabung, Eifer, Verdienst, Empfehlung und äußerster Liebedienerei der Bevorzugteste am Hofe geworden. Die Königin-Regentin, eine schöne, üppige Frau, ließ sich am liebsten von dem schlanken, dunkeläugigen, dunkellockigen und feurig blickenden Jüngling auf das Pferd heben, — zu großem Ärgernis des alten Mariskalk! — und recht oft — häufiger als ihn die Reihe getroffen hätte — erhielt er die Nachtwache vor den Gemächern der rotlockigen Fürstin. Sie hatte ihn auch jetzt zu sich entboten, ihm selbst das ihm zugedachte Amt zu verkünden, während alle andern hierzu vor die Hofbeamten beschieden worden waren.

Ebroin saß in seinem Gemach und schrieb einen glückatmenden Brief an seine Mutter: — da stürmte Leodegar herein, erhitzt im dunkelschönen Antlitz, sein Herz pochte so stark, daß er die Hand darauf preßte. Die Erregung des Augenblickes riß ihn ausnahmsweise ganz aus seiner sonstigen Kühle. „Ebroin,“ jubelte er, „alter Feind, nein, auch alter Freund, und künftig nur Freund! Vernimm, höre . . . mein Glück. Die Königin, — ich komme gerade von ihr — sie hat mich zum Grafen von Paris ernannt und mir den Oberbefehl gegeben über das Heer, das sie demnächst gegen die Wasconen senden wird.“

Ebroin erhob sich und reichte ihm die Hand. „Meinen Glückwunsch, Herr Graf von Paris: du fliegst rasch nach oben. Ich gönn’ es dir von Herzen. Was aber den Wasconenkrieg angeht . . .“ — da furchte er die Stirn und preßte die Lippen zusammen, und unheimlich drohend blitzten seine Augen, „da rat’ ich dir, dich zu beeilen, sonst findest du nichts mehr zu bekriegen vor. Das ist

mein Krieg. Ich bin Vicegraf von Agen — hörst du? — nicht du: ich habe jene Mark zu schützen. Morgen reis' ich. Und ich hoffe, lang' eh' du eintriffst mit deinem großen Heer, bin ich mit kleiner Schar fertig mit den Feinden." „Ich sollte dir das verbieten, meinte Leodegar unwillig. „Das versuch' einmal," lachte Ebroin: aber das Lachen war so grimmig und die Zornader auf seiner Stirn trat plötzlich so hervor, daß der andere erschrak.

„Nein, nein," lenkte er geschmeidig ein, „ich bin heute so glücklich, so stolz. Ich will heute keinen Streit. Ja, ich trag' dir ungemischte Liebe . . ."

„Früher war sie doch recht stark gemischt mit Haß, mit Verachtung des Sklavensohns." — „Das war nur Neid, uneingestandne Eifersucht. Aber jetzt . . ." — „Da du mich so hoch überflogen hast, findest du dazu keinen Grund mehr." — „Vielleicht ist's so. Oh ich muß in dieser Stunde meine Gedanken, meine Hoffnungen ausströmen. Kein Ziel scheint mir zu hoch. Im Krieg und Frieden! Feldherrnschaft, Heldentum — — du weißt, diese Rechte ist stark . . ." — „Fast wie die meine." — „Und an Wagemut nehm' ich's auf mit jedem im Palatium, im Rat aber nehm' ich es auf mit all den klugen Palatinen, den weisen Bischöfen. Ich will im Vorkampf, stets dem Keil voraus, ein Held werden wie noch keiner war." — „Werd's und sag's dann. Aber dann sagst du's nicht mehr." — „Und eine beredte Zunge führ' ich im Munde und rasch faßt mein Geist. Und die Menschen gewinn' ich nach Belieben. Ich raste nicht, bis ich der erste Mann geworden in diesen Reichen Neuster und Burgund." Er atmete stark. „Hm," meinte Ebroin, „also Majordomus. — Und dann? Und damit willst du abschließen? Und nur an dich, an deinen Glanz nur denkst du? Wahrlich, ich lasse meine Gedanken höher

fliegen! Und weiter!" „Willst du etwa die Merowingen stürzen," höhnte Leodegar, „und dich selbst zum König machen über Neuster und Burgund?" Unwillig schüttelte der andre die dunkelblonden Locken. „Ich habe — wie du — dem König geschworen. Nein! Aber nicht nur an mich denk' ich! An gar vielen Wunden krankt das Volk, das niedere, im Frankenreich . . . . ihm muß und soll geholfen werden!" — „Aha, der Sohn des Knechts hat nicht vergessen . . ." —

„Nein! Und wahrlich, ich will . . . Doch das ist's nicht allein. Majordomus willst du werden, aber nur von Neuster und Burgund? An Paris und Orléans denkst du: an weiter nichts? Und Metz? Und ganz Austrasien? Und das Land rechts vom Rhein? An das ganze Frankenreich denkst du nicht?" Leodegar machte große Augen. „Was soll das? Schon seit vielen Jahren ist Auster von Neustro-Burgund getrennt!" — „Ja, leider! Und soll dies Elend, diese Ohnmacht dauern? Seitdem die Arnulfinge zwei Merowingen nacheinander es abgetrotzt haben, daß ein besondrer König in Metz über den Nordosten herrsche, — seitdem ist unsre Macht tief herabgesunken. Schon reißen sich Thüringe, Alamannen, Bajuvaren los von dem Halbkönig zu Metz. Und vor allem: wer soll herrschen im Frankenreich? Jene barbarischen Überrheiner, die nichts können als dreinschlagen, — nicht einmal lesen und schreiben? Oder wir Salfranken, die wir dies ganze stolze Reich weiland zusammen erobert, und die wir den Römern ihre Bildung abgelernt haben, ohne unsre Heldenkraft zu schwächen? Schau auf uns beide! Sind wir nicht den plumpen Ostleuten, die zuweilen am Hof auftauchen, so überlegen wie der feine Wein dem dummen, derben, dicken Bier, das sie saufen? Warum? Weil in unsern Adern auch römisches Blut rinnt. Nicht

umsonst waren deines Vaters Mutter und meiner Mutter Vater römischen Abstamms. Wir Neustrier, wir müssen herrschen in dem ganzen wieder hergestellten Frankreich von der Avarengrenze im Osten bis zur Gotenmark im Westen. Und als Haupt der Neustrier ein neustrischer Majordomus, hier in Paris!" Er ging mit großen Schritten in dem Gemach auf und nieder.

Überrascht, ja erschrocken sah ihm dabei Leodegar nach: gewaltige Erregung durchströmte den Staunenden; heiß schoß ihm das Blut in das Herz: „Solche Träume, solche Gedanken hegt der Knecht? Solch große Pläne plant er? Und mir — gerade mir! — plaudert er sie aus? Der Schwachkopf! Nie, nie hätte ich an ein solches Ziel gedacht! Und nie hätt' ich's gefunden, weil — verflucht, er hat recht! — weil ich stets nur an meinen Vorteil gedacht. Aber jetzt — Dank dir, du blöder Thor! Du hast's erdacht, — doch ich will's vollenden: du hast den Hort gefunden, — ich will ihn gewinnen. Und das niedere Volk will er heben — auf Kosten natürlich des Adels? Nun warte! — Dem wollen wir doch einen Riegel vorschieben. Nieder in seinen Anfängen schon mit dem tribunus plebis!"

„Verstatte," sprach Ebroin, sich wieder setzend, „daß ich den Brief an meine liebe Mutter zu Ende schreibe!"

„Schreibe du nur! — Mich hat die Königin schon wieder in ihr Gemach befohlen, bevor wir die Übertragung der Gebeine des heiligen Amantius begleiten: ich soll dabei — zum letztenmal! — die Hofknaben anführen. Auf Wiedersehen bei dem heiligen Amantius! Grüße deine liebe Mutter recht herzlich! — Warte, du Pöbelverhetzer!" murmelte er leise. Und er eilte hinaus.

V.

Eine Stunde darauf versammelte sich in der Basilika des Apostels Johannes auf dem linken Seine-Ufer der ganze Hof, unter dem Voranschritt der Königin Nantechild, die ihren — wie so oft auch heute — bettlägerigen Sohn vertrat: der nicht weite Raum der alten von mehr als zweihundertjährigem Weihrauch und Fackelqualm geschwärzten Krypta, zu der man von dem Hauptaltar oben in der Nische des Mittelschiffes, der halbkreisförmigen Absis oder Tribuna, auf vielen Steinstufen wie in die düstre Unterwelt hinabstieg, war schon vorher zum großen Teil gefüllt von den Äbten und andern Priestern der Diöcese von Paris: aber auch aus andern Sprengeln beider Reiche waren die Bischöfe zu der heiligen Handlung herbeigeeilt: da fehlte weder Herr Desiderius von Cahors, noch Audoen von Rouen, noch Berachar von Le Mans, noch Sigibrand von Lyon, noch Desideratus von Châlons, noch Bobo von Valence, noch Truchtigisel von Embrun; besonders gefeiert ward aber der alte, ehrwürdige Abt von Remiremont, später von Luxeuil, der silberhaarige Romarich, der lang als Einsiedler gelebt und weithin den Ruf eines Heiligen erlangt hatte: auch stolze und oft recht weltliche Bischöfe beugten sich in Ehrfurcht vor dem hohen sittlichen Wert des schlichten Mönches.

Es war ein prachtvoller Maitag: unter dem milden Himmel der Seinestadt stand bereits alles in voller Blüte: schon dufteten stark die Linden in den Gärten des Palastes, in dessen Rainweide und Weißdornbüschen die Mönchgrasmücke, schon damals wie heute noch gar häufig in jenen lieblichen Geländen, ihr wohllautreiches Lied ertönen ließ. Die Wogen des stolzen Flusses kamen in

glitzerndem Sonnenschein gezogen: ein warmer wohliger Frühlingshauch durchflutete die Lüfte: der Tag schien bestimmt, zu zeigen, wie freudig, wie köstlich, wie glückverheißend das Leben, die Zukunft entgegenlachte der gesunden kraftstrotzenden Jugend jener Palastknaben, die vor dem Aufbruch zu dem Zuge in dichten Haufen, lachend, singend, lärmend, sich fröhlich neckend in dem Waffenhof sich tummelte: der Mariskalk hatte seine liebe Not, ‚die Buben' nicht allzuwild werden zu lassen: aber er fand selbst seine Freude an dem Treiben, das er gern geteilt haben würde. „Nur keine Duckmäuser, lieber Wildfänge," pflegte er zu sagen. „Aus jenen werden immer Kröten, aus diesen manchmal Adler."

Nun aber setzte sich der Zug in Bewegung: bald war die geringe Entfernung zwischen dem Palast und der alten Johanniskirche weiter im Süden des linken Seine-Ufers durchmessen. Schon verkündeten Hornstöße der auf der Freitreppe vor dem Portal der Basilika aufgestellten Krieger das Herannahen der Königin und ihres Hofstaates: der größte Teil der Begleitung blieb draußen auf jenen Stufen des Portikus und in dem Vorhof, — dem Paradisus — andre folgten bis in das Mittelschiff und die Absis, nur die vier obersten Palastbeamten sowie die erlesensten der Hofknaben, geführt von Leodegar, folgten der stolzschreitenden Regentin und ihren Frauen die vielfach ausgetretenen Stufen hinab in die katakombenhafte Krypta, deren schwer wuchtendes Gewölbe von den zahlreichen Fackeln doch nur schwach erhellt war.

In der Mitte ihres Estrichs klaffte ein finstrer, viereckiger Schlund. Der gewaltige Stein, der die Wölbung über dem Sarkophag des Heiligen geschlossen hatte, war, nach angestrengtester Arbeit, von vielen Kirchenknechten endlich in die Höhe gebracht und in schräger Stellung auf

einem Stemmbalken so hoch aufgerichtet worden, daß darunter durch der schwere Sarkophag von schwarzem pyrenäischem Marmor mittels vier darunter durchgeschobenen Seilen nun alsbald herausgehoben werden konnte.

Der Königin, einer hochragenden Gestalt, stand der dunkelpurpurfarbene, von massiven goldnen Bienen übersäte Mantel gar vortrefflich: — sie durfte dies Abzeichen merowingischen Königtums tragen, da sie ja an ihres Sohnes Statt die Herrschaft führte. Die schöne Frau wußte das, auch wenn es die flammenden Blicke Leodegars, der zu ihrer Rechten an dem Kopfende der Öffnung stand, ihr nicht deutlich bezeugt hätten. Zu ihrer Linken stand Ebroin, eine Fackel haltend. Der Königin gegenüber — an dem Fußende des Sarkophags — prangte in vollem Ornat Bischof Dedo von Poitiers, dem der alte Bischof von Paris Audobert — er war sich bewußt, minder glänzend zu sprechen — die Feierrede übertragen hatte. Der stattliche Kirchenfürst mit dem feinen, vornehmen Antlitz — das römische Blut verleugnete sich nicht und edles Geschlecht, hohe Begabung und sorgfältige Geistesbildung drückten sich in diesen gewinnenden Zügen aus — schlug die weiten Ärmel der von Goldstickerei strotzenden Dalmatika zurück, breitete segnend die Arme gegen die Königin und ihre Umgebung aus und, nachdem der mystisch ergreifende Gesang der oberhalb der Krypta auf dem „Chore“ der Basilika hinter vergoldeten Gittern verborgnen jungen Kleriker und Knaben verhallt war, hob er an: „In Christo Geliebte! Nachdem Sankt Amantius, der glorreich hier leibhaftig in diesem Marmorsarge vor uns liegt, wie anderen Priestern und frommen Laien auch mir Unwürdigem wiederholt im Traum erschienen ist und uns unzweifelhaft verkündet hat, daß er nunmehr genugsam lange Zeit die Segnungen seines heiligen Leibes dieser

guten Stadt Paris, in der er gestorben, habe angedeihen lassen, fortan aber da ruhen wolle, wo er die meisten Jahre seines Lebens — unter zahlreichen Wunderzeichen! — in gottgesegnetem Wirken verbracht hat, nämlich in meiner treuen Bischofstadt Poitiers, in der Kirche des heiligen Hilarius ruhen und dort die Posaunen des jüngsten Gerichts erwarten wolle, hat der ehrwürdige Herr Bruder von Paris — unter Verstattung unserer aller tugendreichsten Frau Königin, deren keuscher Lebenswandel ein Vorbild aller Weiber ist, — bewilligt, daß heute die feierliche Erhebung seiner Gebeine behufs Überführung nach Poitiers stattfinde. So erhebt denn unter frommen Gesängen die unschätzbare teure Last."

Auf seinen Wink begann das Psallieren von oben her aufs neue — es wirkte wunderbar, geheimnis-süß, als ob man die unsichtbaren Engel vom Himmel herab singen höre! — und alsbald hatten zwanzig starke Ostiarii und Akoluthen den schweren Sarg aus der Tiefe gefördert und unterhalb der klaffenden Lücke auf den Estrich neben die Königin gestellt, während andere Diener der Kirche sich anschickten, durch gleichzeitig geführte Beilschläge den Stützbalken niederzuschlagen, auf daß der schwere Marmordeckel wieder das Gewölbe schließe.

Die Regentin sank auf beide Kniee, küßte, von frommem Schauer durchrieselt, den Deckel des Sarkophags an dem Kopfende, verrichtete ein kurzes, stummes Gebet und wollte sich nun wieder erheben. Ihr langer Mantel, vom Golde der Bienen schwer, war aber an seinem einen Ende in die schwarz gähnende Tiefe gesunken und hatte sich hier an dem Stützbalken, den umschlingend, verfangen: sie konnte ihn nicht sofort lösen. Dienstbeflissen warf sich Leodegar auf ein Knie und zerrte ungestüm an dem Purpur.

„Zurück, Leodegar! Der Balken weicht! Der Stein

fällt!" schrie Ebroin, ließ die Fackel fallen, und riß den Knieenden, der die verlangenden Augen in langem Blick zu der errötenden Frau aufgeschlagen hatte, zur Seite. Zu spät. Zwar das schwer bedrohte Haupt und den übrigen Leib hatte Ebroin ihm so gerettet, aber die rechte Hand und der rechte Unterarm bis über den Ellbogen hinauf lag mit einem abgerissenen Fetzen des Purpurmantels zerschmettert unter dem tausendpfündigen Stein.

Ein gräßlicher Weheschrei: — dann schlug Leodegar ohnmächtig vor Schmerz mit dem Antlitz nieder auf den schwarzen Stein. Die Königin sank ihren Frauen in die Arme.

VI.

Am Morgen des andern Tages saßen an dem Lager des schwer Leidenden sein Oheim, der Bischof, sein Bruder Gairin, Hektor, Valerius und Zacharias, der Leibarzt der Königin. Schweigend, trauernd lauschten sie seinem Stöhnen, das mehr ein Fluchen als ein Jammern war.

Beschwichtend, tröstend hob endlich der Arzt an — das Vertrauen erweckende Gesicht des alten Juden machte den Eindruck der Wahrhaftigkeit: — „Fasse dich, mein Sohn! Der Schmerz der Wunde wird bald abnehmen unter der milden Salbe. Und sei gedenk, welch viel größerer Gefahr du — um eines Haares Breite! — entkommen. Als ich den Stein stürzen sah, — dein ungestümer und blinder Eifer hatte den Balken umgerissen — wo du die Augen hattest, weiß Gott der Herr! — glaubte ich, dich mit Haupt, Leib und Leben darunter zerschmettert und begraben. Daß du lebst, — du dankst es Ebroin! Segne ihn!"

„Fluch ihm!“ schrie der Wunde, sich plötzlich, auf die linke Hand gestützt, erhebend. Wimmernd vor Schmerz sank er wieder auf die Kissen zurück. „Hätt' er mich doch zermalmen lassen! Besser, tausendmal lieber tot als ein elender Krüppel fürs Leben! Verloren die Schwerthand: — damit verloren alles Heldentum, aller Waffenruhm, aller Siegesglanz, alle Hoffnung auf Macht und Ehre. Ah, wär' ich bei Bewußtsein gewesen, Zacharias, als du mir die Hand — den halben Arm dazu! — abschnittst, — ich hätt' es nicht gelitten. Lieber in Schmerzen verendet! Aber nun erwachte ich aus der Ohnmacht, — ein Verstümmelter, ein Krüppel! Sich durchs Leben schleppen, den Männern zur Geringwertung, den Weibern höchstens zum Mitleid. Aber Geduld! Sobald ich wieder schreiten kann, — mein erster Gang von diesem Pfühl der Schmerzen führt in die Seine, wo sie am tiefsten strömt.“

Unwillig erhob sich da vom Sitze der Bischof: „‚Quae tanta insania, cives‘, sagt der Mantuaner, ‚Welcher Wahnsinn, Mitbürger‘. Das wäre nicht nur eine große Sünde, — es wäre — was schlimmer! — eine große Dummheit. Geht, geht hinaus, ihr andern, ich habe mit meinem Neffen zu reden. Ich habe Worte des Trostes für ihn — geistliche und weltliche. Geht.“

Als sie allein waren, hob Leodegar an mit bittrem Tone: „Die geistlichen, die spare dir, Oheim. Sie fruchten nicht bei mir. Ich weiß alles auswendig, was du sagen willst: die unerforschlichen Wege Gottes, die Pflicht demütiger Ergebung, der Verzicht auf die sündhafte Welt — beim Satan! Das ist nichts für mich. Ich will, ich muß genießen, glänzen, herrschen. Kann ich das nicht, mag ich nicht leben.“

„Und wer sagt dir, mein armer Junge,“ entgegnete der Prälat, ihm die Linke streichelnd, „daß du nicht mehr genießen, glänzen, herrschen kannst? Den geistlichen Trost

hab' ich nur der andern wegen gepriesen: weiß ich doch, daß er dich nicht tröstet. Genießen, glänzen, herrschen! Kann das nur der plumpe Tölpel, der mit dem Schwerte zuschlägt? Sieh mich an! ‚Et mihi sunt vires et mea tela nocent', droht mein Liebling, die sulmonische Nachtigall: auch ich freue mich der Kraft und auch meine Geschosse verwunden. Mich hat — wie du weißt! — ein Gelübde der Eltern vor meiner Geburt dem Priesterstand bestimmt. Wie schalt ich im Anfang, da man mich, von den Jugendgespielen, die zu Hofe gesandt wurden, getrennt, in die Klosterschule Sankt Martins zu Tours schickte! Wie schalt ich weinend und fluchend, — ganz wie du jetzt, — auf jenes einfältige, thörichte Gelübde und auf die abergläubische Dummheit, es zu halten. Bald schalt ich es nicht mehr: — ich dankte ihm. Schau mich an, sag' ich. Nie hab' ich das Schwert geführt, — ganz wie wenn ich einarmig geboren wäre. Wohlan! Glaubst du, es hat mir je gefehlt, vom Jüngling an bis heute, das Genießen und Glänzen, vom Mannesalter an das Herrschen? Wahrlich, viel, viel mehr Genuß, Glanz und Herrschgewalt sind mir, dem Archidiakon, dem Bischof geworden, als hätt' ich, ein Graf, ein Herzog, unter Helm und Schild geschwitzt und geblutet. ‚Cedunt arma togae', meinte der beredte Tullius: wir können heute sagen: ‚die Waffen stehen weit hinter dem Bischofmantel zurück'. Und meine Reisen nach Rom, Byzanz, Jerusalem, wie bildeten sie mir den Geist! Die Lehren, die Gebote der Kirche? Du befolgst sie, soweit sie dir nützen, du vergißt sie, wo sie dich hemmen würden. Sünde? Bah, die Heiligen verzeihen alles — für fromme Gaben und Stiftungen! Und hast du vergessen, wie oft kluge Bischöfe das Reich der Franken beherrscht haben? Von Herrn Remigius und von Egidius, den großen Bischöfen von Reims, angefangen bis auf

unsere Tage: wer hat die gewaltige Brunichildis vernichtet und Chlothachar, Fredigundens Sohn, zum Herrscher über alle drei Reiche gemacht? Der Arnulfinge Stammvater: ein Bischof, Arnulf von Metz. Wer hat einen Sonderkönig für Austrasien erzwungen, aber in dessen Namen allein Austrasien beherrscht? Derselbe Bischof! Wer herrscht jetzt in Wahrheit in jenen Landen? Nicht König Sigibert, nein: Bischof Kunibert von Köln. Und wer beherrscht die Frau Königin Nantechild — sie schickt dir das!" — er küßte ihn zärtlich auf den Mund. „Ein Herzog oder Patricius? Nein! Ich, der Bischof. Wer war es, der dich der schönen Frau zugeführt hat? Ich, der Bischof! Also, verzage nicht, mein Sohn! Was ich in der Stunde deiner Geburt gelobt, — eine Weissagung war's zugleich. Du wirst es weit bringen auf Erden — trotz deines Unfalls. Das Schwert kannst du nicht mehr schwingen: — aber den Bischofsstab mag auch die Linke führen. Und wie oft schon war dieser Stab zugleich — das Königsscepter. Daß dir ein Glied am Leibe gebricht, von diesem Mangel kann die Kirche entbinden! Mut gefaßt, mein Junge! Bei Gott! Laß doch sehen, ob du unter Sankt Hilarius' und meinem Schutz — an deines frühverstorbenen Vaters Statt! — es als Priester nicht weiter bringst im Reiche der Franken als zum Beispiel dieser plumpe Ebroin mit seinen starken Armmuskeln. Genießen, glänzen, herrschen? Ich schwör's dir zu: du sollst's nach deines Herzens Gelüsten! Darum Mut, Leodegar! Zu Großem bist du berufen!"

Da stürzten Thränen aus den Augen des Wunden: — aber es waren Thränen des Dankes, der Freude, der Hoffnung.

Zweites Buch.

I.

Und abermals waren viele, viele Jahre vergangen.

Da schritt an einem düstern Herbstabend ein stattlicher wettergebräunter Mann in voller Waffnung den schilfreichen Bach entlang, der ein kleines Allod vor den Thoren von Poitiers gen Westen hin begrenzte; sorgsam bemüht stützte und führte er bei jedem Schritt eine Frau, die, vorgebeugt, ängstlich tastend, die Füße setzte. — „Lehne dich fester auf meinen Arm, Mutter. Du strauchelst leicht. Ich meine, die lieben, schönen Augen sind noch schwächer geworden in diesen Jahren.“ „Es mag wohl sein,“ sprach die Frau, einen Seufzer erstickend.

„Du sollst und mußt doch jetzt dich nicht mehr mühen mit Weben, Spinnen und Nähen.“ — „Das geht gar nicht mehr recht. — Es kommt wohl von andrem.“ — „Vom vielen Weinen?“ — „Vielleicht! Wie sie mir eines Tages — auf vier Jagdspeeren — deinen Vater tot brachten, der mich gesund und stark verlassen — ach, es war gar so hart!“ — „Und ich war fern in den Bergen der Wasconen!“ — „Ich weinte viel, bis ich mich in Gottes Willen ergeben hatte.“ — „O Mutter, wie bist du gut! Und wie beneidenswert fromm! Wer glauben könnte wie du!“ — „Still, still, Lieber! Man muß glauben.“ —

„So? Muß man? Wenn man aber nicht kann?“ — „Man kann schon, wenn man ernsthaft will. Und daß du wollest und könnest, — darum bete ich ohn' Unterlaß, lieber Sohn.“ — „Mutter, du bist eine Heilige. Du gehörst gar nicht in diese Welt!“ rief er, blieb stehen und küßte sie zärtlich auf die Stirn. — „Ich meine auch zuweilen: ich gehöre eher in ein Kloster: da könnt' ich noch viel Gutes thun. Ich verstehe gut, Kranke zu pflegen. In der Welt draußen bin ich zu nichts mehr nütz! Dir großem, starkem Mann kann ich nicht mehr wie weiland dem Knaben, war er krank, die fiebernden Schläfe kühlen.“ — „O hätt' ich vor Wochen deine liebe Hand auf der Brustwunde gefühlt, die mir der Wasconenpfeil gebracht! Die Hand — diese Hand allein!“ — er küßte sie — „hätte — ohne Salbe! — den Schmerz gestillt.“ — „Mein Kind, mein großes, tapfres Kind, — das sie den Schrecken der Wasconen nennen! Schon sollen sie in den Heerlagern der Krieger Lieder zu deinem Lobe singen: o wie bin ich stolz auf dich.“ — „Gutes Mutterherz, es wird dir wohl thun, zu hören, daß mir nicht die Siegeskränze das Liebste sind, was ich da unten an Garonne und Adour gewonnen habe: es gelang mir Ruhe und Sicherheit herzustellen in den lang und schwer von Räubern heimgesuchten Grenzdörfern: das danken mir freudig die armen Leute dort, ich gewann ihre Liebe, ihr Vertrauen. Ja, auch der Kinder Herzen: sie sahen es mir an, daß ich sie lieb habe, die kleinen Krausköpfe, und zuletzt liefen sie meinem Rappen entgegen, wann ich durch die Gassen ritt, und reichten mir die weichen Patschhändchen hinauf auf den Sattel.“ — „Du bist mein goldener Bub mit dem guten und starken, ob auch recht zornheißen Herzen. Ich will schon beten für dich Tag und Nacht, daß du gut bleibst.“ — „Und eine solche Mutter soll ich — fort von mir! — ins Kloster

gehen lassen. O nein! Ich bin doch recht allein.“ — „Mein Ebroin, nicht eine Mutter brauchtest du zur Gesellin: — eine Frau, eine gute Frau von tiefer Seele und milder Art. Hast du noch nie . . .?“ — Ebroin zuckte die Achseln: „Hab' noch keine gesehen, die mir gefallen hätte: — die ich mit meiner Mutter vergleichen könnte. Mir ist, ich habe das gar nicht, was zur Weibesliebe gehört! Mich ekelt's an, wie's die andern treiben — am Hofe zu Paris und in den Provinzen, Geistliche ganz wie Laien. Pfui!“

„Das ist mein Bub: — rein ist er geblieben bis heute!“ rief die Frau glücklich strahlenden Auges und drückte die Rechte, die an seinem Arme lag, auf sein Herz. „Aber wir sind zur Stelle. Das ist die Hütte Thiemos, des alten Schäfers, weiland deines schlimmen Lehrers in allerlei Heidentum,“ drohte sie, scherzhaft den Finger hebend. „Er hat mir immer wiederholt in diesen Monaten, wann ich ihn zu pflegen kam, du müssest, müssest noch einmal zu ihm kommen, bevor er sterbe: — denn er ist dem Tode nahe. Er müsse dir sagen, was nur er wisse und was er auch mir nicht vertrauen könne: — mich würde es nur quälen, die Sache zu ordnen seiest du allein berufen. Schreiben kann er ja nicht. — Komm, laß uns eintreten.“

Tief mußte der hochgewachsene Ebroin das behelmte Haupt neigen, durch den niedrigen Eingang der Schilfhütte an das Strohbett des Siechen zu gelangen; der erkannte ihn nicht: es war dunkel und der Alte fieberte. „Ah,“ sprach der sich halb aufrichtend, „welchen seiner Helden schickt mir Wotan, mich aufzumahnen zur letzten Fahrt? Ach, nicht zu ihm empor — nach dem Strohtod: hinab — nach Hel.“ „Mein Sohn ist's, Thiemo,“ sprach die Frau und führte den Krug Milch an seine Lippen, den jener ihr getragen. — „Ich bin's, Ebroin, dein Schüler.

Aber ach, leider kann ich an Wotan so wenig glauben wie an . . ." — er unterdrückte den Schluß mit einem Blick auf die Mutter. „Weißt du noch, wie du mich den ersten Wundsegen gelehrt hast und mir das Heilkraut gewiesen?" — „Ebroin! Ah, ja dich senden mir wahrlich die Götter. Deine Hand! Beide Hände! O daß ich dir's noch sagen darf! — Frau Leutrud — gute, vielgute, — bitte — laß mich mit ihm allein."

Lange, recht lange ward der Mutter die Zeit, die sie vor der Hütte, auf einem Binsenhaufen sitzend, verbrachte. Einmal hatte sie einen lauten Aufschrei ihres Sohnes zu hören vermeint. Dann war es ganz ruhig geworden.

Schwermütig klang das leise Rauschen des Baches in dem Schilf des Ufers, die Fledermaus schwirrte dicht über sie hin und von der Heide her klang zuweilen der klagende Ruf des Stoppelvogels.

Die Sonne war hinter dem dunkeln Tannenwald schon gesunken, als Ebroin aus der Hütte trat; er trug ein nacktes Schwert in der Hand. Sein offenes, männlich schönes Antlitz war — sie sah's mit Schrecken, mit Grauen — wie versteint, so verfinstert wie der düstere Tannenhag da drüben.

„Komm, Mutter!" sprach er mit tonloser Stimme, sie sanft erhebend. „Es ist aus. Morgen früh verbrennen wir ihn — samt seiner Schilfhütte." — „Er ist tot? Ach, ohne Reue und Buße!" — „Ja. Und ohne die Priester wollen wir ihn darum auch bestatten: in Feuer: — nach der Ahnen Sitte." — „Was . . . was hast du da? Ein Schwert! Thiemos Schwert?" — „Nein. Du kennst es, dies Schwert, so dunkel es schon ist. Sieh den Hirschhorngriff! Hier, schau dir's genau an." Und er hielt es

ihr hart vor die Augen. — „Deines Vaters Schwert! Es galt als verloren. Leer hing die Scheide am Wehrgurt, da sie ihn mir brachten, vom bösen Hirsch zu Tode gestoßen.“ „Ja,“ sprach Ebroin grimmig, „böse war er, dieser mörderische Hirsch. Aber ich habe Kraft, noch schlimmere Untiere niederzubrechen. Komm, Mutter.“ — „Was . . . was planest du?“ — „Ist es gethan, wirst du's erfahren. O Vater, Vater! Hör's . . !“ Und er hob, die geballte Faust gegen den dunkelnden Himmel, an welchem die ersten Sterne aufstiegen.

II.

Wenige Wochen darauf tagte zu Saint-Denis, dem reichen Kloster, nicht ganz zwei Stunden nördlich von Paris, eine Anzahl von geistlichen und weltlichen Großen von Neustro-Burgund, um allerlei innere Angelegenheiten des Reiches zu beraten: aber auch Gesandte des austrasischen Hofes zu Metz wurden erwartet, Mißhelligkeiten über den Lauf der Grenze zwischen Soissons und Reims zu begleichen, die unter beiden Teilreichen ausgebrochen waren.

Ebroin, jetzt schon lange Graf von Agen und Domesticus des königlichen Palatiums, traf dort gar manchen der ehemaligen Hofgenossen: seinen treuen Vanning, der ein paar Feldzüge unter seinem Heerbann mitgemacht hatte, Hektor, der dem Vater als Patricius von Marseille gefolgt war, Gairin, nun Graf von Tours. Leodegar wurde noch erwartet.

„Du,“ meinte Vanning, wie er mit dem Freunde traulich bei einem Kruge Garonneweins beisammen saß,

„du, der hat's weit gebracht: — weiter als wir alle. Und rascher! Sein Oheim Dedo hat ihn gar geschwind zum Diakon, darauf bald zum Archidiakon geweiht, man weiß, daß er ihn zum Nachfolger, wenn nicht zu Höherem, bestimmt hat. Das reiche Kloster Sankt Maxentius bei Poitiers beherrscht er als Abt, nächstens soll er das erledigte Bistum Autun erhalten! Nun, du kennst ja seine Künste." „Und seinen Geist und seinen Eifer!" — „Nun ja! Und sein weites Gewissen! Man muß sagen: seltsam hat sich der Bursch verändert. Schöner ist er nicht geworden, aber unheimlicher in diesen Jahren. Als ich ihn neulich im Palaste traf — häufiger als die Kirchen besucht er ihn! — erkannte ich ihn fast nicht wieder. Hoch ist er in die Höhe geschossen, aber hager, mager, spindeldürr dabei geworden; ganz gelbfahl im Gesicht: in tiefen Höhlen eingesunken liegen ihm die kohlschwarzen Augen, die meist von den streng niedergeschlagenen langen dunkeln Wimpern verdeckt sind: aber zuweilen lassen sie stechende Blicke hervorschießen wie zuckende Schlangen. Von der hohen kahlen Stirn ist das schwarze Haar ganz kurz nach rückwärts geschoren, hell glänzt darin die kreisrunde, weiße Tonsur. Die schmalen Lippen sind stets fest geschlossen: — erbarmungslose Härte liegt auf diesem Mund; aber erhebt er die vor lauter Wohllaut flötende Stimme, — sie ist zum Sprechen wie zum Singen viel geschult! — so schmeichelt sie sich in Ohr und Herz: an den wachsweißen Fingern der wohlgepflegten, feingliedrigen, linken Hand glitzern ihm kostbare Ringe und über der reichen Priesterkleidung — aus den kostbarsten Stoffen! — trägt er, auf der rechten Schulter von einer alten römischen Goldspange gehalten, ein schwarzes Mäntelein von kostbarster Seide, den häßlichen Stummel des rechten Armes zu verhüllen." — „Nun, du hast ihn dir so genau

angesehen, als wolltest du ihn malen!" — „Mit den Augen des Hasses: die sehen heller als die der Liebe." — „Hassen! Warum hassest du ihn!" „Weiß nicht," erwiderte Vanning achselzuckend, nachdem er bedächtig einen langen Zug gethan. „Vom ersten Sehen an! Ich mein', aus angeborener Feindschaft der Natur. So etwa wie der treue Hund die falsche Katz!" — „Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber viel, viel des Rühmlichen von ihm gehört. Er hat, erzählte man im Palatium, auch das weltliche Recht, zumal die Lex Romana, so gründlich erforscht, — gleich nach seinem Unfall — daß er sogar von den rechtskundigsten Laien am Pfalzgericht als ein ‚schrecklicher Richter' gefürchtet wird. Das arg verrottete Kloster des heiligen Maxentius hat er mit eiserner Strenge zur Zucht zurückgeführt, als Archidiakon von Poitiers all' dessen verlorene Güter in schwierigen Rechtshändeln zurückgewonnen. Ich bin . . ." — „Verliebt bist du in ihn — immer noch! Wär' dir besser, du wärst in ein schönes Mädel verliebt. Sie gucken dir eifrig nach, reitest du durch die Straßen von Paris auf deinem wasconischen Rapphengst . . ." Ebroin schüttelte den Kopf: „Hab' andres, ganz andres zu denken, nichts von Liebe, sondern von . . . — Sage, weißt auch du nicht, wohin der Römer Valerius geraten, der lange Zeit Vicegraf von Poitiers war? Niemand kann mir von ihm berichten. Wo mag er stecken?" — „Weit von hier, glücklicherweise! Ist auch ein schlimmer Gesell, wie die Priester. Rasch zur Hand mit dem Dolch. Der Boden ward ihm wohl zu heiß hier zu Lande. Da hat er sich einer Gesandtschaft angeschlossen, die schickte Leodegar in Sachen seines Klosters nach Rom: — ohnehin des Valerius Heimatstadt: — lange Zeit sollen die Boten dort noch zu thun haben."

III.

Zur gleichen Stunde des Herbsttages — weiße Spinnwebfäden schwebten vor dem sanften Wind durch die Luft und die herrlichen Buchen auf den schönen Hängen der Seine-Ufer färbten sich schon stark mit Rot — ritten von Paris her auf Saint-Denis zu zwei Krieger, deren hellere Farbe an Haar, Haut und Augen und höherer Wuchs sie auf den ersten Blick als Austrasier erkennen ließ.

Ganz langsam — im Schritt — ließen sie die gewaltigen Streithengste gehen, außer Hörweite der in weitem Abstand folgenden Begleiter; denn sie waren tief in wichtiges Gespräch versunken. „Nein," sprach der Jüngere von ihnen, das Haupt schüttelnd, daß die Falkenflügel auf dem Helmdach schwankten, „nicht lieb, wie dir, Vetter Pippin, — leid ist mir dieser Ritt durch das Land und in die Hofpfalz der Neustrier. Deutlich spürt man's den Hochmütigen an: — Blick und Ton verraten es! — sie schauen auf uns herab als auf ‚Barbaren', etwa wie wir auf Wenden und Avaren. Weil ich nicht lesen und schreiben kann, — du hast es ja gelernt in der Klosterschule zu Stavelot — bespöttelte mich ein bunt gekleideter Patricius: — Hektor, glaub' ich, hieß er. Hätte ihm gern den Höhnemund eingeschlagen." „Dadurch würdest du ihn schwerlich überzeugt haben, Vetter Martinus!" lächelte der andere, die lichtblonden Locken zurückstreichend, die ihm dicht aus dem Adlerhelme quollen. „Was gehen sie uns überhaupt an, diese halbverwelschten Neustrier? Ich verstehe sie gar nicht, — so viele lateinische Brocken mischen sie in ihre Rede! Nicht ausstehen kann ich die Hochmütigen! Warum suchen wir sie auf, in ihrem eingebildeten Dünkel, in ihrem prahlenden Reichtum, in

ihrem üppigen Paris? Hier ward weiland König Dagobert verdorben, der wacker war, solange er zu Metz unter unsrer Ahnherren Arnulf und Pippin Zucht und Aufsicht lebte. Ich meine, der Starke genügt sich selbst! Schau, wie drüben überm Rhein die Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuvaren sich auf eigne Kraft gestellt haben: — so sollen wir's auch machen!"

„So? Und das Reich der Franken fällt dann auseinander, das ruhmvolle Werk, das seit zwei Jahrhunderten unsre Väter mit soviel Kraft und Klugheit aufgebaut haben? Nein, wahrlich, das soll nicht geschehen, kann ich's verhüten! Was uns vereint mit den Neustriern und Burgunden? Nun, ich meine vor allem die heilige Kirche, der Glaube an Christus den Herrn!" Und andächtig schlug er ein Kreuz. „Die drüben überm Rhein, die du nanntest, an der Unstrut, an dem Neckar, an dem Inn, — meiner Treu, mehr Heidnisches steckt noch in ihnen als Christliches! Näher doch stehen uns Uferfranken die andern Franken. Auch du, Vetter, thätest besser, öfter in die Kirche, seltener auf die Jagd zu gehen." — „Mir bekommt die Waldluft besser als der Weihrauchschmack," brummte der Hüne, streckte die gewaltigen Glieder und blies in den breiten roten Bart. „Freilich," fuhr Pippin fort, „allzuviel Welsches, zuviel römische Üppigkeit, Verschlagenheit, auch schon Verweichlichung, hat die Leute in Paris, Orléans, Marseille ergriffen: mit dem vielen Wissen, mit der hohen Reife, darin sie uns überlegen, auch schon die Fäulnis. Aber was folgt daraus? Nicht, daß das Frankenreich zerfallen soll: — es muß beisammen bleiben, schon um der heiligen Kirche willen! — sondern daß" — hier sah er sich vorsichtig um nach den Begleitern und fuhr dann leiser fort — „daß wir, wir Austrasier zu Metz fortab, nicht mehr, — wie lange Zeit geschehen

— die Neustrier von Paris aus, das Ganze beherrschen." — „Eia, Vetter, das gefiele mir wohl, die Hoffärtigen zum Gehorsam unter uns zu beugen. Aber es ist kühn, Vetter, sehr kühn."

„Doch nicht allzukühn!" — und nun blitzten die hellblauen Augen in schönem Feuer — „Nichts ist zu hoch für unser, für der Arnulfingen gotterlesenes Geschlecht, bis zu den Sternen dürfen den Flug wir wagen! So hat unser großer Ahn, der heilige Bischof Arnulf, in seiner Sterbestunde geweissagt, — seinem verklärten Auge hat, bevor es brach, Sankt Petrus, unsres Hauses besondrer Schutzpatron, die Zukunft entschleiert. Ja, nicht bloß über Neuster und Burgund müssen wir Arnulfingen, gestützt auf die frische Kraft der Ostmänner, herrschen: — hei, wär' ich nur erst Majordomus beider Reiche! — die störrigen Bajuvaren, Alamannen, Thüringe zwänge ich wieder zum Gehorsam heran, den heidnischen Friesen und Sachsen ließ ich das Wort des Heils verkünden, und ich würde nicht ruhen, bis ich auch das reiche, schöne Aquitanenland bis an die Gotenmark hin, das sich seit lang dem Neustrier zu Paris entzogen hat, wieder mit dem Reich verbunden hätte. Hohes, Höchstes schwebt mir vor: — zum Heil der Kirche wie des Frankenreichs. Denn die gehören zusammen, wie sich der Himmel über die Erde wölbt! Und mit der Heiligen Hilfe werd' ich es erreichen." — „Wenn du nicht lange vorher stürzest auf diesem steilen, schwindelnden Pfad. Denk' Grimoalds, unsres Ohms! Glänzend war sein Aufstieg: — blutig war sein Ende." Pippin schlug ein Kreuz: „Und gerecht war seine Strafe. Er hatte dem Merowing Treue geschworen, als aber König Sigibert gestorben war, da stieß er dessen Knaben Dagobert, der seinem Treuschutz befohlen war, vom Thron — spurlos verschwand das Kind! — und wollte seinen eignen

Sohn zum König erheben. Solche Untreue büßte er mit Recht im Tode. Die Austrasier lieferten ihn gefangen dem neustrischen König zu Paris in die Hände. Nein, nein, den Merowingen soll der Königsstab bleiben: — nur das Schwert des Reiches mag für sie führen ein stärkerer Arm." „Dieser Arm!" rief Martin stolz, auf des Freundes Schulter klopfend. „Und wahrlich, er ist stark genug." „Nur, wenn Gott ihm Kraft giebt und Sankt Peter," sprach Pippin demütig. „Denn nur auf Gott und die heilige Kirche hab' ich all' meine Hoffnung gesetzt für dies arme, viel geplagte Reich der Franken — und zumal für unser Haus. Und ich vertraue: Frömmigkeit, demütiger Glaube ist am Ende auch die beste Staatskunst. Wohl weiß ich! es leben in diesem Neuster und Burgund hochbegabte Männer, das Palatium zu Paris wird von Geistlichen und von weltlichen Großen geleitet, die mir, an Geistesgaben weit überlegen, an Heldenschaft nicht nachstehen: aber ich weiß auch: sie sind angefault . . . fast alle! — Und die's noch nicht sind, müssen's werden — in solcher Luft und im Ringen mit solchen Nebenbuhlern! Laß doch sehen, ob Arglist, Sünde und gewissenlose Überhebung nicht niederzuschlagen sind wie mit dem Flammenschwerte der Cherubim durch frommes Gottvertrauen und Reinheit des Herzens. In einer Art von Testament hat Sankt Arnulf seinen Nachkommen befohlen, von Geschlecht zu Geschlecht auf Gott zu bauen und sich in Glauben, Worten und Werken aufs innigste zu schließen an seine heilige Kirche, an die ehrwürdigen Bischöfe vor allem und deren Haupt in Rom. Dann, weissagte er, werden wir zwar gar oft im Anfang unsrer Laufbahn straucheln, aber wir sollen nicht verzagen! Ausdauer, zäheste Ausdauer zieme zumeist dem christlichen Helden und durch frommen Glauben und durch ausharrenden Mut würden wir das

Herrlichste erreichen. In solchem Vertrauen will ich leben, ringen, straucheln, wieder aufspringen, siegen oder sterben. Amen! Dir, Herr Christus, und dir, Sankt Peter, befehl' ich mich und all' meine Nachkommen." Und er ließ die Zügel fallen, faltete beide Hände flach in frommem Gebet und hob sie zum Himmel empor.

Da trat die sinkende Sonne aus dem Westgewölk hervor und übergoß mit verklärendem Licht die hochragende Heldengestalt auf dem weißen Roß.

Mit Staunen, fast mit Ehrfurcht sah es sein Begleiter.

„Schau," rief Pippin, „da winken uns grüßend entgegen die Türme des Klosters von Saint-Denis: wie sie strahlen in rotgoldenem Licht! Sankt Dionysius, — von Stund an nehme ich auch dich an als meinen und meines Hauses besonderen Schutzherrn. Reiche Gaben verheiße ich dir: — würdige uns deiner Gnade für und für."

IV.

Am Abend des folgenden Tages hatten in der königlichen Villa, die neben den Klostergebäuden zu Saint-Denis stand, die Vertreter von Neuster-Burgund und die von Austrasien die Verhandlungen über die Grenzfragen zu befriedigendem Abschluß gebracht. Für Neuster-Burgund hatte König Chlodovech — Frau Nantechild war vor kurzem gestorben — Leodegar und Ebroin bestellt. Ohne besonderes Amt am Hof hatten die beiden allmählich das Vertrauen des jungen Fürsten mehr als alle andern Palatine gewonnen. Der Priester war ihm von der Mutter noch besonders empfohlen worden. Sie luden nun — nach dem

Ende der Beratungen — die beiden austrasischen Gesandten zum Abendschmaus ein, wofür dem Archidiakon von Poitiers die Mönche von Saint-Denis gern ihren schöngeschmückten Speisesaal, ihre Küche und den reichgefüllten Keller zur Verfügung stellten.

„Der Wein macht aufrichtig und geschwätzig," sprach Leodegar zu dem Genossen, während sie die Gäste erwarteten. „‚Condita verax aperit praecordia Liber', ‚Verschlossene Herzen erschließt der aufrichtige Weingott', pflegt Ohm Dedo aus seinem Lieblingsdichter anzuführen. Laß doch sehen, ob wir diesem plumpen Rotbart da nicht einiges ablocken unter den Bechern." „Wird wohl nicht viel Wichtiges wissen," meinte Ebroin. „Es ist der richtige austrasische Barbar: tapfer, kraftvoll, aber der — ohnehin wenige! — Geist ohne Schulung." — „Gewiß! Aber er ist ja doch der Vetter, der Vertraute des andern. Und dieser Pippin ist nicht ungefährlich. Ob seine Frömmigkeit echt oder geheuchelt ist?"

„Sie ist ohne Zweifel echt. Ich sah ihn beten in dem kleinen Oratorium." — „Und bist du sicher, er hat dir nichts vorge . . . . betet?" — „Immer voll Mißtrauen!" — „‚Traue niemand, auch dir selber nicht!' lehrt Ohm Dedo." — „Er konnte nicht ahnen, daß ich die Kapelle betreten . . ." „Um selbst zu beten?" fragte der Archidiakon schlau. „Wozu diese Fangfrage? — Nein, um ihn zu suchen: zur Fortsetzung der Beratung. Er lag auf den Knieen vor dem Reliquienschrein und betete laut."

„Wofür?" forschte der andere rasch. „Für das Heil des Frankenreichs: — des ganzen, nicht nur Austrasiens, wie er den Heiligen recht deutlich einschärfte." — „Siehst du? Er will also das Ganze beherrschen! Der Mann ist gefährlich. Von echter Frömmigkeit beseelt, — mag denn sein: — aber zugleich von einem Trachten, von einer

Staatskunst, von einem Ehrgeiz, die mehr als Austrasien umspannen! Gewiß weiß Martinus der Bär manches von den Plänen des Fuchses Pippin, von seinen Zwecken und von den bereitgestellten Mitteln. Laß sehn, ob er nicht ausplaudert. Da kommen sie, die hochgewachsenen Herren!"

Nun war das reichliche Mahl beendet und die Dienerschar aus dem Saale gewiesen. Leodegar hatte das Vortisch- und Nachtischgebet mit seiner wohlgeschulten, einschmeichelnden Stimme so ergreifend gesprochen, daß es die beiden Austrasier — sogar den minder kirchlich gesinnten Riesen — tief gerührt hatte. Jetzt begann er, den hohen Römerbecher — Julian hatte einst daraus getrunken — voll würzigen Rhoneweines Martinus reichend: „Nun wollen wir, tapfrer Arnulfing, ein jeder das Heil des Gutes trinken, das ihm das Höchste auf Erden. Was ist dein liebster Wunsch?"

Der Angeredete hatte schon während des Schmauses nicht selten und nicht kurz getrunken: seine vollen Wangen glühten bereits, wie er den schweren Goldpokal — ein Geschenk Frau Nantechilds an Saint-Denis — zu den Lippen führte, ohne Besinnung rief er sofort: „Mein liebster Wunsch? Daß ein austrasischer Hausmeier hier zu Paris sitze und euch und alle drei Reiche beherrsche! Nicht wahr, Vetter Pippin?"

Leodegar warf seinem Nachbar Ebroin einen bedeutsamen Blick zu: er hatte die beiden Gäste sich und Ebroin gegenüber und zwar so gesetzt, daß die Neustrier der durch die Rundbogenfenster voll hereinfallenden Abendsonne den Rücken, die Gäste das Antlitz zukehrten. Der Aufgerufene nahm den Becher aus des Unvorsichtigen Händen und trank schweigend, aber eine Blutwelle stieg ihm in die Schläfe.

„Nun, Graf Pippin," begann Ebroin, gleichsam tröstend, „laß es dich nicht zu sehr verdrießen, daß der Vetter sein — und auch wohl dein — Geheimnis hervorgesprudelt hat. Ich schelte dich nicht um solches Planes willen, ich lobe dich darum. Oder doch für den ersten Teil, wohl den Hauptteil: die Zusammenfassung des ganzen Frankenreiches in einer starken Hand." „Du sagst es," antwortete Pippin, die großen blauen Augen voll aufschlagend. „Man sieht dir's an: das ist dein Ernst," meinte Leodegar. „Ich lüge nie, Archidiakon." „Ich auch nicht!" rief Martin mit schwerer Stimme. „Und so sag' ich's nun! Bei mir ist's umgekehrt: — was liegt mir viel an Neuster und Burgund? Und was haben wir mit euch feinen Herrn gemein? Meinetwegen bricht alles auseinander: Aquitanien, Neuster, Burgund, unser Ostland in Gallien und die Stämme überm Rhein. Aber, soll doch schon einmal all' das zusammengehören, dann will ich, daß ein Austrasier die Zügel führt, in die ihr — ihr Neunmalklugen — knirschend beißen müßt!"

Damit streckte er die beiden starken Arme vor sich auf den runden Tisch von dunkelgrünem Marmor, legte die großmächtigen Hände übereinander und ließ auf diese das weinschwere Haupt sinken; bald atmete er in den tiefen Zügen des Schlafenden.

Mit feinem Lächeln auf den schmalen Lippen begann jetzt der Priester: „Dieser Staatsmann wird nun nichts mehr verraten von den geheimen Plänen, die wir etwa noch enthüllen. Wohlan, nützen wir den Augenblick: seien wir offenherzig: — das schönste Gut vertrauender Seelen. ‚Kein schöner Glück als ein vertrausam Herz!' so sagt ein Dichter. Ich will vorangehen mit dem Beispiel: denn mir ist all' Mißtrauen fremd und verhaßt." Ebroin furchte die starken Brauen, drückte die Lippen zusammen und blickte

unwillig auf ihn. „Die Wiedervereinung der Teilreiche in Einer Hand ist auch mein Wunsch und — ich darf das verraten — auch meines Freundes! Wenigstens vor Jahren war das! Nicht so, mein Ebroin?"

Lauernd lag der scharfe Blick der schwarzen Augen auf dem so Überraschten. „Er ist es noch. Ich habe keinen Grund, es zu verbergen," erwiderte der. „Und ich füge gleich hinzu: begreif' ich auch den Wunsch eines Austrasiers, — eines Arnulfingen zumal, dessen Vorfahren wiederholt sein Land beherrscht haben! — daß dieser Herrscher über das ganze Frankenreich ein Austrasier sei. . . ." „Ein Arnulfing; versteht sich!" warf Leodegar ein, das Antlitz Pippins scharf musternd: aber diese steten Mienen änderten sich nicht. — „So muß ich doch unserem Gast offen sagen: das ist unmöglich." „Und warum?" fragte der, ihn ruhig und groß ansehend. — „Weil . . .! Ich will annehmen, ein Austrasier — ein einzelner — steht wirklich an Begabung, an Geist den Unsern gleich, —" „Es ist nicht eben wahrscheinlich," lächelte Leodegar boshaft.

„Schwerlich doch erreicht er uns an Bildung, an Schulung dieses Geistes." — „Wir haben — wie ihr — gelehrte Mönche, Bücher, reiche Klöster . . ." — Ebroin zuckte die Achseln: „Glaub' es wohl: reich an geistlichen Büchern, gelehrt in Theologie. Aber Kunde in weltlicher Wissenschaft? In weltlichen Geschäften? Im Schriftwesen? Im Recht? wie zum Beispiel dieser Archidiakon? Schwerlich! Das aber ist nötig heutzutage für des großen Reiches Beherrschung. Und wär' all' das auch anders, wär's, wie du glaubst oder doch wünschest, — dieser austrasische Majordomus in Paris . . . denn um dies Amt allein doch handelt es sich . . ." „Auch er denkt nur an den weltlichen Beamten," so schoß es durch des Archidiakons hohe Stirn. — „Warte, du Thor! Du sollst lernen, daß der

Priester den Palast und das Reich beherrschen kann wie die Kirche."

„Er könnte doch nicht sich halten: — nicht ein Jahr, nicht ein halbes!" — „Und warum nicht, Graf von Agen?" — „Weil er, Graf von Trier, ein Feldherr wäre ohne Heer. Nie würden wir Neustrier, nie die Burgunden sich gutwillig dem — vergieb das Wort! — ‚barbarischen' — so würden sie ihn schelten — Gebieter fügen." — „Ich glaub's. Drum müßte er sich auf seine ‚Barbaren' stützen, die Austrasier." — „Und da eben liegt's. Verzeih: — ich will dich nicht kränken! — aber das ist unmöglich. Sollte wirklich einer von Euch, zum Beispiel deines Vaters Sohn, zu jener steilen, stolzen Höhe aufsteigen können: — du ständest ganz allein. Denn nun und nimmer werdet ihr Ostleute euch aus eurer tapfern, aber dumpfen ‚Barbarei' — es giebt kein ander Wort dafür! erheben zu jener Bildung, die wir Neustrier und Burgunden seit zwei Jahrhunderten gewonnen, von den Römern — mit deren Blut — geerbt haben. Ich sage es ja nicht, uns zu rühmen oder euch zu schmähen: aber wir sind Italien, wir sind all' dem, was die Römer hier geschaffen und hier gelassen haben, so viel näher in unsrem schönen warmen Land als ihr auf euren magern Schollen und vollends die Überrheiner in ihren feuchtkalten Waldsümpfen. Die Olive grünt uns an der Durance, die Traube glüht uns an Loire und Garonne. Da horch, wie dein Vetter schnarcht! Und das ist doch ein Arnulfing wie du! Saufen, fressen, dreinschlagen — das versteht ihr — auch das letzte! — meisterlich. Aber damit, werter Gast, beherrscht man nicht einen Staat wie das Frankenreich." „Recht hat er," dachte Leodegar, „ganz recht. Aber warum den Blondkopf warnen? Laß es ihn doch versuchen und daran zu Grunde gehn."

Lange schwieg Pippin und sah nachdenklich vor sich hin.

„Glaubte ich deinen Worten," hob er nun mit tiefem Ernst an, „du stolzer Neustrier, ich legte heute noch das Schwert ab und träte in das Kloster, das ich zu Echternach errichten will. Denn das rasche Sinken dieses zerrissenen Reiches mit ansehen und es nicht hemmen können, — das ertrüg' ich nicht. Hemmen aber kann es und das Reich retten kann nicht eure angefaulte verweichlichte Überbildung . . ." „Herr Graf!" drohte Ebroin zornig.

„Retten kann es — mit Gottes Hilfe! und unter guter Führung — nur unsere, der Austrasier, und der so stolz verachteten Überrheiner frische Kraft!" „Das ist ein Wahn," rief da Leodegar zum erstenmal dazwischen. „Wir Neustrier und Burgunden müssen's machen und müssen dann herrschen im Reich der Franken. Hier meine Hand, Ebroin, der Burgunde reicht sie dem Neustrier zum Bund auf Schutz und Trutz." „Ja, in diesem Glauben," rief der, begeistert einschlagend, „wollen wir treu zusammenstehen, Leodegar. In diesem Glauben — frei bekenne ich's vor dem Gast aus dem Nordosten — will ich ringen all' mein Leben lang." „Und dieser Glaube wird der Irrtum, wird das Unheil deines Lebens sein!" sprach Pippin nachdrucksam, warnend die Hand erhebend.

V.

Nachdem die beiden Austrasier sich verabschiedet hatten — schwer wankte Martin, auf den Vetter gestützt, nach Hause — schritten die beiden neuen Verbündeten Arm in Arm hinaus in die kühle Luft des Herbstabends, in dem wohlgepflegten Klostergarten auf und nieder wandelnd.

Das Gespräch, die Entdeckung ihrer vollen Übereinstimmung in den letzten Zielen hatte beide mächtig erregt, zumal den heißblütigen und in Selbstbeherrschung gar wenig geschulten Ebroin. „Leodegar,“ hob er an, plötzlich stehen bleibend in dem dunkeln Cypressengang, „Nachbarsohn, alter Spielgenoß und Nebenbuhler, es thut mir wohl tief im Herzen, daß wir uns so ganz gefunden, auf dem gleichen Weg, zu dem gleichen Ziel für dieses Reich der Franken und sein Wohl.“ „Blöder Thor!“ dachte der Priester, „als ob das mein Ziel wäre. Und dein Weg? Wir wollen ihn flugs erforschen, dir ihn zu versperren.“ — „Sieh, Freund, man hat mich oft vor dir gewarnt. Erst heute wieder . . .“ — „Er ging mit Vanning bis an den Speisesaal. Warte, du dummer Tropf! Wenn du so gefährlich und geschäftig, soll dich deine Einfalt nicht schützen. Ich schick' ihn aus, Steuern einzuheben bei den Bretonen. Von solchem Auftrag kommt man nicht leicht lebend zurück.“ — „Vor deiner abgrundtiefen Falschheit, vor deiner Gewissenlosigkeit, die vor keinem Mittel, keinem Verbrechen zurückscheut . . .“ „Vanning, mach' dein Testament,“ lächelte Leodegar in sich hinein. — „Gilt es, deinem maßlosen Ehrgeiz, deiner schrankenlosen Herrschgier zu dienen. Ich habe ja auch vom Knaben an manche Proben erlebt deiner . . . nun, sagen wir: Schlauheit.“ — „Ja, Freund, ein dummer Verbündeter wäre dir ein schlechter Genoß auf deinem gefährlichen Wege zur Macht.“ — „Ich will alles vergessen, will den Warnungen nicht folgen. Hier, vor den unzähligen Sternen, die da schweigend auf uns niederschauen, verspreche ich dir: ich will dir ein treuer Helfer sein an dem gemeinsamen Werk: ein Neustrier oder Burgunde zu Paris Beherrscher des gesamten Reichs.“ — „Ich nehme es an! Und zwar ein Neustrier: das heißt du. Denn ich — sieh, auch das ist eine Sicherung für dich vor meiner viel

gescholtenen Arglist! — denn ich, der Priester, kann ja nach den Canones niemals das Amt bekleiden, das allein die Herrschgewalt verleiht: den Majordomat. Ich bin schon ganz zufrieden," flötete die einschmeichelnde Stimme, „gönnst du mir dann — wie jetzt ohne Amt! — ein wenig Einfluß auf das Palatium!"

„Ich würde doch des treuesten Helfers, des klügsten Ratgebers nicht entraten wollen — können! Aber wir wollen erst den Bären erlegen, ehe wir sein Fell verteilen. Harte Arbeit wird's geben. Nur durch die Waffen wird Austrasien, werden diese Arnulfingen zum Gehorsam gebracht." — „Gehorsam?" Und nun klang die Stimme ganz anders. „Nicht leben dürfen sie." „So blutgierig, Priester des Herrn?" meinte Ebroin. „Wer uns hemmt, fällt," erwiderte der und stieß den Stab, den er in der Hand hielt, heftig auf den Sand des Gartenpfades. „Wenn du das nicht willst, laß uns scheiden .... sofort." „Ich werde wollen müssen," seufzte Ebroin. „O, ich kann auch hart sein — hart — wie dies Schwert. Des Vaters Schwert!" Und fast zärtlich drückte er dessen schlichten Griff.

„Aber," fuhr Leodegar fort und trachtete, trotz des Dunkels, das sie dämmernd umgab, in den Mienen des Genossen zu lesen, „wie denkst du dir — abgesehen vom Krieg mit Austrasien — die Wege, die dich zur Macht führen sollen?" „Nicht um meine Macht handelt es sich," rief Ebroin unwillig, „um das Heil des Reichs!" — „Wohl, wohl, das ist doch nur eine andere Wortwendung: — eine Redensart!" „Durchaus nicht," zürnte Ebroin. „Mir ist's nur ums Reich! Nur dieses Ziel kann die Gewalt, ja die vielleicht häufigen, blutigen Gewaltthaten entschuldigen, zu denen wir wohl gezwungen werden. Dächte ich anders, ertappte ich mich auf solcher Selbstsucht, wie du sie bei mir annimmst, — heute noch gäbe ich all' meine

Pläne auf!" — „Er belügt sich selbst, der Wirrkopf, der Hitzkopf! Als ob es in der Menschenbrust noch andres geben könnte als Selbstsucht!" dachte der Archidiakon. — „Ich glaube mich von früher zu erinnern," sprach er nach einigem Besinnen, „du hast — zum Heile des Reichs! — einen gar kühnen Gedanken gefaßt .... Begreiflich bei den Geschicken deiner Eltern, deiner harten Knabenzeit .... Aber nun, gereift, hast du vielleicht die Unmöglichkeit ....?" „Nein, nicht doch!" rief Ebroin so leidenschaftlich, daß der lauernde Beobachter stutzend stehen blieb. „Ah," dachte er, „das ist also der Trieb, der Drang, der ihn zumeist beherrscht." „Die Errettung des geringen Volkes," fuhr Ebroin begeistert fort, „seine Erlösung aus der Knechtschaft, zu der Bischöfe, Äbte, Weltgroße die freien Männer herabgedrückt haben, die Wiederherstellung der alten Rechte und des Wohlstands des Volkes und daher die Zertrümmerung — mit scharfem Schwert! — der Herrschaft dieses selbstischen, zucht- und meister-losen, dieses reichsverderberischen Adels, die Herausgabe des ungeheuren Reichtums an Land und Leuten, den Kirchen und Klöster planmäßig seit zwei Jahrhunderten an sich gebracht: — das ist mein heißester Wunsch, mein liebstes Ziel." — „So, so! — Es ist sehr hoch gesteckt."

„Ich erreich' es oder gehe unter auf dem Wege dahin." „Das sollst du, gefährlicher Schwärmer," grollte Leodegar. — „Es ist ein grundstürzend Beginnen." — „Jawohl! Aber dieser Grund, auf dem der Adel seine Zwingherrschaft gebaut hat, ist nicht der Boden des Rechts, ist Gewalt und Unrecht. Wohlan denn: Gewalt wider Gewalt: aber Gewalt zum Zwecke des Rechts." — „Der Sklavensohn will sich am Adel rächen! Na warte!" — „Und," beteuerte Ebroin, lodernd vor Eifer, „zum Heile des Reichs. Denn nur auf einem starken Stande freier

Bauern kann sich auch ein starkes Königtum aus seiner jetzigen Ohnmacht wieder heben."

„Das fehlte gerade noch," lächelte der geistliche Edeling in sich hinein. — „Der Majordomus, der Führer des Adels, herrscht jetzt an des Schattenkönigs Statt in Palast und Reich. Vom Adel erhoben, vom Adel getragen muß er des Adels Willen thun, der Seniores Vorteile wahren wie gegen das Volk so gegen die Krone." — „Aber du willst ja selbst Majordomus werden?" — „Ja, jedoch wahrlich nicht, um des Adels Sache zu führen. Nein, als Majordomus befreie ich das Volk und die Krone von der Herrschaft der Seniores. O wie will ich, ein Schwert in der Hand des Staats, diese übermütigen Häupter niederschlagen, beugen sie sich nicht dem Wohl des Ganzen." — („Und deiner Willkür, Bauernbub.") — „Deine Hand nochmal, Leodegar: du wirst mir nicht fehlen, nicht versagen auf meinen steilen Pfaden?" „Ich schwöre:" — und er reckte die Hand empor — „wahrlich, du sollst Leodegar finden auf jedem deiner Wege! Sieh, Freund, schon die Pflichten, die Bande der Dankbarkeit fesseln mich ja unauflöslich an dich. Du hast mir das Leben gerettet! Anfangs — ich gesteh' es — wußte ich dir des nur wenig Dank. Dem Krüppel war das Leben verleidet. Aber bald sollte ich lernen — durch geistlichen Zuspruch! —: auch der Priester kann doch viel Gutes thun auf der Welt. Und auch wohl ein wenig des Guten genießen: denn dein Scharfsinn würde mir doch nicht glauben, daß ich darauf ganz verzichten will. Welches Glück ist es zum Beispiel schon, dir so auf deinen Wegen folgen, helfen zu können! — Aber nun schwöre auch du mir: — volles Vertrauen, aufrichtiges Aufdecken all' deiner geplanten Schritte: — erhebe gleich mir die Hand zu Gott." — „Ich schwöre nicht. Mein Schwur würde dich nicht stärker sichern als mein Wort. Ich kann nicht

glauben an euren Gott." — „Ich ahnte das schon lange, Unseliger!" — „Sollte der scharfe Grübler Leodegar an all' die dummen Mirakel glauben, die uns in der Capella gelehrt wurden?" „Nun," lächelte der, „mit Auswahl. Aber nicht um diese Mirakel handelt es sich, sondern ..." — „Du hast recht. Um Tieferes und Höheres. Wohlan: der Eltern grausam Geschick, — des Vaters jähes, unverdientes Ende, — gar viel, was ich selbst erlebt und was uns aus Büchern gelehrt ward, — hat mich überzeugt: es ist nicht wahr, nicht möglich, daß ein allmächtiger und allgütiger Vater da oben über den Wolken die Geschicke der Menschen lenkt: denn unzählige Male siegt das Böse, muß das Gute blutig untergehn. O mein Vater . . . ich gedenke dein!" „Also ein Gottesleugner," dachte der Priester, „das muß man sich merken! — Warum dann aber" . . . — forschte er eindringlich, „du glaubst nicht an Himmel und Hölle?" — Ebroin schüttelte den Kopf: „Ich glaube an mich selbst und an mein Schwert." — „Warum dann aber das Gute thun, obwohl es uns schaden, das Böse meiden, obwohl es uns nützen würde?" — „Oh, Archidiakon! Welch niedrige Gesinnung! Also aus feiger Furcht vor der Hölle, aus schlauer Berechnung auf die Paradiesesfreuden handelst du? Nein! Was Mannesehre, Mannespflicht gebeut, spricht mir vernehmlich, spricht laut gebietend mir eine Stimme in der Brust und der Gedanke in meiner Stirn. Nicht Priester, nicht heil'ges Buch brauch' ich dazu! Ich muß Neidingsthat meiden, Heldenthat thun. Ich kann nicht anders! — Es ist aber spät geworden! Gute Nacht, Bundesgenoß!" Und er enteilte raschen Schrittes in heißer Erregung.

Kühl bis ans Herz hinan sah ihm der Archidiakon nach: dann hob er den Zeigefinger drohend in die Nachtluft und sprach leise vor sich hin: „Nun bist du ganz in

meiner Hand, starker Ebroin. Ja, du sollst kämpfen: — aber für mich, an Stelle meiner verlornen Rechten. Du sollst Austrasien zum Gehorsam zwingen unter den Mann, der zu Paris das Palatium beherrscht. Aber am Tage nach deinem Siege über jenen Pippin, — oder früher schon, muß es sein: — sollst du fallen, Hochverräter, Volksverhetzer, Gottesleugner."

VI.

In jener Oktoberwoche ward zu Sankt-Denis der berühmte Jahrmarkt abgehalten, der sich an den Gedenktag des Heiligen, den neunten Oktober, schloß.

Da strömten überall her, auch aus weiter Ferne, die Kaufleute zusammen, sicher, zahlreiche Abnehmer versammelt zu finden: Warenhändler, die tauschten oder kauften, Vertreter der reichen, kostbare Dinge für den Schmuck ihrer Basiliken, für den glanzvollen Gottesdienst bedürfenden Bischofskirchen und Klöster, auch viele Weltgroße, welche die in jene Zeit fallende Herbstversammlung im Palatium zu Paris oder in einer der benachbarten königlichen Villen besuchten.

Da kamen die Bretonen vom Nordwesten mit ihren kunstvollen Geweben, die Aquitanier, ja sogar die Westgoten von Garonne und Durance mit ihrem schon damals gepriesenen „Provencer"-Öl und ihren dunkeln feurigen Weinen von Toulouse und Narbonne, auch die Überrheiner fanden sich ein: Alamannen, Bayern: jene mit ihren schon seit zwei Jahrhunderten vielgesuchten gelbbraunen Rindern, diese mit ihrem goldgelben Weizen vom Donaugau; die Friesen vom Norden brachten ihre ausgezeichneten Mäntel aus erlesener Wolle, die Sachsen ihre starken Rosse.

Aber auch an menschlicher Ware gebrach es nicht. Kriegsgefangne oder durch Schuldknechtschaft in Unfreiheit geratene Männer und Weiber in großer Zahl wurden, Herden gleich, von den — meist jüdischen Händlern — herangetrieben: die Männer, hintereinander, an den Armen zusammengebunden mit starken Seilen auf beiden Seiten der Straße und vorn und hinten quer den Zug schließend, in der Mitte des so gebildeten Vierecks die Frauen und Mädchen; der Händler mit ein paar Wächtern zu Pferd schloß oder führte den Zug: große Hunde umkreisten wie eine Trift Schafe den Haufen mit lautem Gebell, duldeten, anspringend und beißend, nicht, daß einer zurückblieb oder aus der Reihe wich.

Ein solcher Sklavenzug näherte sich am Morgen des folgenden Tages von Nordwesten her — von der Straße von Rouen — den ersten Häusern von Saint-Denis.

Es war ein rauher Tag: der kalte Herbstwind drang durch die geringe und dünne Gewandung der Unfreien: die Männer schalten und fluchten, die Weiber stöhnten und weinten.

Nun gab es einen Aufenthalt: unter den letzten Bäumen des Gehölzes, das die Schar eben durchschritten, stockte es: Frauen und Mädchen drängten sich zu Hauf, waren auch durch die laut tobenden Hunde nicht von der Stelle zu bringen! da brach sich der Herr der meisten in der Herde — ein alter Jude mit spitzem grauem Barte — Bahn: er trieb seinen Esel mit der neunsträngigen Geißel von der Spitze des Zuges, wo er geritten, zurück in die Mitte: unsanft ließ er die in Bleikugeln auslaufenden Stricke auch auf den Köpfen und Rücken der Schreienden tanzen, bis er den dichten Knäuel durchdrungen hatte: „Was treibt ihr da, ihr Bestien? Warum geht's nicht vorwärts? Durch eure Faulheit hab' ich schon den halben

Tag des Marktes verpaßt. Gott meiner Väter, du weißt es, wieviel hundert Solidi das ausmacht! Was ist hier los?"

„O Herr," klagte eine ältere Frau, „wir können nicht mehr. Die ganze Nacht hindurch — wie den gestrigen Tag — hast du uns vorwärts getrieben: — nicht einen Augenblick des Schlafes! — Da, diese junge Angelsächsin, das arme zarte Kind, hat's nicht mehr ausgehalten. Da liegt sie, ohnmächtig, zusammengebrochen unter der Tanne — halb tot . . ."

„Wart', ich will sie auferwecken und wäre sie ganz tot wie jener Lazarus, den euer falscher Messias, der Zimmermannssohn, erweckt hat: 's ist aber nicht wahr!" Und er hob die sausende Geißel.

Da fiel ihm sein jüngerer Genosse in den Arm, der sich nun auch herangedrängt hatte. „Gott du gerechter," rief er, „Manasse, bist du besessen? Die Blonde da ist unser bestes Stück. Hast du vergessen, daß sie zur Hälfte mir gehört? Ach, schmerzlich viele Solidi hab' ich dafür bezahlt im Hafen von Dovera dem alten Levi von York. Gott verderb' ihm das Geschäft und die Knochen im Leibe! Grausam hat er gefeilscht und gehandelt. Willst du zerstören durch einen Schlag das süße Fratzengesicht, das uns einbringen soll einen Gewalthaufen Goldes? Das sollst du nicht! So wahr ich bin geheißen Mardochai! Steh' auf, Kleine, in Güte. Oder — noch lieber! — ich trag' dich. Das magst du aber nicht, spröde Jungfrau! Schreist ja schon, wenn ein Mann dich anlangt. Steh' auf." —

„Ich kann nicht!" lispelte da eine holde, wohllautreiche Stimme. „Erbarmen!" Und ein wunderschönes Mädchen — oder noch ein Kind? — mit engelhaft sanften Zügen hob ihm flehend aus ihren Lumpen zwei alabasterweiße Arme entgegen. — „Du sollst aber! So komm! Vor-

wärts! Ich greife dich, süße Last!“ Und grinsend streckte der junge Jude die schmutzigen Hände nach ihrer entblößten Schulter aus.

„Zurück, du Hund! Hand von dem Mädchen!“ rief's da hinter ihm. Und über den Waldgraben auf die Straße setzte ein Reiter auf hohem weißem Roß, in glänzender Waffenrüstung: er schwang drohend den Schaft des Speers über dem Rücken des angstvoll Emporschauenden. Ein paar berittene Begleiter langten nun auch auf der Straße an. „Armes Kind,“ sprach der Führer, sich von dem hohen Roß zu dem Mädchen herabbeugend, das einen Blick tiefsten, innigsten Dankes aus ihren lichtblauen Augen zu ihm emporstrahlen ließ. „Wie kamst du in solche Not? Du bist ja wie vom Himmel herabgestiegen! Wie heißest du?“ — „Balthildis.“ — „Wo kommst du her?“ — „Aus der Insel der Angelsachsen!“ — „Geraubt? Dann befrei' ich dich sofort!“ Und er hob den Speer.

„Geraubt! Gott du gerechter!“ „Geraubt! Gott meiner Väter,“ riefen die beiden Händler wie mit einer Stimme. „O großmächtiger Herr Graf, —“ hob Manasse an, „denn ich kenn euch wohl: ihr seid der Graf Hermengar von Bordeaux und manchen schweren Zoll habt Ihr mir Bettelarmem abgedrückt auf dem Hafendamm der Garonne dort . . .“ „O grausam tapfrer Herr,“ fiel Mardochai — aus vorsichtiger Entfernung! — ein, „sehen wir zwei beiden aus wie Männer, die da rauben die Mädchen?“ — „Wir sind Männer des Friedens!“ — „Wie alle Söhne Abrahams.“ — „Handel und Wandel ist unsere karge Lebsucht.“ — „Wai geschrieen, wie werden wir rauben!“ — „Mir wird schwach in der Knie, seh' ich von weitem ein eisern Schwert.“ — „Nicht geraubt! Ehrlich gekauft haben wir die Blonde im Hafen von Dovera.“ — „Für teures, teures, ach teures Geld.“

„Iſt's wahr, Kleine?" fragte der Reiter, freundlich auf das Mädchen herabſchauend und ohne auf die beiden Jammerer weiter zu achten. „Es iſt," klagte dieſe, das Köpfchen leiſe ſenkend, aber ohne das leuchtende Auge von dem Erretter zu laſſen. „Mein Vater, ein freier Ceorl von mehr als fünf Hufen, geriet tief in die Schuld eines Juden zu York. Der ließ ſich den Vater, die Schweſter, mich in Knechtſchaft zuſprechen. Er führte uns nach Dovera. Dort wurden wir auseinander geriſſen, — verkauft an drei Käufer."

„Und wir beiden," fuhr Manaſſe fort, „wir haben erſtanden hier dies weiße Täubchen. Ihr findet Wohlgefallen an der Kleinen? Kein Wunder! Wäre gerade was für ſo einen ſchönen, ſtolzen Herrn." — „Kauft ſie uns ab, wie ſie daliegt unterm Tannenbaum!" — „Wir laſſen ſie billig." — „Brauchen wir ſie nicht noch zu ſchleppen auf den Markt und dort noch zu füttern." — „Sie iſt wohl ein ſüßer Biſſen: — ſeht nur, wie weiß der Nacken," näſelte er ſüßlich.

„Schweig, Hund von einem Juden. Gewiß, ſie wäre eine gute Gürtelmaid für meine liebe Ehefrau Friedrun.. " Da ſchoß dunkles, heißes Rot in das bleiche Antlitz des Mädchens: die langen goldnen Wimpern ſenkten ſich: ſie ſah dem Retter nicht mehr in das wohlgebildete und von edlem, gütigem Ausdruck verſchönte Antlitz, das dunkelbraunes Haar, aus dem Helme flutend, umwogte.

„Aber ich muß — nach einem Auftrag für den Grafen von Rouen — als Geſandter des Königs ſchleunig an den Hof der Goten nach Toledo. So kann ich ſelbſt, liebe Kleine, nicht weiter für dich ſorgen. Doch ſollſt du mir wahrlich nicht hier am Wege verſchmachten, du holdes Geſchöpf . . ." Da errötete ſie noch viel tiefer und ſchloß beide Augen. „Und nicht ſchnöden Gelüſten verfallen.

Hier, trink, du Arme" — und er hielt ihr die Feldflasche an den Mund, die er hinter sich auf den Sattel geschnallt trug — „trink." Und er sprang ab und hob sie auf, seine Haare streiften ihre Stirn.

Nun schlug sie die wunderschönen Augen wieder auf, wieder traf ihn der dankbegeisterte Blick. „Dein Heil, o hoher Herr! Und deiner Gattin! Und der heilige Augustinus schütze dein edles Haupt für und für. Und ich will für dich beten jeden Abend und jeden Morgen." Sie trank lang und gab ihm das Gefäß zurück.

„Schad' um diese Knospe!" dachte er. „Welch' rauhe Hand mag sie brechen? — Steig' ab, Manno, hebe die Jungfrau auf deinen Braunen und führe sie — sicher! — bis auf den Markt zu Saint-Denis: — dann reite uns eilig nach. Wir erwarten dich in Rouen. Lebwohl, du viel liebes Kind. Und alle Heiligen mögen dich beschützen."

„Herr," rief sie ihm nach, „dein werd' ich dankbar denken bis zum letzten Hauch!" — Thränen stürzten aus ihren Augen: sie erhob sich auf die Knie und sah ihm nach. Und als sie ihn so nicht mehr erblicken konnte, stand sie vollends auf und spähte ihm nach, auf die Zehen gereckt, bis die dichten Waldbäume sie auch seine Helmspitze nicht mehr erschauen ließen.

VII.

Am Abend dieses Tages stürmte in Vannings Gemach im Palatium Ebroin. Sein Antlitz glühte, heißes Rot und fahle Blässe wechselten jäh.

„Um Gott," rief Vanning, aufspringend von seinem

Abendwein. — „Hilf, Sankt Martin! Ebroin, was ist dir?“ — „Vanning, Freund, Bruder! Hilf mir! Steh' mir bei. Es gilt mehr, weit mehr als mein Leben. Gieb mir ....“ — „Mein Blut für dich, mein Herzblut!“ — „Nein! Geld! Sehr viel Geld, unsinnig viel Geld!“ — „Wieviel?“ — „Viertausend Solidi.“ — „Du rasest! Wofür?“ — „Für ein Weib! Was sag' ich? Für einen Seraph! Nein doch, für eine der Elbinnen, der berückend schönen, Wahnsinn des Verlangens entzündenden, von denen der alte Thiemo Wunder erzählte.“ — „Und der Muntwalt fordert so hohen Brautschatz?“ — „Nichts Muntwalt! Ihr Herr, ihres Leibes Eigentümer ....“ — „Ebroin! Eine unfreie Magd!“ — „Nein! Sie ist frei geboren! In Schuldknechtschaft verkauft! Ich sah sie — ich sprach sie kurz — vor der Basilika des Heiligen liegt sie — in Lumpen gehüllt — auf den Steinstufen. Ich muß sie haben! Nein doch!“ er stampfte mit dem Fuß auf den Estrich. „Nicht das ist's, was mich treibt! — obwohl ich, seit ich sie gesehen, nichts mehr, nichts sehe als ihren holden Reiz, die sanfte Anmut ihrer Züge! Aber nein! Frei kaufen muß ich sie. Erretten vor dem Scheußlichsten!“

„Kaufen: — eben für dich!“ meinte Vanning, gutmütig lächelnd. „Nein! Bei meiner Treu! Ich lasse sie frei, sowie sie mein. Ich bringe sie zu meiner Mutter. Verflucht sei meine Hand, rühre ich sie an, bis sie sich freiwillig als Braut mir verlobt!“ — „Das ist mein Ebroin! Wie heißt sie?“ — „Ach, ich vergaß zu fragen, in ihrem Anblick, ihre Not versunken! Aber Eile, Eile drängt. Denke nur, der Freigelassene des Apronius zu Soissons ...“ — „Pfui, des alten Wüstlings, des scheußlichen Greises, der in seinen siebzig Jahren sich siebzig Buhlen hält?“ — „Hat bereits Hand auf sie gelegt. Heute Nacht noch trifft sein Patronus von Epinay her ein. Der

unermeßlich Reiche bezahlt leicht das Doppelte. Mit Mühe setzte ich's bei ihren Verkäufern durch, daß sie bis morgen um die sechste Stunde warten wollen: bring' ich bis dahin das Geld, soll ich die Vorhand haben."

„Aber! Bis morgen Mittag! Diese Summe! Ich — ich habe nicht hundert Solidi hier. Gern wollt' ich — denn ich sehe ja, dich verzehrt die Glut, mehr noch die Angst! — mein ganzes Vatererbe drum verkaufen: — aber das dauert Wochen und reicht noch lange nicht." — „Und meine arme Scholle noch viel weniger!" — „Geh' doch zu den reichen Kaufleuten auf der Messe hier, den Juden aus Paris, zu Simon, zu Marcus, zu Hamann auf dem Markte." — „Bin bei allen gewesen. Sie lachten! Wie werden sie denn dem bettelarmen Grafen von Agen, aus dem vielleicht einmal in vielen Jahren was Reicheres werden kann, Geld leihen!" — „Und . . . . ich rat' es ungern! — dein neuer Freund und Bundesbruder Leodegar? Der hat immer Geld wie Heu: — er selbst, sein Oheim, seine Kirche!" — „Ich war bei ihm — zu allererst! Er ist nicht zu finden — soll im Palatium in Paris sein. Ach, ich sehe keine Hilfe! Ich muß diese Perle zertreten lassen von jenem Scheusal!" Und er warf sich ächzend auf einen Stuhl.

Aber gleich sprang er wieder auf.

„Nein," schrie er, „das nicht. Das soll ihr Los nicht sein. Ich dachte daran, sie mit Gewalt zu befreien. Ganz unmöglich! Der Markt ist in beiden Zugängen mit Ketten abgesperrt: der Graf von Paris, Leodegars Nachfolger, der die reichen Marktzölle erhebt und mit seinem Kopfe für den Marktfrieden haftet, hat beide Zugänge mit je hundert Speeren besetzt. Unmöglich also! Aber Apronius soll sie nicht besudeln mit seinen Händen. Ich reite ihm entgegen in den Wald von Epinay, durch den muß er in wenigen

Stunden. Ich fordre ihn zum Kampf und schlag' ihn tot." — „Der wird sich dir stellen! — Und wenn?" entgegnete Vanning. „Und was dann? Dann bist du nicht um einen Solidus reicher und statt des einen Wüstlings kauft sie nach der sechsten Stunde ein andrer. Das hilft dir nicht. Geld mußt du haben." Da blitzte Ebroins Auge plötzlich auf, unheimlich ward der Ausdruck seiner Züge. „Recht hast du, Freund. Aber einen furchtbaren Rat hast du — ohne es zu ahnen! — in meine Seele geblasen, in mein tobend, rasend, wahnsinnig Gehirn. Tot zu schlagen den Käufer ist nicht nötig! Und hilft nicht! Aber, Vanning, hasse mich, verachte mich — aber sein Geld! — Ich weiß, er führt es mit sich: der Freigelassene prahlte damit — sein Geld nehm' ich ihm ab im finstern Walde, jage hierher zurück und kaufe sie nach Sonnenaufgang frei — mit seinem Gelde!" — „Ebroin! Das ist . . . ." — „Straßenraub. Ich weiß. Darauf steht Friedlosigkeit, ja das Schwert. Aber Raub entehrt nicht, wie Diebstahl! Ich thu's! Ich muß! Ich kann nicht anders. Leb' wohl, Vanning. Vergiß mich." „Im Gegenteil," rief der und griff nach Helm und Schwert. „Ich begleite dich. Der Alte reist doch nicht allein. Du brauchst einen Helfer."

VIII.

Der Wald von Epinay-sur-Orge war von Untergehölz und Gebüsch so dicht durchwachsen, daß kaum die alte breite Römerstraße, die, von Soissons her nach Paris führend, ihn durchzog, genügend frei gehalten werden mochte.

In dieser nebligen Oktobernacht drang der halb volle Mond kaum durch die hohen Wipfel der hart nebeneinander ragenden düstern Ulmen und der breitästigen Eschen: das welke Laub fiel geräuschlos bei jedem leisen Windhauch auf die Helme, auf die Schultern, auf die Pferde der beiden Reiter, die, im dichten Buschicht, hart an dem südlichen Ausgang des schmalen Brückleins über den kleinen Waldbach hielten, der von Osten her seinen Weg in die Seine suchte.

Der dicke Nebel verstattete kaum den Blick über die kurze Brücke hin: — was nördlich derselben lag oder daher kam, entzog sich der Wahrnehmung völlig.

„Es dauert lang, allzulang!“ sprach Ebroin ungeduldig. „Soll ich rechtzeitig eintreffen, haben wir, nachdem es geschehen, mehr als zwei Stunden scharf zu reiten. Laß uns ihnen lieber noch ein Stück entgegentraben, die Sache früher zu vollenden ....“ — „Und vor lauter Ungeduld den Platz hier verlassen, den wir weislich gewählt? Nein! Hier, auf der engen Brücke, können sie uns nicht entwischen, kann zumal der den Geldsack trägt, nicht damit ins Land, in den Nebel, in die Nacht hinaus jagen. Auch nützt ihnen in solchem Gedräng am wenigsten die Übermacht, die sie sicher haben werden.“ — „Fürchtest du sie, so laß mich allein.“ — „Das hab' ich nicht verdient.“ — „Verzeih', vergieb! — Ich bin nicht ganz ....“ — „Bei Sinnen, seit du sie gesehen. Jawohl! Aber ich begreif's, nachdem auch ich sie im Vorbeireiten erschaut, die rührende, zarte Gestalt, in ihren ärmlichen Fetzen vor der Kirchenthüre knieend und die wunderbaren Augen im Gebet gen Himmel gerichtet. Aus eitel Mitleid schon reut es mich nicht, dir zu helfen.“ — „Still! Horch! Ich meine, ich höre Geräusch, dort, jenseit der Brücke.“ — „Ja. Aber das sind nicht Hufschläge. Es knackte in den Büschen: —

es war wohl ein Wolf, der nächtlich streifend durch das Dickicht brach: — jawohl. Da heult er in der Ferne." Eine Weile schwiegen beide. — „Aber jetzt! War das nicht ein Lachen?"

„Jawohl! Aber die Eule war's, dort, in dem Ulmenwipfel. Da streicht sie ab: der Mond wirft den Schatten ihrer breiten Flügel auf die Straße. — Doch nun, horch auf. Ja, das sind Hufschläge. Zähle! O weh, Freund, das sind gar viele Pferde. Der Vorsichtige hat sich Geleitspeere bezahlt beim Grafen von Paris. Drei — Sechs — Neun — Zwölf."

„Und wären's hundert — drauf!" Und er band das schwarze Tuch, das nur die Augen durch zwei Löcher blicken ließ, über den Ohren fester und riß das Schwert unter dem braunen Mantel hervor; Vanning, ebenfalls verlarvt, that desgleichen; sie hatten die langen Speere nicht mitgenommen zu dem erforderlichen Ringen um das Geld — Mann an Mann.

Nun tauchten nördlich der Brücke zahlreiche dunkle Schatten auf; an der Spitze ritten zwei Vollgewaffnete.

„Eh, Hartbrand: Wolf und Eule: — was ist das für Angang?" — „Der Wolf, Willfried, rannte gegen uns: — übeler. Die Eule bäumte zur Rechten auf: — guter!" — „So hebt sich's. — Sieh! Da kommt ein Steg, ganz schmal! Wie eine Mausefalle. „Halt," rief er laut, nach hinten sich wendend, die Hand hoch erhebend. „Schritt! Ganz langsam. Eine Brücke! Langsam sag' ich." „Langsam," wiederholte sein Nebenmann und beide drehten sich auf ihren Sätteln mahnend nach rückwärts.

Diesen Augenblick benutzten die Freunde: ohne Wort oder Ruf sprengten sie überraschend gegen die beiden Wegführer an: der eine fiel vom Sattel, der andre hielt sich mühsam an der Mähne in der Schwebe: die nächsten beiden

Reiter waren unbewaffnete Knechte: schreiend drückten sie sich zu beiden Seiten an das Brückengeländer: nunmehr kam ein Freigelassener: er zückte den Speer gegen Ebroin: Vanning schlug ihm die Waffe aus der Hand, daß sie weit über das Brückengeländer ins Wasser flog.

„Apronius!" schrie nun Ebroin den nächsten Reiter auf reich gezäumtem Maultier an, „gieb dein Geld. . . . Dann geschieht dir nichts! Wo ist der Geldsack!" Und er hob das Schwert gegen sein Antlitz. „O — ah — Erbarmen! — Ich . . . ich führe ja kein Geld mit," rief der Alte, „Friede! Friede!" zog aber zugleich einen langen Dolch aus dem Gürtel.

„Hier ist der Sack!" rief Vanning und griff nach einem schweren Lederschlauch, der mit einem Riemen quer über den Rücken eines ledig gehenden Esels gebunden war. Er durchschnitt mit scharfem Hieb den Riemen und riß — nicht ohne Anstrengung und Zeitverlust — die schwere Last auf den Hals seines Rosses. „Ich hab' ihn! Zurück! Nach Hause!"

Aber mittlerweile hatten sich die beiden germanischen Wegführer aufgerafft: beide drangen zu Fuß auf Ebroin ein, der sich ihrer mit Mühe erwehrte.

„Halt ihm den Gaul am Zügel, Willfried. Laß ihn nicht von der Stelle." — „Hab' ihn schon." Und Ebroin war festgebannt auf der Brücke, auf deren Nordseite nun noch drei gewaffnete Geleitsreiter eintrafen, die vorwärts drängten. Vanning kam dem Freunde zu Hilfe: mit der Zügelhand zugleich den Ledersack auf den Sattel vor sich drückend, rannte er den Mann über den Haufen, der Ebroins Hengst am Zaume hielt.

Aber da blitzte im Mondschein etwas über Vannings vorgebeugtem Nacken: es war der Dolch, den Apronius zu tödlichem Stoß über dem Ahnungslosen zückte. „Ah,

gieb acht!" schrie Ebroin. Jedoch Vanning konnte nicht wahrnehmen, was ihn von hinten bedrohte: er schien verloren: — da stieß Ebroin dem Alten das Schwert in die Kehle: — lautlos stürzte der aus dem Sattel.

„Mord! Mord!" klagten seine Sklaven.

„Nieder, du Mörder!" rief der noch aufrecht stehende Germane vorn und schwang die Streitaxt gegen Ebroin. Vanning ersah's und spaltete ihm Sturmhaube und Stirn mit einem sausenden Schwerthieb. „Jetzt aber rasch, rasch davon! Was starrst du vor dich?" rief er Ebroin zu, der auf des toten Greises verzerrtes Antlitz niedersah, das im bleichen Mondlicht von der Erde auf zu ihm emporzudräuen schien. „Zurück! Rasch!"

Und er gab dem Pferd Ebroins mit der flachen Klinge einen Schlag auf den Hinterbug — weitaus griff der Rappe; beider Rosse Hufschläge donnerten über die Brücke zurück, bald auf der harten Straße: schon hatte sie der dichte Nebel verschlungen: die Begleiter des sterbenden Römers waren um ihn voll beschäftigt.

„Blut! Raub! Mord!" rief Ebroin gegen den schweigenden Himmel hinan. „O du Vielholde! Teuer bist du erkauft!"

Zwei Stunden darauf sprengten, von Staub und Schmutz der Straße die Rosse und die Mäntel über und über bedeckt, die raschen Reiter auf den Marktplatz von Saint-Denis.

Die beiden Sklavenhändler und ihre lebendige Waare bedeckten noch dicht die Stufen der Basilika; aber der Platz oben auf der Estrade hart vor der Thüre, wo die feine Gestalt der Angelsächsin gekniet hatte, war leer.

Ebroin sah's: „Sie wird drinnen — in der Kirche — beten!" sagte er, sich selbst beschwichtigend: denn das Herz

drohte ihm zu stocken. „Hier, Jude," rief er, auf den Ledersack deutend, den Vanning vor sich auf dem Sattel trug. „Hier das Geld — und mehr als du verlangt! Wo ist die Jungfrau?" „Wer weiß, ob sie das noch ist?" grinste der Jüngere. Ebroin hatte nicht verstanden: er wandte sich an den Alten. „Wo . . . wo ist das Mädchen?" — „Wie soll ich wissen? Wo wird sie sein? Wohin sie hat gebracht ihr Herr!" — „Ihr Herr? Du bist ihr Herr." — „Gewesen. Ist sie doch verkauft!" „Was?" schrie Ebroin, „verkauft. Du Schuft: — noch ist die sechste Stunde nicht voll." „Mag sein. Aber der Preis, den hat geboten der andre," fiel Mardochai ein, „der war voll. Hat er doch geboten tausend Solidi mehr als wir verlangten."

Ebroin versagte die Sprache: er starrte lautlos vor sich hin. „Und wer — wer ist der Käufer?" fragte Vanning, sein Pferd dicht herantreibend. „Weiß ich's? Ist mir ganz gleich." „Wer . . . wer . . .?" stammelte Ebroin leichenblaß. — „Nu, was soll'n wer's nicht sagen dem jungen Herrn, will er's gar so gern wissen? Vielleicht verkauft sie ihm der andre zurück — das heißt: nach ein paar Wochen. Ist gewesen ein stolzer, stattlicher Herr. In kostbarem schwarzem Gewand: ein schwarzseiden Mantelchen. Hat er nur eine Hand. Und sein Säckelmeister hat ihn genannt: Herr Archidiakon Leodegar."

Da schrie Ebroin laut auf und stürzte besinnungslos vom Pferd auf das Pflaster des Marktes.

IX.

Viele Wochen darauf — der Schnee lag auf den entblätterten Platanen der Gärten zu Paris — saß in einem dunkel verhangenen kleinen Schlafgemach des Palatiums dort am Bett eines Kranken eine sorgsame, angstvolle Pflegerin: sie träufte ihm aus einer flachen Phiale dunkle Tropfen auf die brennenden Lippen.

„Dank, Mutter, Dank!" hauchte er, ihre Hand streichelnd. „Dank für all' deine Sorge. Zum zweitenmal schuld' ich dir mein Leben." — „Gott dem Herrn dankst du die Genesung, mein Ebroin. Ach, als ich vor Monatsfrist über diese Schwelle trat — mit dem treuen Vanning . . ." — „Wo ist er? Wo . . .? Ich will ihm danken!" — „Verschwunden! Spurlos verschwunden ist er, sobald er mich an dieses Bett gebracht hatte. Er kam mir schon unterwegs so seltsam vor — wie nicht recht bei Sinnen. Er stammelte wirre Worte, — schalt sich einen argen Sünder, sprach von Blutschuld, Raub, Reue, Buße . . ." „Ah," seufzte der Kranke tief auf. Auch er — auch seine Seele hab' ich . . .! Und umsonst, umsonst." Und er barg das glühende Antlitz in den Kissen.

„Was ihn nur so quälen mag?" dachte die Mutter. „Rätselhaft waren die Worte, die er im Fieber raunte Tag und Nacht! — Komm, mein Kind, beruhige dich." Und sie strich ihm mit einem essiggetränkten Linnentuch über die heiße Stirn. „Du sollst dich nicht aufregen durch die eigenen Gedanken, riet der gute Arzt. Wie mag ein Jude nur so gütevoll sein! Schlafen sollst du oder beten!"

„Ja, wer das könnte! Im Schlafen träum' ich alles nochmal. Im Beten fluch' ich Gott und mir und . . . ihm."

„Du sollst deine Feinde segnen, nicht ihnen fluchen,

Kind. Als ich dich damals im Fieber tobend fand, — Hirnfieber, sagte der alte Zacharias — da schien wenig Hoffnung, daß du . . ." — „O wär' ich doch gestorben!" — „Sprich nicht so. Gott hat noch Großes mit dir vor. Sonst hätte er dich nicht wie durch ein Wunder hergestellt. Und du wärst in deinen Sünden dahingefahren — ohne Beichte, ohne . . ." — „Beichte! Ja, Mutter, du hast recht. Beichten! Das wird mich erleichtern, mehr kühlen, mehr als der Kühltrank des Arztes. Beichten! Aber nicht den Priestern! Dir, liebe Mutter, dir will ich beichten, das schwere Gewissen zu entlasten. Du sollst alles wissen und dann mich . . . verdammen, mich verlassen!" „Mein wilder Bub," sprach sie, seine Wangen liebkosend. „Ja, sprich! Schütte dich aus. Wie weiland der Knabe gethan, wann er mir auf meinem Schos seine kleinen Leiden und Schmerzen, seinen Zorn geklagt über Verunrechtung durch die Seniores, durch Leodegar."

„Leodegar!" schrie der Kranke und fuhr in die Höhe. „Er sei . . .! Aber nein, erst soll die Mutter alles hören. Ach, dein Bub ist nicht mehr das wilde, heiße, aber brave Herz, frei von Schuld. Ich bin . . .! Ich kann's nicht sagen, was ich geworden bin. Höre! Ganz nahe dein Gesicht, dein Ohr an mein Kopfkissen! Ich kann's nicht laut sagen."

Und die alte Frau schob sich nun eng heran, er umschlang ihren Hals mit beiden Händen und erzählte ihr, — unter vielem Stocken und Seufzen — ohne sich zu schonen, alle Vorgänge jener Nacht und jenes Morgens.

Wohl zuckte die fromme Frau zuweilen zusammen vor Grauen, aber sie bezwang ihr Entsetzen, des Kranken zu schonen: auch wich die Entrüstung in dem Mutterherzen gar bald dem Mitleid. „Nun," schloß er, sie freigebend und erschöpft auf das Lager zurücksinkend, „nun weißt du

alles, Mutter. Jetzt schüttle den Staub von deinen Schuhen, verlaß das wohlverdiente Schmerzenslager des Räubers. des Blutbefleckten . . ." — „O nein, mein Sohn! Jetzt gehör' ich erst recht an deine Seite, jetzt, da deine Seele mehr leidet als dein armes Gehirn. Unabläſſig will ich für dich beten. Und daß du dem Priester beichtest, dazu dräng' ich dich nicht, so tief mich dein Unglaube schmerzt: seine Lossprechung würde dich ja nicht trösten und sie würde dem Ungläubigen gar nicht werden. Auch ich, deine Mutter, spreche dich noch nicht frei: noch nicht! Erst sollst du, da dich Gott in seiner Gnade genesen ließ, durch ein wackres Leben zeigen, daß du solche Gnade verdienst: du sollst Gutes thun, Großes verrichten mit den Gaben deines von Gott geschenkten Geistes, Gutes und Großes wirken an diesem deinem Volk der Franken, zumal an den Armen und Elenden, denen deine Eltern und du selbst solang angehört haben, du sollst ein Wohlthäter, ein Erretter werden der Bedrückten. Dann, bist du das geworden, dann wird dich der Segen von Tausenden freisprechen von der Schuld jener raschen That. Und auch deine Mutter. denn die beste Buße ist das Bessermachen."

„Die beste Buße ist das Bessermachen!" rief der Kranke und Thränen weicher Rührung traten in seine Augen. „Ein goldig Wort! Ich will's befolgen. Aber siehst du, Mutter, dein Wunsch, ich möge die Liebe zum Weibe kennen lernen, — ach, er ist mir nicht zum Heil, zum Unheil in Erfüllung gegangen. Und doch! Daß ich sie nur sehen durfte, hat mein ganzes Leben mit Sonnenglanz erfüllt: von dieser Erinnerung will ich zehren bis ans Ende. — Wo mag sie sein? Was mag aus ihr geworden sein? Leodegars Gemahlin! Aber ob er das wollen wird? Ob der Gewaltthätige nicht . . .? Er ist Priester. Zwar darf er mit des Bischofs, mit des Papstes

Verstattung die Ehe schließen . . ." — „Mein armer Sohn! Den Trost muß ich dir nehmen. Er kann nicht die Ehe schließen. Er ist einstweilen Bischof geworden, Bischof von Autun."

„Er steigt rasch," seufzte Ebroin. „Und ich . . ."

„Auch du bist gestiegen" — (es reizt ihn wieder das Weltliche, Gott sei Dank! dachte die Mutter). „Schau her: Vanning erzählte, als er dich, den Bewußtlosen, in dies Gemach geschafft, habe er diese Charta vorgefunden. Der König hat dich — der alte Waltharich ist gestorben — zu seinem Mariskalk ernannt. Hier, lies." Eifrig griff Ebroin nach der Rolle. „Ah, am Tage vor dem Raub, vor der Blutschuld! Und in diesem Amte hätte man mir das Geld geliehen! Grausame Unvernunft des Zufalls! Aber der Mariskalk hat den Heerbefehl über die ganze Reiterei des Palastes. Das ist Macht, Waffengewalt: — das ist der Weg zu höchsten Heldenehren. O Mutter, Mutter! Die erste Freude wieder! Und du, du hast sie verkündet. Sie thut mir wohl, ich fühl's. Die beste Arzenei! Komm, bitte — hilf mir — langsam aus dem Bett. Ich will, ich muß aufstehen, — der Mariskalk muß zu Roß!"

X.

In der gleichen Stunde schritt in das Schreibgemach des Bischofs von Autun dessen Bruder Gairin, der Graf von Tours.

Staunend blieb der Eintretende am Eingang stehen, sich in dem weiten Raum umsehend: „Nun, hochehrwürdiger Herr Bruder," begann er, „meinen Glückwunsch!

Glück zu allem, was du in diesen Monaten unserer Trennung geschafft, erreicht, vollendet hast. Auch zu diesen Veränderungen hier im Bischofsbau! Ich kenne ihn ja von früher. Aber welche Pracht, welcher Schmuck, welcher Geschmack, welch' Kunstverständnis! Ich sah's mit Staunen, Schritt für Schritt, von den Thorflügeln, von dem Atrium an bis hierher in dein Geheimgemach: — das ist die Krone des Ganzen. Römische Reliefs — griechische Vasen! — Was seh' ich? Eine nackte Marmorgöttin! Ei, ei, Herr Bischof!"

Langsam erhob sich Leodegar von den purpurfarbenen Kissen des Pfühls, auf dem liegend er gelesen hatte: er ließ eine Urkunde in das kostbare Bronzebecken gleiten, das neben dem Kopfende stand und zahlreiche Pergamente enthielt; sein dunkelrotes Hausgewand aus feinster friesischer Wolle war an Halsöffnung, Ärmeln und Saum reich, aber geschmackvoll, nicht überladen, mit Gold gestickt. Glänzende römische Kameen hielten, in goldene Spangen gefaßt, die weißen Sandalen über dem feinen Knöchel zusammen. Der Bischofsring am vierten Finger seiner Hand trug einen bärtigen Kopf, den er für Sankt Petrus ausgab, aber er wußte, es war ein Poseidon.

Alle seine Regungen und das Spiel seiner Mienen waren noch viel mehr als früher berechnet, bemessen, salbungsvoll. Langsam und würdereich war denn auch die leise Bewegung, mit der er dem Bruder die Hand hinhielt, — nicht gar weit sie entgegenreckend: „Willkommen," sprach er, den zierlich geschnittenen, schmallippigen Mund kaum zu einem Flüstern öffnend, „im Namen des Herrn!" Gairin stutzte: dann lachte er: „Na höre, alter Genoß im Dienste von Bacchus und Venus: jetzt, — hier, — mit dem Bruder allein, — brauchst du nicht so feierlich... Komödie zu spielen." „Ist nicht Komödie gespielt," ent-

gegnete Leodegar, immer gleich sanft und gleich verhalten. „Es darf nicht Komödie sein, es muß zweite Natur werden. Eben deshalb," und nun lächelte er mit überlegener Ironie, „muß ich stets in der Übung bleiben." „Nun, meinetwegen. Mir wär's zu langweilig. Aber mir kann's recht sein, ich muß es ja nicht mitmachen. Ich eile hierher aus meiner Grafschaft, dir zu danken: denn du doch gewiß hast bei dem König durchgesetzt, daß mir — trotz meiner jungen Jahre! — das ehrwürdige Amt des Seniskalk am Hof verliehen wurde? Nicht?" — „Es mag wohl sein!" — „Dann Dank dir, Bruder." — „Keine Ursach. Hab's nicht um deinetwillen gethan. Aber bitte, setze dich — ich muß dir darüber — und von noch anderem! — vieles sagen. Du bist erschöpft von der Reise. Bevor wir zur Tafel schreiten — ich habe täglich gegen hundert Gäste — eine Erfrischung."

Er trat an die Wand, von dunkelrotem rätischem Marmor getäfelt: da war unter einem neuen silbernen Kreuz ein alter goldener Adler angebracht, der noch den Donnerkeil des Zeus in den Fängen trug: er drückte leise auf den heidnischen Blitzstrahl: — draußen erklang ein silberheller Ton: zwei Akoluten glitten geräuschlos durch eine unsichtbar in die Nebenwand eingefügte Pforte und neigten in stummer Demut die glattgeschornen Häupter.

Kaum vernehmbar, so leise, befahl der Bischof: „Den Wein aus den römischen Vignen Sankt Pauli. Und die korinthischen Becher. Und Pfirsiche aus dem Warmhaus des Klostergartens."

So geräuschlos wie sie gekommen, verschwanden die Aufwärter; mit unbegreiflicher Schnelligkeit brachten sie das Befohlene, setzten es auf den Rundtisch von grünem Malachit und glitten hinweg wie schwarze Schatten. Der Wirt winkte dem Gast, sich zu setzen; der bekam so die

Marmorstatue voll zu schauen. „Ein entzückendes Weib! Höre, Bruder! Zur Enthaltung verurteilt sein und immer dieses Geschöpf vor sich haben . . . ." — „Die? Die ist ja von Stein. — Übrigens geloben wir nur Ehelosigkeit." — „Wo hast du die Statue her?" — „Aus Arles. Dort hatte sie ein dummer Bischof — es giebt auch solche! — zerschlagen wollen, hatte auch schon angefangen — du siehst, die Arme fehlen. Zufällig kam mein Capellanus dazu, verhütete die Vollendung der Barbarei und erbot sich, ‚das heidnische Scheusal' dem frommen Gottesmann aus den Augen zu schaffen: — der gab sie mit Freuden: — ohne Entgelt! Der Esel! Der verstümmelte Rumpf ist noch mehr wert als alle Kirchen von Arles samt ihren toten Reliquien und lebenden Priestern. Schau, was meine Erholung ist zwischen dem Messelesen und den vielen Rechtshändeln des Bistums": und er öffnete den Deckel eines prachtvollen antiken Sarkophags, griff hinein und hob einen aus weißem Marmor gemeißelten nackten Frauenarm hervor: „Ich muß doch dem schönen Weib die Arme wieder geben. Desto uneigennütziger von mir, da sie mich nie in diese Arme schließen wird. Oheim Dedo, dem ich ja all' meine Bildung wie in Wissenschaft, so in Kunst und Kunstgewerk verdanke, hat den linken zu ergänzen übernommen. Wollen sehen," lächelte er, „wer's naturgetreuer machen wird. Freilich, der Ohm hat längere Erfahrungen . . ."

„Aber der Neffe frischere," lachte Gairin. „Ei, wie köstlich munden diese Pfirsiche." — „Ja! Persien hat der Herr gesegnet, obwohl es nicht an ihn glaubt. Im frommen Gallien gedeihen sie nicht so gut. Wie ungerecht von den Heiligen!" „Was ist aber das?" forschte der Seniskalk neugierig. „Eine Art Brettspiel? Allein mit gar verschiedenen Gestalten besetzt. Nie hab' ich das gesehen."

— „Glaub's wohl! Ist noch im Abendlande nicht bekannt. Der Ohm lernte es tief in Asien von einem indischen Fürsten und brachte mir die elfenbeinernen schwarzen und weißen Männlein mit . . . .“ — „Aber da sind auch zwei Weiblein.“ — „Die Königinnen! Auf die kommt das meiste an. Der Ohm lehrte mich das Spiel: das königliche oder das mit den Königen heißt es: — 's ist fein, aber schwer. — Jedoch nun zu deinem neuen Amt. Morgen schon gehst du mir nach Paris an den Hof.“

„Morgen schon! Ich wollte . . . .“ — „Du willst, was ich will — für uns beide wollen muß. Vernimm! Zwar hab' ich auch nach dem frühen Tod der Königin Nantechild, meiner mütterlichen Gönnerin . . . .“ — „Na höre! Ja so: . . . du darfst nicht aus der Übung fallen!“ — „Bis vor kurzem den jungen König Chlodovech völlig beherrscht: — ich sollte ja für seine Seele wie für sein Reich sorgen: so hatte sie mir ihn, wie ein heilig Vermächtnis empfehlend, hinterlassen.“ „Ihrem Buhlen den Sohn!“ lachte Gairin. „Ich habe denn auch für beides gesorgt,“ lächelte Leodegar, und diesmal wär das sonst so feine Lächeln sehr cynisch. „Seine Königsmacht hab' ich nach Kräften eingeschränkt durch allerlei Zugeständnisse an die heilige Kirche und an den Weltadel . . . .“ „Sehr vernünftig!“ unterbrach der Bruder nach einem tiefen Trunk. „Höre du, dein Wein ist stark!“ — „Bah, ich bin doch stärker. — Denn hier drohte eine Gefahr, die ich gerade noch zu rechter Zeit entdeckte, sie abwenden zu können. Denke dir nur, dieser heißblütige Ebroin . . . .“ — „Verschling' ihn die Hölle!“

„Ja, vielleicht muß sie das einmal ganz geschwind! . . . Hat den richtigen Gedanken gefaßt, das ‚Heil des Frankenstaats‘ — das ist nämlich sein höchstes Ziel . . . —“ — „Der Thor! Was hat er davon?“ — „Verlangt

die Stärkung des Königtums. Und zwar zu wessen Vorteil? Zum Besten der kleinen Freien." — „Natürlich! Der Ackerersohn! Der Knecht!" — „Und woher die Mittel nehmen, Krone und Bauern zu kräftigen?" „Nun?" rief Gairin und hielt vor Staunen den Pfirsich vor dem offenen Mund. „Der Kirche und dem Adel Reichtum und Rechte schmälern!" — „Der Kerl ist ja toll!" — „O nein. Er ist sehr klug. Und hat ganz recht."

„Wie? Was? Hin muß er werden! Ich stech' ihn über den Haufen!" „Ja, ja! Aber erst später. Erst muß er — ich kann's ja nicht," stöhnte er bitter, an seine rechte Schulter langend, „ich elender Krüppel — erst muß Er mir Austrasien erobern: Er kann's, er ist der Mann dazu: — auch jenen klugen Arnulfingen meistert er, so mein' ich. Dann aber fällt er rasch . . ." „Oh," lachte der Bruder, „und dann herrscht der Bischof von Autun über alle drei Reiche." — „Nicht unmittelbar — der Bischof kann ja nicht Majordomus werden! Majordomus über das ganze Reich wirst du, Bruder Gairin." „Ah so!" rief der und riß die Augen auf. „Ich befrage dich dann in allen Dingen." „Das wird vielleicht nicht schaden," lächelten die schmalen Lippen. „Aber soweit sind wir noch lange nicht. Vor allem mußt du die Gunst des Königs gewinnen. Deshalb fort mit dir aus dem fernen Tours und an den Hof! Denn — leider! — Der biedre Praejectus hat Macht über ihn gewonnen, hat Ebroin als Mariskalk durchgesetzt: — bestürzt finde ich meinen Einfluß dort seit einiger Zeit schwinden. Der König zieht sich von mir zurück . . . ." „Das wäre!" rief Gairin erschrocken, „das darf nicht sein." — „Nein. Und deshalb muß etwas geschehen. Etwas ganz Neues und Entscheidendes. Zwar hatte ich mir den jungen Mann gefügig, zugethan gemacht durch das stärkste Bindemittel,

das Jünglinge fesselt." — „Nun?" — „Ei, das versteht sich doch: durch die Weiber. Er war wie eine Jungfrau, da ich ihn von seiner in Gott ruhenden Mutter geerbt hatte. Nun, das konnte doch nicht so bleiben. Ein Mann, ein Herrscher muß die Welt kennen. Zu der Welt gehören nun aber auch die Weiber . . . . ." — „Ich verstehe." — „Und das that lange gut. Aber nun versagt's. Das Bürschlein — ein echter Merowing! — ist unersättlich: — er wird's nicht lange treiben, fährt er in solchem Unmaß fort. Sind sie doch, diese Königsknaben, wie die Eintagsfliegen: von Knaben gezeugt, als Knaben schon Gatten, — schon vorher Väter! — siechen sie auch schon als Knaben dahin, kaum das volle Jünglingsalter erreichen sie. Geht das so fort, versiecht alsbald und verwelkt und stirbt rasch dahin das ganze Haus des markstrotzenden Chlodovech. Nun, uns kann's nur willkommen sein: über solche Schwächlinge — und für sie! — herrschen Bischof und Majordomus. Aber seit einiger Zeit folgt mir mein königlicher Schüler nicht mehr recht: er ist überdrüssig all' der Weiber, die er in seinen Villae über sein ganzes Reich verteilt hat. Er will was andres. So werd' ich ihn denn vermählen." — „Du, ist das nicht gefährlich? Seine Gemahlin . . ." — „Muß mir durchaus ergeben sein: — wie diese meine Hand. Sie muß mir die fehlende Rechte ersetzen." — „Und wird er ihrer nicht auch bald überdrüssig werden?" — „Sieh, sieh, Brüderlein. Hast zugenommen an Klugheit! Wohl durch Erfahrung? Du hättest recht, wenn nicht . . . ." Er griff wieder in den Sarkophag, dann aber hielt er inne.

„Nun, du stockst?"

„Wohl, du magst es wissen. Dein eigener Vorteil verbürgt dein Schweigen: sonst adé Majordomat, Gairine! Höre denn: ich habe ihm eine Königin ausgesucht, die ist

so zauber-, elfen-, engelschön, daß kein Mann jemals ihrer müde werden kann." — „Das wäre ein Wunder." — „Ja, sie ist aber auch ein Wunder. Schau her!"

Und er holte nun aus dem Sarkophag eine ovale Platte von feinstem Lindenholz, auf die ein Mädchenantlitz gemalt war und hielt es ihm überraschend vor die Augen.

Der sprang auf: „Gott des Himmels! Lebt dies Geschöpf?" — „Es lebt!" — „Kann man sie erringen? Ich muß sie haben!" — „Du? — Nein!" — „Doch, doch! Ich will! Wer ist ihr Vater, ihr Muntwalt?" — „Sie hat weder Vater noch Muntwalt." — „Wie so?" — „Sie ist eine Unfreie." — „Ah! Wer ist ihr Herr?" — „Der dies gemalt hat." — „Und wer, wer ist das?" — „Ich." — „Du, Bruder? Du, Glücksmensch! Aber du bist ja Bischof! — Gieb sie mir und nimm all' mein Gut." „Das wäre schlecht bezahlt für mich," lächelte Leodegar, „und ein schlechter Tausch für sie." — „Ich ahne!" — „Ziemlich spät." — „Sie soll . . .?"

„Sie soll König Chlodovechs Königin werden und ihn — für mich! — beherrschen. Denn sie ist ebenso klug, wie fromm, wie schön. Und das will viel sagen, nicht?" — „Dagegen ist ja deine Venus nichts! Wie kamst du zu dieser Göttin?" — „Ich kaufte sie." — „Wo?" — „Auf offenem Markt zu Saint-Denis: eine schuldverknechtete Angelsächsin. Als ich sie knieen sah vor der Kirchthüre, meinte ich, ein Engel Gottes, ein Seraph sei mir Sünder erschienen. Bald kamen mir minder fromme Gedanken. Ich erstand sie . . . sehr, sehr teuer." — „Gleichviel. Du Glücklicher!" Der Bischof schüttelte das kluge Haupt. „Nicht also, wie du wähnst. Schon wollte ich die Hand ausstrecken nach der süßen Frucht . . ." — „Nichts hätte mich abgehalten!" „Ja, dich!" meinte der Bruder ziem-

lich verächtlich, „aber mich durchzuckte rechtzeitig der Gedanke: das ist die Gesuchte! Das ist die richtige Königin von Neuster und Burgund. Führ' ich sie — nicht als meine Buhle! — führ' ich diese Jungfrau dem schwachen König zu, so ist er in meinen Händen für immerdar." — „Und so hast du sie . . .?" — „Vom Marktplatz weg, ungeküßt und unberührt, — ich glaub' auch, . . . sie ist maßlos fromm und übertrieben keusch, . . . sie hätte sich in die Seine gestürzt nach der ersten Umarmung! in das Nonnenkloster der heiligen Genoveva zu Paris gebracht. Dort malte ich in Gegenwart der Äbtissin ihr Bild. Das soll der König sehen. Dann . . ." — „Dann ist er ihr Eigen." — „Und mein Eigen." „Bruder," rief Gairin aufspringend, „du bist ein Meister! Ein Zauberer! Alle Menschen übermeisterst du. Sag', was ist das letzte Geheimnis deiner Allüberlegenheit?"

„Kann dir's wohl vertrauen," schmunzelte der Bischof, „denn du kannst es mir nicht nachmachen. Mein Geheimnis ist: — die alleräußerste Menschenverachtung." — „Leodegar!" — „Jawohl! Ich habe nicht umsonst Beichte gehört von Männern und Weibern so viele Jahre lang. Da lernt man sie — beide! — kennen und — beide! — verachten. Elende Selbstsucht ist aller Herzen Kern. Fasse sie an ihrer Lieblingsschwäche: — Eitelkeit, Goldgier, Wollust — Herrschsucht — und du beherrschest sie so sicher wie den Käfer, den du am Faden schwirren läßt. Aber zu dieser Verachtung muß ein anderes kommen." — „Nun?" — „Die äußerste Selbstsucht. Alle folgen diesem Trieb: so thu' auch du: aber nicht im kleinen: — im großen. Kein Mittel darfst du scheuen für deinen Zweck: kein gutes und kein — anderes." — „Und das Gewissen?"

„Mein's schweigt, seit Gott zuließ, daß ich ein Krüppel ward," sprach Leodegar ingrimmig mit zornfunkelnden

Augen. „Nun soll Gott die Folgen tragen. Er ist der Thäter meiner Thaten." „Das ist Gotteslästerung," rief Gairin erschrocken aufspringend. „Und die Hölle?" Nun erhob sich auch Leodegar langsam vom Stuhle: „Die Hölle?" Jetzt nahm das stechende Auge den schärfsten Ausdruck an: er preßte die schmalen Lippen entschlossen zusammen und furchte die Stirn, daß es schmerzte. „Die Hölle? Ja, Ebroin glaubt nicht daran: er glaubt, mit dem Tod ist alles aus." — „Aber du? Der Priester? Der Bischof. Du . . ." — „Ich glaube an die Hölle, leider! Aber ich glaube — nein, ich weiß, ich will's glauben!" — rief er mit leisem Erschauern — „man kann die Höllenstrafen ablösen durch Geschenke an die Heiligen. Das — dieser Glaube — ist der Anker, an den ich das Schiff meines Lebens gefestigt habe. Wehe mir, wenn er mir abrisse . . . Ich müßte verzweifeln." Er bebte leise, er erbleichte. Dann nach geraumer Weile, fuhr er fort: „Nun aber komm — die Gäste harren — zur Tafel!"

XI.

Alsbald ging durch die Reiche Neuster und Burgund die erfreuende Kunde, König Chlodovech werde sich mit einer überaus schönen und fast noch mehr frommen Jungfrau vermählen, die bisher in einem Kloster zu Paris als Laienschwester gelebt habe.

Erfreuend war die Nachricht, weil man hoffte, eine schöne Gattin werde den tiefgesunkenen, schon als Knabe arg verderbten Jüngling von jenen Ausschweifungen abhalten, die bereits in manches Haus seines Reiches Schmach und Unheil gebracht hatten.

Der Tag der Vermählung war gekommen.

Am frühen Morgen schon begab sich der Bischof von Autun mit großem Gefolge in das einsam in einer Vorstadt auf dem linken Seine-Ufer belegene Kloster.

Er staunte, die kostbaren Königsgewande, die der Bräutigam und er selbst der Braut für den Zug durch die Straßen, für die Trauung und das darauffolgende Hochzeitmahl als Geschenk gesandt hatte, sämtlich in dem Vorsaal zusammengepackt zu finden. „Aber!" fuhr er die greise Äbtissin an, die ihn ehrdienig an der Pforte begrüßt hatte. „Was ist das? Ist die Königin noch nicht angekleidet für das Fest. Es ist hohe Zeit!" „Hochehrwürdiger Herr Bischof," erwiderte die fromme Frau, „die Jungfrau weigert sich, diese Prunkgewande anzulegen. Sie hat befohlen, sie alle zusammen zu Gunsten der Armen, zum Loskauf von Unfreien, von Schuldgefangenen, zu verwenden." „Unsinn!" rief Leodegar stirnrunzelnd. „Ich will ihr . . .! Führe mich sofort zu ihr."

Er fand sie in ihrer schmalen Zelle in brünstigem Gebet auf den Knieen vor dem Wandmosaik, das in ungefügen Zügen das dornenbekrönte, blutüberströmte Antlitz Christi darstellte; sie trug das Gewand der „Religiosen": ein weißes Unterkleid, einen grauen Schleier, einen schwarzen Mantel, mit dem sie bei dem Eintritt hier ihre dürftigen Lumpen vertauscht hatte.

Sie erhob sich nun, sie wandte sich ihm zu: — Thränen glitten über ihre bleichen Wangen.

„Ah, ist das Weib schön!" sprach er zu sich. „Und diesem vertierten König, noch halb Knabe und schon Greis, sie in die Arme geben, — es ist, fürcht' ich, meine aller-, allerschwerste Sünde. Bah, auch sie, auch dies Geschöpf ist nur ein Mittel zum heiligen Zweck. — Was soll das, Kind?" begann er nun, halb mildväterlich, halb verweisend.

„Du verschmähest die Gaben deines königlichen Herrn? Von meinen bescheidenen zu schweigen!“ — „Ich danke ihm und dir. Doch einer Magd des höchsten Herrn, die ich sein und bleiben will mein Leben lang, ziemt solche Hoffart nicht. Nie, bis ich sterbe, trag' ich anderes Gewand als dieses. Ich hab's gelobt.“ „Das geht nicht,“ zürnte Leodegar. „Von dem Gelübde entbind' ich dich.“ „Wer entbindet die Seele, die nicht entbunden sein will?“ Und so entschlossen sahen nun die sanften blauen Augen auf ihn, daß er stutzte. „Sollte dieses schwache Rohr mir widerstehen wollen?“ dachte er. „Das wäre . . .! Übrigens . . . es wird stark wirken: auf den König, auf alle. Sie tritt gleich in den Glanz einer Heiligen: — dieser Glanz wird auch auf mich fallen. — — So sei es denn!“ sprach er. — „Aber nun, mein Kind, bald meine Königin, wiederhole ich dir: vergiß nie, was alles du mir zu danken hast.“ „Ich werd' es nie vergessen!“ sprach sie feierlich, griff nach seiner Hand und küßte sie. „Das darfst du nie mehr thun,“ rief er, die Hand zurückzuckend. „Warum nicht?“

„Weil . . . weil du nun bald meine Gebieterin! — Du warst meine Leibeigene, ich habe dich beschützt, Leib und Seele, vor Entweihung . . .“ „Das nun zwar nicht,“ entgegnete sie ruhig. „Wie so? Du weißt nicht, was dir drohte, was ein anderer Käufer als ich . . .“ „Ich weiß alles. Bevor wir auseinandergerissen wurden, hat mein Vater mich und Gunthild, die Schwester, gewarnt vor . . . Gewalt. Und ich versprach ihm, — und noch heiliger mir selbst! — zu sterben, eh' ich Gewalt erführe. Sieh her,“ und aus dem dichten Gewoge ihres prachtvollen weizenblonden Haares, das im Nacken in einen mächtigen Knoten geschürzt war, zog sie eine kleine, aber sehr scharfe Klinge.

„Welche Entschlossenheit in diesem Kind, das nur beten und weinen zu können schien!“ dachte er.

„Aber ich werde dir danken, solange ich atme, daß deine Güte mir die Sünde des Selbstmords erspart und diese heiligen Räume mir erschlossen hat, in denen ich alle meine Tage zu verbringen gehofft hatte. Ich bat die Äbtissin, mir das Nonnengelübde abzunehmen. Aber du habest das streng verboten, sagte sie. Warum?“ — „Aus guten Gründen. Jedoch du, — so abgewandt der Welt, so ganz der frommen Einsamkeit ergeben, — erkläre mir, wie es kam, daß du, während du drei Tage lang, nachdem der König, von mir geführt, dich hier aufgesucht und dich, sofort entzückt, zur Gattin erkoren hatte, dich hartnäckig weigertest, allen meinen Mahnungen und Befehlen trotztest, — plötzlich am vierten Tage freiwillig selbst zu mir sandtest und mir sagen ließest, ja, du willigest ein. Wie kam das?“

Wie eine Verklärung zog es nun über das edle, bleiche Antlitz, als sie begann: „Wie das kam? Wohlan, ich will dir's sagen: du, mein Wohlthäter, sollst es erfahren, was ich keiner Seele, nicht einmal den lieben Eltern daheim im teuren Yorkshire vertraut. Die heilige Jungfrau würdigt mich zuweilen, mir im Traume zu erscheinen und mir Gebote zu erteilen.“ „Betrügerin oder Närrin?“ Diese Frage durchzuckte den seelenkundigen Beichtiger, wie er verblüfft sie anstarrte. Aber sofort, im Anblick dieser, frommste Verzückung strahlenden, gen Himmel aufgeschlagenen Augen, sagte er zu sich selbst: „Nein, hier ist keine Lüge, das ist Wahn! — Und wo und wann und wie ist das zuerst geschehen?“ — „Daheim, in dem lieben Gehöft an der schilfigen Ouse. Ich war gerade sechzehn Winter alt geworden. Da warb der Nachbarsohn um mich, Eadbert, ein wackrer, stattlicher Mann, der Wicgerefa in der Shire. Der Vater, hocherfreut, willigte ein; doch in seiner Güte fragte er

mich erst: ich sagte nicht nein. Denn ich war mit Eadbert aufgewachsen, mit dem guten: er war mir wie ein Bruder. Alles war beredet, nach drei Nächten sollte der Brautlauf gehalten, dann vom Priester der Segen über uns gesprochen werden. Da, am vierten Abend zuvor, wollte er mich — vor den Eltern — küssen: es wäre der erste Kuß gewesen. Da ergriff's mich mit Entsetzen. Das, das konnte ich nicht! Ich stieß ihn von mir, — ich schrie auf, ich lief in meine Kammer, riegelte mich ein, weinte und betete, betete wie noch nie. Und doch hatte ich von Kind auf mit Lust, mit süßer Wonne des Gebetes genossen. Bischof Angilbert selbst, der große Lehrer unseres Landes, hat mich beten gelehrt. Im Weinen und Beten schlief ich ein. Da plötzlich erwachte ich . . . aber wie erschrak ich! Ich lag nicht mehr auf meinem Bett: aufrecht stand ich, hoch aufgerichtet, vor dem engen, schmalen Fenster, durch das der Strahl des Vollmondes auf mein Antlitz fiel: und in dem weißen Mondlicht flutete auf mich zu, von einer silbernen Wolke getragen, die Gestalt der Gottesmutter, den Jesusknaben auf dem Arm: — ganz wie ich sie stundenlang in leuchtenden Farben bunter Steine in der Wand des Domes zu York bewundernd angeschaut: und sie sprach zu mir — und wunderlieblich klang ihre Stimme: — ‚Balthildis, mein Liebling, mein Schützling! Du sollst nicht dieses Mannes Gattin werden. Denn einem andern hab' ich dich bestimmt.‘ Und sie verschwand in eitel Glanz und Glorie: ich aber sank bewußtlos nieder. Aus Scham, aus Bescheidenheit — ich wollte nicht sagen, daß mir so hoher Glanz geworden! — verschwieg ich den Eltern die Offenbarung und ließ mich lieber schwer schelten um meinen Wankelmut: Eadbert verließ seinen Hof und zog in die Ferne. Es that mir weh um ihn: doch ich konnte nicht anders.“

„Und ist die heilige Jungfrau dir noch sonst erschienen?"

„Einmal, als die Händler zu Dovera mich von Vater und Schwester losgerissen und allein auf das Schiff gebracht hatten. Ich war für die Nacht in meiner Koje festgebunden. Aber ich hatte beschlossen, am Morgen, sobald ich auf Deck gelangte, mich in die See zu stürzen. Da kam wieder — wieder schien der Vollmond auf mein Lager! — die Himmelskönigin herabgeschwebt auf eitel Licht und befahl mir, mein Schicksal zu tragen. Und zum drittenmal neulich, — nachdem du mich am Abend spät verlassen . . ." „Ich entsinne mich — ich ritt gen Mitternacht nach Hause: — im Vollmondlicht," nickte er. „Kam die Erscheinung wieder: doch diesmal schien sie fast zu zürnen und strenger klang die holde Stimme, wie sie sprach: ‚Was sträubst du dich und weigerst dich, Balthildis? Ich sage dir: du sollst dieses Königs Gattin und Herrscherin in seinem Reiche werden. Denn viel des Guten will ich durch dich wirken und ungezählte Thränen sollst du trocknen; du sollst, die Mutter aller Armen, der Unfreien, der Gefangenen dich erbarmen: — denn du hast solcher Elend selbst gekostet. Gehorche, werde Königin, Balthildis.‘ Und ich erwachte und ich sandte dir mein Ja. Ich danke dir, Maria!"

So erschütternd war der Eindruck ihres engelschönen Antlitzes in der Verklärung schwärmerischer Verzückung tiefster Frömmigkeit, daß der weltkluge, menschenverachtende Priester lange Zeit keinen andern Gedanken als den staunender Bewunderung fand, wie sie so mit ausgebreiteten Armen und gen Himmel gerichteten Augen vor ihm stand.

Endlich raffte er sich auf: „Hm," dachte er jetzt, „dieser fromme Wahn im Traume kann viel, sehr viel nützen, solang ich — ich allein! — ihre wachen Vorstellungen leite. Aber kehrt sich dieser Glaube einmal gegen mich, — zu

brechen ist er nicht. Dann fort mit der Heiligen, wohin die Heiligen gehören: — in das Kloster: — wenn nicht gleich gar in den Himmel. — Ich staune, Herrin, über solcher Wunder Gnade. Ja wahrlich, du bist von Gott zu meiner Königin bestimmt. Ich huldige dir."

Und er sank vor ihr auf beide Kniee und küßte den Saum ihres rauhen Gewandes.

XII.

Der glänzende Zug, der das Brautpaar zur Trauung in die Basilika des Apostels Johannes geleitete, sollte sich von dem Palatium aus in Bewegung setzen.

Schon am frühen Morgen des nebeldunstigen Wintertages — die Krähen bäumten scheltend auf den bereiften Ulmen an der Seine auf — scharten sich die Diener in dem geräumigen Hofe, die Vorbereitungen zu treffen: Teppiche wurden auf die Steinstufen des Aufstiegs gespreitet, bunte Decken über die Brüstungen der byzantinisch-romanischen Rundbogen der Galerien gelegt, die man dem alten Cäsarenbau eingefügt hatte; in den Ställen wieherten die Rosse, die für den Tag ihren festlichsten Schmuck angelegt erhielten.

Dem Mariskalk Ebroin war die Mutter behilflich, die Waffenrüstung anzulegen: — mit emsigen Händen mühte sich die Schwachsichtige. „Wie gut läßt dir die glänzende Brünne, mein Kind, und auf dem lockigen Haar der stolze Helm mit dem goldenen Eber. Mein Bub wird wohl der schönste sein unter all' den Hunderten im Zuge. Aber deine Mienen passen nicht zu Fest und Freude. Noch

immer ....?" — „Noch immer! Und solang ich atmen werde! Keine Möglichkeit, die Spur der Verschwundenen aufzufinden. Sobald ich das Krankenzimmer verlassen konnte ...." „Ja, lange bevor der Arzt es erlaubt hatte," klagte Frau Leutrud. — „Flog ich nach Autun, den Priester Leodegar zu fragen, was er mit der Jungfrau angefangen habe? Umsonst! Er war nicht in seiner Stadt, er bereiste den Sprengel als Visitator. Man wußte mir nicht zu sagen, wo er weile. Und in Autun noch traf mich der Befehl, schleunigst den Heerbann meiner Grafschaft an die Gotengrenze zu führen, räuberische Einfälle abzuwehren. Erst gestern kam ich hierher zurück. Aber heute, heute wird er mir nicht entgehen, der Herr Bischof von Autun. Er hat ja — in Vertretung des alten Bischofs von Paris — das Königspaar zu trauen. Am Altare — vor dem ganzen Hof! — will ich ihn fragen, zur Rede stellen. Und Vanning? Ich hatte dich gebeten, nach seinem Verbleib zu forschen ......?" Die Mutter schüttelte den Kopf: „Nichts konnte ich erfragen! Auch seine alten Eltern wissen nichts von ihm. Seitdem er mich hierher in dies Gemach geleitet, hat ihn kein Auge mehr gesehen. Wie lang ist das schon! Sprich, liebes Kind, willst du mich noch nicht bald wieder in meine Einsamkeit entlassen, auf unser Gütlein bei Poitiers?" Zärtlich umarmte er die alte Frau: „Nein, Mütterlein, du bleibst fortab bei mir. Gönne mir doch das einzige, was meinem Herzen wohl thut. Feinde ringsum oder doch Selbstlinge oder Gleichgültige: laß mich doch in diese schönen, treuen, so oft schmerzenden Augen schauen. Das thut mir wohl tief in der Seele. Aber nun, bitte, gieb mir den Mantel, den neuen, den blauen, aus der Truhe. Ich muß hinunter. Muß nachsehn, ob die Rosse des Brautpaars richtig aufgezäumt sind."

„Ah ja, du hast ja auch die Braut in den Sattel zu heben. Sie soll wunderschön sein. Nun, ich sehe ja alles deutlich von diesem Fensterbogen aus: — gerade unter mir."

XIII.

Alsbald schmetterten die Hörner der Palastwache im Innern des Gebäudes: auf flogen die schweren, mit Bronze beschlagenen Doppelthüren des Eingangs und der Festzug setzte sich in Bewegung.

Aber der Himmel schien keine Freude an dem Anblick zu haben: die Sonne, die ein wenig durchgedrungen war, trat gerade jetzt hinter finsteres Gewölk: so ward es unheimlich düster und dicht, immer dichter fielen große Schneeflocken geräuschlos durch die völlig windstille dichte Nebelluft senkrecht auf die Häupter der Menschen, als wollten sie ein weißes Leichentuch über alles breiten. Abermals schalten, von den Bäumen schwerfällig abfliegend, die grauen Nebelkrähen, aufgescheucht von dem nun sich bewegenden Zuge.

Voran schritten zwölf Hornbläser, ihnen folgten die Hofknaben, schon eine ganz späte Reihe nach Ebroin und dessen Genossen. Hinter ihnen kam der Archicapellanus, gefolgt von den Geistlichen der palatinischen Capella, ein hohes Kreuz ward ihm vorangetragen: Knaben in weißen Gewändern umgaben ihn, sie schwangen an goldenen Ketten durchbrochene Silberkugeln, gefüllt mit stark, ja allzustark duftendem Weihrauch. Andere trugen brennende Wachsfackeln, die aber der Schneefall häufig verlöschte.

Nun riefen Trompeten: und es schritten die Stufen hinab die ersten Beamten des Hofes — und zugleich des

Reichs: — der Mundschenk, der Truchseß, der Kämmerer, der Mariskalk, der Seniskalk — wenig freundliche Blicke tauschten diese beiden — der Pfalzgraf, der Thesaurarius (der Schatzwalt), der Siegelbewahrer — Referendarius genannt —, der Leibarzt, der Oberjägermeister, der Oberfalkenwart, dann die zahlreichen Domestici und Palatine, die ohne besonderes Amt den Hof erfüllten; es schlossen sich an die Spatharii, die erlesenen Leibwächter des Königs, mit gezückten Schwertern.

Nach einem weiten Zwischenraum glitten in kleinen Schritten die Jungfrauen und Dienerinnen der Königin zierlich über die Teppiche der Marmorstufen hin, Töchter der vornehmsten Adelsgeschlechter, reichsten Schmuck von Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber auf ihren hellfarbigen Gewanden wohlgefällig zur Schau tragend. Desto auffälliger stach von all' dem Glanz ab die Erscheinung der Braut in ihrer schwarz-weiß-grauen Nonnenkleidung.

Tausend Augen waren auf sie gerichtet: aber ihr Antlitz war hinter dem dichten Schleier nicht zu erkennen. Langsam, zögernd, zagend kam sie gegangen, an der linken Hand des Königs, dessen schlaffe, fahle Züge nichts mehr zeigten von der männlichen Schönheit, die das Geschlecht der Merowingen von des ersten Chlodovech Vater an bis herab zu Dagobert ausgezeichnet hatte: matt, lebenssatt sahen diese glanzlosen Augen in die Welt, nur mit Anstrengung hob er die müden, geröteten Lider; der halb geöffnete Mund ließ die Unterlippe hangen, spärlich sproßte der Bart auf dem schwachen Kinn, der goldene Reif, den er statt einer Krone trug, schwankte auf der flachen Stirn: denn auch jeder Schritt des greisen Jünglings schwankte, wie er sich, die Rechte ängstlich auf das Geländer gestützt, die Stufen hinabtastete. Zwei Hofknaben trugen ihm den langen, mit goldenen Bienen übersäten Purpurmantel,

unter dessen Last die schmalen, eingesunkenen Schultern zu erliegen schienen.

Eine Schar von Lanzenträgern schloß den Zug, der sich, je zwei gegenüberstehend, rechts und links von der Treppe durch den Hof hin und bis zur Hofthüre hinaus aufgestellt hatte, abwartend, bis der König und die Königin an dieser Thür die Rosse bestiegen: denn nur das Brautpaar durfte beritten der Basilika nahen.

Nicht ohne Mühe hob Ebroin, von zwei Stratores — Stallmeistern — unterstützt, den zagen Jüngling — er trat auf den Nacken eines Unfreien — in den reich vergoldeten Sattel, dem man vorn und hinten einen so hohen Wulst aufgesetzt hatte, daß der Reiter — wie von einer Zange gehalten — unmöglich fallen konnte. Die Stratores schoben nun die goldenen Sandalen des Reiters in die beiden schaufelbreiten, silbernen Steigbügel, der Kämmerer gab dem so glücklich beritten Gemachten den langen, weißen Königsstab mit der goldenen Kugel am oberen Ende in die Rechte, während die Linke den handbreiten mit Edelsteinen besetzten Zügel von feinstem Leder lässig und schlaff auf den vergoldeten Sattelknauf fallen ließ: der lammfromme Falbe ward links und rechts am Gebiß von den beiden Stratores in langsamstem Schritte geführt, den man dem klugen Tier beigebracht hatte; jetzt strich und glättete der Oberkleiderwart, der Vestiarius, das lange, aber schon gar spärlich dünn gewordene flachsgelbweiße Königshaar über den goldgesäumten Kragen des Mantels sorgfältig zurecht, daß alle Leute das altehrwürdige Abzeichen merowingischen Königtums wahrnehmen konnten: — der letzte Rest alter Ehrenherrlichkeit!

Nun wandte sich Ebroin der Königin zu.

Er selbst führte ihr den weißen Zelter vor, der mit rotem Leder aufgezäumt war: Mähne und Schweif durch-

flochten rote Bänder und kleine Glöcklein von silberhellem Ton waren an dem Halse des edeln Tieres angebracht. Er kniete neben dem Rosse nieder, ihr beide Hände hin= haltend, den Fuß daraufzusetzen und sich so in den Sattel zu schwingen, während zwei ihrer Jungfrauen rechts und links die Bügel hielten: denn damals saßen auch die Frauen rittlings zu Roß.

Bei dem Versuch, den Fuß auf Ebroins Hände zu stellen, verwickelte sich der Schuh in den langen, dichten Schleier: sie schlug ihn zurück und sah nun, zum Danke sich huldvoll neigend, herab zu ihrem Maris, kalk.

Aber laut stöhnend sank der auf sein Antlitz: oben in einem der Rundbogen ertönte ein leiser Schrei . . . .

Stöhnen und Schrei verhallten ungehört: denn laut schmetternd setzten jetzt wieder die Trompeten ein: das Brautpaar ritt durch das Thor auf die Straße.

Drittes Buch.

I.

Mehrere Jahre später zog an einem Sommermorgen eine kleine Reiterschar langsam einen steilen Bergeshang der Vogesen hinan.

Die Männer hatten in der königlichen Villa Vineola übernachtet, die, dem neustrischen König gehörig, als Einsprengsel auf austrasischem Boden lag und der Villicus hatte sich erboten, sie einen stark abkürzenden, aber, weil vielfach verwachsen, schwer zu findenden Gebirgsweg auf die alte Römerstraße von Straßburg nach Troyes zu führen. Als sie in der einsamsten Waldestiefe angelangt waren, sah der Wegweiser zu dem Führer der Schar, neben dessen Rappen er dahinschritt, hinauf, und sprach: „Herr Majordomus, schau einmal da hinan, auf jenen Bergeskegel zur Rechten: siehst du nichts?" „Jawohl," entgegnete der Befragte. „Ich sehe dort schon geraume Zeit eine schmale Rauchsäule aufsteigen. Aus der wildesten Wildnis! Wohnt jemand in jener Einsamkeit?" — „Ein Einsiedler. Ein wunderbarer Mann! Gar nicht wie sonst wohl die Priester. Ich glaub', er ist gar keiner, eher ein Kriegsmann. Dort oben hausten früher die Wölfe des Wasgenwalds in Rudeln: er hat sie in seiner Umgebung fast ausgerottet. Ohne Waffe mit einem dicken Knüttel,

dringt er in ihr Lagergesteck, in das dichteste Dornicht, wo hinein unsere schärfsten Hunde nicht schlüpfen und erschlägt sie, die Mutter und die Welpe. Und dann betet er wieder stundenlang auf den Knieen. Hab' ihn oft beten hören! Seltsam, er betet auch oft für einen Mann, der ebenso heißt wie du, Herr Majordomus."

„Ebroin?" fragte der und hielt das Roß an.

„Ja. Aber du kannst ja nicht gemeint sein."

„Weshalb nicht." — „Ei, der Wirrkopf — er ist, mein' ich, nicht recht bei Kopfstand! — seufzt dann von Raub, von verfluchtem Gold! Von Blutschuld, welche die Heiligen vergeben sollen." Ebroin sprang vom Pferd und übergab es einem Gefolgen. „Rasch, Villicus, führe mich zu dem Einsiedler."

Nach geraumer Zeit angestrengten Steigens, wobei Ebroin zuweilen mit dem Schwert das dichtwuchernde Dorngestrüpp aus dem Pfad hauen mußte, oft auf den Speer wie auf einen Bergstock sich stützte, gelangten sie an ein wildes, zerrissenes Felsgeklüft, in dem sich plötzlich eine Höhle aufthat; daneben qualmte ein eben verlöschendes Feuer, von dürrem Reisig und trockenen Blättern genährt; oben, auf der Überwölbung durch den Fels, ragte ein kunstlos geschnitztes Holzkreuz.

„Wir sind zur Stelle," sprach der Villicus; „aber die Höhle ist leer; der Klausner ist nicht darin. Und doch hat er hier vor kurzem sein Frühmahl gehalten: sieh, da liegen die Reste: geröstete Eicheln. Gewiß hat er uns heraufsteigen sehen: — dann versteckt er sich meist. Denn er meidet die Menschen." — „Warum? Lebt ihr in Feindschaft?" — „O nein! Ist er doch der Wohlthäter all' der Höfe hier. Er hat ja, ich sagte es, die Wölfe ausgerottet, die unsere Herden rissen. Wir tragen ihm reiche Dankesschuld." — „Wißt ihr, wie er heißt — oder

hieß — in der Welt?“ „Nein. Er nennt sich nur den Sünder. Sünder,“ rief er nun laut, „bist du hier versteckt? Komm hervor! Hier ist ein gar vornehmer Herr, der will dich sprechen.“

Aber alles blieb still. Nur ein Rotkehlchen flog, verscheucht, aus einem dichten Hollunderbusch, der leise schwankte.

„Nun,“ sprach Ebroin, „vielleicht kommt er — wie die Elben — ruft man ihn beim wahren Namen. Vanning, Freund Vanning, komm! Ich bin's, der dich ruft: — dein Ebroin!“

Da that sich jener Busch auseinander und auf die beiden zu schritt eine seltsame Gestalt.

Barhäuptig, wie barfüßig, das Gesicht von einem wirren Gewoge lange Jahre hindurch nicht mehr geschnittenen, struppigen, braunen Haars und nicht mehr geschorenen Bartes umwogt, die Farbe der Stirn, der Wangen tief gebräunt von der Sonne, die Haut verwittert in Sturm und Regen und Schnee, das einzige Gewand ein Mantel, aus lauter Wolfsfellen zusammengesteckt mit langen Dornen, in der Rechten ein gewaltiger Stock, vielmehr ein junger Eichenstamm: — so schritt der Hochragende auf die Besucher zu; er stutzte, wie er Ebroins näher ansichtig ward und blieb stehen.

„Vanning, treue Seele! Mein armer Kerl!“ rief Ebroin, ließ den Speer fallen, sprang auf ihn zu und umarmte ihn herzlich. „Ebroin! — Laß, laß mich! Berühre nicht den Sünder — du weißt ....“ — „Daß ich schuldig bin an allem — auch an dem, was ich hier — mit Schauder! — sehe. Ach, Villicus, hab' großen Dank, daß du mich hierher geführt. Da! Nimm!“ — „Wie, Herr Majordomus“ — da fuhr Vanning erstaunt zurück — „ein Goldsolidus? Du hast dich vergriffen.“ — „Nein, nein. Dieser Gang ist mir viele tausend Solidi

wert. Geh nun, sage den Meinen, sie sollen da unten sich lagern und auf mich warten. Ich habe mit diesem Einsiedler zu reden.

II.

Und lange sollte sie währen, die Unterredung der beiden Freunde, wie sie traulich — aneinander geschmiegt, Schulter an Schulter, wie dereinst als Hofknaben — auf dem grünen Rasen nebeneinander saßen. Ebroin hatte den rechten Arm um den Nacken des Wiedergefundenen geschlungen, der allmählich seine Scheu und Zurückhaltung überwand und immer offener und fließender erzählte.

Der Morgentau glitzerte und glänzte auf den bunten Blumen der Waldwiese, lichte, weiße Sommerwolken zogen langsam an dem tiefblauen Himmel hin, der schmale Felsquell rieselte mit leisem Murmeln von dem braunen Sandstein des Felshangs herab in das dunkelgrüne Waldmoos; das Rotkehlchen, neugierig und zutraulich wie sie sind, hüpfte nah und näher heran, das Köpflein seitwärts wendend, und aus der niederern Schicht des Gehölzes drang flötend der metallische Ruf der Walddrossel empor.

„Aber welcher Einfall! Welcher Wahn, lieber Herzensbruder!“ begann nun Ebroin, ihn noch näher an sich ziehend. „Deine Worte, deine Geschicke, deine Leiden sind ja wahre Keulenschläge auf mein Gewissen, auf mein allein schuldig Haupt. Ich, ich habe dich ja angestiftet oder mit fortgerissen! Um meinetwillen nur, für meine heiße Leidenschaft hast du ja gethan, was du gethan. Mein Leben zu retten hast du jenen Mann erschlagen. Nicht für dich hast

du das Geld geraubt ....“ — „Da sei Gott vor! Und ich hab' es nicht behalten! Sobald ich dich auf dein Lager gebracht hatte, lief ich mit dem Sack auf die Seinebrücke und warf ihn ins Wasser. War auch thöricht. Hätte das Geld den Heiligen schenken sollen. So belehrte mich denn auch scharf der Priester, zu dem ich von der Brücke hinweg eilte, zu berichten. Deinen Namen: — er wollte den meines Verführers durchaus wissen ....“

„Natürlich!“ grollte Ebroin.

„Nannte ich nicht: denn der that doch nichts zur Sache, nicht? Zur Strafe aber für meine Halsstarrigkeit verweigerte er mir die Freisprechung und legte mir — unter furchtbaren Verwünschungen — die Pflicht auf, meinen Anstifter dem Palastgericht anzugeben. Das konnt' ich nicht!“ — „Mein Vanning!“ — „Statt dessen legte ich mir selbst die Buße auf, die ich nun all' diese Jahre lang getragen. Die Eltern, den Hof, den Waffendienst floh ich, in diese Einsamkeit verzog ich mich, den Tod durch die wilden Tiere sucht' ich und das Beten zu den Heiligen um Vergebung unterbrach ich nur mit der Austilgung der Wölfe, die der armen Leute einzige Habe — die Schafherden — reißen. — Aber nun erzähle du weiter. Du hast mir berichtet von jener grausamen Überraschung, da du in der Braut des elenden Chlodovech die Geliebte erkanntest. Nun bist du Majordomus, der mächtigste Mann im Reiche! Wie kam das alles?“

Tief erseufzte Ebroin, bevor er begann. „Das kam unter bittern Schmerzen! Dem Königspaar sagte der Arzt, der mich aufhob, die Ohnmacht sei ein Rückfall in meine Gehirnkrankheit gewesen. Die wunde Seele geheilt hat mir aber kein Arzt, sondern die gute Mutter.“ „Ja, sie ist gut,“ sprach Vanning. „Ich habe sie ja tagelang begleitet.“ — „Sie beschwichtete mich in meiner Verzweiflung

über das Geschick des heißgeliebten Weibes. Sie lehrte mich, den eigenen Wunsch niederkämpfen in dem harten Dienst für das Reich, dessen Krone ja die Geliebte trägt. Die Königin hatte mich erkannt, wie sie den Schleier aufschlug: dankbar gedachte sie, wie ich sie hatte loskaufen und freilassen wollen: — ach, von dem Gefühl, das diese scheinbare Menschenliebe erweckt hatte, ahnte sie ja nichts. Und niemals darf sie's ahnen: sonst verbannt mich die Heilige — denn das ist sie: — sofort aus ihrer Nähe. Sie besuchte schon am folgenden Tage die Mutter, nachdem sie erfahren, daß ich in deren Pflege lag. Und siehe, von Stund' an, im ersten Gespräch fanden sich diese beiden Seelen, einander so ähnlich an Frömmigkeit und Herzensgüte, in innigster Freundschaft: meine Mutter ward ihre Mutter, ihre Beraterin, ihre Trösterin in gar mancher schweren Stunde. Und als die unermüdlich wohlthätige Beschenkerin der Kirchen das Kloster Chelles gegründet hatte, bestellte sie alsbald meine Mutter, ihre Freundin, zur ersten Äbtissin: sie selbst will ja ihre Tage als Nonne in jenen stillen Räumen beschließen: mit Mühe nur halt' ich sie davon ab. Ach, es ist ihr nicht zu verargen, ist ihr die Welt — diese Welt, in der sie leben muß! — verleidet. Zwar hat sie, nachdem sie drei Söhne geboren: Chlothachar, Childerich und Theuderich, von dem übeln Gemahl, der so böse wie siech war, der Tod erlöst, und es gelang mir, den sie als ihr und dem Frankenreiche treu ergeben erkannt und zum Majordomus erhoben hatte, die Großen von Neuster und Burgund zu bewegen, ihr die Regentschaft für ihren unmündigen Knaben Chlothachar, und als dieser bald starb, für den zweiten, Childerich, zu übertragen, die ich ihr nach Kräften führen helfe und erleichtere. Aber doch! Welch' Leben für eine Heilige, deren Seele mehr im Himmel schwebt als auf Erden weilt, welche

Aufgabe für ein edles, argloses, vertrausames Weib, in dem bösartigen Getriebe der geistlichen und der weltlichen Großen an diesem durch und durch verfaulten Hof, — Pippin hat recht! — in diesem Wirrsal von Ränken, von jeder Art der Selbstsucht die Leiterin, Mäßigerin, Richterin bleiben zu sollen! Ja wahrlich, die geistlichen Großen — scharf seh' ich ihnen auf die geschmeidigen Finger, und sie vergelten's mit gründlichem Haß! — treiben's zuweilen noch ärger als die weltlichen. Was meinst du, was mich hierher — ins austrasische Elsaß — geführt hat? Eben hab' ich in Straßburg dem Bischof Rothar eine königliche Villa abgenommen, die er auf Grund einer gefälschten Schenkungsurkunde weiland König Childiberts an sich gerissen hatte. Und kurz vorher hab' ich den bitterbösen Bischof Sigibrand von Lyon — er steht in dringendem Verdacht des Hochverrats! — abgesetzt, ohne Konzil oder Pfalzgericht. Die Heilige wird schelten! Aber es mußte sein. Ich darf sagen: ohne diese meine feste und treue Faust hätte sie die Zügel längst aus der Hand verloren und die Geduld aus der Seele, hätte sie längst das Palatium mit der Klosterzelle vertauscht!"

„Aber," fragte Vanning mit einem tiefen Blick in des Freundes Augen, „warum — du liebst sie ja immer noch . .?" — „Bis ans Ende." — „Warum legst du nicht die zarte Hand der Witwe in diese deine starke — — als ihr Gemahl?" Ebroin sprang auf. „Sie liebt mich ja nicht!" rief er, mit der Hand unter den Helm an die Stirne fahrend. „Sie ist mir dankbar, ja ergeben in treuer Freundschaft. Aber sie liebt mich nicht." — „Nun, den Merowing hat sie doch sicher nicht geliebt." — „Nein. Aber, aber" — und hier furchte er grimmig die Brauen und seine Augen sprühten Blitze tödlichen Hasses — „die Mutter meint . . . ." Er stockte. „In zartester An-

deutung habe die Heilige ihr einmal verraten, daß sie einen andern . .! Ah, errat' ich den je, bei meinem Schwert, nicht atmen, nicht eine Stunde mehr leben soll der Mann, der in dem Herzen herrscht, um das ich mich verzehre. Ich schwöre, er soll nicht leben." „Ebroin!" schalt der Einsiedler und zog ihm die erhobene Faust herab. „Das war ein sündiger Eid, er gilt nicht." — „Ich werd' ihn halten: — eifriger als alle andern. Indes, ich glaube fest, die Mutter hat sich getäuscht: die Heilige **kann** gar nicht lieben! Jedenfalls erfüllen sie ganz andere Gedanken: mütterliche Sorgen! Hatte sie sich doch entschließen müssen, sich von ihrem zweiten Knaben, Childerich, zu trennen: die Austrasier — Pippin vor allen — hatten ihn sich zum Sonderkönig erbeten . . . ." — „Ja, war der Thron zu Metz erledigt?" — „Durch ein Verbrechen! Den Erben des verstorbenen Königs Sigibert, einen zarten Knaben, Dagobert, haben ehrgeizige Männer beseitigt, ermordet oder außer Landes geschafft, vielleicht in ein Kloster, wer weiß, wohin? Seither zerreißen wilde Parteiungen das Land! Pippin erbat sich, endlich Ruhe zu schaffen, einen Merowing: ich selber riet der Widerstrebenden, ihren Sohn zu entsenden: dadurch faßt sie — und hinter ihr stehend fasse ich! — Fuß im Ostreich, das ich heranzwingen muß — so oder so. Sie brachte auch dies Opfer dem Reich, mir vertrauend und folgend. Nun, nach Chlothachars Tod hat der Knabe Childerich seinen Sitz nach Paris verlegt, Neustrien und — dem Namen nach — Austrien beherrschend: in Wahrheit aber waltet in Metz Pippin!" — „Du jedoch herrschest also, scheint es, im Palatium zu Paris. Sag' aber: du sprachst von Ränken am Hof, von ehrgeizigen Bischöfen: — da muß ich doch vor allem fragen: und Leodegar, dein Freund, der falsche Fuchs?" „Dein alter Haß!" lächelte Ebroin. „Dem haben wir

unrecht gethan: — oh ich hätte ihn mit Wollust erschlagen damals auf dem Markt zu Saint-Denis! Aber er hat sich völlig gereinigt: nicht aus Leidenschaft hat er die Schöne gekauft — und dürfte ich ihn darum schelten? — Er hatte sie ja wochenlang in seiner Gewalt! Nein, um durch dieses wunderbare Geschöpf den Wüstling zu bessern: also ein frommes und ein sittliches Werk zu thun. Ihm verdankt das Reich diese engelgleiche Königin."

Ungläubig schüttelte Vanning den zottigen Kopf: „Und was . . . was sagt er zu deinem raschen Aufstieg? Herr Majordomus, jetzt hast du den Bischof von Autun hoch überholt! Er gönnt dir's, er verzeiht dir's nie!" — „Doch! Er war der erste, der mir Glück wünschte." — „Der Heuchler! Er konnte es nicht hindern: also war's das Klügste." — „Und er wußte, daß wir wenigstens Ein gemeinsames Ziel haben: die Unterwerfung Austrasiens — das heißt in Wahrheit Pippins — unter den Herrscher zu Paris." — „Dieser Herrscher bist aber du, nicht er. Und das erträgt er?" — „Ich gönne ihm weiten Spielraum, ich lasse ihn gewähren in allem, was ich nicht für schädlich halte. Er lebt mehr im Palast der Königin, als zu Autun. Er beherrscht das ganze Kirchenwesen im Reich! Freilich, zwei Dinge sind's, um die wir noch in scharfen Streit kommen können: er will die Kirche, die schon unmäßig reiche und mächtige, zur Vollherrschaft erheben, und er wird scharf bekämpfen, was ich, wie er weiß, plane: die Rettung der Kleinen aus dem Druck der Großen. Diese Kämpfe drohen: — vielleicht schon bald! Und deshalb, Vanning, treuer, tapferer Vanning, darfst du mir nicht Einsiedler bleiben in dem wilden Wasgenwald. Du hast wahrlich genug gebüßt: — für fremde, für meine Schuld. ‚Die beste Buße ist das Bessermachen', lehrte mich die alte Mutter: damit hat sie meine Verzweiflung geheilt: damit

wird sie auch dich wieder erheben zur gesunden Mannheit.“ „Die beste Buße ist das Bessermachen,“ wiederholte Vanning sinnend. „Ja! Der Einsiedler hat keine Tugend! Tugend ist ein Verhalten zu anderen Menschen, nicht zu Gott. Ich weiß dir ein besser Tagewerk, als Wölfe schlagen. Auch am Hofe zu Paris giebt's Wölfe und Füchse. Sage, Freund, glaubst du daß es dem Frankenreich zum Heile ist, daß ich und nicht Hektor oder Gairin herrschen am Hofe jener Heiligen?“ — „Gewiß!“ — „Nun, dann hilf mir dazu, daß ich herrschend bleibe. Unzählig sind meine Neider, meine Feinde, sie trachten mir nach der Ehre, nach dem Leben. Komm mit mir, Vanning, mein Bruder, hilf mir! Schütze mich, — du hast's einmal versprochen! — mein bester Schild, vor diesen Pfeilen. Willst du?“

„Ich will, mein Ebroin, ich will. Du erlösest mich aus dumpfem Wahn! Ich folge dir.“ Und schluchzend warf sich der Treue an seine Brust.

III.

Großes Aufsehen erregte am Hofe zu Paris das plötzliche Wiederauftauchen Vannings, der über die Gründe seines Verschwindens und seine seitherigen Geschicke jede Auskunft verweigerte: die zahlreichen Feinde Ebroins sahen diesem ungern einen so treuen Helfer erstehen.

Daß er alsbald das wichtige Amt des Thesaurarius erhielt, verschärfte den Haß durch Neid. Vanning hatte vor dieser Auszeichnung gewarnt, aber Ebroin, in dessen von Liebe nicht befriedigter Seele mit den reifenden Jahren

eine gewisse Kampfslust, ja eine Freude am Haß, unheimlich überhandnahm, hatte mit grimmigem Lachen gerufen: „Mögen sie mich doch noch mehr hassen, aber auch noch mehr fürchten. Ich kann die schamlose Ausplünderung des Königsschatzes nicht mehr dulden. Wartet nur, ihr geschorenen und ungeschorenen Räuber! Ich will euch die Beute aus den Zähnen reißen! Kampf, Kampf auf Tod und Leben! Solange die Regentin mir vertraut, ist mir nicht bang um den Sieg."

Allein gerade hier setzten die Feinde die Hebel an, den Gewaltigen — und oft recht Gewaltthätigen — zu stürzen.

Eines Morgens ließ die Regentin ihren Majordomus in ihr Schreibgemach entbieten: ganz früh: denn zur Hora schon erhob sich die fromme Frau, die erst gegen Mitternacht ihre geistlichen Übungen zu beschließen pflegte. Kürzer und minder freundlich als gewöhnlich ruhte der Blick der sanften blauen Augen auf dem Eintretenden. „Traurige, schlimme, ja blutige Kunde erhielt ich, Majordomus. Warum erfahr' ich von solchen Dingen nicht zuerst durch dich?" — „Weil Leodegars Späher und Boten eifriger und rascher sind als die meinen." Sie ward ein wenig verwirrt: „Woher weißt du, daß er es war, der . . .?" Sie stockte. „Ist nicht eben schwer zu raten. Er hat den Zweck nicht erreicht, den er bei deiner Erhebung auf den Thron anstrebte: deine Gnade hat in weltlichen Dingen mir nicht minder Vertrauen geschenkt, als ihm in geistlichen: er aber will auch im Reich wie in der Kirche herrschen, ja durch die Kirche über das Reich. So trägt er dir eilfertig jede Nachricht zu, die mir bei dir schaden kann. Aber ich baue fest auf dich, o Königin," schloß er mit innigem Blick.

„Du darfst es, Sohn Leutrudens, meiner Freundin. Ich weiß aus ihrem Mund: du meinst es treu mit mir. Ich weiß auch, du meinst es gut — und klug! — mit

diesem Reich der Franken. Deshalb, könnte ich jemals deine Wege nicht mehr teilen: — ich ließe dir die Bahn frei und schlüge den Pfad nach dem heißersehnten Kloster ein." — „O nur das nicht, nicht . . . fort von . .!" So ungestüm war der Ausruf, so schmerzerfüllt, — die Königin sah erstaunt auf ihren Majordomus. Der faßte sich rasch: „Denn was wird aus dem Palatium, scheidest du? Du allein — wie ein Engel des Friedens — schreitest abwehrend wie über die Häupter von Drachen dahin, das Unheil beschwörend, zwischen mir und meinen Feinden: scheidest du, so brechen von beiden Seiten die Flammen hervor, die dieses Reich verbrennen können. Bleibe, Königin, o bleibe! Verlässest du mich, — ich stehe nicht ein für meinen Zorn und Haß, für blutige Thaten." — „Ach, die geschehen ja auch jetzt. Jener unselige Bischof, den du — du ganz allein! — abgesetzt und in ein Kloster gesperrt hast, — er ward hingerichtet."

„Ich weiß." — „Auf wessen Befehl?" — „Auf den meinen." — „Entsetzlich! Das Blut eines . . . ." — „Hochverräters. Ich fing einen Brief auf, in welchem er Pippin den Austrasier auffordert, von Helvetien her in Burgund einzufallen, das schwach verteidigt sei, diese Landschaft dir zu entreißen, ihn zu befreien und wieder zum Bischof zu machen. Ich befahl, ihn zu köpfen. Ebenso seinen Bruder, den edeln Grafen Sigwalt von Lyon. Mich freut, daß es so rasch geschah." — „O Ebroin . . . .! Sollte es wahr sein, wessen sie dich zeihen? Du sollst, weil selbst nicht . . . ." — „Von edler Abkunft, allen Adel hassen, ihn — und damit das Reich — verderben wollen. Glaubst du das von mir, o Königin?" Sie sah ihn nun lang und freundlich an: er erglühte unter diesem Blick. „Nein, mein Freund. Aber auch die Kirche . . . ." — „Sagt Leodegar, will ich vernichten.

Warum? Weil ich nicht alle Wunder glaube, die sie lehrt. Nein, Königin, ich will beide nicht verderben, die unentbehrlich sind: aber unschädlich will ich sie beide machen und beide wieder beugen unter die Krone."

„Schädlich, die heilige Kirche?"

„Weißt du, Königin, wie sich der Grund und Boden deines ganzen Reiches verteilt? Du schüttelst das Haupt! Wie solltest du, fromme Beterin! Ich aber sage dir: von ganz Gallien gehört der Kirche ein Viertel, dem Adel ein Viertel, der Krone ein Viertel, ein Achtel liegt öde und nur ein Achtel — hör' es, du Beschützerin der Armen! — ein Achtel nur wird von dem Pflug der Kleinen befahren." — „Ist's möglich? Aber ich glaub' es. Auch mein Vater drüben zählte ja zu diesen Kleinen, die in Not vergehn." — „Wie furchtbar die Not, der bittere Mangel die kleinen Häuser heimsucht, — das zeige dir . . . . ich habe dein keusches Ohr, du Heilige, dein mitleidig Herz bisher damit verschont: aber nun muß ich reden: die Zahl der neugeborenen Kinder nimmt erschreckend ab in deinem Reich: die darbenden Eltern lächeln nicht, sie jammern und verzweifeln und fluchen, wird ihnen Nachwuchs geboren, die Mütter töten die Kinder vor der Geburt oder sie setzen die Neugeborenen aus oder verkaufen sie wie Herdentiere in Knechtschaft . . . ." „O schweig, schweig!" seufzte die Regentin, und die blassen Wangen erbleichten noch mehr. „In Knechtschaft, sagst du? Ach dies Elend kenn' ich! Welche Frevel! Unter meinem Königstab! Und das verschulden, sagst du . . .?" — „Adel und Kirche, die planmäßig — mit Vorbedacht und Ausdauer — ich hab's erlebt an meinen Eltern! — den kleinen Mann so lange bedrücken, bis er Freiheit und Eigentum ihnen dahin giebt." — „Und giebt es keine Hilfe dawider?" — „Doch! Wenn die Frau Königin Balthildis Mut hat . . ." „Den giebt

ihr Gott der Herr und die heilige Jungfrau!" rief die schöne Frau mit begeistertem Blick gen Himmel, der sie noch mehr verschönte. „Und mir vertraut . . . ." „Ich vertraue dir!" — sie ergriff seine Hand, die zuckte dabei. — „Seit heute mehr denn je. Du hast mir dein warmes Herz, dein Mitleid mit dem armen Volk gezeigt." — „Wohlan, so ermächtige mich, dem nächsten Hoftag den Gesetzvorschlag vorzulegen, den ich in dieser Urkunde aufgesetzt." — „Es sei . . . . das heißt . . . . ich . . . . werd' ihn prüfen. Aber wenn er hilft . . . ." — „Er hilft." — „So sieh ihn als genehmigt an." — „Dank, hohe Frau. Aber noch eins. Die Bischöfe und der Adel, denen darin ein Opfer — das heißt Herausgabe eines kleinen Teils ihres Raubes — zugemutet wird, werden — ich seh's voraus! — Nein sagen." — „Weh, was dann thun? Ihren Willen muß man achten!" „Nein, brechen muß man ihn," sprach er mit dröhnender Stimme. „Brechen! Mit Gewalt. Vielmehr mit Wiederherstellung uralten Rechts, das sie den Kleinen durch List und Gewalt entwunden haben: du weißt, sie erscheinen lange nicht mehr bei den Reichstagen, wie doch ihr gutes Recht war: wissen sie doch, daß ihnen nur das Jasagen übrig bleibt zu dem, was die Großen im voraus beschlossen haben. Verstatte, daß ich zweitausend — gewaffnete — Bauern zu dem nächsten Reichstag lade: — dann wollen wir sehen, wer stärker ist: sie oder die hundert Bischöfe und Seniores." — „Es sei! Aber — um Gott! — kein Blutvergießen!" — „Kommt nicht dazu: ich gelob' es dir. Die Herren sind klug: sie können Speere zählen! — Und nun, o fromme Frau, nachdem ich vertrauen darf, den leeren Schatz mit jener den Großen wieder zu entreißenden Beute zu füllen, nun kann ich verantworten, dir zu gewähren, was ich neulich — mit schwerem Herzen! — denn dir Nein sagen

ist unsagbar schwer! .... verweigern mußte. Du wolltest wieder zehntausend Solidi — zum Loskauf von Schuldgefangenen gewiß —, dein wackerer Thesaurarius hat sie dir geschafft! — Hier, nimm sie, Königin, und wandle wieder auf den Sklavenmarkt, wie so oft, ein lichter Engel der Erlösung."

IV.

Voll freudigen Dankes gab sich die fromme Frau gar bald wieder dieser von ihr am eifrigsten gepflegten Art der Wohlthätigkeit hin: sie wartete nur den nahen Tag des Marktes zu Saint-Denis ab. An diesem Morgen ritt sie dorthin mit kleinem Gefolge, bestehend aus ein paar Lanzenreitern, ihren Frauen, der Äbtissin von Chelles und deren Sohn, den die Königin besonders eingeladen, sie zu begleiten: zur Belohnung, meinte sie, solle er soviel Freude der Erlösten mitanschauen. Vanning schloß sich an: „Ich muß soviel Geld zu sehr weltlichen Zwecken ausgeben," meinte er, „daß es mir fromm Verwendetes erst wieder wert machen muß."

Jedes Jahr hatte die Angelsächsin jenen Marktplatz vor der Basilika besucht, jedes Jahr wieder auf der Stelle vor den erzbeschlagenen Thüren gekniet, von der aus Thränen und Gebet hinweg sie Ebroin hatte führen wollen, ein andrer sie geführt hatte.

Dicht drängte sich auch heute wieder auf dem weiten Platz das Gewoge der Verkäufer, ihrer menschlichen Ware, — oft neben den brüllenden und blökenden Herdentieren — dann der übrigen Händler, der Käufer und der müßigen Besucher und der neugierigen Beschauer. Vor dem kleinen

Reiterzug wichen die Leute wohl zur Seite, aber für die nun zu Fuß der Kirche zu Schreitenden war der Weg nicht gleich frei. Ebroin eilte, während sein Freund bei den Frauen blieb, voran und löste die Haufen mit Wort und Hand. Nun stieg er allein, allen weit voraus, die Stufen hinauf.

Plötzlich blieb er stehen mit einem Ausruf des Staunens. Dann sprang er rasch auf die Plattform vor der Kirche, wo ihn die Knäuel der Händler und der Unfreien den Blicken der Nachfolgenden entzogen: er sprach eifrig mit einem der Verkäufer, er beugte sich . . . und nun bahnte er sich den Weg zurück auf die erste Stufe: „Frau Königin," rief er der langsam in ihrem langen Nonnenkleid Heranschreitenden zu, „heute soll vor jener Thüre ein zweifach Dankgebet gen Himmel schweben: — sieh', wen halte ich hier an der Hand? Frei — wie du selbst?" Er warf die gelöste Fessel klirrend zur Erde.

„Gunthildis, Schwester!"

„Schwester! Balthildis!" scholl's und die beiden, einander so ähnlich wie zwei weiße Rosen, an Einem Ast erblüht, schlossen sich in die Arme.

Die Neugefundene trug nur spärlich Gewand, es ließ die schneeigen Schultern bloß: — sie empfand es — nur ein Blick verriet es! — peinlich: da nahm sich der Majordomus den eignen, reich mit Gold gestickten Mantel ab und spreitete ihn sorglich um ihren Nacken.

„Dank, mein Erlöser, mein Beschützer!" und bewundernd ließ das Mädchen die Blicke auf dem gebräunten, schönen Männerantlitz ruhen. „Wer, . . . Schwester, wer ist das?" Einstweilen hatten die Frauen wieder die Zelter bestiegen und den Rückweg angetreten. Ebroin hob das Mädchen, — es war kleiner und jünger als die Königin — auf seinen Rappen und führte den am Zaum.

Man wollte nicht am Abend nach Paris zurückkehren, sondern in der Königsvilla neben dem Kloster übernachten.

„Dies?“ erwiderte die Königin mit einem dankbaren Blick, „das ist mein Majordomus, mein erster und getreuester Diener.“ „Der? Ebroin!“ lächelte die Befreite. „Den bösen Ebroin!“ schelten sie ihn. „Da hörst du's, Majordomus,“ drohte Balthildis schalkhaft.

„Aber er sieht gar nicht so böse aus, mein Retter und Befreier.“ „Wer nennt ihn böse?“ begann Banning. „Die Priester, die er bändigt. Und sie allein schreiben die Chroniken! Ja, wenn die Mäuse Weltgeschichte schreiben, — schwerlich heißt dann Kater Murr der Gütige.“ — „Und du — du Schwester! — bist jene Königin Balthildis, die das Volk schon jetzt die Heilige nennt?“ — „Welche Sünde!“ Die Gepriesene errötete plötzlich sehr stark und schlug, die langen, blonden Wimpern senkend, demütig ein Kreuz. „Ich und eine Heilige!“ — „Wie konnt' ich, — trotz des gleichen Namens, — in solchem Glanz die Schwester ahnen! Und es hieß ja, die Königin kam aus einem Nonnenkloster.“ — „Wäre sie darin geblieben! — — Aber der Vater? Du verstummst? Du wendest dich ab: ach, ich ahne alles!“

„Sein Alter ertrug die Beschwerden der vielen Reisen mit den Händlern nicht lange. — Er blieb am Wege liegen. — Ich drückte ihm die Augen zu: — ein mitleidiger Mönch des nahen Klosters bestattete ihn in geweihter Erde.“ — „Du mußt mich an die Stätte führen: — ich erbaue dort eine Basilika.“ „Ah,“ grollte Ebroin für sich und fragte dann: „Und nicht wahr, hohe Frau, dein Vater war so frei geboren wie der König von Wessex und der Bischof von York?“ — „Jawohl! Es war nur der Druck der Zeit . .“

„Der Priester, solltest du sagen, Königin, und der land=

gierigen Thane! Bei denen drüben überm Wasser ganz wie bei uns! Aber wartet, ihr, die ihr mich angeht." Gunthildis erzählte nun, wie sie lange aus einer Hand in die andere von Sklavenhändlern gewandert sei, da sie keinen Käufer fanden, der den geforderten hohen Preis zahlen wollte. So sei sie denn nun zuletzt auf den stets stark besuchten Markt von Saint-Denis geschleppt worden. „Dank dir, Herr Majordomus! Ich will dich segnen — und loben — all' mein Leben lang. Du hast mich gleich erkannt?" — „Das war nicht eben schwer, Jungfrau, für den, der deiner heiligen Schwester Antlitz — Einmal! — sah. Komm, Freund Vanning, wir wollen die Schwestern ihrem Glück überlassen. Komm! Ich muß noch mit dir die Grundsteuer und die Hafenzölle von Marseille verrechnen!" „Heute Abend noch?" brummte der Schatzwart. „Nun, meinetwegen. Aber dann: zur Feier — deiner Entdeckung! — eine gute Kanne Rhonewein! Mundet doch besser als das Felswasser der Vogesen."

„Du," meinte Vanning, als er am Ende dieses Abendtrunks, in der Halle der Königsvilla, den letzten Tropfen aus dem letzten Becher schlürfte, „du, — ich weiß was."

„So? Behalt's für dich! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist." — „Ja, aber dies Eine, das zu wissen für dich recht . . . recht fördersam wäre, — das scheinst du nicht zu wissen." — „Mag wohl sein."

„Weißt du, — zum Beispiel, — daß Gunthildis und Balthildis einander zum Verwechseln ähnlich sind?" — „Ich werde sie niemals verwechseln." — „So? Ist schade! Denn sieh mal: — es sieht aus wie ein Wunder . . ." — „Schweig, Lieber! Ich hab' an den Wundern schon genug, die ich bisher nicht glaube." —

„Wie ein Wunder, daß gerade du die jüngere Schwester entdecken, befreien mußtest, die weder Leodegar gehört, noch einem Gatten, noch schon zu sechs siebentel einem Kloster, sondern ganz sich selbst. Und also dem, der zugreift? Ich meine . . . sie . . . sie ließe sich gar gern greifen von . . . Hast du denn die Augen nicht gesehen, mit denen das schöne Geschöpf an dir . . . ?" — „Nichts hab' ich gesehen, will ich sehen! Und — Dank für deinen guten Willen! — Aber das hast du dir doch beim schweren Wein von Avignon gar zu . . . nun, zu gemütlich ausgesonnen, wie alles in mir und mit diesen beiden Schwestern so hübsch zurechtkommen könnte! Nein, Vanning, bei der Liebe ist das nicht wie bei der Jagd: fehlst du die eine weiße Hinde, fängst du dir ihre ebenso weiße Schwester. Das ist hier ganz anders, lieber Freund! Gute Nacht!"

V

Die Königin wollte früh am andern Morgen sich mit der Äbtissin und der Schwester in ihre geliebte Klosterstiftung Chelles begeben: aber der Majordomus beschwor sie dringend, zu bleiben. „Morgen, Herrin, und in den folgenden Tagen sind wichtige Beschlüsse zu fassen, — die Anträge vorzubereiten für den schon einberufenen Reichstag: — du weißt, ein so verhängnisreicher hat noch nie getagt, seit du die Regentschaft führst. Entschlüpfe mir nicht immer in die Einsamkeit! Das Reich, die Erde bedürfen deiner viel dringender als der Himmel und die Kirche." „Nun denn," sprach sie, „erst — wie immer! — die Pflicht, dann die Neigung. Ich bleibe."

Früh am andern Morgen stand Ebroin wieder vor der Königin und seiner Mutter, deren schlichte, fromme Einfalt jene gern als Schild gegen die oft gar zu schlauen und sehr weltlichen Pläne des Sohnes verwendete. Die Menge von Chartae und Pergamenta, die dieser bereits, wohl geordnet, in die weite bronzene Röhre, in der die Archive die Urkunden aufbewahrten, eingefügt hatte, bewies, daß schon ein gut Stück Arbeit hinter ihnen lag. „Nur diese letzte Unterschrift noch!" Er tauchte die Rohrfeder in die Tinte und hielt sie ihr hin. „Was ist es?" — „Eine Bestallung." — „Gut! Gieb! Du wählst stets den rechten Mann für den rechten Platz." — „Das wäre ein hohes Lob für den Staatsmann! Sieh, deshalb hab' ich dir den Bischof von Autun — so klug er ist: viel schlauer als ich! — noch nie zu einem Weltamt vorgeschlagen. Er würde seine Kirchen vergessen, versäumen und binnen kurzem das Amt, das er bekleidet, zum herrschenden im Staate machen, und wär's das des Stubenfegers!"

Seine Mutter, die an einem feinen Altartuch für das Kloster nähte, mußte lächeln. „Du hast ein böses Züng-lein!" „Aber ein gutes Herz," sprach Balthildis, ihn voll ansehend. Er furchte die Brauen und mied diesen Blick. „Man kann dem Herzen nicht immer folgen," sprach er achselzuckend. „Das weiße Zeug, Frau Mutter, ist wieder viel zu anstrengend für die armen, lieben Augen. Und du, Frau Königin, dich flehe ich an . . . ." — „Was willst du so hitzig?" — „Der weise Zacharias klagt über dein Aussehen." — „Klage ich über mein Befinden?" — „Nein, lieber sterben! Ich kenne dies starke Herz!" — „Es ist vielleicht nicht so stark, wie . . . viele meinen."

„Du schläfst zu wenig. Nicht die Staatsgeschäfte, — die unablässigen Gebete, die Büßungen —! Du büßest! Lieber Gott! Wofür? — Die Gänge zu allen Armen

und Kranken, ja die Übernahme von Geschäften, die einer Königin unwürdig sind . . ." — „Keine Arbeit ist unwürdig: Arbeit ehrt, Herr Majordomus. Darum arbeitest du so viel, weil du unmäßig nach Ehre gehrst." — „Aber es ist doch ein Unterschied! Neulich, als der erste Schnee gefallen, hast du ihn — ich sah's verhohlen! — mit den eigenen Händen — sie waren viel weißer als ihre weiße Last! — in dem Portikus der Palastkapelle zusammengetragen und entfernt."

„Ja, ja, Frau Königin," bestätigte die Äbtissin, „in Chelles, in . . ." „Auch dort belauern mich Ebroins Späher?" lächelte die Gescholtene. „Da hat sie wirklich schon die Rinder- und Schafställe ausgemistet, sie, die Königin von Neuster und Burgund."

„Frau Äbtissin, ich will dich fragen: wo lag als Kind der König des Himmels und der Erden? Ist doch noch mehr als Neuster und Burgund! In einer Krippe: — in einem Stall! Also laßt mich meinen Gott auf meinen Wegen suchen: — auf deinen, Majordomus, würde ich ihn nicht finden." — „Aber die Macht würdest du finden, die dir in diesem Reich gebührt. Und eben um dich im eigenen Palast zu stärken durch treue, kluge, wackere Diener, schlag' ich dir" — er hielt ihr die Urkunde hin — „diesen Mann zu deinem Cubicularius vor." — „Ein wichtig Amt! Die geheimsten Schlüssel führt er. Täglich, ja stündlich hat der Cubicularius Zutritt auch in mein Schlafgemach . . ." — „Deshalb wählte ich dir einen verlässigen, getreuen, auch mir ergebenen . . . ." — „Das genügt. Gieb!" — „Einen Mann, viele Jahre durch den Kriegsdienst in den Westmarken vom Hofe ferngehalten . . ." — „Gieb nur! Wie heißt er?"

„Herzog Hermengar von Provence."

Da stieß die so sanfte, stille Königin jäh einen

schrillen, gellenden, markdurchbohrenden Schrei aus, fuhr auf, als habe sie eine giftige Schlange gebissen, und warf die Feder weit von sich. „Nein! Nein! Niemals. Unmöglich.“ Und sie wollte aus dem Saale fliehen.

Aber Mutter und Sohn, die sich, tief erschrocken, erhoben, vertraten ihr den Weg, und die Schwester, die der laute Aufschrei aus dem Nebengemach herbeigerufen, fing sie auf in den Armen.

VI.

Ebroin, der vielgewandte, nicht leicht zu erschütternde, fand doch geraume Zeit keine Worte: mit stummem Staunen sah er auf die bleiche Frau, deren zarte Gestalt zitterte und bebte.

„Was ist dir, liebe Schwester?“ forschte Gunthildis. „Wer hat ihr was zuleide gethan?“ fragte sie die Äbtissin. — „Diesmal — zum erstenmal im Leben! — mein Sohn.“ — „Er?“ — Das Mädchen wandte sich ihm zu mit strahlenden Blicken. „Das ist unmöglich!“

Das war wie eine Frage: aber Ebroin schwieg.

„Gewiß nicht mit Wissen und Willen,“ begann die Äbtissin aufs neue. „Eher würde er sterben! Und sicher, — er wird den Vorschlag fallen lassen, wenn die Frau Königin für so heftige, haßgleiche Abneigung gegen diesen Herzog irgend einen Grund hat. „Und daneben die Gewogenheit,“ sprach der Majordomus in einem festen, herben, geschäftlichen Tone, den er nie bisher gegen seine Herrin angeschlagen hatte, „diesen Grund anzugeben. Und . . . zu beweisen. Warum, o Königin, hassest du diesen Hochverdienten?“

Aber Balthildis, die sich nun von der Brust der Schwester gelöst hatte, schüttelte stumm das Haupt und machte eine ablehnende Handbewegung. „Er muß sie tief, im innersten Kern eines Weibes, getroffen haben," dachte die alte Frau. „Was mag es sein? Sie vertraut mir sonst alles: . . . nie nannte sie seinen Namen." „Was hat dir der fremde Mann gethan? Du konntest ja nie hassen!" fragte das junge Mädchen. Jedoch Balthildis schwieg und durchmaß in großen Schritten den Saal, offenbar einen Beschluß erwägend.

„Ich weiß gar nicht," hob Ebroin nach langem Nachsinnen an, „wann du mit jenem wackern Helden kannst zusammengestoßen sein. Nicht, solange ich an deinem Hof lebe! Hätte man dir Schlimmes von ihm berichtet, ..." Balthildis blieb dicht vor ihm stehen: „So wär's Verleumdung," sprach sie ernst. — „Also du kennst seinen Wert? Und doch . . ?" „Gleichviel," bat die Mutter beschwichtigend. „Gewiß wird — bei solchem Widerwillen — mein Sohn einen andern . . . ." „Nein, Mutter," erwiderte der scharf und streng, „das wird dein Sohn nicht thun. Herzog Hermengar ist schon von mir benachrichtigt, seine edle, schöne Gemahlin, Frau Friedrun, unter die Frauen deiner Gemächer aufgenommen . . ." Balthildis ließ sich schweigend auf den Schreibstuhl gleiten. — „Seine beiden Söhne unter die Hofknaben. Ich kann nicht einen deiner — meiner! — treuesten Anhänger — sie sind nicht zahlreich! — tödlich kränken, in einen bittern Feind verwandeln um ein nichts." — „Ist mein Wille ein nichts?" — „Wille? Dein Wille hatte stets Gründe. Dieses Nein hat keinen Grund: es ist — vergieb, hohe Frau! — eine Laune. Nenne mir deinen Grund, beweise ihn und Hermengar reist ab . . . . noch heute." — „Und wenn nicht?" — „Wird er dein Cubicular." — „Also

du willst — ein echter Majordomus! — den Willen deiner Königin zwingen? Herrschest du im Reich der Franken oder ich?" „O nicht, nicht so hart, Schwester!" bat das Mädchen mit feuchten Augen. „Du herrschest," sprach der Majordomus, zog das kurze weiße Elfenbeinstäbchen, das Abzeichen seines Amtes, aus dem Wehrgurt, trat an den Tisch und legte es leise darauf. „Berufe Hektor von Marseille oder Gairin zu deinem Majordomus. Herrsche glücklich, Königin." Er wandte sich zur Thür.

„Halt! Du bist dem Reiche notwendig: — ich wahrlich nicht! Deshalb bleibst du und ich gehe. Längst, längst sehne ich mich fort aus dem Getriebe dieses Hofes, dieser hassenden, bald schleichenden, bald tobenden Männer. Das Blut Sigibrands . .! Und nun dies! — Genug! — Ich lege die Regentschaft ab. Mein Sohn Childerich mag unter deiner Leitung herrschen. O, Äbtissin, Mutter, nimm mich auf in den Frieden deines Klosters!" Und sie eilte hinweg, gefolgt von beiden Frauen. Ebroin nahm den Stab wieder an sich. „Hm," sprach er, ihr nachschauend, „also auch Heilige haben Launen? Ins Kloster? Diesmal scheint's unabwendbar. Still, heißes Herz! Aber, holde Thörin, erst nach meinem Sieg: — denn du mußt ihn mir erkämpfen helfen! Du bist erregt, — du wirst mir entfliehen wollen? Aber ich wache."

In dieser Nacht saß auf der Schwelle der Thür, die in die Frauengemächer des Palastes führte, ein Mann in Eberhelm und dunklem Mantel, den Rücken gegen die Thürpfosten gelehnt. Er schlief nicht.

Vor Hahnenkraht ward er abgelöst durch zwei Speerträger.

Bald nach Sonnenaufgang ward die nach innen aufgehende Thür geöffnet: die Königin, an der Spitze ihrer

Frauen und Mädchen, trat heraus; alle trugen Reisegewande. Die beiden Krieger — Speerträger Ebroins — neigten ehrerbietig die behelmten Häupter, aber sie legten ihre Lanzen quer über die Knie, die Öffnung sperrend. „Was soll das?" sprach die Königin. „Hinweg mit euch! Wer schickt euch?" — „Dein Majordomus." — „Fort, sag' ich!" — „Wir haben zu bleiben, bis er uns abruft." „Gefangen? Seine Gefangene! In meinem eignen Palast!" rief sie entrüstet. „Ruft mir sofort meinen Sohn, den König." — Unmöglich, Herrin!" — „Warum?" — „Auch er ist bewacht!" „Und auf wie lange?" fragte die Äbtissin. — „Nur bis morgen. Morgen haben wir dich in den Reichstag zu geleiten."

VII.

Leodegar hatte bald eingesehen, daß man von Autun aus nicht die Geschicke von Neuster-Burgund leiten — oder auch nur ständig überwachen — konnte, sondern nur in oder nahe dem Palatium zu Paris.

In dem Palatium selbst fand sich nicht Raum für seine weitgehenden Bedürfnisse an Behaglichkeit, ja Glanz, seines von Kunst geschmückten Lebens. So hatte er sich denn in Paris ein stattlich Absteigequartier geschaffen: — nahe dem alten Cäsarenpalast lagen die stolzen Trümmer eines Apollotempels: Julian der Abtrünnige hatte ihn während seiner kurzen Herrschaft erbaut: seit seinem Tode war er geschlossen und — ohne Pflege — verfallen.

Der kunstfreudige Prälat kaufte die Baustelle und die Ruinen und erschuf sich hier, mit dem ihn vor den Zeit-

genossen auszeichnenden, feingebildeten Kunstsinn und Geschmack, ein prächtig Wohnhaus: ein Hain, einst dem unbesiegten Sonnengott geweiht, jetzt verwildert, schied das Gebäude von der Mauer des Palastgartens.

In dies sein Haus hatte Leodegar auf den Morgen vor der Eröffnung des Reichstages seine Freunde und Parteigenossen zu einer Besprechung geladen.

Vor den andern war Bischof Dedo eingetroffen von Poitiers und er sprach zunächst allein mit dem Neffen. „Höre," hob er an, unzufrieden den feingeschnittenen Kopf schüttelnd, „wenig Ruhm hab' ich in der letzten Zeit geerntet an dir als meinem Schüler in der Staatskunst, in der Leitung der Geschäfte in Palast und Hof. Du hast uns alle miteinander, Bischöfe und Adel, die beiden verbündeten Parteien, allmählich unter ein Netz gleiten lassen, das dieser Sklavensohn zwar lange fein gesponnen und behutsam gestellt hat, — wie sagt Cato? ‚Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps'. ‚Lieblich flötet der Vogelfänger, dieweil er das Vögelein einfängt' — aber morgen, fürcht' ich, recht unfein und gewaltsam — denn er ist doch vor allem ein Gewaltmensch! — über unsern Häuptern zusammenschlagen lassen wird: — Klapp! Und die Geier des Weltadels wie wir klugen Dompfaffen werden gefangen sein. Zwar, ich muß ja einräumen: der Gedanke, den verstorbenen Merowing durch dieses weißarmige Weib zu beherrschen, war meines Lieblings würdig: — und daß du dabei dich soweit überwandest, nicht vorher an der süßen Frucht zu naschen . . ." — „Er hätte die Berührte nicht berührt." — „Ist wirklich überraschend . . . ." — „An deinem Neffen, deinem Blut, nicht wahr? Denn das hab' ich nicht gerade in deiner Lehre gelernt. ‚Arcades ambo'."

Der trotz des Alters immer noch schöne Prälat gab ihm einen leichten Backenstreich. „Ich staune, daß du

noch scherzen kannst. Unser Spiel steht schlecht. Fuimus Troës! Daß der Merowing so früh sterben, daß dieser Ebroin — vollends! — das unvernünftige Glück haben würde, durch seine halbblinde Mutter die ganz blinde, glaubens-schwärmerische Königin zu beherrschen, — so daß sie ihn zum Majordomus macht — ich fürchtete gar, zu ihrem Geliebten: aber sie hat wohl Weihwasser in den Adern statt des Blutes! Daß der ihr auch noch die Schwester wieder giebt: — das sind lauter Dinge, die nicht vorauszusehen, daher nicht zu wenden waren. Wie sagt Publius der Syrer? ‚Contra felicem vix deus vires habet‘, ‚wenn einer einmal 's Glück hat, kämpfen selbst Götter gegen ihn vergebens!‘ Aber, Glück oder nicht, — es bleiben dir nur die Brosamen von Einfluß, die dir der Ackerlümmel von seinem Tische wirft. Es steht schlecht mit uns, verteufelt schlecht, würde ich sagen, zierten nicht so viele Weihen meinen — wie du siehst: — leider schon ziemlich kahlen Scheitel." — „Nun, die Weihen, Ohm, haben dir wohl die wenigsten Haare gekostet." — „Laß die Späße! Mir ist schwül. Es steht schlimm für unser Königspiel! Ich hatte es dich doch fein gelehrt." — „Vielleicht nicht so schlimm, wie du fürchtest. Meine Späher berichten: die weiße Königin und jener brutale Turm, deren einiges Zusammenspiel uns am schärfsten bedrohte, haben gestern einen ganz hübschen Zank gehabt miteinander." — „Das wäre . . .!" — „Sie will ja schon lange gern aus dem Spiele scheiden. Außer mir aber, dem Bischof, . . ." — „Läufer sagen sie in Indien." — „Der sich deinen Lehrling rühmt, ist aber urplötzlich eine neue Figur uns Schwarzen zu Hilfe ins Spiel gesprungen: — ein schwarzer Reitersmann, — der dem feindlichen Herrn Turm und dessen Reiter, — dem wackern Vanning! — den Weiterweg nach allen Seiten abschneiden

wird. Und du vergissest: wir Schwarzen thun ja alles nur für unsern König . . ." „Natürlich!" lächelte der Bischof. „Leider ist aber dieser unser König — ein echter Brettspielkönig! — von gar geringem Kampfwert." — „Das sage nicht! Gegen Ende des Spiels — und zumal, wann die weiße Königin aus dem Kampfbrett in ihre Klosterschachtel verschwunden sein wird! — dann kommt der König doch zur Geltung. Mit führerlosen Bauern — noch so vielen! — wird er — neben nur einem Helfer — leicht fertig: von hinten her rollt er sie auf!" — „Aber dieser König, . . . sein Turm, das heißt Hausmeier, hält ihn ja stets behütet." — „Jawohl! Und gestern und heute, wie verlautet, sogar eingesperrt! Allein ich fand doch Mittel, zu verkehren mit dem Königsknaben, der seinen Bewacher und Tyrannen natürlich haßt."

„Wie alt ist Childerich?" — „Noch nicht fünfzehn. Aber ein Merowing! Also lüstern und listig. Er fand insgeheim den Weg zu mir: — und in die Freiheit! Bei Tag wachen stets sechs Augen über ihn. Aber in der Nacht! Schmächtig ist das Bürschlein: — eine Feile — mein Geschenk — half nach: — eine Stange des Gitters am Schlafzimmer, durchfeilt, wich leicht: die fromme Mutter schläft nicht mehr bei ihm, durch ihre nächtlichen Büßungen das Söhnlein nicht zu stören, sondern im Gemach vor dem seinen: den Schlüssel seiner Thüre, die in den Garten führt, birgt sie unter dem Kopfkissen: aber während sie für sein Seelenheil betet, schlüpft mein gelehriger Schüler durch das Gitter in den buschigen Garten, dann über das niedrige Mäuerlein hierher, wo ihn allerlei Freuden erwarten, die mir die junge Seele ganz gefangen geben: starke Weine, Ovids Verse: — seine ‚Kunst, zu lieben‘ — und . . . nun: anderes." — „Ich verstehe: — Dux femina mali! Auch dieser Merowingenknabe wird also rasch

nacheinander Vater werden, dann Gatte — und bald Sarkophagbewohner in Saint-Denis." — „Ja, er welkt rasch dahin, bei solchem Unmaß, in solcher Jugend: 's ist beinah Sünde. Aber ich duld' es ja nur. Und —" „Duldest du's nicht, duldet's ein andrer und schnappt ihn dir weg, wie Ebroin seine fromme Mutter dir weggefangen hat. Also keine Gewissensthorheiten, mein Sohn. ‚Exeat aula, qui vult esse pius,' meint Lucanus mit Recht, ‚wer fromm bleiben will, der flieh' aus dem Hof.' — Also des jungen Königs bist du sicher?" — „Völlig. Verschwindet die Regentin, beherrscht er das Feld." — „Das heißt: du herrschest. Brav." „Ah, vielleicht gelingt schon heute ein Schlag gegen . . . Aber da kommen die Freunde. — Willkommen, Hektor! Was thut die schöne Aurelia?"

„Leider noch immer den Willen ihrer frommen Muhme, hochehrwürdiger Herr und Trinkgenoß, nicht den meinen."

„Nun, ich will beten, daß sie sich bessere und nach deinem Willen thue! — Hochwillkommen, ehrwürdiger Herr Bruder von Cahors, Ihr, tapfrer Herr Agnebert von Saintes und Ihr, Herr Berachar von Le Mans. Jedoch Ihr, Herr Truchtigisel von Embrun, übertreibt mir nicht die Askese! Auch das ist Eitelkeit und daher Sünde."

„Hört einmal," rief der so Vermahnte, — sein ganz Gesicht ward jetzt so rot wie sonst nur seine Nase, und unwillig schlug er auf sein rundlich Bäuchlein, — „hört, sehr junger Herr Bruder von Autun, mein bischen Rhonewein und fettes Fasten sind noch lange nicht die dem lieben Gott verhaßtesten Sünden seiner Priester. Ich bin noch aus der guten alten Zeit, da uns — wie meinen Ahnherrn Truchtigisel — den mit dem Speer! — von Soissons die Sünden dick machten: Eure Laster machen Euch mager und hager und gelb und fahl, wie Figura zeigt."

„Deine verfluchte Spitzzunge!" flüsterte der Ohm dem

Neffen ins Ohr. Mußt du uns den guten Schwachkopf verärgern? Solche dicke Genossen machen die Laien vertrausam. Verscheuch' ihn nicht." — Leodegar zuckte die Achseln: „Aber Dummheit hält auf. — Doch wo bleibt er? — Er: — unser schwarzer Reiter? Ah, da naht er! Hochwillkommen, Graf von Toulouse." Ein echter Sohn des Südens, kohlschwarz an Haar- und Augenfarbe, tief gebräunt Stirn und Wangen, reich gekleidet und gerüstet, eilte über die Schwelle und verneigte sich leicht vor den Bischöfen. „Valerius, geliebter Freund!" Leodegar umarmte ihn, um ihm fragend ins Ohr flüstern zu können.

„Er sträubte sich lange," entgegnete der Römer, „aber deine Dispensation überwand zuletzt sein Gewissen." — „Triumph! Doch zeige dich nicht zu früh. Erst wenn ich den Finger hebe, — hier diesen! — scheinbar den Bischofring fester anzudrücken. Dann aber gleich! — Ihr Freunde, einen kleinen Imbiß, bevor wir das Schlachtfeld, wollte sagen: den Reichstag, betreten."

VIII.

Der Reichstag oder der große Hoftag ward, falls er in Paris zusammentrat, in dem geräumigen Saal abgehalten, der aus dem Atrium des alten Cäsarenpalastes war geschaffen worden.

In diesen Saal strömten denn nun auch heute auf allen Straßen von Paris — ausgenommen von Norden her — die Bischöfe und die weltlichen Senioren zusammen, die den Hoftag besuchten, was ja an sich jedem freien, unbescholtenen Manne zustand: aber die kleinen Leute waren,

sofern sie nicht eine besondere Bitte, eine Rechtssache oder Beschwerde herzwang, schon lange fern geblieben: aus den Gründen, die der Hausmeier der Regentin richtig angegeben hatte.

Nur vom Norden her, wo in der Ferne die Sein° den Palastraum umsäumte, führten keine Straßen: hier erstreckte sich vielmehr ein sehr weites, von Mauern umhegtes, durch geschlossene Thore vom Fluß abgesperrtes Blachfeld, auf dem die Reiterei des Palastes ihre Reit- und Kampfübungen zu halten pflegte.

Mit Erstaunen vermißten die vom Innern des Palastes her den gewöhnlichen Versammlungssaal Betretenden hier den üblichen Schmuck, ferner die Bankreihen, zumal den Thron des Königs oder der Regentin. Auf ihre Fragen hatten die Palastdiener keine Antwort; nur ein besoldeter Späher Leodegars verwies diesen rasch und verstohlen auf drei große Thore, die auf jenen Waffenplatz führten: sie waren fest von außen verschlossen.

Die Mitte des Märzmondes war herangekommen: mit Wohlbedacht hatte der Hausmeier die Zeit gewählt, da früher ganz regelmäßig das „Märzfeld“, die Heerschau über das Volksheer, war gehalten worden: er wollte die Erinnerung an die stolzen Rechte wecken, die damals noch die trutzigen Freien hierbei geübt hatten.

Es war ein schöner, sonniger Frühlingstag: die Finken schlugen in den Bäumen des anstoßenden Palastgartens und von draußen, vor den Thoren der Stadt, her hörte man das Jubeln der Lerchen in den blauen Lüften.

Während sich die harrenden Geistlichen und Weltgroßen — auf die sechste Stunde des Tages waren sie geladen — ihre Fragen und Bemerkungen mitteilten, führte Ebroin in voller Waffenrüstung die Regentin von deren Gemächern her dem Saale zu; ihre Frauen folgten. „O Sohn, was

haſt du gewagt — gethan!“ flüſterte ihm die Mutter zu. „Herr Majordomus, ſie zürnte ſchwer, bis ich . . . .“ klagte Gunthildis. — „Das Notwendige that ich,“ erwiderte Ebroin laut, ſo daß auch die Königin es hören mußte. — „Bitte ſie um Verzeihung,“ mahnte die Äbtiſſin leiſe. — „Nein, Frau Königin,“ entgegnete er, dieſer voll in die Augen ſchauend, „denn ich habe nur meine Pflicht gethan. Und ich verlange von dir, daß du mir das glaubeſt. Ja oder nein?“ Er blieb ſtehen und zog das weiße Stäblein ein wenig aus dem Wehrgurt hervor: „Bei deinem Nein wende ich um, auf dem Fleck, und überlaſſe dir Reichstag, Reich und — Verantwortung.“

Da ſchlug ſie die Augen auf, die ihm heute noch keinen Blick gegönnt hatten, richtete ſie feſt auf ihn und ſprach: „Ja, Majordomus, ich vertraue dir.“

„Dank! — Wiſſe, du wirſt den Verhaßten nicht ſehen. Ich hab' ihn verſchickt. Fern, an den Rhein.“

Hoch aufathmend ſchritt Balthildis raſcher vor.

Als ſie vor der Thüre ſtanden, die aus dem Inneren in den gewöhnlichen Verſammlungsſaal führte, machte der Majordomus Halt. „Der Graf Amalgar von Orleans! Er ſteht rechts?“ — „Ja.“ — „Der Graf Willibad von Bourges! Er ſteht links?“ — „Ja.“ Beide traten vor. „Was habt ihr beide mir zu ſagen?“

Da ſprachen die beiden wie aus einem Munde: „Bereit ſteht alles, meldet Vannings Treue.“ — „Das Loſungswort! — Nun, Mut, Frau Königin. Getroſt! Gott wird dir zur rechten Zeit mehr als tauſend Helfer ſchicken!“ — „Ich weiß,“ erwiderte ſie mit einem frommen Blick nach oben. „Nein,“ lachte er übermütig, das ſchöne Antlitz hell von Siegesſtolz verklärt, „nein, nicht aus den Wolken. Aus deinem treuen Frankenvolk! Iſt mir lieber. Und ich werde ſie dir rufen! Auf mit der Thüre!“ Die beiden

Flügel flogen auf und die Regentin, zur Rechten Ebroins, stand auf der Balustrade, zu welcher die marmorne Freitreppe emporführte: mit leichtem Neigen des Hauptes dankte sie der ehrfürchtigen Begrüßung der etwa hundert versammelten Männer: die stets noch strahlend schöne, nur allmählich immer schattenhafter verklärte Frau fühlte, daß gar mancher dieser huldigenden Blicke eben ihrer Weibesschöne galt und, anstatt zu sprechen, schlug sie ihren Nonnenschleier vor das Antlitz.

Da hob, ihrer Verwirrung zu Hilfe eilend, der Majordomus an: „Ehrwürdige Bischöfe, tapfere Seniores dieses Reiches! Wichtige Beschlüsse, — wichtigere als je zuvor seit Frau Brunichildens Untergang! — habt ihr heute zu fassen. So will es eure Herrin, die Regentin. Und weil dem so ist, soll heute nicht die geringe Zahl der zufällig hier Erschienenen entscheiden, wie das freilich seit geraumer Zeit so eingerissen war. Aber hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht und unverjährbar ist des Frankenvolkes Freiheit. In dieser alten Königspfalz ist schon lange zuviel dumpfe Luft und Weihrauchqualm! Auf mit den Thoren! Laßt Luft, frische Luft herein! Und Licht! Und Sonnenschein! Laßt ein die Freiheit und das Volk der Franken!“ Und er schwang den kleinen Elfenbeinstab: da schmetterte hinter ihm eine Trompete hell den neustrischen Heeresgruß: zehn andere antworteten von jenseit der geschlossenen Hofthore — wie Frag' und Antwort hatte das geklungen: auf wurden weit — nach außen hin — die drei breiten Thore zugleich gerissen und mit brausenden Heilrufen, die Waffen auf die Schilde schlagend, strömten herein etwa zweitausend fränkische Heerleute, keine Reiter unter ihnen, alle wehrhaft, aber keiner glänzend, alle nur einfach gerüstet.

„Gegrüßt, du tapfere Schar der freien Franken,“ rief

Ebroin, die Linke der Regentin fassend und mit ihr ganz vor auf die Balustrade tretend. „In eurer Königin Namen heiße ich euch willkommen. — — Bitte, entschleire dich! Rasch! Nun sprich! Nur Ein Wort!“ hauchte er.

„Im Namen Gottes und der Heiligen,“ sprach sie mit fester Stimme, „seid willkommen. Gedenkt, daß Gott auf euch herniederschaut: darum schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo ihr es auch antrefft, straft schonungslos das Unrecht.“ Da begrüßten brausende Huldigungsrufe das wunderschöne Weib, das viele dieser schlichten Landleute zum erstenmal im Leben erschauten.

„Das fängt ja hübsch an,“ schalt Dedo. „Der Volkstribun hat sich gesagt: ‚Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo‘, ‚giebt mir der Adel nicht nach, so empör' ich in Aufruhr den Pöbel‘.“ „Das ist ja ein Bauerntanz, kein Reichstag,“ murrte Hektor. „Es ist zu Ende,“ zagte Gairin. — „Nein, Bruder, jetzt beginnt es erst, das Spiel: Schach Königin und Turm zugleich! — Lauf, Diakonus, jetzt bringe .... Ihn.“ Während dessen hatten die Königin, Ebroin und die Frauen den Saal durchschritten und das mittelste der drei Hofthore erreicht, dicht vor welchem der alte Purpurthron der Merowingen auf mehreren Stufen aufgeschlagen war. Vanning stand davor mit gezücktem Schwerte, das er nun vor Balthildis senkte. Sie nahm Platz, das Antlitz nach Süden, dem Saale zugewandt, auf den oberen Stufen daneben ihre Frauen, Ebroin und Vanning zu beiden Ecken der untersten Stufe.

Sie nickte dem begeistert zu ihr aufschauenden Majordomus zu. „Das ist die schönste Stunde, der größte Tag meines Lebens!“ dachte er in freudigem Stolz, die gepanzerte Faust auf das hochpochende Herz drückend. Und er begann mit lauter, allhin vernehmlicher Stimme, die ihm

bis zu Ende nicht versagte und von Siegesbewußtsein getragen schien: „Ihr alle wißt, ihr Franken, vornehm wie gering, daß dieses stolze Reich geschaffen ward von starken Königen, von jenem ersten Chlodovech an. Aber nicht diese wenigen Männer genügten, die Römer und alle andern Nachbarn zu bezwingen: jene Feldherrn bedurften eines Heeres. Das Heer, — es war das Volk der Franken. Das ganze Volk, nicht die Vornehmen, deren es damals noch nicht viele gab. Und die Bischöfe vollends: — gar manchen seh ich dort vom Schwert umgürtet —" „Wie gern stieß ich dir's in den Schlund!" grollte, sich fest darauf stützend, Agnebert, Bischof von Saintes. Er war bis vor kurzem Oberjägermeister gewesen und hatte das Bistum um seiner schönen Jagden willen um schweres Geld durch Dedo erkauft.

„Ihnen waren und sind ja die Waffen verboten. Das Volk der Franken aber . . das waren — und sind — die *kleinen* Männer, die von wenig Hufen, von geringer Habe, aber von großem Mut und starker Kraft. Dies kleine Volk hat schwer gelitten in den letzten Zeiten: — das wissen alle! — Oder sagt — sagt ihr selbst — berichtet mich, wenn ich irre. Habt ihr *nicht* schwer gelitten?"

„Ja! Ja! Ja! Untragbar schwer," brüllten da die Tausende. Und manche hoben drohend die Waffen gegen die Großen, die ihnen gegenüber auf den Stufen des Palastes standen. Viele von diesen erblaßten, andere griffen ans Schwert. „Wenn er sie jetzt — in diesem Augenblick — auf uns hetzt, sind wir verloren!" sprach Dedo, übrigens ganz ruhig. „Sechs solcher Hunde stech' ich aber dabei tot!" knurrte Hektor. „Ich thät's," sprach Leodegar. „Er thut's nicht." — „Warum nicht?" — „Wegen des Weibes: aus Schonung für sie. Gieb acht, du wirst es sehen!"

„Und wir wissen auch," schrie eine rauhe Stimme, all' die andern übertönend, „da oben stehen sie, die uns zertreten: die Bischöfe . . . ." „Nein, die Seniores," riefen andere. „Das sind die ärgsten. Jetzt haben wir sie: — jetzt schlagt sie tot! Rache!" Aber da schmetterten auf ein Winken Ebroins alle Trompeten draußen und drinnen zusammen: die tobenden Stimmen verstummten.

„Nichts von Rache!" sprach der Majordomus. „Recht! Nur Recht wollen wir hier schaffen: altes gutes Recht wieder aufwecken vom Schlafe, neues gutes Recht daneben stellen, so altes Unrecht tilgen, neues verhüten. Wollt ihr das, ihr Männer?" — „Ja, wir wollen's! Heil Ebroin!" — „So hört denn, was eure Königin und ich euch vorschlagen. Ich trage euch alles auf einmal vor: — ihr sollt dann ja oder nein sagen zu dem Ganzen." „Das ist eine Thorheit," sprach Dedo aufatmend. „Diese Verzögerung . . ." „Kann ihm den Sieg kosten, den er schon in der Faust hatte," stimmte Leodegar bei.

„Zum ersten: der Graf darf nie mehr aus dem Gau stammen, den er als Grafschaft erhalten soll. Sonst ist er dort mächtiger als der König." — „Nein, nein! Das soll er nicht! Das ist gut!"

„Der Elende! Alle müßten wir da weichen!" knirschte Hektor. „Zum zweiten: kein Senior darf aus der Provinz den Hof des Königs besuchen, ohne Verstattung des Majordomus." „Warum? Das ist doch hart!" schollen einzelne Stimmen. „Er will uns ganz mundtot machen!" schalt Gairin. „Wer von seinem König nicht gekannt wird, der ist tot, schreibt Cassiodor," citierte Dedo. „Hört ihr's, der Beifall wird schon schwächer?" frohlockte Leodegar. „Den Wert dieses Verbots verstehen die Provinzleute nicht." — „Zum dritten: zahllose Landschenkungen an die Kirchen sind gefälscht . . . ." „Lauf, Ostiarius," befahl Leodegar

leise, „jetzt lauf, was du kannst. Schleppe mit zwei Gehilfen die große Urkundenvase herbei aus meinem Schreibgemach, die neben dem Fenster. Lauf! Es gilt die heil'ge Kirche!" Der stob davon!

„In jeder Grafschaft werden die Sendboten der Königin — zwei Laien und ein Priester — die Echtheit dieser Urkunden prüfen: werden sie als falsch erfunden, wird das Gut zurückgegeben. Gefällt euch das, ihr Hufner schmaler Hufen?" Ein donnerndes Ja war die Antwort.

„Natürlich! Das taugt den Wölfen, die Lämmer zerfleischen," zürnte Dedo. Aber Berachar, der Bischof von Le Mans, erbleichte: „Mein Vorgänger war, fürcht' ich, allzu . . . . schreibgewandt. Was werden wir alles hergeben müssen!" „Weiter: Freie, die aus Not sich selbst und ihre Scholle in das Eigentum eines Mächtigen verkauft haben — also Schuldknechte vor allen!" — fügte er bei mit raschem Blick nach rückwärts zu Balthildis hinauf, „sollen wieder frei und ihres Gütleins Eigner sein und nichtig solche Gott verhaßte Geschäfte." Brausender Jubel stimmte zu: aber ihn beglückte viel inniger Ein Blick aus den sanften blauen Augen.

„Nicht übel," brummte der hagere Bischof Desiderius von Cahors. „Was sie aber als Gegenleistung von uns in ihren Freßwanst geschlagen haben, das wollen sie nicht wieder hergeben." „Herr Bruder," entgegnete der gutmütige Truchtigisel von Embrun, „thät's auch nicht, an ihrer Stelle! Gott segne es ihnen! Gönn' ihnen doch, was sie längst verdaut! Leben und leben lassen!"

„Und endlich," hob Ebroin nochmal mit lauterer Stimme an: „Das Größte . . ."

„Noch mehr?" forschte Dedo.

„Für das Volk kann er doch mehr nicht fordern," meinte der Neffe. „Und wenn für die Krone . . ."

„Dann ist's ein Fehler: — eine Abschwächung des Endes!"

„Unverantwortlich viel Kronland haben seit zwei Jahrhunderten die Könige an die Kirche gespendet: das Reich verarmt: wohlan, ein Drittel alles ehemaligen Kronlandes sollen die Bischöfe und Äbte der Krone zurückgeben."

Da schrieen aber die hundert Geistlichen so laut wie vorher kaum die zweitausend Wehrmänner; oder wenn nicht so laut, doch viel greller und grimmiger: „Raub! Raub! Das ist der reine Kirchenraub! Weh! Sacrilegium!"

In den Reihen der Gemeinen blieb es ziemlich still: ja mancher sprach zum Nachbar: „Warum das?" „Mir ist ganz wohl unter Sankt Martin von Tours." — „Und mir unter Sankt Denis." — „Wohler als mir wäre unter dem harten Domesticus des Herrn Königs."

Eine peinliche Stille entstand: die Begeisterung hatte den Gipfel überschritten, sie sank rasch. Schnell benutzte das Leodegar: er winkte, machte sein frömmstes Gesicht und sprach: „Ist es auch einem demutvollen Priester des Herrn verstattet, zu sprechen? Oder redet hier nur der Herr Majordomus?" — „Sprich du nur, Herr Bischof," rief da ein frommer Burgunde aus Autun dicht unter ihm an den Stufen. „Ich kenne dich: — wir alle von Autun kennen dich: — du hast viel Geld unter die Leute gebracht." Unterdessen hatte Leodegar besorgt hinter sich gesehen. „Ist er endlich da?" flüsterte er. „Jawohl! Wie du befahlst. Da hinten: — hinter den Diakonen geborgen," antwortete Dedo.

„So möchte ich — mit gnädiger Verstattung also des strengen Herrn Majordomus! — fragen, bevor wir abstimmen, ob die hohe Frau Balthildis, die wir alle gleich

einer Heiligen verehren . . ." — demütig senkte er das Haupt. — Ein beifällig Gemurmel ging durch die Wehrmänner: „Seht," sprachen die Burgunden zu ihren nächststehenden, „unser Herr! Der ist gar demutvoll. Ja, so sollten alle sein!"

„. . . Mit all' diesen Vorschlägen einverstanden ist. Das wäre ja von höchstem Wert für uns." „Ich hab's ja schon gesagt," rief Ebroin ziemlich ungeduldig. „Hast's nicht verstanden, kluger Bischof von Autun?"

„Er sollte nicht so grob sein mit unserm Herrn!" meinten ein paar Leute aus dieser Stadt.

„So bitte ich dich, Frau Königin, sprich du," schloß der Hausmeier. „Mit allem einverstanden," kam es recht zaglich aus dem kleinen Mund. Denn der letzte Antrag war ihr gar nicht lieb gewesen!

„Und zwar," fuhr der Bischof sanft fort, „sprichst du so, heilige Frau, als Religiosa, die wir alle hoch preisen, oder als Regentin?" „Als Regentin, wie sich versteht!" antwortete an ihrer Statt barsch der Majordomus.

„Verzeih, gestrenger Herr. Das ist wohl ein kleiner Gedächtnisfehler. Denn — hört es, ihr freien Franken all'! — die heilige Frau, die hier vor euch steht, ist die jüngste Nonne des Klosters zu Chelles: sie hat gestern die Regentschaft niedergelegt. Und seither herrscht im Reiche Neuster und Burgund nicht mehr sie, sondern ihr Sohn, Herr Childerich. Tritt vor, Herr König!"

Und er griff zurück und faßte an der Achsel und schob vor sich hin einen schmächtigen Jüngling, der mit den vorgebeugten Schultern unter der Last eines ihm in Eile umgeworfenen Purpurteppichs an des Königsmantels Statt — zusammenzuknicken drohte. Ein lauter Ruf des Staunens flog durch die Versammlung: aber bei den Allermeisten, die den Schwächling zum erstenmal ersahn, war

es kein freudig Staunen: bald hob sich ein Murren: die Blicke der Heermänner flogen vergleichend hin und her zwischen dem fahlen Knirps und der schönen Frau und der Erzgestalt des Majordomus. Der, einen Augenblick überrascht, ersah seinen Vorteil schnell.

„Jetzt, Frau Königin,“ rief er ihr zu, „jetzt wahre dein Mutterrecht und meine Ehre!“

„Hoheitvoll erhob sich die edle Gestalt vom Throne: alles verstummte, lautlos lauschten die Tausende, wie sie mit starker, ja mit zorniger Stimme sprach: „Wer immer diesen bethörten Knaben — gegen der Mutter Willen! — aus seinem umgitterten Gemach hierher entführt hat: — er ist im Irrtum. Trägt das Kind die Waffen seines Volks? Wer hat es für wehrfähig erklärt? Noch niemand. Hierher, zu deiner Mutter Füßen, du ungeratner Sohn! Ihr aber wißt: wohl wollte ich gestern weichen aus dem Streit des Hofs: aber dieser Mann, der treueste Held im Reich, hat mich die Pflicht gelehrt, noch auszuharren. Schaut hierher, ihr freien Franken, hier steht eure Herrscherin!“

Damit griff sie mit der Rechten an den Thron zurück, erhob den langen goldnen Königsstab und schwang den hoch in die Luft, daß er im Frühlingslichte weithin strahlte.

„Heil Balthildis, der Regentin!“ — „Heil Ebroin!“ — „Willst du wohl gut thun, Büblein?“ — „Herunter mit dir!“ — „Bitte die Mutter um Verzeihung!“ — „Willst du wohl?“

So scholl's durcheinander. Und so drohend drang der Ruf in des Knaben Ohr, so dicht, so nahe, daß er erschrak und, nach einem hilfesuchenden Blick auf Leodegar, den der nicht zu sehen vorgab, mit schlaffen Knieen die Stufen herabschlich, über den Saal hinglitt und endlich

den Thron der Mutter hinanstolperte, wo er zu deren Füßen niederkniete und ihre Hand küßte. Laut jubelten die Heerleute.

„Das Spiel ist aus!" sprach Dedo zu dem Neffen. „Der König hat versagt."

„Ja, aber jetzt kommt der Bischof dran," erwiderte der. „Wo ist die Vase?" — „Hier," erwiderten die Ostiarii, die soeben keuchend das hohe, schwere Erzgefäß hinter ihm niedergestellt hatten. „Ihr freien Franken," begann Leodegar aufs neue, „wechselnd ist der Weiber Wille: — ich konnte nicht ahnen, daß die fromme Frau, die gestern schon einen Fuß in das Kloster gesetzt hatte, ..." „Also Horcher auch an jener Thür," flüsterte Vanning grimmig dem Freunde zu. „Ihn heute wieder in die sündige Welt zurückzieht. Wiefern das gültig ist, wird ein Konzil zu untersuchen haben." „Ungültig ist's," riefen mehrere der Bischöfe, ermutigt durch den kühnen Sprecher. „Ich, ein Priester des Herrn, will zu euch nicht als Kriegern sprechen, nur als Christen. Ob die vielen andern Vorschläge dem Reich der Franken frommen oder nicht, — das mögen Weltlinge entscheiden. Ich beeile mich, rasch beizufügen: alles ist wahr, was der gestrenge Herr Majordomus von der Bedrückung der kleinen Freien geklagt hat."

Da ging ein Beifallgemurmel durch die Reihen auch bisher ihm weniger willig Lauschender.

Gewandt fuhr er fort: „Nicht nur durch manche Seniores, — leider, leider! auch wohl" — er hob die Arme und blickte gen Himmel — „durch ein paar Genossen im geistlichen Amt" . . . — „Nicht du!" riefen die ihm ergebenen Burgunden, die sich allmählich dichter um ihn drängten. „Du hast die Spendehand!" „Du thust den Armen wohl . . ." „Na, und Gott vergilt's ihm heute," schmunzelte sein Ohm Hektor zu. ‚Gratis poenitet esse

probum', meint der welterfahrene Naso, ,umsonst mag kein Mensch brav sein'."

„Daher will ich auch kein Wort sagen gegen alle Vorschläge des gewaltigen Mannes. Nur warnen, warnen, warnen muß ich euch — als Hirt eurer Seelen! — daß ihr die nicht um Einer Sache willen unrettbar und auf ewig stoßet in das Feuer der Hölle." Dabei reckte sich die hagere Gestalt plötzlich zu ihrer vollen Höhe, die dunkeln und doch so feurigen Augen schossen Blitze: hoch hob er mit seiner einzigen Hand den schwarzen Mantel über dem Haupt empor: — ein Murmeln des Grauens ging durch die Menge: viele bekreuzten, zurücktretend, Stirn und Brust. „Ja, in die Hölle stoßt ihr eure Seelen, raubt ihr den Kirchen, was fromme Könige ihnen geschenkt! Schaut her: dieser eherne Kessel birgt ungezählte solcher Schenkungsurkunden. Wißt ihr, mit welchem Fluch jede, — jede! — den Kirchenräuber, der die Gabe antastet, bedroht? Seht her — ich greife heraus — aufs Ungefähr: ihr, Amtsgenossen, thut das Gleiche."

Und ohne hinzuschauen faßte er rasch zu, hob eine der Pergamentrollen hervor, entfaltete sie und las: „König Dagobert, — dieses Knaben Großvater —, schenkt die Villa und den Wald von Toury im Gau von Orléans dem Kloster Saint-Denis, wo er begraben sein wollte und begraben liegt, und die Urkunde schließt: ,Wer aber aus irgend einem Grund oder Vorwand oder Schein des Rechts oder des Nutzens für den Staat auch nur ein Bäumlein dieses Waldes dem Heiligen entzieht, dessen Seele und aller Seelen, die ihm zustimmen oder doch nicht in den Arm fallen, sollen verflucht sein auf ewig und immerdar und sollen brennen in der siebenten Hölle zusammen mit der Seele Judas Ischariots, des Verräters des Herrn."

Da ging ein Aufschrei des Schreckens, ein Stöhnen des Grauens durch die Menge.

Und bevor es verstummt war, begann Dedo aus einer zweiten aufgerafften Urkunde mit dröhnender Stimme zu lesen: „Und wer diese Schenkung König Chlotachars, des ersten dieses Namens, an das Kloster Glanfeuil anficht oder verletzt, den soll vor allem ächten und bannen, wer dann des Frankenreiches Scepter führen wird . . .“

Da seufzte Frau Balthildis laut.

„Christus aber soll für ihn nicht gestorben sein, der Fluch von Dathan und Abiram soll ihn schlagen und der Aussatz soll ihn treffen und ins Gebein wie Naëman den Syrer, ihn und sein ganzes Geschlecht bis zum siebenten Grad . . .“

„Grauenvoll!“ — „Nein!“ „Nein!“ „Das soll nicht sein!“ „Vergieb den bloßen Gedanken daran, o Gott!“ rief da die Menge zerknirscht und erschüttert. Und Bischof Berachar von Le Mans las bei Grabesstille: „Wenn jemand die fromme Gabe des Herrn Königs Childibert an das Kloster Sankt Martins zu Tours verletzt, auch nur mit einem Worte sie bestreitet, dann soll die Erde sich klaffend aufthun und ihr feuriger Schlund wie die Rotte Korah ihn und seine Helfer und alle, die ihm nicht wehren, verschlingen bis in den untersten Pfuhl der Hölle zu ewiger Verdammnis.“

Abermaliges Entsetzen! Die Reihen der Heermänner, zunächst Ebroin und dem Throne, wichen scheu, mit lärmenden Waffen, weit von ihm hinweg. „Gieb dies eine auf und rette das andere, sonst ist alles verloren,“ flüsterte ihm Vanning zu. Aber der eherne Ebroin schien auf einmal noch eherner geworden: er drückte die Rechte so fest auf den harten Hirschhorngriff des väterlichen Schwertes, daß ihn die Finger grimmig schmerzten: „Nein,“ knirschte

er, „nicht zurück! Keinen Schritt! Alles oder nichts! Sie sollen! Sie müssen!“ — „Du rasest.“ — „Mag sein. Aber ich siege.“

Abermals begann Leodegar: „Geliebte Brüder. Höret mich . . .“ „Nein,“ schrie Ebroin außer sich. „Hört ihn nicht!“ Und er hob den Stab. „Blast, Hörner und Trompeten, den Heerruf der Franken!“

Aber alles blieb still!

Auch die Hornbläser hatten sich aus seiner der Hölle verfallenen Nähe gedrückt: sie sahen nicht mehr auf ihn oder wollten nicht sehen noch hören!

Triumphierend bemerkte es Leodegar, und lauter fuhr er fort: „Hört ihr's? Die freveln Klänge schweigen, die den Klageruf der Kirche ersticken sollten. So hat denn der Herr mein Hoffen gerechtfertigt und mein Gebet erhört: noch ist in den Seelen seines frommen Volkes — des zweiten Volkes, das er sich vor allen auserwählt hat! — nicht erloschen die Furcht vor seinen Geboten, die Scheu, die Rechte der heiligen Kirche zu verletzen: noch kann die Gier nach irdischem Gut, der Vorteil des Staates, dieses vergänglichen Übels, das, durch die Sünde und den Teufel entstanden, zugleich mit dem Teufel untergehen wird am jüngsten Tage, nicht in euren Gewissen zurückdrängen die Furcht vor der gerechten Strafe, die dem Kirchenräuber gedroht ist in heiligen Schriften und frommen Pergamenten. Wohl euch, ihr Frommen, daß ihr die Versuchung sieghaft überwunden habt! Wie aber, wäret ihr erlegen, wie geartet wäre der Mann gewesen, dessen Führung ihr gefolgt wäret zu kurzem Besitz und zu ewiger Pein? Kennst du denn wirklich diesen Mann, bethörtes, glanzgeblendet Volk der Franken?“

Bei den letzten Worten trat er hart an die Brüstung der Treppe vor dem Palast, auf der er gesprochen, bis

ganz vor: und über die Helme und Speere hin ließ er so feindlich drohende Blicke auf Ebroin fliegen, daß dieser selbst stutzte, die Frauen hinter ihm erschrocken gespannt sich vorbeugten und Vanning ihm zurief: „Was jetzt? Was hat er nun noch ausgeheckt?"

„Gewiß," fuhr der langjährige Seelenbeobachter und Seelenleiter fort, geübt, seine Rede der etwa wechselnden Stimmung seiner Hörer augenblicklich anzupassen, „gewiß der Herr Majordomus, — stammt er auch nicht, wie sonst eure Führer pflegten, von edeln Ahnen — ist ein tapfrer Mann! — Sein Schwert ist rasch: — nur allzu rasch manchmal! — sein Entschluß ist kühn: — nur allzu schrankenlos kühn zuweilen! — und gewiß will er das Wohl dieses Reichs — so wie er dies Wohl — weltlich genug! — versteht. Aber neben diesen Tugenden — heidnischen: die heidnische Tugend aber ist nur ein glänzend Laster, lehrt ein heiliger Lehrer — schlummern die Triebe ruchlosen Verbrechens."

Entrüstet hob da die Königin das schöne Haupt und ihre Schwester blickte gar zornig aus den blauen Augen. Auch durch manche Haufen der Heermänner ging ein mißbilligend Grollen.

Sofort erkannte der Redner die Gefahr noch längerer, verzögernder Vorbereitung seines Angriffes: er ging daher gleich zur Entscheidung vor: „Ihr zweifelt, wackre Männer? Es macht euch Ehre, daß ihr an eurem Führer stetig haltet. Aber der Zweifel ist ausgeschlossen: ich mach' es kurz, wie ihr es liebt: wie Speeresstoß und Schwertesschlag: dieser Ebroin dort, der höchste Mann in eurem Reich in Krieg und Frieden, der dort am Thron einer Heiligen in deren Glanz sich sonnt: — er ist ein Räuber, ein Totschläger, ein Mörder!"

Da erbrauste, plötzlich entfesselt, ungeheurer Aufruhr:

ein Speer flog aus der Mitte der Schar gegen den kühnen Ankläger: Hektor sah's und fing ihn mit der Rechten, aber andere Heerleute stürmten mit geballten Fäusten, mit gezückten Waffen gegen die Stufen hin, auf deren oberster der Ankläger stand, furchtlos, dem drohenden Tode trotzend, die scharfen Züge jetzt von edlem Mut verklärt.

„Schützt den Bruder!" rief Gairin, den Speer fällend. „Hierher, Hektor, Pfalzgraf Aigulf, Graf Fortunatus, Bischof Agnebert! Fällt die Speere, reiht die Schilde dicht. Ihr Edeln, schützt den Edeling, den Bischof!"

Und so geschah's.

Der Haufe, der gegen die Stufen empordrang, stieß auf eine eherne Kette, die man nur unter vielem Blutvergießen hätte durchdringen können: die Führerlosen stockten, stauten sich: — schon fluthete die Welle zurück, die Stufen hinab.

Die Königin war von ihrem Thron aufgesprungen: sie beugte sich vor: „Sprich, mein Freund! Zertritt diese Lügen." Jedoch sie sah mit Entsetzen in ein regungslos versteinertes Gesicht, in starre, weit geöffnete Augen: „Äbtissin," rief sie, erschrocken sich wendend, „was ist deinem Sohn?" Aber Frau Leutrud lag regungslos in Gunthildens Armen. „Banning," — fragte endlich der Beschuldigte. „Wem . . . ?" Er ergriff einen Speer, der am Throne lehnte, und hielt sich daran aufrecht. „Nur jenem Priester." — „Unseliger! Und alles . . . alles?" — „Nicht . . . lang nicht alles!"

„Seht ihr's?" fuhr der Ankläger in vollem Siegesgefühle fort, „seht ihr ihn wanken, jenen ehernen Mann? Das ist die Macht der Wahrheit, das ist das unwiderstehliche Gewissen! Wäre er unschuldig, wahrlich, — ihr kennt seinen raschen Zorn! — schon hätte mich, den Verleumder, in nie fehlendem Wurf die Lanze durchsaust, an der nun

der Bebende sich mühsam hält. ‚Beweise!‘ rufen da drei wackere Männer. Gewiß! Wer solche Klage beweislos brächte, wäre ehrlos auf immerdar. Aber — vor der Beweisführung — nur noch ein Wort. Mancher tüchtige, schlichte Mann denkt jetzt in seinem Sinn: ‚wie soll das, wie solcher Widerspruch möglich sein? Der Hausmeier ist ein Held, der größte heut' im Volk! Wie kann es geschehen, daß er zugleich ein Verbrecher ward?‘ Wohlan: das konnte geschehen, weil Gott ihn verlassen hat, wie er — zuvor — seinen Herrgott verließ!“

Ein Murmeln des Grauens, der Scheu, aber wohl auch des Zweifels ging durch die Reihen.

„Ihr glaubt es nicht? Ja, es ist auch gräßlich zu glauben. Aber, es ist wahr! Ihr alle sollt es hören. Sprich, Ebroin, Ebromuths Sohn, ich, ein Priester des Herrn, frage dich hier vor allem Volk, — vor deinem Volk! — sage, glaubst du, daß der Herr Christus, Gottes Sohn und Eins mit Gottvater, dich erlöset hat durch seinen Tod, auferstanden ist von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, und daß er von dannen wiederkehren wird in den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Todten? Glaubst du das, so sprich hier laut vor allen: „Ja, ja, ich glaube.“

Er hielt inne: Totenstille lagerte plötzlich auf der vor kurzem noch so lauten Stätte: tausend Augen waren starr, gespannt, auf den einen Mann gerichtet: die Königin, ihre Schwester beugten sich angstvoll ganz vor zu ihm: — aber die Mutter verhüllte, laut jammernd, das weiße Haupt in ihrem Schleier.

Und er, dem all dies hochgespannte Forschen, Harren galt? Er lehnte regungslos, ohne einen Laut, an dem krampfhaft festgehaltenen Speer: scharf blitzten die grauen Augen über die ganze Menge hin und herbe Verachtung

der Gefahr, wie des Befragers, schürzte ihm die trotzigen Lippen: aber diese Lippen, — sie blieben stumm.

„Hört ihr's? Seht ihr's?" frohlockte der Bischof. „Er muß verstummen! Er weiß, ein Wort kann ihn retten: — aber Gott der Herr schnürt ihm die Kehle zu: — er kann es nicht sprechen, das Wort der Lüge."

Da brach das Grauen der Entrüstung, des Abscheus in einem dumpfen donnerähnlichen Gemurre los: alle, alle, die noch in der Nähe des Angeschuldigten ausgehalten hatten, verzogen sich nunmehr scheu, leise, aber hastig, von ihm wie von einem Verpesteten; nur Vanning blieb, das Haupt von Schuldgefühl gebeugt, mit gesenkten Augen an der anderen Seite des Thrones stehen.

Stöhnend, die weißen Hände ringend, sank die Königin an die Lehne ihres Thrones zurück.

Leodegar aber fuhr fort: „Den Beweis seiner Gottlosigkeit, seiner Gottesleugnung hat sein Verstummen erbracht. Den Gottesleugner darf man jedes Verbrechens zeihen. Aber ich verklage ihn nicht nur, — ich überführe ihn! Welchen Beweis ich bringe? Wiederum sein eigen Wort. Gichtigen Mund. Und blickenden Schein. Vor Jahren war's — manche werden's gedenken: — denn lauten Lärm machte damals die grause That — da ward in einer Herbstnacht, im Wald von Epinay, auf des Königs offener Heerstraße, im Marktfrieden von Saint-Denis, der reiche alte Römer Apronius von Soissons überfallen durch vermummte Wegelagerer: — so berichteten die überlebenden Begleiter: ermordet ward der Alte, der Geldsack von dem Maultier hinweg geraubt, ein tapfrer Franke, der, in königlichem Auftrag, sichres Geleit gewähren sollte, erschlagen. Gedenkt dessen niemand mehr von euch?"

„Ich! Ich! Ich!" riefen Gairin, Hektor, Dedo und

viele der Bischöfe und Edeln: aber auch gar manche unter den Heerleuten.

„Wohlan, der eine der beiden Verbrecher war — da der Schatzmeister, Graf Vanning dort: — am Thron der Königin wagt der Blutschuldige zu stehn! — Zum Schatzmeister hat ihn sein Freund gemacht. mit Recht, denn Vanning hat in jener Mordnacht im Walde gezeigt, er versteht sich auf den Golderwerb! Vanning also war der eine der beiden Schächer: — er wird nicht leugnen, fragt ihr ihn. Denn, bei Gott, er hat noch ein Stück von Gewissen. Daher ekelte ihn auch nach geschehener That des Raubes: er warf den schweren Goldsack reuig von der Seinebrücke in den Strom: daraus ward er aufgefischt vor zwei Nächten: da seht! Hier liegt der Beweis vor euch! Hierher legt ihn, Diakone, auf die zweite Stufe! In all' der Zeit konnten die Wasser die schwere Beute der Räuber nicht entführen: — Gott befahl den Fluten, den Beweis liegen zu lassen, wo er lag, bis zur Stunde des Gerichts. Seht, wie der festverschlossene Schlauch von Schlamm, von Schilf, von Muscheln überzogen, starrt! Seht, wie da der Schatzmeister auf die Knie gestürzt ist bei dem Anblick! Nun, diese Zerknirschung spricht laut genug. Ich brauche ihn nicht zu fragen! Aber euch frage ich, euch, Bischöfe, Edle, freie Franken: — den einen Thäter kennen wir, wer war der andre?"

„Ebroin! Ebroin! Ebroin!" riefen da alle, und all' die tausend Hände, Speere, Schwerter deuteten, all' die empörten Blicke dieser tausend Augen zielten auf den Einen Mann.

Der aber hatte sich nun in sich zusammengeschlossen. Während Vanning auf den Knieen lag, das Haupt in beide Hände gestützt, stand er hoch aufrecht, wie aus Erz gegossen, ohne Zittern, fest und gerad', wie der Speer in seiner Hand.

„Hilf, heilige Jungfrau, hilf ihm, Herr, mein Gott!' betete die Königin laut, „wenn er schuldlos ist!" „Du mußt ihm helfen, Gott," rief ihre Schwester, „denn er muß schuldlos sein!" Aber seine Mutter lag gebrochen über ihren Stuhl hingebeugt, ohne ein Wort, ohne Gebet, ohne Thräne.

„Ich frage dich, Majordomus von Neuster und Burgund, Graf Ebroin, bist du dieser Thaten unschuldig oder schuldig?" rief der Ankläger über die Köpfe der brausenden Menge hin. „Schuldig," antwortete der laut und fest. „Allein schuldig. Ich bin der Anstifter! Und ich allein habe den Römer erstochen." „Hört ihr's?" frohlockte Leodegar. „Nun gedenket daran, ihr freien Männer, wie bei Eröffnung dieser Verhandlung die weise und fromme Frau Königin euch gemahnt hat: schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo immer ihr es antrefft, straft — schonungslos — das Unrecht."

Aber in das aufs neue entfesselte Toben des Unwillens mischten sich doch jetzt auch schon wieder Rufe der Anerkennung für solchen Freimut.

Und die gelindere Stimmung nahm nun rasch zu, — Raub und offenes Blutvergießen bei Raub machten ja nicht ehrlos wie Diebstahl und Mord — als Ebroin fortfuhr: „Wisset aber, diese Kunde erfuhr der Bischof durch einen schweren Kirchenfrevel: — durch Verletzung des Beichtgeheimnisses. Denn Vanning — steh auf, sag' ich, laß ab zu jammern! — hat die That nur Einem offenbart, seinem Beichtiger. Und der also hat . . . ." „Die verfluchten Priester," scholl da ein vereinzelter Ruf aus dem Haufen. „Die Falschen! Die Treulosen!" wiederholten schon mehrere. Leodegar erkannte die Gefahr: er rief: „Laßt ab von frevler Schmähung der Gesalbten des Herrn. Erst bischöfliche Dispensation, ja Befehlung hat den Wider-

strebenden vermocht, den Namen des einen Sünders zu nennen. Den des andern verschwieg er."

„Weil er ihn nicht wußte," trotzte Ebroin verächtlich.

„Er war nicht schwer zu raten," lachte der Bischof.

Einstweilen aber hatte die Königin einen Entschluß in der Seele gereift: die Äbtissin ihrem hoffnungslosen Schmerz überlassend, flüsterte sie der Schwester ein Wort zu: „Gewiß," rief diese freudig, errötend, „gewiß! Das thu! Es muß ja etwas Edles sein."

„Hört mich, ihr Männer," sprach Balthildis. „Fern sei es mir, einzugreifen in das Gericht über so schwere Schuld. Aber das Gericht — mit dem Geständnis beider ist es ja fast zu Ende! — nur um die Strafe und um unser Werturteil über die Männer handelt es sich noch. Da aber wiegt doch am allerschwersten, mein' ich, der Zweck, um dessen willen der Raub, der Totschlag geschah. Sprich, mein Majordomus, — denn nimmer will ich glauben, nachdem ich jahrelang deine Uneigennützigkeit erprobt und wie du Gold und Goldeswert nur für die Krone schätzest, für dich selbst verschmähst — nun und nimmer werd' ich glauben, — und spräche so dein eigner Mund! — daß du lediglich für dich, um reich zu werden, des Römers Geld geraubt. Sprich, sprich offen — laut vor allen hier — was war dein Zweck?"

„Jawohl!" — „Jawohl!" — „Der Grund!" — „Der Zweck!" „Was trieb dich an?" fragten viele hundert Stimmen.

„Jetzt sind wir gerettet," rief Vanning, an ihn heranspringend. „Sag's! Sag's rasch! Und unsre Ehre ist gerettet. Das ganze Volk betet sie ja an. Sage rasch alles!" — „Unsinniger! Du hast doch das — das! — dem Priester nicht auch gebeichtet?" — „Nein!" — „Nun? Dann ist alles gut." — „Sag's. Sag's gleich! Oder

ich sag's!" „Ich ersteche dich beim ersten Wort." Er zückte krampfhaft den Speer. „Sollen diese geilen, schmutzigen Hunde von Priestern und diese Wüstlinge von Seniores, sollen diese das keusche Geheimnis meines Herzens entdecken? Sollen sie die Heilige besudeln mit ihrem geifernden Argwohn? Ich höre schon ihr höhnisches ‚Aha! Deshalb? Die Liebe ward und wird erwidert'. Und fragt mich der Schurke von Antun, ob ich's nur aus Menschlichkeit gewollt: — soll ich dann das ‚Ja' lügen? Niemals! Schweig' oder du bist des Todes." „Das ist Wahnsinn," seufzte Vanning und trat von ihm hinweg.

„Nun, Majordomus?" fragte die Regentin. „Mich befremdet dein Zögern. Sprich, sag' offen: — ich befehl's: nenne deinen Grund und Zweck des Raubes!" Da wandte ihr der furchtbar Ringende das Antlitz zu und mit dem tiefsten Weh erwiderte er: „Nein! Ich hatte keinen andern Zweck." Aufs neue brauste jetzt die Entrüstung los: desto furchtbarer, desto schärfer, je ärger die Enttäuschung aller derer war, die besser von ihm gedacht.

„Unmöglich!" schrie die Königin mit einem Jammerlaut wie ein verwundet Tier des Waldes. Und sie warf sich auf seine Mutter, rüttelte sie an beiden Schultern auf und rief ihr ins Ohr: „Unmöglich! Kennst du den Zweck? Ich bitte dich, — verkünd' ihn mir!" Zwei Worte flüsterte die Greisin: — da riß die Königin die Augen und den Mund weit auf. Und ohnmächtig, lautlos — sie fand keinen Ton mehr — stürzte sie zu Boden.

IX

Ebroin aber rief nun in die gegen ihn herantobende Menge: „Halt! Noch einen Augenblick: — bevor ihr uns richtet, verurteilt. Ihr Franken, die ihr keine Priester seid, wie nennt ihr die That dessen, der einem Mann das Geheimnis abdringt, das dessen tiefster Treue auf die Seele gebunden war: — also bei den Christen das Gebeichtete. He, du Alter, du in deinen weißen Haaren: ich kenn' dich nicht: aber dein Auge blickt treu: wie nennst du solche That?"

„Neidingsthat, Ebroin! Und zehnmal schurkischer als ein blutbeträufter Wegraub."

„Wohl denn: diese Neidingsthat, wer hat sie begangen? Der Bischof von Autun? Das wär' mir leid. Denn einen Krüppel kann ich nicht kampflich grüßen und erschlagen, eh' ich, mit Recht verurteilt, sterbe." „Jetzt, Neffe, sieh dich vor," flüsterte Dedo. „Der Turm da rast noch um sich, eh' er fällt. Wer deckt dich, Bischof?" — „Der schwarze Reiter. Nun wird's höchste Zeit. Ist er endlich da? Ja? Jetzt hilf, Valerius!" Er winkte.

Da trat aus der hintersten Reihe der Seniores, in der er sich bisher geborgen, jener schwarzhaarige, schwarzaugige Römer hervor, den reichster Schmuck an Gewand und Brünne auszeichnete. „Ich hab's gethan," rief er, bis zur äußersten Linie der Treppenbrüstung vortretend. „Ich, Valerius Lupicinus, der Patricius von Toulouse." „Was? Wer? Wie?" schrie Ebroin und den Speer fallen lassend, stand er, mit drei mächtigen Sätzen vom Thron hinweg in der Mitte des Saales. „Du? — Du warst doch früher Vicegraf von Poitiers?"

„Vor Jahren. — Ich rühme mich, daß ich jüngst

jenen Beichtpriester — zufällig! — auffand und ihm abrang, was dich und deinen Mordgesellen heute zerschmettert." „Wie wir darauf kamen?" fiel Leodegar ein. „Höchst einfach! Vannings plötzliches Verschwinden forderte zum Nachspüren auf. Der letzte, der ihn — an jenem Tage noch — gesehen, war dieser edle Römer gewesen: er gab — damals schon! — an, ihn getroffen zu haben in der Basilika des Apostels Johannes, als Valerius von der Beichte kam, während jener, ganz verstört, den Priester zur Beichte zu suchen schien. Diesen Priester wieder aufzufinden war uns aber all' die Zeit her nicht gelungen, bis Valerius ihn vor ein paar Tagen zufällig auf der Straße traf. Das übrige besorgte bischöfliche Dispensation, ja Gebietung."

Ebroin schlug jetzt eine seltsame Lache auf, so daß die Nächsten entsetzt von ihm zurücksprangen: sie meinten, all' die Erregung habe ihm den Verstand genommen.

Er hob das Gesicht so steil gen Himmel, daß ihm der Eberhelm rückwärts vom Haupte fiel und auf die Erde rollte: „Hei," schrie er, „heut', am Tag seines ungerechtesten Gerichts, möchte ich beinahe anfangen, an einen gerechten Gott im Himmel zu glauben, da er heute dich mir schickt, Herr Patricius von Toulouse." „Er raset, geh!" mahnte den Dedo: denn der furchtbare Ausdruck des jetzt ganz Nahestehenden ward ihm sehr unheimlich. „Nein, bleib! Nur noch kurz! Höre, antworte, lüge so wenig wie ich soeben gelogen. Bist du's, der vor . . vielen . . . Jahren — vor Poitiers zur Jagd ritt: — mit fünfzig Gäulen und Hunden und Knechten: — zur Hetzjagd: — auf Hirsche — hoch zu Roß. Und da trat ein freier Mann — vor seinem selbstgepflügten Kornfeld — dir entgegen, das Schwert in der Scheide, und verwehrte dir, seine müheschwere Saat niederzustampfen

durch Hirsch, Hund, Roß und Knecht. Du aber, was sagtest du?"

„Verfluchter Ackerknecht," sagte ich, „weiche oder verrecke."

„Jawohl, so sagtest du. Und der Mann wich nicht fingerbreit von seinem Recht und seiner Scholle: und du? — Du stießest ihn nieder mit dem Speere. War es so?" — „So war's." — „Du dachtest, niemand hab's gesehen als deine Knechte. Aber im Graben, versteckt, hinter seiner Herde, lag der alte Hirt: der sah's schaudernd mit an. Wohlan, der Mann, Herr Patricius von Toulouse, war mein Vater." — „Ich weiß es. Und ich wußte es damals." „Und ich . . . ." hier stockte ihm die Stimme — „und ich suchte dich, suchte dich all' diese Jahre." — „Ich versteckte mich nicht! Ich bin erst kürzlich wieder im Reiche." — „Und nun find' ich dich. Heute! An diesem Tage, der da richten soll, wie es scheint, über alle alten Frevel. Und obwohl du ein Schurke bist, ein elender Neiding, ein Mörder, so fordr' ich dich doch hier vor mein Schwert, vor dies, meines Vaters Schwert, ich, meines Vaters Sohn."

„Und ich," antwortete der Patricius, „ich lache dich aus. Ich bin ein Römer, ein Valerius. Meine Ahnen haben vom Tiber aus die Welt regiert, als die deinen noch Kühe stahlen im Erlenbusch der Waal. Ich mit dir kämpfen! Ei, könnte ich mit Einem Speerstoß wie jenen Alten die Vettel, deine Mutter dort, und dich und all' deinesgleichen, du Ackergaul, aus der Welt stoßen: — ich stieße nochmal."

„So stirb!" schrie Ebroin außer sich, sprang vor und stieß ihm das rasch gezückte Schwert in die Gurgel, daß es im Nacken herausdrang.

Ein furchtbarer Schrei aus mehr als tausend Kehlen:

„Mord! Mord im offnen Ding! Im Königspalast! Mord! Mord! Mord!"

Nun kam's zu kurzem Kampf.

Mit den Bischöfen und Seniores wären Ebroin und die Seinen wohl fertig geworden. Deren ersten Ansturm wehrten sie ab. Aber die Bauern, die kleinen Leute, die der Hausmeier selbst herbeigerufen! Sie gaben den Ausschlag.

Nachdem der Anlauf der etwa achtzig Seniores, der sich zuallererst über die Stufen herab von vorn auf die Verurteilten warf, abgeschlagen war, stürzten sich, bevor die Sieger sich retten konnten, vom Rücken und von beiden Seiten her, die gewaffneten Bauern — Ebroin selbst hatte ihnen eingeschärft, ihre besten Waffen mitzubringen! — mit solcher Wucht auf die kleine Schar, die dem Gottesleugner und Totschläger zur Seite blieb, daß jeder Widerstand sofort erdrückt war.

Gar schnell waren Ebroin, Vanning, die beiden Grafen von Orléans und Bourges und die wenigen, die ihnen sonst beistehen wollten, — nicht ein halbes Hundert! — überwältigt, entwaffnet, gebunden. Nun wurden Ebroin und Vanning in die Kerker des Palastes, die unterirdischen Gewölbe, die in der römischen Zeit der Wasserleitung und Heizung gedient, gebracht, während man die noch immer ohnmächtige Königin in ihre Frauengemächer trug.

X.

Auf dem vor kurzem noch so lärmenden Waffen- und Dingplatz trat nun alsbald Stille ein. Aber nicht auf lange: die Sieger beeilten sich, das Eisen der den Gestürzten

feindlichen Stimmung zu schmieden, solange es noch so glutheiß war. »Fervet opus,« schmunzelte der Bischof von Poitiers.

Der auch des weltlichen Rechts, zumal des Strafrechts und des Strafverfahrens, besonders kundige Leodegar übernahm sofort die Leitung der nun einzuschlagenden Schritte: ohne amtliche Stellung, nur je nach Bedarf und Befragung in dem Verfahren bald den Ankläger, bald den Richter beratend, fördernd, antreibend.

Es ward Anklage erhoben wider beide Freunde wegen Wegelagerung, Raub, Bruch des Straßen- und Marktfriedens sowie des königlichen Geleits und wegen Totschlags: die Anklage auf Mord ließ man fallen auf Rat Leodegars: „Das andere langt schon," meinte er, „für den wackern Vanning." Gegen den Majordomus ward außerdem geklagt nicht nur wegen Totschlags im offnen Ding, Bruch des Ding- und Palastfriedens, auch wegen Untreue, ‚infidelitas‘: das will sagen Hochverrat gegen die Königin-Regentin.

Die staunte freilich, als sie das vernahm!

Aber gerade diesen Gedanken hatte Leodegar glänzend durchgeführt: „Solche Thaten, wie sie der kühne Majordomus versucht, werden benannt nach dem Erfolg." „Jawohl!" bekräftigte Dedo. „Wie sagt Juvenal? ‚Ille crucem sceleris pretium tulit, hic diadema‘. ‚Für dieselbe That erhält der eine den Galgen, der andre die Krone‘."

Sein Neffe aber fuhr fort: „Der Verwegene wollte mit Gewalt Bischöfe und Adel unter den Willen der plötzlich hereinbrechenden Heerleute zwingen: gelang es, war's eine glorreiche Rettung des Staates. Da es scheiterte, war's ein Verbrechen, ein Versuch, das Recht unter Gewalt zu beugen. Die Zustimmung der bethörten, willenlosen Königin ist Schein: gerade gegen ihr Königsrecht hat er gefrevelt.

Auf infidelitas steht der Tod und Einziehung der Güter; Banning, den Gehilfen, trifft auch hierfür die gleiche Schuld und Strafe."

Das waren die Gedankengänge, auf denen der überlegene, dialektisch geschulte Scharfsinn des Theologen und des im Rechte viel bewanderten Kirchenfürsten die andern ihm zu folgen geistig zwang: die meisten folgten ihm nur allzugern.

Das Pfalzgericht trat nach einer Stunde in dem alten — kleinen — Versammlungssaal zusammen; den Vorsitz übernahm, dem Gesetze gemäß, da die Regentin sich nicht vom Lager erheben konnte und der Majordomus selbst der Angeklagte war, der Pfalzgraf Aigulf. Die Anklage erhob, von Leodegar genau unterwiesen, der Seniskalk Gairin.

Das Pfalzgericht bestand aus fünfzehn Bischöfen und zehn weltlichen Großen: sofort stellte der Richter die Umfrage und einstimmig fanden die Urteiler Urteil nach dem Antrag des Anklägers.

„Ich wünsche dir Glück, Herr Neffe," sprach Dedo, als das Ding gelöst war. „Das war ein ganzer, voller Sieg." „Und fast ohne Verlust. Denn es ist nicht schade um den schwarzen Reiter, der dabei fiel." — „Warum nicht?" Leodegar zuckte die Achseln. „Er war schwer leitbar, fing an, selbständig zu werden. Jetzt wird ihm keiner mehr widersprechen, was er nicht vertrug. Und er mir nicht mehr, was ich nicht liebe." — „Versäume nur nicht, den Sieg auszunützen. Beider Tod? Hm?" „Ja," zweifelte der Neffe, „das hängt nicht von mir ab. Sie wird beide begnadigen." — „Dann komm rasch zuvor! Sie liegen — gefesselt! — im Kerker. Sie könnten ja leicht bei der Überwältigung tief — tödlich! — verwundet worden sein." „Arger Versucher!" schalt der Neffe lächelnd. „Dieser Gedanke, meinst du, er kam mir

nicht, wie der Starke endlich gebändigt, — wie ein Bär hatte er gerungen! — auf das Antlitz niedergeworfen, vor mir lag? Kein Auge hätte es gesehen, wenn ihn diese kleine Klinge ..." er zog einen ebenso zierlichen und kostbaren, wie gefährlich geschliffenen Dolch, der an einer Feder völlig in eine Ebenholzröhre zurückzuschieben war, aus dem Futter seines Ärmels. „Aber nein! Er mag — ungefährlich gemacht — leben: — irgendwo — eingesperrt — nur uns verfügbar." — „Verfügbar — gegen wen?" Leodegar sah sich um: oben, auf der Treppenbrüstung, stand eine Gruppe von Seniores.

Leise flüsterte er, mit dem Kopfe dorthin nickend: „Gegen die da!" — „Unsere Helfer?" — „Den Weltadel. Nicht immer folgt er mir gefügig. Sie wollen mehr an Macht, an Land als ihnen zukommt oder doch wir entbehren mögen: gegen die ist ein unvergleichlich Rüstzeug — Ebroin. Droh' ich mit dem, thun sie mir alles. Mit einem toten Majordomus aber kann ich nicht drohen." — „Höre, Neffe, du hast mich überholt in der Staatskunst. Bitte, nimm nun fortab du mich in deine Schule."

„Ich lerne noch täglich! Und heute hab' ich viel, viel gelernt. Hei, wie freut es mich, daß gerade seine eigenen Standesgenossen, daß die kleinen Leute ihn verlassen haben, die er gegen uns hierher aufgeboten hatte. Wir wenigen allein hätten ihn und seine Freunde nicht bewältigt. Das konnten nur die zwei Tausend, die er selbst herbei entbot. Das ist der Spaß dabei! Ja, wer sich auf das Volk verläßt ..."

„Der ist verlassen. Ei, musterhaft hast du die frommen Seelen heute hin- und hergelenkt: — wie ein Reiter wohlgeschulte Rosse." „Ja," lachte Leodegar, „sie fürchten — zum Glück für uns! — doch die Hölle mehr als sie das Frankenreich lieben. Und gerade die, für die er alles

that, sie zu befreien, sie haben ihm heut' die starken Arme auf den Rücken gebunden. Es giebt, scheint's, Ohm, nichts, was undankbarer ist, als ein Volk." — „Doch, Neffe!" — „Was?" — „Ein König." — „Nun aber haben wir noch die Entscheidung der Königin abzuwarten. Gieb acht, in mehr als einem Punkt wird sie entscheiden."

XI.

Während dieser schlummerlosen Nacht rangen die drei Freundinnen mit bitteren Schmerzen, mit schweren Entschlüssen.

Die hohe Aufregung, das Verzweifelte der eigenen Lage und der Geschicke Ebroins hatte in der ersten Stunde, in der die Königin zu sich gekommen und von den späteren, blutigen Geschehnissen unterrichtet war, in rascher Wallung, in einem Ansturm niedergerissen all' jene Schranken des scheuen Schweigens, die bisher unter ihnen mit der Herzenskeuschheit junger Frauen, mit der weisen und zarten Zurückhaltung einer alten, leides- und lebenserfahrenen Mutter waren eingehalten worden.

Ungleich näher als der Schwester, der in diesen langen, wichtigen Jahren reifender Seelengestaltung von ihr getrennten, stand Frau Balthildis der Äbtissin, der sie all' diese Zeit als ihrer nächsten Vertrauten ihre himmlischen und irdischen Sorgen, all' ihre Geheimnisse — mit Ausnahme des Geheimsten — ans treue Herz, an die gleich fromme Seele gelegt hatte.

So war es denn auch Frau Leutrud allein, welche die Regentin zunächst an ihr Lager berief zur Ausschüttung,

dann zur Klärung der Gedanken, und zur Reifung der Beschlüsse. „O Mutter," klagte sie, „hättest du mir doch auf meine verzweiflungsvolle Frage nur die eine Antwort gegeben! Nur die: ‚um dich loszukaufen, zu befreien'. Jubelnd hätt' ich diesen edeln Zweck laut verkündet und seine Sache . . ." — „Wäre nicht besser, deine Ehre aber, dein Name verloren gewesen." — „Ist das Gewissen rein, was liegt dann an weltlicher Ehre, am irdischen Namen?" — „Einer Königin! O Balthildis! Nicht einer von den Tausenden — ach, ich ja selber nicht! — würde geglaubt haben, ein Jüngling, wie er war, wolle ein Geschöpf, ein Weib wie du warst — und bist! — freikaufen lediglich aus christlichem Erbarmen."

„Ich — ich hätte es geglaubt."

„Ja, du: die Heilige! Sofort hätte der Geifer der Verleumdung dich und ihn und euer Zusammenstehen all' diese Jahre her besudelt, ohne Möglichkeit der Abwehr. Wer hätte euch geglaubt? Ich fühlte, ich wußte, daß Ebroin solche Reden am allermeisten scheute: — er hätte es nicht überlebt, diese seine Liebe — das große, unendlich traurige, aber auch unendlich teuere und heilige Geschick seines Lebens! — und dich in den Kot gezogen zu sehen. Jedoch nicht aus Berechnung, — dadurch dich zum Schweigen zu zwingen! — wahrlich, nicht solcher Überlegung war ich fähig in jener Stunde! — hab' ich dir gleich das Ganze zugeraunt: ‚weil er dich, die Heißgeliebte, loskaufen wollte'. — Ach nein! — Das Herz riß mich dahin, das arme, zuckende Herz, das all' diese Jahre her des geliebten Sohnes großes Schicksal, schweres Geheimnis tragen, schweigend mit tragen mußte in deiner Nähe, während du allen Himmelsglanz deiner herrlichen Seele vor mir ausstrahltest und ich mir nach jedem Gespräch mit dir schmerzlich sagte: ‚welche Perle, welch' Heiligtum liegt

hier verborgen und kein Mensch, kein Mannesauge soll sich je dieses Anblicks, dieses Glanzes freuen. Das hat Gott der Herr sich selbst und mir, seiner unwürdigen Magd, vorbehalten‘.“

„Jetzt aber weißt du, fromme Mutter,“ klagte Balthildis und sie drückte die Hand vor die Augen, „jetzt endlich hab' ich dir gebeichtet, welch' schwarzer Fleck deine ‚Perle‘ entstellt, welche Todsünde deine ‚Heilige‘ mit sich umherträgt im unreinen Herzen seit .... seit all' den Jahren.“ — „Du übertreibst, meine arme Tochter. Du hast ja diesen Hermengar ....“ „O schweige, schweige! Bitte, nenne den Namen nicht!“ Rote Glut schoß in die wachsbleichen, blutleeren Wangen. „Ja, es ist wahr. Ich habe ihn ... seit jenem ersten Begegnen im Walde ... nie mehr gesehn. Oder doch einmal nur, ganz von weitem, — wo er mich nicht sah: — später davon! Gesprochen nur jenes Eine Mal. Ach, es hat genügt — fürs Leben.“ „Beinah' unfaßlich,“ sprach die Alte kopfschüttelnd und das weiße Haar mit beiden Händen unter den Schleier streichend. — „Unfaßlich? Dein Ebroin rief einmal — mit einem Blick, den ich ach! jetzt verstehe — ‚Die Liebe,‘ (o, daß ich das sündhafte Wort ausspreche!) ‚die Liebe schlägt ein und zündet wie der Blitz. Ich hab's erlebt, Frau Königin‘, sprach er.“ „Ach ja, er hatte es erlebt!“ seufzte die Mutter. „Und bedenke! Sechzehn Winter zählte ich: in tiefster Not lag ich des Leibes und der Seele, wochenlang von den Meinen getrennt, ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen, von den rohen, nur an Gold denkenden Händlern und ihren gierigen, schmierigen Händen bald betastet, bald umhergestoßen wie ein Warenballen, vor Hunger, zumal aber vor Durst dem Verschmachten nahe, mit den wunden, blutenden Füßen zusammengesunken unter jener Tanne: — oft hab' ich sie seither besucht und das Zeichen

Christi darein geschnitten und es unter Thränen geküßt! — nur noch das Eine wünschend: ‚sterben, nicht mehr erwachen, nicht mehr zurück unter diese grausamen Menschen‘ — voll verzweifelt: — und da, in dieser höchsten Not, neigt sich zu mir von hohem Roß herab ein Männerantlitz: — ah so wunder-, wunder-, wunderschön! O weh! vergieb, vergieb, vergieb, mein blutiger Heiland! Ich will's ja nie mehr denken, nie mehr das Bild mir zaubern vor die geschlossenen Augen! O ich büße ja. Du siehst!" Und damit drückte sie den Stachelgürtel fester an, den sie um die schmalen Hüften trug. „Und eine Stimme, so stark und doch so wohllautreich wie des Hifthorns hellfreudiger Ruf, schlägt weckend, grüßend, tröstend an mein Ohr. Und er selbst, der Hohe, in der Pracht seines Waffenschmucks, hebt mich, als wär' ich ein Rohr, mit dem linken Arm allein empor, legt mich höher, bequemer und flößt mir den Labetrank ein, mit den schönen goldbraunen Augen, — ah, wehe mir! Maria, vergieb, ich will sie nie mehr vor mich hinträumen! — mit den Blicken liebevoll verfolgend, wie jeder Tropfe mich erquickt und stärkt. Und mit den gütevollsten Worten sorgt er für mich, soweit er irgend kann: — ohne ihn wär' ich wie ein wundes Reh verendet dort unter der Tanne von Saint-Denis. — „So haben denn ihm zu danken die unzähligen Armen, die später die Königin Balthildis aufgerichtet hat aus der Verzweiflung, wie damals er die Magd Balthildis. Sieh, meine Tochter, das muß dir doch wohl thun im innersten Gemüt. Er ist der Thäter deiner guten Thaten." Da brach die Heilige in strömende Thränen aus: — aber es waren erquickende Thränen zarter Rührung — sie faßte mit beiden Händen das weiße Haupt der Alten und küßte es: „Danke! Du weißt zu trösten!" — „Ja, denn ich weiß auch, was Frauenliebe ist. Mein Ebromuth! Erschlagen! Bis jetzt

hatte mir's der treue Sohn verschwiegen." „Ja, er ist treu," sprach die Regentin, „ich weiß es jetzt erst ganz, wie treu. Aber ach, auch **mein** thöricht Herz ist so treu geartet: — treu in Sünde. Denn Sünde, Sünde, Sünde war und ist das höchste Weihtum meiner Seele, diese Liebe zu . . ." „Ei, lieb Töchterlein, das . . . das wird doch wohl so schlimm nicht sein. Mein Ebromuth: — ich mußte mir in diesen ratlosen Stunden stets vergegenwärtigen, was Er uns raten würde. Er ist freilich gar arg viel weltlich gesonnen gewesen: — so etwa wie sein Sohn. Er würde . . ." sie stockte. „Nun, was würde er raten?" „Wohl gemerkt: nicht ich rate das — darf es raten, die Äbtissin. Aber mein lieber Mann" — hier glänzte die warme Liebe hell und verjüngend über das Gesicht der Greisin hin — „der würde sagen . . ." — „Nun was?" „‚Das ist all' recht weichlich Weiberwesen', würd' er schelten. ‚Und ist krank. Die Frau Königin ist Witwe. Mein tapferer Sohn ist unvermählt, er ist nicht schuldlos, aber schuldig geworden nur um der Frau Königin willen. Er liegt im Kerker, dem Tode geweiht: böse Menschen lauern auf sein Blut. Wohlan, die Frau Königin hole ihn hervor aus seinem Gewölbe — sie hat ja die Schlüssel! — und reiche ihm die Hand am Altar und so ist allen geholfen.' So spricht Ebromuth, nicht ich," schloß sie mit einem lieblichen Lächeln harmloser Verschmitztheit.

Aber ernst abwehrend schüttelte die Königin das Haupt: „Und zu der Sünde der ersten liebelosen Ehe fügte ich die zweite? All' die Jahre her war ich des Merowing Gemahlin, trug mit Schaudern seine Küsse, gebar ihm Kinder, und all' die Weile . . . . O Gott, o heilige Jungfrau, welche Schmach! All' die Weile trug ich das Bild des fremden Mannes, des Braunlockigen, im heißen Herzen, des Mannes, der eines andern Weibes Gemahl, Vater

ihrer Kinder war. O Jesus, Jesus, und all' ihr Heiligen!" Und sie krallte die Nägel der durchscheinenden Finger in die Decke des Bettes. „Verstehst du jetzt," fuhr sie dann fort, „die Gewissensqual, die all' diese Jahre eure falsche, unkeusche, eine heimliche Sünde wie eine verborgene Schlange am Busen nährende ‚Heilige' verzehrte? Ich eine Heilige! Während ich mich Tag und Nacht sehnte, daß doch nur einmal noch im Leben wieder Er mir den Becher reiche, der Wind Seine Locke an meine Wange schmiege! O, ich betete am Altar hingegossen: ‚führe uns nicht in Versuchung', und dabei sehnte ich mich: ‚ach käm' er jetzt um die Ecke des Altars geschritten'."

„Aber du hast ihn ja gemieden, nie ihn herbeigerufen."

„Das fehlte noch am äußersten der Schuld! Einmal stand ich im Rundbogen des Mittelfensters hier im Palast: neben meinem, nun neben . . . dem Merowing. Trompeten schmetterten von fern: ein Reiterzug kam langsam heran: viel Volkes strömte ihm entgegen. Da sprach der König: ‚das ist Herzog Hermengar; er kommt zurück als Sieger über die Westgoten. Da springt er vom Gaul: — er umarmt die schöne Frau, die beiden Söhne, die sich ihm entgegenwerfen. Schau!' Ich wandte mich ab. ‚Schau hin!' mahnte er. ‚Ich will's. Du sollst ihn kennen. Schau!' Ich sah hin: sah ihn an ihrer Brust. O Jesus, Jesus Maria! Wie gern wär' ich vom Fenster herabgesprungen. Seitdem trag' ich den Stachelgürtel, seitdem hab' ich an Fasten, an Büßen, an niedrigster Mägdearbeit . . ." — „Ja leider, leider." — „Das Äußerste auf mich genommen, meine Gedanken zu ersticken. Und doch! mein Leben war all' die Jahre Ehebruch. Denn sein war meine Seele und mein geheimes Sehnen." — „Unselige! Beruhige dich. Laß uns abbrechen!" — „Und dein Gatte riete mir, in neuer Ehe neue Schuld zu üben?

Deines Sohnes Ring sollte ich an der Hand, die Fessel des andern aber an der Seele tragen? Wieder dem einen den Leib geben, dem andern das Sehnen? Und meine arme junge Schwester, das süße Ding, die sollte, die geheime Liebe im Herzen . . . . — denn das hast du doch längst gesehen?" Seufzend bejahte die Mutter. „Neben dem Manne hingehn, der ihrer Schwester Gemahl? Auch dieses reine Kind in Schuld, in geheime, sündige Gedanken verstrickt? Nein, Mutter! Besser mit scharfem Schnitt die giftige Wunde ausgeschnitten. Meine arme Schwester: — was wird ihr Los?" „Das deine: — das Kloster," — hauchte da eine liebliche Stimme und Gunthildis trat aus dem langwallenden, dunkelroten Vorhang, der den Eingang in das Schlafgemach verhüllte. „Ich vernahm — ohne es zu wollen, ich sprach euch an, ihr hörtet nicht! — euer Gespräch: ach, es hat mir das ganze Weh des Frauentums enthüllt! Schwester im Blut: — auch deine Schwester im Schmerz laß mich sein."

Und sie glitt an dem Bette nieder und drückte das schmale blonde Köpfchen auf die gefalteten Hände der Heiligen.

Am andern Morgen ward dem überraschten Palatium verkündet: „Die Regentin hat die beiden Verurteilten dahin begnadigt, daß ihnen die Todesstrafe erlassen ist: sie werden in zwei verschiedenen Klöstern — Ebroin in Luxeuil, Vanning in Rebais — ihre Tage beschließen. Als Nachfolger Ebroins im Majordomat ist bestellt Herzog Hermengar. Das ist der Königin letzte Regierungsthat: fortab wird der junge Childerich, der heute noch die Schwertleite empfängt, unter Hermengars Leitung herrschen. Die Königin und ihre Schwester sind als Nonnen in das Kloster Chelles getreten: die Äbtissin hat sie bereits dorthin gebracht."

II. Abteilung.

Erstes Buch.

I.

Jahre waren ins Land gegangen. Heißer Sommer lagerte auf den schattenlosen Plätzen von Paris.

Da finden wir in dem Bau Leodegars in dieser Stadt den Hausherrn in eifrigem Gespräche wandelnd mit Hektor, dem Patricius von Marseille. „Komm," hatte der Prälat nach Aufhebung der reich besetzten, reicher noch geschmückten Tafel dem Gastfreund zugerufen, „komm, laß uns da unten im immerfrischen Grün wandeln, lustwandeln. Ja, lustwandeln," wiederholte er behaglich, die wohlgepflegte Hand in der dunkelbraunen Marmorschale spülend, die ihm, duftenden warmen Wassers gefüllt, ein schön gewandeter junger Diener hinhielt. „Denn es ist eine Lust, all' der Dinge zu gedenken, die sich nun gestaltet haben in Neuster und Burgund. Und eine Lust auch ist es für den Bauherrn und den Gärtner, dem Freunde zu zeigen, was er da unten alles gebaut, wiederbelebt, geschaffen, gepflanzt hat. Oft muß ich's mit Behagen denken: wie würde sich jener Abtrünnige — Julian! — wundern und ärgern, müßte er mit ansehen, was ich aus seinem Phöbostempel geschaffen.

Er rühmte, daß hier an der Seine Lorbeer und Myrte überwintern um seine Götterbilder her: — nun grünt der Lorbeer, glänzt der Marmor mir! Einem Bischof der Kirche, die er vernichtet zu haben wähnte! Der arme Narr von einem Asketen. — Hast du den aufwartenden Knaben bemerkt, seinen Wuchs? Ein wahrer Ganymed! Aber du hast nur Augen für die schöne Aurelia. Komm nun in den Garten, er wird dir gefallen."

„Ich begreife," entgegnete der Gast, wie er staunend, bewundernd von dem Speisesaal aus durch eine Reihe von reich und edel geschmückten Gemächern an romanisch-byzantinischen Rundbogen der seltensten Marmorarten vorüber endlich über eine zu beiden Seiten von antiken Götterstatuen bewachte Freitreppe in den parkähnlichen Garten gelangte, „ich begreife, mit welchem Stolz der Bauherr — wie du treffend sagst, — den Umbau betrachtet und herzeigt den stolzen Neubau, den er im Reich der Franken so glänzend durchgeführt hat wie an diesem Haus und Garten. Aber bitte, berichte mir von den Neubauten im Staate Genaueres. Du gedenkst: unmittelbar von jenem Hoftag hinweg, von dem Schlachtfeld sozusagen deines großen Sieges, hast du mich nach Byzanz geschickt, die längst rückständigen Geldzahlungen einzuheischen, die wir für Waffenhilfe gegen Goten und Langobarden zu fordern haben! Soeben erst in Marseille eingetroffen . . ."

„Leider mit leeren Händen," seufzte der Bischof. (Sieh diese neue Lilienart: feuergelb! Papst Vitalian sandte mir die Zwiebeln aus Monte Casino. Nicht geschenkt. Ich mußte ihm dafür die beiden Daumen der heiligen Consortia schicken. Ach, hätte die Gute doch vier Daumen gehabt!) „Leider sag' ich. Denn so glänzend alles im Reiche bestellt ist, — mit dem Gelde hapert es hart. Kein Wunder! Die eine Hand, die mir geblieben, ist eine Verschwendehand,

die Erwerbehand hab' ich, so scheint's, verloren. Und ich muß viel, viel mehr ausgeben als ich habe. Wie ich das mache? Davon zuletzt! Es ist nicht hübsch. — Frage, so kommen wir am rascheſten ins klare."

„Ich staune über mancherlei. Unter Majordomus Hermengar reise ich ab: — ich komme wieder und finde als Majordomus . . ." „Niemanden!" lächelte der Prälat. „Ja, siehst du, das kam so. Dieser Herzog Hermengar, den uns die Heilige — sie soll jetzt bei Mondlicht unaufhörlich Gesichte haben! — als Abschiedsgeschenk vermacht hatte, ist ein vortrefflicher Kriegsmann, überhaupt ein ganz vortrefflicher Mann, aber das Gegenteil von einem Staatsmann. Der verhält sich zur Staatskunst wie der Nordsturm zum Flötenblasen. In den ersten paar Wochen hatten ihn Oheim Dedo — du, der versteht sich auf feine Nadelstiche! — und . . . nun ein anderer dermaßen verärgert, indem wir immer ‚ja' sagten und ‚nein' thaten, daß er uns alsbald eines Morgens, glutroten Kopfes, das vielbeneidete Elfenbeinstäbchen des Majordomats vor die Füße warf und sich wieder den Heerbefehl an der Gotengrenze erbat. Den gaben wir ihm gern, aber jenes Stäblein . . ." „Nun?" forschte Hektor eifrig. „Ja," lächelte Leodegar, „das Stäblein schlag' dir aus dem Sinne, du Helmumflatterter. Das Stäblein ließen wir liegen, wo es fiel und wehe der Hand, die es ergreifen wollte." — „Warum nahmst du's nicht selber auf?"

„Ein Bischof! An weltliche Dinge rühren? Und zumal so vor aller Welt? O der Sünde! Nein, es geht auch ohne Majordomus. Ich heiße ganz bescheiden: ‚Leiter des Palastes': ‚rector palatii': und leite in der Stille Reich, Palast, König und Kirche." — „Und dieser König: wie läßt er sich an?"

Leodegar zuckte die Achseln: „Er ist ein Merowing!

Das sagt alles. Das heißt doch aber nur: er ist ein Merowing im sechsten Grad von Chlodovech, ein Merowing des untergehenden Geschlechts. Er ist daher schlau, verschmitzt, falsch wie nur ein echter Merowing, — ein Sprößling Chlodovechs! — sein kann. Daneben dumm bis zum Blödsinn wo irgend der Glaube, wollte sagen der Aberglaube, ins Spiel kommt. Wollüstig, gewaltthätig, recht- und ruchlos, rachsüchtig, bösartig: — aber feig, wo er auf Kraft trifft. So ist der Knabe Childerich." — „Er folgt dir doch unbedingt?" „Bis jetzt — ja. Ich möcht' es ihm auch raten," drohte der Bischof finster. „Es giebt gar viele Klöster noch außer Luxeuil und noch mancher Merowingensproß steht zur Verfügung, muß ich diesen einmal scheren lassen: zum Beispiel sein jüngerer Bruder Theuderich. Noch hält es: — aber es könnte brechen. Zum Glücke sieht er nichts von allerlei Schatten im Reiche, die der Glanz meiner Herrschaft wirft, ah werfen muß. Aber höre weiter. Du mußt doch erfahren, wie wir das Ergebnis jenes Siegestages festgelegt, gesichert, ja gesiegelt — buchstäblich gesiegelt! — haben für alle Zeiten. Der Sieg ward erfochten von zwei Verbündeten: den Bischöfen und dem Weltadel: billigerweise mußte die Siegesbeute unter sie geteilt werden. Die Beute aber ist der Staat. So hab' ich denn auf dem nächsten Hoftag eine Reihe von Gesetzen beschließen lassen, die sind . . . nun, die sind nicht übel," schmunzelte er. „Man sagt, der Vater dieser Gesetze sei kein schlechter Jurist . . ." — „Ein gefürchteter, sagt man." — „Nun, du wirst sie im einzelnen kennen lernen: zum Beispiel, der Graf muß aus dem Gau sein, dessen Graf er werden will, seine Amtslehen müssen in diesem Gaue liegen." „Nicht schlecht," lachte der Patricius und strich das nach Römerart glatt geschorene Kinn. „So vererbt sich das Amt mit den Gütern und wir werden

Könige im kleinen, denen in ihren kleinen Königreichen der König im großen nichts zu sagen hat." „Ja, ja," meinte der Bischof fast verdrießlich, „so treibt ihr's, ihr Herrn Seniores. Schon klagt man über die zahllosen Gewaltherrn in ganz Neuster und Burgund." — „Wer klagt? Doch nicht ihr Bischöfe?" „Bewahre! Wir suchen's euch nachzuthun. Auch in der Erblichkeit," lachte er cynisch. „Nein: aber die kleinen Freien, die Bauern! Sind sie einmal aufgestört, kommen sie nicht wieder zur Ruhe mit Klagen und Anklagen und Begehren." Hektor stampfte mit dem Fuß: „Winseln diese Hunde immer noch?" — „Sie bellen sogar! Zum Glück hab' ich ihnen einen Maulkorb angelegt, — daß sie nicht mehr beißen können. Und das ist gut. Denn viele sind wuttoll vor . . . nun ja, vor Verzweiflung. Ein Majordomus wie dieser Ebroin und sie zerfleischen uns."

„Wann nun aber einmal ein Majordomus wiederkommt?" Die Frage klang besorgt. „So lange ich lebe, kommt keiner mehr. Kehrt aber doch einmal einer wieder, nun, ich hab' ihn durch jene neuen Gesetze gefesselt für alle Zeit. Nicht mehr der König ernennt, der Adel wählt ihn." — „Gut." — „Jedesmal aus einem anderen Geschlecht." — „Sehr gut." — „Der Adel wählt ihn nur auf Zeit." — „Noch besser." — „Er setzt ihn beliebig ab." — „Am besten." — „Jedes Adelsgeschlecht — der Reihe nach — soll also einmal daran kommen." — „Vortrefflich! So wird das ein Schattenamt — neben einem Schattenkönig. In Wahrheit herrscht . . ." „Ihr: — der Adel," lächelte Leodegar verbindlich.

„Höre," forschte der Edeling, plötzlich stehen bleibend. „Doch gewiß nicht wir — der Adel — allein? Ihr Bischöfe habt euch sicher nicht vergessen bei der Teilung der Beute. Was hast du für euch . . .?" „Komm," er-

widerte der Wirt schmunzelnd, „speereschüttelnder Hektor, Stolz der Troer und des Frankenadels, versuche diese köstliche Erdbeere," er bückte sich und holte die große, gelbrötliche Frucht unter den breiten dunkelgrünen Blättern hervor. „Eine neue Art: der Abt des Johannesklosters in Monza in Italia sandte sie mir. Süß wie Aurelias Kuß, nicht? So! — Nun, daß ich lediglich für euch, gar nicht für uns gesorgt, — das würde mir ja dein heller Scharfsinn doch nicht glauben. Also: ein paar kleine Sicherungen mußte ich freilich wohl für die heilige Kirche aussinnen. Ich glaube, es gelang. Du wirst das alles lesen. Denn ich habe das ganze Gesetz: — ‚das Gesetz von Autun' — dort hielt ich den Reichstag ab — nenn' ich es — zusammenschreiben lassen auf ein Pergament: das hab' ich, wie vom König, von allen Bischöfen des Reichs, von allen Senioren beschwören, von allen Bischöfen aber auch noch segnen und weihen lassen, und neben dem großen Königssiegel hab' ich sechs der kostbarsten Reliquien in Silberkapseln an golddurchwirkten Schnüren daran aufgehängt: — ich sage dir, die sechs Kapseln sind sechs Kunstwerke: hab' ich doch selbst die aufgepreßten Zierraten gezeichnet, freilich nach heidnischen Mustern, die ich in diesem alten Phöbostempel fand. Hat ein Vermögen gekostet: — etwa zehn Bauernhöfe wert! Dieses hochheilige Weihtum, jetzt den Reliquien selbst an Würde gleich, hängt an goldenen Ketten, an sicherster Stätte: in der Basilika zu Autun über den Gräbern der heiligen Märtyrer. Wehe der Hand, die daran rühren wollte, Patricius, und sei sie noch so edlem Blut entsprossen." Hier traf der Blick der stechenden schwarzen Augen so drohend, daß der Laie sich erschrocken bekreuzte: „Ja, der wäre der Hölle verfallen!" brachte er zagend hervor. Zufrieden mit dem erzielten Eindruck, fuhr der Leiter des Palastes fort: „Solange sie

keinen Führer finden unter den Großen, sind sie nun ungefährlich, die Kleinen. Wenigstens solange ich lebe. Und was nach mir kommt: — was kümmert's mich? Was ist mir dieses Reich der Franken? — Die Scholle, auf die mich der Zufall der Geburt gesetzt. Die heilige Kirche bindet sich nicht an die Gliederung der Völker: — warum soll ich es thun?" „Jedoch," meinte der Römer, „der Staat . . " „Ist des Teufels, wie die Kirche des Herrn. Komm' du mir nicht mit den Heiden, . . . ausgenommen," sprach er und strich wohlgefällig mit der flachen Hand über die Hüfte eines Eros, der aus dem dunkeln Grün einer Lorbeerhecke die weißen Marmorglieder hob, „mit ihrer Schönheit. Ihr Staat aber . . . ? Weißt du, was Sankt Augustinus lehrt? Nur so viel Recht und Berechtigung haben Gesetz und Staat, als die lex aeterna, das heißt die Lehre der Kirche, ihnen zuteilt. Es kann also nie einen Widerstreit zwischen Staat und Kirche geben, wie dieser plumpe Hermengar behauptete, da er mir die Befreiung der Kirchen von der Grundsteuer nicht bewilligen wollte: denn wo der Staat mit der Kirche in Streit gerät, da ist er ja an sich schon im Unrecht." — „Diese Befreiung der Kirche von der Landsteuer, — du hast sie durchgesetzt?" — „Ich sollte meinen! Herr Hermengar spaltet wieder Gotenhelme, dafür taugt er, nicht Rechtsbegriffe, dafür tauge ich. — Aber freilich, auch dies hat viel bös Blut gemacht. Und wahr ist es: unter den unaufhörlichen Spenden an Kirchen und Adel ist der Königsschatz, den Banning gefüllt hatte, aufs neue geleert, das Fehlende — die Kosten meines Hofhaltes, meiner Bauten, meiner Kunstliebe überhaupt, die Bestechungsgelder an die Großen in fremden Landen, zu Metz, Byzanz, Pavia, Toledo, — all' das muß eingebracht werden durch die Steuern und Fronden der Kleinen. Mein Schatzmeister, Bruder Gairinus, hat

sie verdreifacht, verfünffacht. Es langt nicht! Die Bauern können's nicht mehr. Sie laufen lieber in die Wälder, lassen den Pflug auf dem Acker stehen, der ihnen doch nichts trägt, sie rotten sich dort zusammen in Räuberbanden . . ." „Das ist ja," meinte Hektor erschrocken, „wie zu den Zeiten der alten Ahnen, wie in dem Aufruhr der Bacauden." Leodegar zuckte die Achseln: „Kann's nicht ändern. Bischöfe und Seniores verlangen mit Recht ihren Beuteteil. Und ich: — nun, knausern hab' ich nicht gelernt, du auch nicht! Mögen sie hungern, wir müssen üppig schmausen! Das Volk? 's ist gar kein Rechtsbegriff: — und was ist des ‚Volkes' Wert? Der Thor, Ebroin, er hat's erprobt. Das Volk, dem er — wirklich! — ich weiß es aus seinem Munde: nicht Lüge, nur Wahn ist es von ihm! — helfen wollte — hat ihn mir in die Hand und in den Kerker geliefert. Nieder, was in die Niederung gehört! Aber da bringt Ganymed den Nachtrunk: bester Räter aus dem Castrum Rametzanum, dort an der Etsch — schon Augustus trank ihn gern —! Ein Heilô den Seniores und der Kirche, dem Adel des Geblütes und des Geistes! Sie sind von Gott dem Herrn sichtbarlich berufen zu herrschen, zu glänzen . . ." „Und zu genießen, wie du zu sagen liebst, denn das ist deine Dreieinigkeit!" schloß Hektor, ihm Bescheid trinkend: „Du selbst zugleich ein Edeling und ein Priester höchsten Ranges. — Und so werde ich denn keine Fehlbitte thun an meinen hohen Verbündeten. Es handelt sich nämlich um Aurelia . . ."

Leodegar blieb stehen, hob die Augenbrauen ein wenig und blies leise vor sich hin: „Puh! Schon aus? Das letzte war doch, daß du sie der frommen Muhme entführtest. Auf Frauenraub steht Exkommunikation und — nach deinem römischen Recht — der Tod. Ich habe das Verfahren auf Kirchenbann auf deinen Wunsch niederge-

schlagen, habe sogar — was verboten! — die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten verstattet: — und jetzt soll wohl die Ehe angefochten werden? Ich hörte so was von einer jüngeren Schwester? Ja? Ei, das geht etwas rasch! Die Gemeinde von Marseille wird ein Ärgernis nehmen: — aber das ist sie an dir gewohnt. — Nun, es wird sich wohl ein kanonischer Rechtsgrund austüfteln lassen." — „Nicht doch! Nicht das! Und was die Schwester betrifft — Aureliana heißt sie — so ist Aurelia ... nun, sagen wir: nachsichtig." „Ja, ja, man kann den Frauen die Eifersucht nicht früh genug abgewöhnen. Sie ist ja Sünde! Schließlich — sieh hier an der besonnten Südwand die beiden Aprikosen an Einem Zweig: du hast recht: man soll nicht trennen, was Gott verbunden!" Und er pflückte beide und verzehrte sie, mit Wohlbehagen ihre Süße schlürfend, eine nach der andern.

„Aber nun höre," hob Hektor wieder an. „Die fromme Muhme — der Satan brenne sie für ihre Frömmigkeit! — hat in ihrem Testament zwar ihre beiden Nichten zu einzigen Erbinnen eingesetzt ..." Nun blieb der Bischof abermals stehen und lachte ihm ins Gesicht: „Na, höre, mehr kannst du doch eigentlich nicht verlangen. Du hast beide hübsche Mädchen und beider Geld ... was ... was willst du denn nun noch?" — „Ah, die dumme Gans hat — als sie starb, kam's zu Tage! — ein Drittel ihres unermeßlichen Vermögens den Armen der Kirche ihres Geburtsortes vermacht." — „Ei, Freundchen, gönne ihnen das Drittel." — „Um keinen Preis! Bedenke, hunderttausend Solidi!" — „Und zweimalhunderttausend — plus der beiden schönen Weiber — hast du: ist dir das nicht genug?" — „Nein." — „Nun, dich ehrt deine Offenheit. Ohm Dedo würde seinen Martial anführen: ‚Fortuna multis dat nimis, satis nulli, das Glück giebt vielen zuviel,

genug keinem!‘ Der Geburtsort ist . . .?“ — „Clermont.“ Abermals hemmte Leodegar rasch den Wandelschritt. „Oh . . . Oh . . .“ pfiff er leise vor sich hin. „Praejectus also, mein alter Widersacher, ist zuständig zur Klage? Ei, das reizt mich.“ — „Herrlich!“ „Das heißt,“ der Bischof begann, kopfschüttelnd, aufs neue zu wandeln, . . . „die Sache hat ihre Dornen! Zwar gerade die feine Rechtsfrage würde mich anziehen. Man müßte,“ er grübelte vor sich hin, „man müßte die alte wurmstichige falcidische Quart aus dem römischen Recht . . . was verstehen unsere Richter viel davon? Große lateinische Brocken machen ihnen gewaltigen Eindruck. — Allein es wäre wieder Wasser — Vollwasser! — auf die Mühle der Unzufriedenen. Wieder eine ‚Beraubung‘ (— unrichtig: zum Raub gehört Gewalt! —) der kleinen Freien zu Gunsten des Weltadels, würden sie schreien. Und wenn dies Geschrei immer wieder zu den Ohren des Königs dringt . . .“ — „Ich denke, er folgt dir?“ — „Ja, ja. Doch scheint er in der letzten Zeit manchmal des Vormundes müde, so freien Spielraum ich ihm lasse für seine . . . Freuden. Mitten durch seine Liederlichkeiten dringt manchmal ein anderer Ton: — ich weiß, woher der klingt!“ — „Woher?“ — „Aus Chelles. Die Heilige und die alte Betschwester Leutrud schreiben ihm fromme Briefe, bisher unschädliche: ich lese sie ja alle heimlich vor ihm: aber in dem letzten haben sie ihm von der Not der Freien vorgejammert, die im ganzen Reiche unter dem Steuerdruck seufzen! Ja, und — denke nur! — am Schlusse hieß es: ‚erwäge, daß dem Königtum der Adel über die Krone zu wachsen droht, während deine einzige wahre Stütze gerade gegen diesen Adel jene verzweifelnden kleinen Freien sind‘.“ — „Bei Sankt Martin! Das ist nicht mehr Frömmigkeit, nicht mehr Weibergewäsch, das ist . . .“ — „Staatskunst. Seine

— Ebroins! — Staatskunst! Ich kenne sie inwendig und diese Weiblein haben sie auswendig gelernt. Denke nur, das Königsbürschlein stellte mich ordentlich zur Rede und verlangte meine Meinung über diesen Satz." — „Nun, du wirst ihn . . ." — „Ich hab' ihn nur an die zweitausend Bauern erinnert, mit denen jener Hochverräter den Willen des Hoftages brechen wollte. Ich hab' ihn erinnert, wie dieser Bauerntrotz sich schon gegen seinen großen Ahn, den ersten Chlodovech, erdreistete: — die Geschichte jenes Kruges von Soissons, — ein frecher Heermann zerschlug ihn, als ihn der König über seinen Beuteteil hinaus verlangte — sie blieb ihm nicht erspart, das magst du glauben. Nun, das half für diesmal. Aber auf wie lange wirkt's? Mischt sich freilich mein alter Feind Praejectus ein, dann erheischt es die Selbsterhaltung . . . Was ist's, was meldest du, Akoluth?" Der reichte unter tiefer Verneigung auf flacher goldener Schale ein kleines Pergament hin.

„Ein Breve? Vom König? Du verstattest, daß ich lese: . . . ‚Begieb dich sofort zu mir und lade durch Eilboten den Patricius Hektor von Marseille. Er ist schwer verklagt — auch du bist mit bezichtigt — durch den ehrwürdigen Bischof von Clermont.'"

Beide zuckten zusammen.

„Gut," sprach Leodegar, sofort gefaßt. „Das ist ein Trompetenstoß: er ruft zum Kampf. Komm, tapfrer Hektor! Hier gilt's mehr als jene paar Solidi: das wird der Kampf auf Tod und Leben."

II.

Mehrere Tage waren hingegangen über die Verhandlungen, die zwischen dem Kläger Praejectus einerseits, dem Beklagten Hektor und dessen Rechtsbeistand Leodegar andrerseits vor dem König waren geführt worden.

Nach Vernehmung von Zeugen, Verlesung und Vergleichung von Urkunden war auf den dritten Dienstag nach Pfingsten abermals ein Gerichtstag in dem Palatium zu Paris anberaumt worden: — in weitgestreckter Frist, den Parteien Zeit zu lassen, noch andere Beweismittel beizuschaffen. Ein geschäftiges Mühen von abreitenden und einsprengenden Boten aus dem Königspalast, dem Hause Leodegars, dem Kloster des Iren Columba, in dem Praejectus abgestiegen war, ließ erkennen, wie eifrig der wichtige Handel betrieben wurde. Denn in der That, nicht mehr bloß um jenes fromme Vermächtnis handelte es sich.

Die festgesetzte Stunde war lange verstrichen, die Urteiler, die Parteien und ihre Begleiter harrten schon ungeduldig auf den breiten Stufen der Freitreppen, die zu dem Palast hinaufführten, die Sommersonne brannte heiß auf diesen Marmor und die Bänke der Urteiler, als endlich die Vorhänge rauschten, die in das Innere führten und unter Voranschritt des Pfalzgrafen der Merowing erschien. Schleifenden Ganges kam er geschlichen: er versank und verschwand in dem für Erwachsene bemessenen Königsmantel, den die goldgestickten Bienen allzulastend beschwerten. Mit einem müden Nicken des Kopfes erwiderte er die ehrdienigen Grüße der Versammelten: es war ihm sichtlich eine Mühe, die schweren Lider der Augen aufzuschlagen: die Jahre unüberwachten, ungezügelten Lebens hatten offenbar in der Zerstörung dieses jungen Lebens starke Fort-

schritte gemacht. Wie er die paar Stufen des mit Purpur ausgeschlagenen, von einem Purpurbaldachin gegen die Sonnenstrahlen überdachten Thrones hinanstieg, strauchelte er über das lange Schwert, — das unnütze! — das ihm vom breiten, goldgestickten Wehrgurt niederhing: er wäre gefallen, hätte nicht Leodegar, hinzuspringend, ihn mit seinem Einen Arm gehalten, ja den schon Gleitenden wieder aufgerichtet.

Ein finstrer Blick ward sein Dank: „Höchst überflüssiger Eifer, rector palatii," sprach der Knabe. „Voreilig! Zur Schau getragen! Der Enkel Chlodovechs bedarf nicht der Stütze auf seiner Ahnen Thron. — Entschuldige," fuhr er in ganz anderem Tone fort, „ehrwürdiger und teurer Herr Bischof von Clermont, daß ich dich warten ließ. Mein Arzt hat verboten, mich zu wecken. Da ich des Nachts nicht Schlaf finde, muß ich lang in den Tag hinein .... O, schiebt mir ein Kissen hinter den Rücken: — er schmerzt. Nun, beginne oder vielmehr fahre fort in deiner Klage, Praejectus."

Die vielen Jahre hatten das Haar des Bischofs völlig mit Silber überhaucht, seine Haltung war nun die eines alten Mannes: aber die großen, durchdringenden blauen Augen hatten ihren hellen Glanz behalten und die Stimme ihren kräftigen Wohlklang.

„Herr König, der Fürsprech des Beklagten hat zuletzt vorgebracht, auch wenn das von ihm angefochtene Testament der Domna Benigna zu Recht bestände, — kraft Eurer Herrschergewalt hättet Ihr zu verhüten, daß soviel Geld den nächsten Erbinnen entzogen und den Armen zugewendet werde." „Jawohl," rief Leodegar. „Wie sagt die Lex Romana? ‚princeps legibus solutus' das heißt: der Herr König steht über Gesetz und Recht und: ‚regis voluntas ....' oder, was dasselbe ‚salus publica suprema lex esto,' des

Königs Wille (der stets gleich ist mit dem öffentlichen Wohl) ist oberste Richtschnur des Handelns."

Das schien dem Knaben da oben auf seinem Purpursitz gar wohl zu gefallen: freundlich nickte er jetzt dem Unterbrecher zu. „Mit Urlaub, Herr König, das war niemals Recht im Volk der freien Franken," sprach da der Pfalzgraf Bodilo, Aigulfs Nachfolger, „und solche Rechtsbelehrung muß ich schelten." „Bist du gefragt?" zischte der König und ballte die dünnen Finger um den Drachenknopf der rechten Armlehne. „Nein! Aber meines Amtes ist's, ungefragt den richtigen Gang des Rechts vor dem Hofgericht zu überwachen: und ich wache schärfer als Aigulf." Der bleiche Jüngling drückte die Augen zu: „Warte nur: Hähne, die zu laut krähen, krähen nicht lange," murmelte er aus halbgeschlossenem Munde. „Ich aber sage dir, Herr König," fuhr Praejectus fort, „du sollst ein König sein nicht nur für die Großen und Reichen, vorab ein Schirmer und Schützer der Kleinen und Armen, die sich selbst nicht schützen können: das gelobtest du in deinem Königseid und das sollst du halten oder wehe deiner Seele nach dem Tode!"

Der Kranke zuckte zusammen.

„Die Not der Kleinen in deinem Reich ist aber himmelschreiend! Die Bauern um Clermont, um Rouen, um Poitiers, um Tours, um Orléans haben's nicht mehr ertragen. Sie haben zu den Waffen gegriffen!" „Aufruhr? Infidelitas!?" rief der bleiche König und fuhr empor. „Ich darf's nicht entschuldigen, aber ich muß es begreifen," schloß der Kläger. „Bah," rief Hektor, ans Schwert schlagend. „Ich sprenge diese Haufen von Knüttel- und Sichelträgern mit meinen siebzig Vasallenreitern allein auseinander."

Da winkte Praejectus und aus den ihn verdeckenden

Priestern seiner Begleitung trat ein stattlicher Krieger in voller Waffenrüstung hervor.

„Herzog Hermengar!" rief der König erstaunt. „Du hier? Du solltest ja die Feinde an der Gotenmark zurückwerfen!" — „Sie sind geworfen. Aber schleunig rief mich von dem Siegesfeld bei Nîmes zurück der Hilfeschrei deines Schatzmeisters . . ." „Was ist mit meinem Bruder?" forschte Leodegar bestürzt. „Geschlagen ist er, aufs Haupt geschlagen von den verzweifelten Bauern, die er in ihren Wäldern bei Orléans aufsuchte, sie selbst als Schuldknechte zu greifen, nachdem er ihnen das letzte Rind, den Pflug und das elende Bett genommen. Schwer verwundet liegt er zu Orléans: mit Mühe rettete ich die noch Übrigen seiner Schar. Schaff' Hilfe, Herr König, oder diese Flammen schlagen über dir zusammen." „So übel hat man mich bisher beraten?" grollte der und sah drohend auf den Leiter des Palastes." „Und in solcher Zeit will man den Armen von Clermont entreißen, was ihnen frommer Sinn gespendet hat?" rief der Bischof. „Gemach," entgegnete Leodegar unerschüttert: „,Justitia fundamentum regnorum'. Auf gerechtem Gericht ruht alles Königtum. Die beiden Nichten sind die nächsten, die einzigen Familienerben: ihnen gehört die ganze Erbschaft: — denn jenes Testament oder doch das zugefügte Vermächtnis ist — falsch."

„Falsch? Falsch?" ging es da mit staunendem Gemurmel durch den Umstand. „Gieb acht, was du sagst," warnte der Pfalzgraf. „Auf diesem Wort, kannst du es nicht beweisen, steht . . ." „Ehrlosigkeit, ich weiß," entgegnete der Fürsprech.

„Ich schelte die Urkunde falsch mit meinem Schwert," rief Hektor. „Kampflich steh' ich für die Schelte ein." „Wo ist das Pergament?" fragte der König. „Hier," sprachen Kläger und Beklagter zugleich. Und beide reichten

ihm je ein Exemplar der Urkunde auf den Thron, sie auf seinen Schos legend.

„Seht nur genau hin, Herr König! In beiden Exemplaren — Praejectus vertraute mir das seine auf kurze Zeit an — ist die Zeile, die das Vermächtnis enthält, mit andrem Atrament — jüngerem — geschrieben oder doch übermalt.“ „Unmöglich!“ rief Praejectus. „Das hab' ich vorher nie wahrgenommen.“ „Doch ist es so,“ sprach der König. „Sieh her: . . . dies ist doch dein Exemplar? Das mit dem Bischofkreuz gezeichnete?“ — „Jawohl. Eben erst gab mir's Leodegars Tabellio zurück: ich zog es noch nicht aus der hölzernen Hohlrolle. Was . . . was sehen meine Augen? Wirklich . . . . das ist andre Tinte . . . .“ „Und ebenso in unsrem,“ sprach Leodegar mit dem Finger auf die Zeile deutend. „Schau nur her, Kläger.“ Aber Praejectus starrte noch immer auf das Pergament . . . „Das . . . das war früher nicht. Das ist . . . Zauberei. Oder“ — nun richtete er plötzlich die leuchtenden Augen auf den Bischof von Autun „oder . . . Schlimmeres.“ „Was soll das heißen?“ rief der laut. Aber die Entrüstung schien gemacht und er senkte dabei die schwarzen Wimpern. „Ich . . . ich wage nicht . . noch nicht,“ fuhr der Ehrwürdige fort, seine Stimme bebte . . . „gegen einen Bruder im hohen Amt . . . Aber ich begreife nicht . . .“ Da sprach Bodilo, der Pfalzgraf: „Mit Gunst, Herr König: beide Urkunden sind nur Abschriften: beglaubigte zwar, aber doch nur Abschriften. Wo ist die Urschrift?“ „Verloren, leider verloren!“ erwiderte Leodegar achselzuckend. „Ja, verloren,“ wiederholte Praejectus. „So muß auch ich annehmen. Zwar fand ich in dem Nachlaß der frommen Frau — all' ihre Urkunden hatte sie vor ihrem Tode mir versiegelt zur Aufbewahrung übersandt — einen schmalen Pergamentstreifen, — hier ist er, Herr König, — auf dem offenbar

geschrieben stand, wo die Urschrift — zur sichern Behütung — hinterlegt war: ‚in Kloster . . .‘ hieß es: allein der Name des Klosters ist abgerissen: ich fand nur einen kleinen Fetzen, die Buchstaben darauf waren unleserlich. Ich sandte nun umher an alle Klöster, um Clermont, um Marseille . . . vergeblich.“ „Nun, unmöglich,“ höhnte Hektor, „können wir warten, bis alle Klöster des Frankenreichs ihre modernden Urkunden durchstöbert haben. Herr König, ich heische ein Urteil des Hofgerichts.“ Da eilte ein Geistlicher des Praejectus in den Palast und flüsterte ihm ins Ohr: hochauf horchte der. „Jawohl,“ fuhr Hektors Fürsprech fort, „die beiden allein vorgelegten Abschriften sind gefälscht: es liegt also kein Testament vor und jede der beiden Nichten erbt die Hälfte. Ich heische das Urteil des Pfalzgerichts.“ „Rasch, rasch,“ rief Praejectus dazwischen. „Herein, herein mit ihr.“ „Was unterbrichst du die Verhandlung?“ grollte der König, dem das lange Sitzen verleidet war. „Herr König,“ warf der Pfalzgraf ein, „noch ist der Beweis in vollem Schreitegang. Laß den Kläger gewähren. Welch' neue Beweismittel bringst du noch vor?“ „Eine Urkunde,“ rief der, „und eine Zeugin. Platz! Platz! Gebt Raum dort an der Thür: Platz für die Königin Balthildis.“

III.

„Was will die Nonne wieder in der Welt?“ grollte Hektor leise. „Wer hat ihr verstattet, ihr Kloster zu verlassen?“ zürnte Leodegar laut. „Es steht unter dem Bischof von Paris. Ich werde den fragen, ob er . . .“

„Nicht weiter, Rektor," entgegnete der König. „Ich habe es vor sieben Tagen unmittelbar unter die Krone gestellt. Willkommen, heilige Frau Mutter! Was führt dich hierher?" Erschöpft sank die Frau auf eine Polsterbank, die ihr die Geistlichen des Praejectus hinschoben: man sah an ihrem langen weißen Nonnengewand die Spuren hastigen Rittes über schmutzige Wege. „Was mich — gegen meinen Willen! — aus der Stille des Klosters hierher führt? Die Pflicht, mein Sohn, die Pflicht, für die Wahrheit, für die bedrohten Armen Zeugnis abzugeben. Sobald der Bote dieses ehrwürdigen Dieners Gottes dort mit seiner Frage mich erreichte: — er meldete, heute schon falle hier die Entscheidung! — raffte ich mich auf, holte die mir anvertraute Urkunde aus dem Altarschrein, wo wir sie verwahren, und eilte — mit Verstattung der Frau Äbtissin — so rasch mich das Maultier tragen konnte, hierher, ohne Rast, ohne den Zügel zu ziehen. Hier ist die Urschrift des Testaments meiner alten Freundin Benigna. Und nun erfüll' ich zugleich die Bitte der Sterbenden: sie beschied mich an ihr Lager, sie beschwor mich, mit aller meiner Macht dafür einzustehen, — ich war damals noch Regentin dieses Reiches! — daß das Drittel ihres Vermögens, wie sie es in dieser siebenfach versiegelten Urkunde — seht hin, die Siegel sind unverletzt! — bestimmt habe, doch auch gewiß den Armen von Clermont zukomme: denn sie fürchte alles von dem Patricius Hektor. Ich leistete ihr den Eid, den sie verlangte, und stehe jetzt hier, ihn zu erfüllen. Schirme das Recht, mein König und mein Sohn."

Da durchdrang gewaltige Aufregung das Pfalzgericht: Leodegar erbleichte, Hektor griff trotzig ans Schwert.

Mit zitternden Händen zerschnitt der König mit dem Kurzschwert, das ihm der Pfalzgraf reichte, die Ver-

schnürung, die, unter den Siegeln hinlaufend, das Pergament zusammenhielt, entfaltete es und las: . . . „den dritten Teil aber meines Nachlasses vermache ich den Armen der Kirche zu Clermont unter Verwaltung des hochehrwürdigen Bischofs dort und ich bedrohe mit dem Fluche der ewigen Verdammnis Hektor, den Gatten meiner Nichte, und jeden sonst, der diese fromme Zuwendung anficht und jeden seiner Helfershelfer bei solchem Frevel und den Herrn König . . ." — erschrocken schlug der ein Kreuz. „Und den Pfalzgrafen und das ganze Pfalzgericht, das dieses Recht der Armen brechen wollte. Und dieses Vermächtnis hab' ich auch in die beiden Abschriften dieses Testaments genau eintragen lassen, die ich für den Bischof von Clermont und für meine Nichte Aurelia heute habe schreiben lassen. Diese Urschrift aber habe ich, wie ich in einer Schedula in meiner Urkundenvase verzeichnet habe, in dem Kloster Chelles unter der Obhut meiner gnädigen Gönnerin, der Frau Königin Balthildis, hinterlegt, deren Treue und Frömmigkeit ich die genaue Ausrichtung empfehle. Gott gnade meiner Seele in Ewigkeit. Amen!"

Tiefes, eisiges Schweigen folgte auf diese Verlesung, die der König in wachsender Erregung zu Ende führte. „Herr Rektor des Palastes," rief er nun aufspringend, mit einer Schnellkraft, die überraschte, „und du, Patricius, was sagt ihr hierzu?" Und drohend hob er die Urkunde empor: sie knisterte in seiner vor Zorn bebenden Hand.

Hektor fand kein Wort; finster sah er zu Boden.

Leodegar aber hatte sich gefaßt: er warf das schwarze Haupt trotzig in den Nacken und sprach: „Ich verlange, daß man augenblicklich den Schuldigen verhafte, meinen Geheimschreiber Dessavus. Aber rasch! Denn er verlangte dringend Urlaub: — im Gefühl wohl der Gefahr. Vielleicht ist er schon entflohen." „Du aber sollst uns

nicht entfliehen, Fälscher," schrie der König außer sich „und nicht dein Geselle. Auf, Lanzenträger, ergreift beide und führt sie in die Kerker des Palastes — in dasselbe Loch," grinste er, „wohin ihr damals Ebroin gebracht habt. Denn, — wie hat er doch gesagt, der gelehrte Bischof? — ‚Justitia fundamentum regnorum'."

IV.

In dem düsteren unterirdischen Gewölbe der alten römischen Wasserheizung, in das nur durch eine schmale Ritze im Gemäuer einiges Dämmern drang, gab sich Hektor dumpfer Verzweiflung hin. Unablässig durchmaß er mit hastigen Schritten den engen Raum, seufzend, stöhnend, fluchend. „Ah," rief er, jede Waffe haben sie mir abgenommen. Sonst hätte ich ein Ende gemacht. Aber diese Mauern sind hart genug: — ich werde mir den Schädel daran einrennen."

„Das wirst du bleiben lassen," meinte sein Schicksalsgenosse gleichmütig, sich in einem Winkel des achteckigen Raumes niederlassend und den Rücken an die Wand lehnend. „Es würde deine Seele reuen, sähe sie — vom Fegefeuer aus — mich alsbald aus dieser Finsternis wieder zu Licht und Glanz aufsteigen." — „Fegefeuer! Ach nein! Arger Bischof! Dein schlimmer Rat, dem ich — wie immer — allzuwillig folgte . . ." — „Bitte: der eigenen Geldgier bist du gefolgt. Ich mahnte, den Armen jenes Scherflein zu gönnen." — „Hat mein Leben in Gefahr, meine Ehre in Schmach, meine Seele in die Hölle — fürcht' ich — gebracht." — „Die Hölle! Ihr dummen Laien!

Ihr wollt durchaus nicht begreifen, daß Sankt Petrus, der die Macht hat, zu lösen, nicht unerbittlich ist. Ich habe längst im Leben für die Heiligen soviel gespendet und in meinem Testament für meinen Todesfall bestimmt, daß ich sicher bin, ich habe mich von der Hölle losgekauft, ich mag nun noch beginnen, was ich will. Ohne diese Überzeugung" — ein Schauer durchschüttelte ihn — „müßt' ich freilich verzagen, verzweifeln, vergehen vor Angst! — Also mit der Hölle hat das gute Wege. Und dieser Aufenthalt hier ist allerdings keine luftige Sommerlust wie die auf unsern schönen Villen. Aber er wird nicht lange dauern."

„Woher weißt du . . .?" — „Genug, ich weiß. Und sind wir erst wieder frei und da oben im Licht, dann —" er sprang plötzlich auf und ballte die Faust, „dann — wehe unsern Feinden! Praejectus! Nichts ist dir geschenkt! Und die Heilige, wenn sie nicht bald stirbt, — nicht ganz geschwind! — kommt mir in ein Kloster, dessen Schlüssel ich führe." — „Aber die Urkundenfälschung?" — „Hat natürlich mein Schreiber verübt: — und der ist schon seit vorgestern über die Berge nach Italien. So können sie ihn nicht auf der Folter fragen. Wir aber sind eben von ihm getäuscht worden." — „Wird der König das glauben?"

Leodegar stampfte mit dem Fuß. „Der Abgrund verschlingt den Knaben Childerich, bevor er uns weiter schaden kann. Dies Gebilde, das Werkzeug meiner Hand, es sträubt sich gegen mich? Hei, fort mit der Mischung von elender Manneschwäche und knabenhaftem Trotz."

„Du willst ihn . . .?" — „Stürzen will ich ihn! In ein Kloster mit dem Undankbaren!" — „Wahrlich, dein kühnes Planen ist erstaunlich. Du liegst hier im Kerker und schickst andere ins Kloster." — „Ich habe seinen Nachfolger schon bereit." — „Wer . . . wen? Aber wie

müßig, solches zu bereden!" — „Meinst du? Ich aber sage dir: zwar noch die Mitternacht, aber nicht die Morgenröte mehr findet uns hinter dieser Eisenthüre."

V.

Und also geschah's.

Bald nach Mitternacht ward draußen auf dem mit Granitquadern belegten Gange vor dem Achteck des Gewölbes, das als Kerker diente, ein leiser Schritt vernehmbar, den nur die schlummerlos und eifrig Harrenden hören konnten: bald ward ein Schlüssel angesteckt: er knarrte nicht: — er war in Öl getaucht: — geräuschlos öffnete sich das Schloß, geräuschlos ging die schwere Pforte nach außen auf, eine Hand griff herein und zog den zunächst Stehenden über die Schwelle: es war Leodegar. Hektor zögerte, zu folgen: „Wohin? Es kann ein Mordbote des Königs sein!" „Schweig, bei allen Heiligen!" flüsterte der Bischof zurück. „Schweig! Gieb mir die Hand. So! Nun bücke dich. Die Wasserleitung ist niedrig."

Nach zwanzig vorsichtig getasteten Schritten standen sie abermals vor einer Thüre: diese war bereits angelehnt, ihr Führer stieß sie auf: da leuchteten von dem dunkeln Himmel die Sterne auf sie herab: tief sogen sie die weiche Luft der Sommernacht ein, die sie nun statt der dumpfen, feucht moderigen in den ewig triefenden Wassergewölben begrüßte.

Eine zweite Gestalt trat hinter den dichten, dunkeln Ligusterbüschen hervor: nun erkannte Hektor, daß sie außerhalb der Mauer des Schloßgartens angelangt waren: ein

Pferd wieherte, eine Waffe klirrte: er fühlte, wie ihm ein Wehrgehänge mit einem Schwert umgegürtet ward. Bald saßen die Flüchtlinge auf zwei raschen Rossen und stoben die große Straße hinab, die gegen den Strom hin führte — ohne Laut: die Hufe waren mit Stroh umflochten. Wo die Straße an den Fluß stieß, lag am Ufer ein Nachen: der Ferge empfing sie schweigend: vorsichtig wurden die Gäule, dann die Reiter eingeschifft, bald schossen sie stromabwärts dahin.

Als die Sonne über die Höhen von Saint Quen emporstieg, waren sie schon lang in Sicherheit und trabten was die Pferde laufen konnten auf der guten alten Römerstraße in der Richtung nach Rouen gen Nordwest. „Höre," rief Hektor, nun seine Neugier nicht mehr zügelnd, „wären wir unschuldig, — ich glaubte an Wunder. . . . . So aber . . .! Erkläre dieses . . . Unerklärliche!" — „Sehr einfach. Schon seit Jahren war ich darauf gefaßt, einmal bei einem Umschwung des Glücksrades in jene Tiefen geschleudert zu werden. Oder vielleicht einen Freund daraus befreien zu wollen. Oder auch etwa einen dort in Untersuchung gehaltenen Feind rasch verstummen lassen zu müssen. Der Kerkerwart und seine beiden Söhne beichteten mir einen Raubmord, den sie gemeinsam an einem Gefangenen verübt hatten. Ich sprach sie los unter der Bedingung, daß sie mich, käme ich je dorthin, erlösten in der ersten Nacht. Sie hielten Wort. Die fromme Menge aber wird in unserer wunderhaften Befreiung einen Beweis unserer Unschuld sehen. Schon gar mancher Engel des Herrn, der Gefangenen die Kerkerthüre erschloß, trug wohl statt der Flügel — die richtigen Schlüssel. Aber horch! Von dort — aus dem Gehölz her — zur Linken der Straße — tönen Stimmen: — da tritt ein Mann — schon sind es

zwei, vier — aus dem Dickicht vor den Waldeingang: — sie haben uns gesehen: sie rufen uns an." „Wer mag das sein?" sprach Hektor und griff ans Schwert. „Sollen wir halten?" „Laß sehen!" sprach der Bischof sich vorbeugend. „Gewaffnet sind sie: — wohl Wachen oder Späher . . .? Jetzt tauchen noch mehrere auf. Aber es sind keine Reiter darunter. Ich meine, wir jagen mitten durch sie hin." „Ja," so stimmte Hektor bei, sich umwendend, „denn da von rückwärts, wo wir herkommen, taucht ebenfalls ein Haufe aus dem Waldessaum auf: Waffen blitzen dort im Morgenlicht." „Also vorwärts. Und durch!" rief der Bischof und beide sprengten, was die müden Gäule noch laufen konnten, gerade aus auf der Straße, die durch den Wald vor ihnen führte.

Aber nun ward plötzlich dieser Wald lebendig.

Aus jedem Busche, hinter jedem Baum und Strauch hervor, auf beiden Seiten der Straße sprangen Männer, schlecht gewaffnet, aber gewaffnet, ohne Helm, Brünne und Schild, jedoch mit Knütteln, Sensen, Sicheln, Dreschflegeln bewehrt, und — was hier gefährlicher war! — mit Bogen und Pfeil.

„Halt! Steht! Halt, in des heiligen Hungers Namen!" schrie es den beiden Reitern entgegen und — bald — nach. Die trieben die Rosse mit lautem Zuruf an. Sie kamen aber nicht weit.

Ein Pfeil traf Hektors Pferd, ein mächtiger Stein das des Bischofs: beide Tiere stürzten. Im Augenblick waren sie umringt von dem tobenden Haufen. Beide Flüchtlinge ergriff eisiger Schreck bei dem Anblick.

Denn nicht Menschen, — böse Dämonen schienen es, die einen höllischen Tanz um sie aufführten: Weiber unter die Männer gemischt und gräßlicher, grimmiger anzuschaun als diese: alle in Lumpen gehüllt, Haar und Bart ver-

wildert, barhäuptig, bararmig, barfüßig, die Gesichter vom Hunger, vom Elend, vom Haß abgemagert, entstellt, angefressen; die tief eingesunkenen Augen glänzend im Glanz des Fiebers, die hageren Finger wie Krallen gegen die Ergriffenen ausgestreckt; ein teuflisches Gejohle und Gehöhn, nicht Worte einer Sprache, schlugen an ihr Ohr. Gleich die ersten Männer und ein Weib, die sie erreichten und ihre kostbaren Gewande wahrnahmen, schwangen ohne weiteres die breiten Gürtelmesser über sie: — das Weib hob drohend eine Spindel, deren eherne Spitze, scharf zugefeilt, blitzte.

Da gebot eine rauhe Stimme von rückwärts:

„Halt! Laß, Nachtfahre! Brüder, laßt noch! Erst sehen, wer die bunten Vögel sind.“ „Laß sie mich am Spieße braten!“ gellte das Weib. „Lebend sind sie vielleicht mehr wert als tot. Wer seid ihr?“ rief der Führer, ein baumstarker, vierschrötiger Kerl, der, die ungeschlachten Glieder im übrigen von ungegerbten Fellen mangelhaft verdeckt, um die Schulter wie eine Schärpe einen reich mit Gold gestickten schmalen Purpurstreifen geschlungen hatte, in dessen Knoten eine lange krumme Sichel baumelte; in der Rechten trug er eine dreispitzige Mistgabel. „Sprecht, wer seid ihr, feine Herren?“

„Schweig!“ warnte Leodegar. Aber es war zu spät.

„Elender,“ schrie Hektor den Führer an und zog das Schwert, „wie kommst du zu diesem Purpur? Ich erkenne ihn an den goldenen Buchstaben. Das ist ....“ „Das war das Banner des Schatzmeisters Gairin .. Mit dieser Faust riß ich's seinem Bandalar aus der Hand. Aber ich habe zu fragen, — nicht du. Wer seid ihr? Redet oder ....“ Und drohend hob er die blutgefärbte Gabel.

„Wir sind eure Freunde,“ hob Leodegar an: „denn ihr tragt diese Waffen doch gegen den König? Wohlan,

wir sind Gefangene, soeben ihm entsprungen. Schützt uns: — er ist unser Feind wie der eure."

Aber nun hatte der andere Haufe, von hinten, von Südosten heraneilend, die Stelle erreicht.

„Zu rechter Zeit zusammengetroffen, Blutigel," rief dessen Führer, ein buckliger kleiner Knirps, ein Kelte aus Aremorica, von brandrotem Haar den dicken Kopf umstarrt. „Wie versprochen! Jetzt geht's gemeinsam auf Rouen. Aber wen habt ihr da?"

„Wir wissen's noch nicht, Brandhahn. Der da ist ein Priester: . . . seht die Verscherung." Da warf sich der Rotkopf vor Leodegar auf beide Kniee, ließ die scharfgeschliffene Sense, die er auf der Schulter trug ins Gras fallen und flehte weinerlich: „Deinen Segen, heiliger Vater, deinen Segen, bevor ich dich vielleicht abwürgen muß." „Hui," rief da ein Dritter der Neuangekommenen, den Dreschflegel hebend, „aber der andre da, der mit dem Schwert, — ei, das ist Hektor von Marseille! — Ich kenn' ihn! Er hat sich meinen alten Vater als Schuldknecht eingefangen." „Was? Hektor? Der Patricius?" schrie da eine heisere Stimme. Und aus dem hintersten Haufen sprang, von Ruß über und über bedeckt, barhäuptig und barbeinig bis ans Knie, herzu ein riesenlanger Köhler. Sein struppiges schwarzes Haar war, eine Wunde zu bergen, um den runden Kopf mit einem roten Lappen zusammengebunden. „Hund! Wo hast du meine Schwester hingeschleppt?" Und er schwang den wuchtigen Schürbaum hoch in der Luft und zerschmetterte dem laut Aufschreienden den Schädel. Sein Blut spritzte in Leodegars Gesicht.

„Brav, Reißewolf! Nun nieder auch der Priester!" schrillte das Weib. „Hilf mir doch, Raubrabe, trauter Buhle!" Auf diese Mahnung trat ein hübscher Bursche vor und zückte den Dolch gegen Leodegar. „Alles, was du

willst, süß' Schätzlein!" lachte er. „Halt! Nein, Nachtfahre! Zurück, Raubrabe, du zärtlicher Bräutigam! Nicht doch!" gebot der Schwarzkopf. „Er sagt, er sei dem König entsprungen. Fesselt ihn! Aber fest! Die Arme, auch die Fußknöchel bindet ihm zusammen. Und werft ihn auf meinen Leiterwagen. Und schickt ihn dem König zurück nach Paris. Der zahlt wohl hohen Preis für ihn. Und jetzt vorwärts, ihr Brüder in Sankt Hungers Orden, vorwärts gegen Rouen!"

Zweites Buch.

I.

Auf der grünen Insel des heiligen Patricius lag, in tiefstem Frieden, weltentrückt, das Kloster des Apostels Markus mit seinen edeln, romanischen, würde- und weihevollen Formen.

Die Sonne sank über dem fernen Wald im Westen und vergoldete mit ihren letzten Strahlen wie den roten, den Römern entlehnten Ziegelbau der Kirche, der nun im warmen Lichte erglühte, so die weiß bekalkten Mauern, die den Klostergarten umhegten; die Zinnen waren von wucherndem Ephen wie überschüttet: Tausende von Bienen trugen aus den gelblichen Blüten heim: ihr Summen glich einem leisen, langen, andauernden Gebet.

Und zu beten, in Gebet versunken zu liegen schienen Himmel und Erde und Meer und die ganze Natur.

Im abendlichen Blau glänzten, zart rosa angehaucht, zahllose kleine Wölkchen, alle im Halbrund, zierlichen handgroßen Muscheln vergleichbar: auf der glatten, ebenso blauen Meeresflut dort unten an der Küste zogen sie, genau gespiegelt, ein zweites Mal dahin. Kaum wahrnehmbar rauschte die letzte leise Welle der ebbenden See an den weißen Sand des vielzerklüfteten Gestades.

Ein langer Zug von Silbermöwen strich langsam, mit

feierlichem, seltnem, langaushaltendem Flügelschlag, den Saum des Ufers entlang auf ein sanft wogendes Schilficht zu, dort auf schmalem Werder zu übernachten.

Die blumigen Sommerwiesen, von roten Feldnelken, gelben Butterblumen, blauen Glocken dicht übersät, schimmerten im Abendlicht; die müden Falter flogen langsam über die sanft nickenden Halme hin: auch sie suchten beim Sinken der Sonne die Ruhe.

Aus dem dunkeln Wald gemischten Schlages, — Tannen und Buchen, — der im Westen das friedliche Bild abschloß, drang feierlich flötend das wohllautreiche Abendlied der Amsel. Auch der schmale Bach, der zuerst die Gartenmauern des Klosters umgürtete und dann in sanftem Gefälle zu Thale rann, schien langsamer als am Tage zu fließen: es eilte ihm nicht, das schöne Gelände zu verlassen: ohne rippelnde Wellen, eben floß er dahin: nur zuweilen hüpfte aus der glatten Flut ein Asch oder eine Forelle, nach einer der zahllosen Mücken schnappend, die im Sonnenschein über dem Wasser hin ihren geflügelten Reigen tanzten.

Und der tiefe Friede, die Stille des Abends ward auch nicht gestört durch das seltne und leise Silbergetön, das ein paar weiße Schafe hören ließen, die einer kleinen Herde führend voranschritten: die Tiere stiegen gemächlich, immer wieder haltend und wählerisch aus den dicht sprießenden Blumen den Wegerich, die Weißgarbe, die jüngsten Kleeblätter rupfend, den sanften Wiesenhang hinan, der, den Bach entlang, aus dem Thalgrund gegen die Pforte in der Gartenmauer auf der Hügelkrone hin sich erhob.

Hinter den willig schreitenden Tieren, deren kostbare Wolle, musterhaft sauber gehalten, in hellstem Weiß leuchtete, schritt die junge Hirtin, ein Kind von kaum sechzehn Jahren; die schmalen Füßlein trugen keine Schuhe: das einzige Gewand, ein Linnenrock, hellblau wie die Blüte des Flachses,

reichte kaum bis an die feinen Knöchel: um die noch kindlichen Hüften hielt das Kleid ein geknoteter Gürtel von weißer Wolle zusammen und auf der linken Schulter festigte den Überwurf ein kleiner Zweig vom Rotdorn, dem die schmale weißrote Blüte belassen war; das braune Haar flutete, gelöst, vom unbedeckten Haupt in breitem Strom über den Rücken hin bis auf den Gürtel; in der Rechten hielt sie die schwanke Haselgerte, deren sie kaum je bedurfte; die Linke ruhte auf dem breiten Kopf des prachtvollen hochschreitenden Schäferhundes, dessen zottiges, dunkelgelbes Fell jetzt in der Sonne wie Gold leuchtete, wie er bedächtig, — wie nachdenksam — neben der Kleinen dahinschritt, zuweilen mit den klugen treuen Augen ihren Blick suchend.

Wie sie so langsam wandelnd daher kam, das schmale Gesichtchen durchleuchtet von zwei fast allzugroßen, hellbraunen Augen, die in bläulichem feuchtem Weiß schwammen, glich sie mehr als einem Menschenkinde jenen überirdisch schönen Feenmädchen, von denen ihres Volkes Sage so hold zu flüstern weiß.

Denn irisch waren die Worte, die sie leise summend vor sich hinsang:

„Liebe Sonne, Sinkesonne
Sei gegrüßt mir noch einmal!
Ach wie früh schon mußt du scheiden!
Denn dein Wagen hat gewendet
Und der Kuckuck ruft nicht mehr.

Rasch verglüht die Morgenröte,
Früh verglüht der Tau im Grase,
Früh im Moose welkt das Veilchen,
Bald verblaßt der Regenbogen
Und der schöne Abendstern.

Rasch vorüber zieht der Frühling,
Rasch vorüber flieht die Freude:

Früh muß sterben, was da hold ist,
Holdes Mädchen, freud'ger Knabe. —
Wartet nur, bald sterbt auch ihr."

Wehmutvoll verhallte der letzte Ton des kurzen, melodischen Liedes: auch die rasch verklingende Schwingung seiner Schlußlaute schien die trauervolle Klage des Inhalts zu bestätigen.

Horch, da ward die schmale, bisher halb geöffnete Pforte, die von dem Weideanger in den ummauerten Hof und Garten des Klosters führte, von innen völlig nach außen gestoßen und auf der Schwelle erschien die Gestalt eines Knaben — oder war es schon ein Jüngling? — der, mit einer kleinen, dreieckigen Harfe sich begleitend, dem eben verhallten Liede in gleicher Sprache antwortete:

„Klage nicht, o holde Karin,
Daß die Sonne und der Frühling
Und das Veilchen und die Freude
Und der Regenbogen müssen
Frühe scheiden: — und auch du!

Denn das ist der Reiz des Schönen
Und das ist der Anmut Zauber:
Hartes, Häßliches, Gemeines
Dauert wie der Stein der Straße:
Doch der Rose Duft verfliegt.

Aber nicht verloren ist er:
Daß er einmal hat geduftet,
Ist für immer unentreißbar
Und in Gottes ew'gem Atem
Atmet er unsterblich fort.

Also, holde Karin, werden
Ungeschieden auch wir beide
Atmen fort in Gottes Atem
Und wenn hier wir früh verwehen, —
Holde Karin, freue dich.

Hier ist Elend, Nacht und Sünde,
Dort ist Wonne, Licht und Unschuld:
Und je früher hier wir scheiden,
Desto früher sinken beide
Dort wir an des Vaters Brust."

Der Jüngling trat nun über die Schwelle heraus ins Freie: da küßte der Vollguß der sinkenden Sonne sein lichtblondes, lang wallendes, aber ungelockt ganz schlichtes Haar, das in einer ungebrochenen Welle auf die jugendlichen Schultern flutete: die Kutte, die er trug, von schimmerndstem Weiß, war offenbar aus der Wolle jener Herde gefertigt.

Er hielt die Hand vor die Augen, das blendende Licht des Sonnenunterganges auszuschließen. Da eilte der mächtige Hund Hirtin und Herde voraus in großen Sätzen, sprang an dem Jüngling hinauf und legte ihm die starken Pranken auf die Brust.

„Ryan, treuer Gesell!" sprach er, ihm über den Rücken streichend. Nun lief der zu den Schafen zurück und half, sie rings umkreisend und freudig bellend, die kleine Herde durch die Pforte in den Hofraum treiben und in den hier geöffnet stehenden Pferch. Ein ganz junges Lämmlein trug das Kind auf dem Arm hinein und stellte es neben die blökend rufende Mutter.

Nun reichte der Jüngling dem Mädchen die Hand: „Der Herr segne dein Kommen wie dein Gehen, Karin. Mein Gebet begleitet dich überallhin, über Berg und Thal, durch Wald und Heide." — „Und meine Gedanken bleiben bei dir zurück wohin ich gehe."

„Komm, laß uns draußen ruhen, vor der Mauerthüre, auf dem weichen Moos, und die Sonne vollends zu Golde gehen sehen. Ryan, so! Lege dich nur zu meinen, — zu unsern Füßen!"

„Gern! Es ist gar schön hier, still und friedlich: — als wäre dies Stück Welt, dieser Anger und der Wald, herausgehoben aus der Erde . . ." — „Und wir zwei beide lebten allein darauf! Etwa wie auf dem Abendstern, der dort aus den Dämmerwolken grüßt." — „Schau, Freund Innocens, was ich dir mitgebracht und wie ich all überall deiner gedacht habe: — bei jedem Schritt: auf der feuchten Wiese am Bach, auf der sonnigen, trockenen Heide und im schattigen Walde." Sie griff in ihre weite Hirtentasche von geflochtenem, weißem Bast, die sie am Gürtel trug, und holte daraus einen Blumenkranz hervor, der in allen Farben leuchtete: vom tief satten Goldgelb des Ginsters bis zum hellblauen Wildritterspornund zum veilchenblauen Nachtschatten, von dem purpurnen Fingerhut bis zu der weißen Seerose, die am Ufer hin auf dem Teich des nahen Waldes schwamm. Sie hielt ihm das Gewinde vor die staunenden Augen, dann drückte sie es ihm mit leichtem Schwung auf die blonden Haare. Nun schlug sie in die Hände: „Ei, Innocens, wie ein König siehst du aus!"

Da erschrak der Jüngling, und hastig nahm er den Kranz ab: „O laß . . . laß, Liebe! Nicht dies Wort." — „Und weshalb nicht? Und warum verschmähst du meinen Schmuck?" — „Weil . . . weil . . . nun, du magst es wissen. Der Bischof-Abt hat mir nicht Schweigen auferlegt. Weil ich — ach, leider, leider! — ein Königssohn bin, ja ein entthronter König!" „O, wie traurig!" rief die Kleine, aufspringend. „Da darf ich nicht mehr wie mit einem Bruder mit dir . . .! Aber wie selbstisch von mir!" Und sofort warf sie sich auf beide Kniee vor ihm nieder — sehr erstaunt betrachtete der verständige Ryan dies ungewohnte Gebahren! Als sie nun aber vollends die Hände zusammenlegte, in der uralten Form der Huldigung,

und ihm zurief: „Ich huldige dir, Herr König", da stimmte er mit lautem Bellen freudig bei.

„Nicht, nicht doch!" mahnte Innocens, und drückte das Kind wieder auf seinen Sitz zurück. „Still, Ryan!" — „Mich wundert's aber gar nicht! Du kamst mir stets anders vor als andere, als die Väter und Brüder im Kloster. Und König welches Reiches? Etwa gar von Ávălon, dem Feenreich?" Und mit leisem, aber süßem Schauer des Aberglaubens sah sie zu ihm auf. „Nein, nein. Im Osten — weit von uns, fern über der See — liegt ein großes Land: — Austrasien heißt's: — das ist mein Königreich!" — „Und seit wann weißt du das?" — „Seit heute früh. Bei Tagesanbruch — ich lauschte durch das offene Fenster meiner Zelle dem silbernen Geläut deiner abziehenden Lämmer — trat Wilfrid, der große Bischof-Abt, an mein Bett, sprach mit mir den Morgensegen und hob darauf an: ‚Es ist nun die Zeit gekommen, mein Innocens, da du reif und verständig genug bist, zu vernehmen und zu verwerten, was du und wer du bist. Heute vor zwölf Jahren war's, daß dich, den Schlummernden, ein mächtig Seeschiff an unsere Küste brachte, dort unten, siehst du, in der Lough-Bucht. In einem Langschild trugen sie den Schlafenden uns herauf. Das eine runde Ärmchen hing heraus: — auf dem andern ruhte, in dem dichten Geflechte des gelben Haars, das rosige Gesicht. Franken waren's, die dich brachten, Männer aus dem Ostland, wo Berge ragen und Ströme fließen, deren Namen ich damals noch nie gehört hatte. Unter ihnen war ein frommer Priester, Romarich, den ich vor Jahren in der heiligen Stadt am Tiber kennen gelernt hatte, an den Gräbern der Apostelfürsten: das gemeinsame Gebet an solcher Stätte hatte uns befreundet. Der erzählte denn, — und die Krieger, die ihn begleiteten,

bestätigten es: — in jenem fernen Ostreich der Merowingen sei ein frommer König, Sigibert, zu Sterben gekommen: da habe er seinen einzigen Sohn, einen zarten Knaben, der Treue seines Hausmeiers, Grimoald, empfohlen: der habe geeidet auf den Heiligen, das Kind auf des Vaters Thron zu erheben und auf diesem Thron zu halten mit stark schützender Hand. Aber nach des Königs Tod habe der eidbrüchige Mann rasch seinen eigenen Knaben, Childibert, auf den Königstuhl geschwungen, in dessen Namen zu herrschen; den echten Erben aber habe er morden wollen'." „O Gott, kann solche Sünde sein auf dieser schönen Erde?" rief das Mädchen und sah gen Himmel auf und Thränen füllten ihre Augen. „‚Schon sei der Dolch über dem Kinde gezückt gewesen, da habe Romarich sich zu des Gewaltherrn Füßen geworfen und habe ihn angefleht, des unschuldigen Blutes zu schonen: er wolle den echten Erben in ein Kloster bringen, so weltentrückt, so fern dem Reich der Franken, daß weder der Knabe, noch sonst ein Mensch auf Erden daran je denken könne, zurückzukehren oder zurückzuholen auf jenen Thron. Und der Tyrann gab nach. Und der Priester führte den Geretteten davon — hierher zu mir: denn du bist jener Knabe, bist Dagobert, des Franken-Ostreichs Erbe'." „Ich grüße dich, ich grüße dich, Herr König!" rief das schöne Mädchen und küßte ihm wiederholt die Rechte. Und Ryan leckte ihm die Linke, die im Grase lag.

„‚Und deshalb' — fuhr der ehrwürdige Abt fort, — ‚deshalb hab' ich dich zwar hier im Kloster, wie einen Klosterknaben, wie einen künftigen Priester erzogen, aber niemals dir, so oft, so heiß du darum batest, das volle Klostergelübde abgenommen oder irgend eine Weihe zugedacht'." — „Warum nicht?" — „So forschte auch ich. Wilfrid aber gab Bescheid: ‚weil wir Gottes Willen nicht

vorgreifen dürfen, der dich vielleicht zu großen Dingen ausersehen hat. Denn wisse: übel gedieh dem Treubrecher die That: die wackeren Franken jenes Ostlands, die der Arge mit List und Gewalt überrumpelt hatte, ermannten sich alsbald, erhoben sich gegen ihn, lieferten ihn gefangen dem Merowing, der zu Paris das Westreich beherrscht, zur Todesstrafe aus und hätten zornig auch seinen Knaben getötet, hätte nicht Romarich, der dich gerettet, auch dessen Leben gewahrt. — Er erinnerte, daß der nun gestürzte Grimoald ja auch dein geschont habe: so flüchtete er auch diesen Unschuldigen in ein Kloster — in Welschland am Po. Allein Frieden und Ruhe ist doch nicht eingekehrt in dem unseligen Ostreich der Franken: blutige Kriege mit dem Westreich, zwischen den rasch wechselnden Knaben auf jenen Thronen, Empörungen und Fehden der Großen lassen es nicht gedeihen: es ist, als ob der Fluch des Herrn so lang auf dem Lande laste, bis die Schuld gesühnt ist, die durch des rechten Erben Verstoßung darauf geladen ist. Und deshalb hab' ich in den letzten Zeiten erst recht nicht nachgegeben deinem dringenden Bitten, dir die Gelübde abzunehmen: nur das erste, unerläßliche für alle im Kloster, das des Gehorsams gegen mich, mußt' ich dir auferlegen. Und wohl mir, heil mir, daß ich also verfuhr. Gott hat mich dabei erleuchtet. Denn wisse: was ich jahrelang geahnt — gehofft: — es ist geschehen. Was ich lang in dieses Klosters Stille geträumt, das hat nun draußen in der Welt die Gedanken der Großen, der Mächtigen ergriffen in beiden Reichen der Franken.

Jener Priester hat jüngst, bevor er die Welt für immer verließ und Abt eines Klosters ward, frommen Bischöfen und wackeren Palatinen zu Metz — das ist deines Reiches Hauptstadt und Hauptfeste — entdeckt, wo du in Verborgenheit bisher gelebt.

Und nun senden mir wohlmeinende Männer Boten und Briefe, — immer häufiger, — und rufen dich auf deinen angestammten Thron. Ein ehrwürdiger Bischof aus dem Westreich, Praejectus, tapfere Krieger aus dem Ostreich haben sich verbunden, den bösen Wirren dort ein gottgefällig Ende zu setzen, indem sie, das alte Unrecht sühnend, dich, den alle Frevel dieser Jahre dort nicht beflecken konnten, den Reinen, auf den Thron erheben, der ihm längst gebührte'. So sprach Wilfrid der Abt und Bischof: ich aber warf mich auf die Kniee vor ihm und beschwor ihn unter heißen Thränen, mich doch nicht zu verstoßen, mich doch nicht aus dem heiligen, seligen Frieden dieses Klosters, aus der Unschuld dieses Lebens hinauszutreiben in eine Welt, von der ich ja nichts, gar nichts weiß, als daß ungezählte Leidenschaften, Laster, Frevel sie beherrschen. Er aber schüttelte das weiße Haupt, ging hinaus und überließ mich meinem Weh. Nie war er doch so grausam gegen mich!"

Er erhob sich seufzend. Da sprang die Jungfrau auf und mit leuchtenden Augen rief sie: „Recht hat er, recht, bei allen Heiligen! Längst sagte mir das Herz: Dein Freund ist was anderes, Höheres, zu Höherem berufen als all' die anderen hier. O Dagobert, mein Stolz, bedenke, welcher Beruf: das Unrecht sühnen, das Recht herstellen, der Retter, der Erlöser seines ganzen Volkes werden! Du mußt! Du darfst nicht anders! Ich grüße dich, mein König und mein Held."

Und abermals wollte sie auf die Kniee vor ihm sinken, aber er fing die schlanke, noch so kindliche Gestalt auf in seinen Armen und drückte sie an die Brust. Freudig und laut bellte Ryan und sprang an beiden hinan: — er hatte das noch nie gesehen: doch sichtlich gefiel's ihm.

Da thaten sich die wieder halb zugefallenen Flügel der

Mauerthüre weit auf und hervor traten zwei Männer, die unvermerkt das Gespräch und dessen Abschluß mit angehört und angesehen hatten: der ehrwürdige Bischof-Abt Wilfrid, dessen Haar so silberweiß war wie die Wolle seiner Kutte, und neben ihm eine stattliche Kriegergestalt in voller Waffenrüstung, einen weißen Stab, von einer goldenen Kugel gekrönt, in der Rechten.

„Amen," sprach der Abt, die Hand auf die Häupter des jungen Paares legend, das, überrascht, aber ohne Bestürzung oder Beschämung, vor ihm stehen blieb. „Aus dieses Kindes Mund sprach Gottes Wille. Er geschehe auf den Thronen wie an den Herzen."

Der Krieger aber sank auf das linke Knie vor dem Jüngling und sprach: „Ich grüße dich, Herr König von Austrasien, im Namen deines treuen Volkes. Gestorben ist der Merowing, den wir zuletzt, nicht wissend, daß und wo du lebtest, auf den Thron zu Metz gesetzt hatten: der Königsstuhl steht leer, er harrt des rechten Erben: ich aber komme, ich vor allen andern, dich darauf zu führen um meines Gesippen Grimoald Schuld zu sühnen: denn wisse: ich bin sein Neffe Pippin. Eben landete mein Schiff dort in der Bucht: es liegt bereit, dich zurückzuführen in das Reich, das Erbe deiner Väter. Hier nimm ihn hin, den Königsstab der Franken." Er erhob sich.

Aber heftig wehrte der Jüngling ab: „O nein! O nein! Ich bitte, ich flehe euch an! Schonet mein! Reißt mich nicht aus Frieden und Stille in den bösen Kampf, in den Lärm der wilden Welt. Ich bin ihr nicht gewachsen. Ich sehe schon Blut — Blut — gezückte Waffen! — O nein! Ihr treibt mich ins sichere Verderben. Und fort von hier? Und fort von ihr, von dieser? Die ich bis heute nur wie eine Schwester zu lieben wähnte, — die ich aber — ich fühlt' es jetzt, als sich unsere Lippen fanden im

ersten Kuß! — die ich heiß liebe als meiner Seele andere Hälfte: — als meine Braut. Und ich fühl's, ich seh's: — auch sie . . .! Wie? Diese Liebe, — kaum entdeckt, — soll ich lassen? Nein. O nein!" Und zärtlich drückte er, mit beiden Armen sie umfassend, die vor Weh und Wonne Bebende an seine Brust.

Der Abt aber sprach: „Was ihr beiden Kinder jetzt entdeckt, — ich hab' es wachsen, blühen sehen all' die Jahre her. Sieh, König Dagobert, auch deshalb verbot ich dir die andern Gelübde. Kraft deines Gelübdes des Gehorsams aber fordere ich, befehle ich, daß du diesen Stab ergreifst."

Zögernd gehorchte der Jüngling. „Und Karin . . .? fragte er, sie enge an sich ziehend.

„Führst du als deine Königin mit nach Metz," rief Pippin. „Noch keine schönre hat die Mosel je abgespiegelt."

„Ja," schloß der Abt „und daß ihr's alle wißt in jenem fernen Land und sie auch nach ihrem Blute gebührend würdigt: von königlichem Abstamm ist auch sie: — und ähnlich wie Dagoberts ihr Los. In Wales, auf der großen Insel der Britannen, trug ihr Vater Llewellyn, trugen ihre Ahnen Krone. Die wilden Sachsen eroberten das Land: ihr Vater, all' ihre Gesippen fielen im Kampf, die Mutter ward von treuen Männern übers Meer hierher geflüchtet: hier genas sie dieses Kindes und starb. Allverlassen, allverwaist wuchs in unserm Schutz das Königskind heran in einer Hirtin Demut: nun aber hat ihr Gott, hat ihr die Liebe die Krone auf das junge Haupt gedrückt."

II.

Tief in den Buchen und Tannen des Wasgenwaldes, verborgen in grüner Wildniseinsamkeit, lag das Kloster Luxeuil, die Stiftung des feurigen Eiferers Columba.

In einer rauhen Herbstnacht jagte der Wind die dichten Nebelmassen von draußen über die hohen Mauern bis in den geräumigen Klosterhof, wo die in düstrem Rot glimmenden Pechfackeln auf ihren hohen eisernen Ständern in der Nässe fast zu verlöschen drohten. Obgleich die Mitternacht vorüber war, brannte noch Licht in einzelnen Zellen: manche der Mönche lagen noch dem Gebet oder dem Lesen in frommen Büchern ob.

Die schmale Pforte einer solchen Zelle auf einem der hochgewölbten Steingänge ward von außen behutsam geöffnet und der Abt trat über die Schwelle, ein alter, ehrwürdiger Mann, aus dessen faltenreichen Zügen schwere Lebenserfahrung nicht minder als gottesfürchtige Ergebung sprach. Das graue Haupt schüttelnd blieb er am Eingange stehen. Der einsame Insasse des schmalen Gelasses hemmte plötzlich den raschen, hastigen Schritt, mit dem er den engen Raum durchmaß und hielt hart vor seinem Besucher.

„O Vater Romarich! Noch immer nicht zur Ruhe? Bei deinen hohen Jahren! Und bald ruft dich schon wieder die Hora. Du solltest schlafen!"

„Wie kann ich schlafen, Bruder Renuntiatus, . . ."

Der Angeredete machte eine unwillige Bewegung.

„Wenn ich unter meiner Zelle stundenlang in der Stille der Nacht deinen rastlosen, ruhelosen Schritt über diese Quadern hin vernehme! Du hast und findest, ja du suchst gar nicht den Frieden, mein Renuntiatus . . ."

„Nenne mich nicht so," rief der andere, mit dem Fuße

stampfend, „Ebroin heiß ich, Ebromuths Sohn, und so will ich heißen und bleiben, leben und sterben. Jenen Namen — er ist eine Lüge! — hat man mir aufgezwungen wie dies ganze unleidliche, unerträgliche Leben hier im Kloster: das heißt — für mich — im Kerker. Wahrlich, längst hätt' ich mich aus dieser seelenzermürbenden Gefangenschaft befreit: — ein Sturz vom Klosterdach in den Hof zerschmettert mit dem gequälten Gehirn zugleich die darin tobenden Gedanken . . ." Der Alte schlug ein Kreuz vor Entsetzen: „Welcher Frevel! Welche Sünde gegen deinen Schöpfer!" — „Hielte mich nicht Eins zurück." — „Mein Sohn, du hättest längst den Rat befolgen sollen, den ich dir — mit dem weislich gewählten Klosternamen! — erteilt habe, bald nach deinem Eintritt in diese friedlichen Hallen. Du hättest dich aus unserem Gefangenen in unseren Genossen verwandeln, du hättest das Mönchsgelübde ablegen, der Welt und ihrer Eitelkeit entsagen sollen für immerdar. Dann hättest du Friede gefunden in dieser Zelle, in der du nun herumrasest wie ein gefangenes Raubtier."

Grell auf lachte Ebroin. „Gut, dies Gleichnis! Besser gewählt als jener Name! Ja, ja: ich sah einmal am Hofe des Knaben, der mich hier eingesperrt hält, einen mächtigen Bären aus den Ardennen. Das arme Tier hatten sie in einen vergitterten Käfig gezwängt, in dem es sich gerade wenden konnte. Unaufhörlich, Nacht wie Tag, wandte es sich, trippelte die drei Schritt, die es machen konnte, riß verzweifelt an dem Eisengitter, und wandte sich wieder und trippelte wieder und riß wieder: . . ., der böse Königsbube stand dabei und hielt sich den Bauch vor Lachen über die ohnmächtige Wut, den Freiheitsdrang des starken Geschöpfes, das ihn mit einem Druck der Pranke zerquetschen konnte: und er schlug zuweilen hinein

mit schwanker Gerte. Nach sechs Nächten verendete das prachtvolle Tier in Raserei. O, länger als der Bär, scheint's, hält der Mensch solche Qualen aus." — „Du Armer! Ich habe dir mehr Freiheit gewährt, als . . ." — „Als du darfst, ich weiß. Ich darf wie im Hof, so im Klostergarten umherlaufen, ganz wie jener Bär: — aber überall ragen unersteiglich, glatt senkrecht die hohen düstern Mauern auf. Ah, nur eines hält mich noch am Leben!" — „Unseliger, ich weiß es: die Rachsucht!"

„Ja, ja, ja!" schrie der Gepeinigte tobend, „ich leugne's nicht. Wehe, wehe meinen Feinden, meinen Quälern allen, die mich all' diese Tage meiner besten Manneskraft hier eingesperrt halten, während draußen das Leben freudig weiter flutet. Ach neulich drang des Hifthorns fröhlicher Klang in dieses schweigende Grab: — draußen folgte die laute Jagd dem flüchtigen Hirsch. Und ich? — Oh ich lag auf meiner Binsenmatte da und las das tiefverhaßte Buch des heiligen Augustinus." — „Ich darf dir stets nur je eines geben . . ." — „Da weinte ich. Vor Sehnsucht. Oder vor Wut. Wehe, führ' ich einst wieder ein Schwert in meiner Faust, wehe allen, die an mir und an diesem Frankenvolke freveln! In Strömen will ich ihr Blut vergießen." — „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." — „Nein, Alter! Diese Rache ist m e i n. Zittert, bebt vor Ebroin dem Rächer! Aber nicht der Rächer nur, — der Retter Ebroin lechzt nach Freiheit, Macht, nach dem schützenden wie strafenden Schwert. Bis in diese Einsamkeit dringt zuweilen durch Flüchtlinge, die Asyl suchen, durch Brüder, die du an den König, an die Heilige im Kloster entsendest, warnende Nachricht von dem Unheil, das allüberall dies Reich zerfleischt. Nicht nur Leodegars und seiner Mitschuldigen Druck und Gewalt gegen die Freien, — auch des knabenhaften

Bösewichts, des Königs, Übelthaten, die Fehden der Großen untereinander, das Aufkommen von Gewaltherren in allen Provinzen von Neuster und Burgund: — all' das hat die kleinen Leute zur Verzweiflung getrieben. Ich sehe, ich höre das Vaterland zertreten und ich liege hier, wie ein treuer Hofhund an die Kette gefesselt, indessen Räuber und Mordbrenner das Haus plündern und zerstören! O, zuweilen fürcht' ich, wahnsinnig zu werden. Ich sehe dann nichts mehr vor den Augen als Blut, Blut, rotes Blut!" — „Bei allen Heiligen, Bruder! Dann — in solchen Augenblicken — nimm deine Zuflucht zum Gebet." Schrill lachte der Gequälte: „Beten? Hei, zu wem soll ich beten? Leer ist der Himmel. Wie soll ich glauben an einen Gott, der solchen Frevel, solches Unrecht triumphieren läßt? Und solchen Undank! Das, das traf am allerschwersten, daß die Geringen, deren Errettung ich all' mein Leben geweiht, daß die Bauern, die ich zu ihrer Befreiung hergerufen, von ein paar heuchlerischen Worten bethört, sich gegen mich wandten, mich niederzwangen, in Fesseln schlugen. Damals ist, frommer Romarich, etwas gerissen in mir: das Beste an mir: — das Band, das mich in Herzensgüte an die Menschen gebunden hatte. Ich bin verwandelt: — fürchterlich verwandelt, mir selbst oft unheimlich! Früher konnte ich, statt an Gott, an meine Macht und Stärke glauben: — ah, wie dein Gott hat meine Stärke mich verlassen. Hier lieg' ich, in ohnmächtiger müßiger Wut mich verzehrend . . .!

Aber wartet! Bei allen Schrecken der Hölle! Komm' ich jemals frei, — *jedes* Mittel, das zur Rache und zum Siege frommt, sei willkommen. Seit sie mich von meiner frommen Mutter und von jener Heiligen gerissen, haben mich alle guten Gewalten verlassen: böse Geister sind in mich gefahren! Und gerne, könnt' ich nur an ihn

glauben, schlöß' ich, um den Preis der Rache, Bündnis mit dem Satan!" Und in wildem Weh warf er sich auf das Antlitz nieder auf die morsche Schilfmatte der Zelle. „Du rasest schon, Unglücklicher! Ich bete, daß . . ."

„Horch, was war das?" rief Ebroin jäh aufspringend. „Ein Hornruf vor dem Außenthor! Auf der großen Straße! Das ist der Ruf der königlichen Lanzenreiter. Ah, wie lange hört' ich ihn nicht mehr!" „Und nun," forschte Romarich, „man schlägt mit Waffen an das eherne Thor — was kann so spät noch . . .?"

Der schmale Mauerritz, der das Fenster der Zelle ersetzte, verstattete nicht den Blick auf das große Hofthor. Doch hörte man nun, wie es geräuschvoll geöffnet wurde: die rostigen Angeln knarrten, die schweren Riegel klirrten, die langen Thorketten rasselten zur Erde. Fackelglanz schien den düstern Hof zu erhellen: die Huftritte von mehreren Rossen hallten auf dem Steinpflaster, Waffen klirrten, rauhe Stimmen — nicht der Mönche! — wurden vernehmbar.

Schon näherten sich Schritte auf dem Klostergang der Zelle: die Thüre ward aufgerissen: im Geleit des Pförtners und des Propstes wurden zwei Lanzenreiter des Palastes sichtbar, die den Abt ehrfürchtig begrüßten: „Du bist Romarich, so sagten die Mönche. Und das ist der tapfre Ebroin . . . wir kennen ihn! Nun, Ebroin, wir bringen dir Gesellschaft: der Herr König hat befohlen, daß dieser Gefangene hier — hinter uns — deine Zelle teile: ‚der Fuchs mit dem Bären', gebot er lachend dir zu sagen: es ist Leodegar, einst Bischof von Autun."

Drittes Buch.

I.

Einige Wochen darauf wandelten die beiden Gefangenen in tiefem Gespräch in dem großen Garten, der sich an der Rückseite des Klosters hinzog. Das rauhe Herbstwetter war sonnigen Tagen gewichen: um die Mittagsstunde flogen Bienen und Falter, aus der Erstarrung durch die freundliche Wärme in das Leben zurückgerufen, auf die letzten noch blühenden Blumen: Astern und Herbstzeitlosen.

„Und so hat also," begann Leodegar, an einer Biegung der säuberlich mit gelbem Sand bestreuten Gartenwege Halt machend, „jener boshafte Bube das Gegenteil von dem erreicht, was seine arge, giftige Absicht war: er wollte jedem von uns die Gefangenschaft noch bitterer vergällen durch die engste Gesellung mit dem andern: und was hat er erzielt? Unter den alten Freunden, die kurze Feindschaft — auf beiden Seiten verschuldet! — entzweit hatte, hat er die frühere Eintracht wiederhergestellt. — Verweile, Freund: da droht eine Biene zu ertrinken in dem Becken des Springbrunnens. — Ich kann kein Tier leiden sehn." Und der Bischof kniete nieder und hob nicht ohne Mühe mit seiner einen Hand die halbtote Imme auf einen sonnenbeschienenen Grashalm. „Nun wirst du dich rasch erholen, Geschöpflein," lächelte er, aufstehend.

Ebroin hatte ihm aufmerksam zugesehen, mit verwunderten Augen. Nun schritten sie weiter. „Hierher, in die Sonne. Nicht, Freund?" fragte der Priester. „Nicht allzurasch, nicht allzuoft," grollte Ebroin, die Brauen furchend — tiefe Falten hatten sich ihm in der Gefangenschaft senkrecht zwischen die Augen gegraben — „das Wort Freundschaft über die glatte Zunge gleiten lassen. Entweih' es nicht! Soweit sind wir nicht und kommen nie mehr dahin! Es fehlt . . . ." — „Was fehlt dir denn noch immer? Die Geschichte meines Sturzes hab' ich dir — ohne jede Verschweigung! — erzählt: habe auch eingeräumt, daß ich nicht ohne Schuld dabei bin. Ach ja, wohl allzueifrig hab' ich vor meinem Geheimschreiber, diesem nur zu fingerfertigen Ravennaten, den Wunsch ausgesprochen, Hektors — des Armen, auf der Heerstraße liegt er erschlagen! — Streitsache gewinnen, das feindselige Testament unschädlich machen zu können. Da hat er denn, uns beide täuschend, zu jener Fälschung gegriffen. Ach, es war von je mein Fehler, daß ich meinen Freunden zu rücksichtslos diente." — „Wohl eher, daß du deinen Feinden zu rücksichtslos an die Gurgel griffst. Aber ich will verdammt sein, hier zu verrotten, mach' ich's in Zukunft nicht ebenso."

Und so gefährlich blitzte sein graues Auge, daß der Bischof fast ängstlich auf ihn sah. „Aber," fuhr Ebroin fort, „nachdem du auf der Flucht gefangen warst, doch von Räubern: — wie kam es, daß du in die Hände des Königs . . .?" — „Der elende Merowing ließ sich wirklich auf Verhandlungen, auf einen Tauschhandel ein mit den Mördern und Mordbrennern und Aufrührern, die Hektor erschlagen und mich gefangen hatten. Er schickte ihnen soviel Solidi, als sie für mich verlangten, entgegen. Und dann? Nun, du weißt ja, wie's in solchen Fällen

gemacht wird am Hof. Erst rief man ein sogenanntes Konzil zusammen: — von allen Bischöfen, die mich haßten, fürchteten, beneideten: — Praejectus hatte den Vorsitz! — die entsetzten mich des Bistums. Dann traten dieselben Bischöfe mit einem Dutzend Seniores zusammen — das nannte man ein Hofgericht: — sie verurteilten mich — wie dich — zum Tode und der hochherzige König begnadigte mich zu lebenslänglicher Einsperrung — mit dir zusammen. Und da bin ich nun, ein Opfer der knabenhaften Laune." — „Was du dem Merowing gefehlt, hast du nicht mir gefehlt. Aber all' deine Wortkünste können mich doch wahrlich nie vergessen machen, daß du es warst, der mich hierher gebracht hat. Und in welcher Weise, mit welchen Mitteln, mit welchen Schändlichkeiten!"

Wieder blieb der Bischof stehen und legte die Hand auf Ebroins Schulter: „Mit scharfen Mitteln, — ich geb' es zu: — aber in offenem Kampf und nicht mit Brechung, — unter Wahrung unserer Vereinbarung. Erinnere dich! Nach jener Verhandlung mit den Austrasiern haben wir beschlossen, beide als Verbündete danach zu trachten, daß der Merowing zu Paris auch wieder über Austrasien herrsche: dies, unser gemeinsames Ziel hab' ich nie aus den Augen verloren, es mit dir, wie du, angestrebt." — „Das ist wahr! Jedoch . . ."

„Deine andern Pläne aber, die du mir enthüllt, die Kirche und den Adel einzudämmen, auf deren Kosten die kleinen Leute zu heben: — nun, ich meine, du hast jetzt erfahren, was die wert sind! — die hab' ich nie gebilligt, vielmehr offen verworfen. Und wie du nun, — gesteh's: mit gröbstem Rechtsbruch, mit wilder Gewalt! — Bischöfe und Seniores durch die Bauernlümmel zu deinem Willen zwingen wolltest, da hab' ich das bekämpft mit allen Mitteln — scharf, — aber ohne Treubruch und Vertrauens-

bruch. Hättest du mir jenen Raubmord anvertraut, — nie hätt' ich ihn verraten! Ich erfuhr ihn ohne deinen Willen! So durft' ich ihn verwerten! Es war ein Kampf zwischen uns nicht nur um die Macht, — nein: um das Heil des Staates, wie es jeder versteht. Darfst du mich schelten, weil ich's anders verstehe und weil ich gesiegt?" Aber Ebroin entgegnete grimmig: „Glatt und glimpflich weißt du's zu wenden. Und dennoch: ich sage dir, hätte ich, als sie dich neulich nachts in meine Zelle brachten, ein Schwert zur Hand gehabt, — ich hätte dich beim ersten Anblick erschlagen." „Wahrscheinlich," meinte der Bedrohte, achselzuckend. „Den Wehrlosen, den Krüppel! Es wäre dein dritter Mord gewesen." „Schweig von Mord, sag' ich dir," schrie Ebroin wild. „Es ist nur der Jähzorn, der unbändige, der mich vom Knaben an reitet wie der Nachtmar. Noch hab' ich mit Vorbedacht keinen getötet. Aber mir ist, ich könnte leicht dahin kommen. Die Rache, der erneute Kampf um die Macht . . ." — „Hier aber, in diesen Mauern, wirst du weder zu Rache noch zu Kampf noch zu Macht gelangen. Und deshalb wiederhole ich meinen Vorschlag: Freundschaft . . ." — „Nie mehr im Leben! Ich hasse dich, ich verachte dich!" — „Nun, dann nicht Freundschaft, aber Bündnis, Bündnis zu gemeinsamem Zweck."

„Wie damals!" lachte Ebroin bitter. „Und in Fesseln ließest du den Verbündeten schlagen." — „Nein, nicht den Verbündeten: — den unbändigen Bekämpfer all' meiner Strebungen. Jetzt aber müssen wir beide vor allem entrinnen aus dem Käfig, in den uns dieser Lotterbube gesteckt hat, und, sind wir frei, ihm die Macht nehmen, das Reich vollends zu verderben. Dann müssen wir den Glanz Neuster-Burgunds wiederherstellen und Austrasien zurückgewinnen. Willst du das oder willst du's nicht?" — „Du weißt sehr gut, daß ich's will. Und wie ich des

Satans Hilfe nicht verschmähen würde um Freiheit, Rache und des Staates Heil, — so schlag' ich auch deine Hilfe nicht aus, so wenig ich dir jemals wieder traue, dir und deinen falschen Augen." Da richtete Leodegar diese Augen voll auf ihn und sprach: „So möge sie mir der Henker ausreißen, breche ich dir jemals den neu geschlossenen Bund. Gott hat's gehört! — Also wir streben die Freiheit an mit allen Mitteln . . ." — „Auch mit dem Blut unserer Wächter? Gut. Aber nicht Romarichs: der war mir wie ein Vater! Bietet sich einem von uns die Möglichkeit der Flucht, — er flieht nicht allein, nur mit dem andern: er läßt nie den Genossen in diesen Mauern zurück." „Gewiß," nickte Leodegar. „In Freiheit und Macht gelangt, enthält sich jeder jedes Schrittes der Gewalt gegen die Gesippen, die Getreuen, die Angehörigen des andern: er schützt sie wie die eigenen." — „Selbstverständlich." — „Keiner trachtet nach der alleinigen Herrschaft, dem andern wird er die volle Gleichmacht wahren."

„Sicherlich." — „Gemeinsam wird von uns beiden Neuster-Burgund aus dem lodernden Verderben gerettet, gemeinsam Austrasien zurückerkämpft. Das sollst du mir alles beschwören." — „Ich beschwöre es." Und er reckte sofort die Hand hoch in die Luft.

„Nein, nein, Bischof. So leicht geht dir das nicht hin. Mich bindet mein schlichtes Wort wie euch der Eid bei eurem Gott. Aber auch den Eid muß man dir, Treuloser, noch schwerer brechbar machen . . . wohlan, du sollst mir schwören bei den dir heiligsten Dingen . . ." — „Beim Reich der Franken!" — „Bah, bah! Was gilt dir das? Nein, bei den Reliquien der dir heiligsten Heiligen." Unwillig stockte im Schreiten Leodegars Fuß. Verdrießlich meinte er: „Wozu das?" — „Ich sagte es doch! So weltklug du bist, — die Furcht vor

den Heiligen, das heißt vor der Hölle . . ." — „Nenne sie nicht! Es ist ein furchtbar Wort!" Und er schauderte. „Siehst du, wie du erbebst? Diese Furcht vor der Hölle ist dir doch von Kindheit an in den tiefsten, innersten Winkel deiner Seele hineingepredigt worden. Und wenn irgend etwas im Himmel und auf Erden, scheuest du solche heilige Knochen, Haare und Gewande. Der gute Abt hat deren gar viele von den allerschönsten: — darauf sollst du mir eiden."

II.

Und also geschah's.

Am folgenden Tag trafen in der Krypta der Klosterbasilika die beiden nun wieder verbündeten Feinde zusammen. Waren die katakombenhaften Untergewölbe selbst größerer Kirchen unheimlich düster, so steigerte sich der Eindruck in den so viel engeren Raumverhältnissen des kleinen Gebäudes: in ein Grab glaubte man auf der schmalen Steintreppe hinabzusteigen.

Der Altar mit seinen drei Stufen füllte den größten Teil des Vierecks aus: die beiden qualmenden Pechfackeln an den Seiten verbreiteten mehr Dunst als Licht. Auf dem Altar, dessen Mittelstück ein Mosaik bildete, den guten Hirten mit dem Lamm darstellend, stand, fast dessen ganze Fläche bedeckend, ein Reliquienschrein: ein länglicher Sarkophag aus schwarzem Marmor, mit silbernen Schließstangen und reichem Goldgespäng verwahrt zugleich und geschmückt: ein kostbares Geschenk des Stifters, Sankt Columbas, kostbarer freilich noch nach dem Glauben der

Zeit durch seinen wunderwirkenden Inhalt seltenster Überbleibsel.

Daß das neue Bündnis auch gegen den schlimmen Königsknaben eine scharfe Spitze richtete, sollte dessen treuer Unterthan, der Abt, nicht erfahren: Ebroin setzte daher eine Urkunde auf über all' die vereinbarten Dinge, die beide unterschrieben, und die nun bei dem Schwur auf den Reliquienschrein gelegt ward.

Zur bestimmten Stunde trafen der Abt und Ebroin in der Krypta ein. Sie fanden Leodegar bereits in brünstigem Gebet auf dem Altare knieend, mit beiden Armen über den Schrein hingestreckt, dessen Deckel er bei dem Eintritt der beiden gerade mit Küssen bedeckte. „Du siehst, wie ernst er es nimmt," flüsterte der fromme Romarich. „Dein Mißtrauen thut ihm unrecht. Ich freue mich, daß ihr euch so feierlich wieder im Sinne Christi versöhnt." Aber Ebroin schüttelte das Haupt und sprach laut zu dem Bischof, der sich nun erhoben hatte: „Höre also, Leodegar: du wirst nun beschwören, was wir vertragen und in diesem Pergament unterschrieben haben:" — damit rollte er es auseinander und spreitete es über den goldstrotzenden Deckel des Schreins — „du wirst mir schwören bei den dir heiligen Überbleibseln, die in dieser Truhe liegen, und deren Verzeichnis dir der Abt nun verlesen wird."

Da nahm Romarich einen langen Papyrusstreifen aus einem in die Wand eingelassenen Schranke, küßte ihn ehrfurchtsvoll und hob an zu lesen: „In diesem von Papst Bonifacius dem Vierten Sankt Columba und von ihm dem Heiligtum überwiesenen teuren Schrein, dessen Innenholz aus Cedern des Libanon geschnitzt ist, werden verwahrt als kostbarstes Eigen dieses Klosters und dem Schutze des Höchsten empfohlen: ein Nagel von dem Kreuze des



„So! — Nun ist er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle — und mir ihn irgend binden mag!" rief Ebroin. (Seite 418)



Herrn Christus, ein Glied von den Ketten des Apostels Petrus, der kleine Finger der rechten Hand des Apostels Lukas, der Gürtel der Märtyrerin Sancta Afra zu Augsburg, ein Nagelschnitzel des großen Lehrers Athanasius, ein Eckzahn des heiligen Martin von Tours, eine Rohrfeder Sankt Augustins, ein Splitter aus dem Bischofstab von Sankt Avitus, und ein Streifen aus dem Schleier der heiligen Königin Chlotilde: zuletzt aber haben wir auch eine silberfarbene Locke aus dem Haar unseres heiligen Stifters, des großen Columba, darauf gelegt, der selig unter den Seligen auf uns herniederschaut."

„Wohlan," fuhr Ebroin fort, zu Leodegar gewendet, „nun erhebe die Hand und sprich mir nach: ‚Alles, was ich in dieser Vertragsurkunde Ebroin, Ebromuths Sohn, versprochen, schwöre ich hiermit, treulich zu erfüllen: sonst treffe mich der Fluch, der da lautet . . .' bitte, frommer Abt, verlies ihn: — du hast ihn ja ausgesucht unter den vielen alten Formeln."

Und Romarich zog einen Zettel aus dem Kuttengürtel und las, und seine Stimme erbebte vor Grauen: „Und verletze ich, was ich nun beschworen habe, auch nur im kleinsten Stücke, so soll Wahnsinn toben in meinem Gehirn, meine Augen soll mir ausreißen der Henker und sie hinwerfen zum Fraße der Raben, vertrocknen soll mir die Kehle, wie dem, der in der Wüste verschmachtet, mein Herz verzehre ein fressendes Feuer, meine Beine treffe die Lähmung, mein Todesröcheln soll währen sieben Tage und sieben Nächte, meine Seele aber, für die Christus nicht soll gestorben sein, soll der Teufel Ahitofel entführen, sowie sie aus des Sterbenden Munde fährt mit dem letzten Hauch, und im tiefsten Pfuhl der Hölle soll sie ewig die Qualen erleiden der Verdammten."

Ein leises Frösteln rieselte — kaum merkbar — durch

des Bischofs Glieder bei den letzten Worten. „Ich will . . .“ stammelte er.

„Halt! Noch nicht. Solltest du vielleicht hoffen, — denn viele von euch leben dieses schnöden Wahns! — durch Gold und Gaben die Strafe der himmlischen Zeugen deines Schwures ablösen zu können, . . .“ Leodegar senkte rasch die langen Wimpern vor dem bohrenden Blick des andern. „So nenn' ich dir einen Rächer, dem kaufst du seine Rache nicht ab: der heißt Ebroin, Ebromuths Sohn.“ So laut rief er dies, daß die Wände und Wölbungen des sonst so stillen Gemachs erdröhnten und beide Hörer erschraken. „Ich sage dir: brichst du auch diesmal mir die Treue und deinen Eid nur im kleinsten, so werd' ich dich töten, grausam, unter Qualen töten, wo immer ich dich greife. Ich schwör's bei meines Vaters Blut: — so wahr ich den gerächt habe vor deinen Augen.“ — „Ebroin,“ mahnte der Abt. „Du tobest und schäumest wie . . .“ — „Ein Eber! Ja! So haben sie schon den Knaben genannt! Hütet euch vor seinen Waffen! — Schwöre jetzt, Bischof!“ Und befehlend wies er auf den Schrein, der, von der Urkunde bedeckt, auf dem Altare stand.

Leodegar kniete nieder, legte die Hand auf Pergament und Schrein und sprach laut und fest: — er hatte seine Erregung offenbar bemeistert: „Ich schwöre den Schwur, wie ihn Ebroin gestabt hat, und werde ihn halten, so wahr dieser Schrein die Heiligtümer birgt, die der fromme Abt verlesen.“

„So! — Nun ist er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle — und mir ihn irgend binden mag!“ rief Ebroin. „Jetzt steh auf. Und komm' mit hinauf. Ich kann sie nicht mehr atmen, die modernde Grabesluft.“

„Sogleich!“ entgegnete Leodegar. „Ich folge euch auf

dem Fuße. Verstatte nur, daß ich — nach diesem furchtbaren Eide — mich beruhige im Gebet."

Und wieder sank er auf den Altar. Die beiden hörten ihn laut beten, wie sie die feuchten Marmorstufen hinanschritten.

III.

Zwei Monate — die letzten des Jahres — waren ins Land gegangen seit jenem Eid in der Krypta. Eintönig, inhaltlos waren sie verlaufen in dem stillen Kloster; Ebroin verzehrte sich immer schärfer in Ungeduld, in fiebernder Sehnsucht nach Freiheit.

Viel ruhiger schien der Bischof sein Los zu tragen.

Nachrichten aus der Welt, dem Hofe, gelangten selten und spärlich in diese Einsamkeit; doch verlautete, der Aufstand der „kleinen Leute" sei noch immer nicht unterdrückt. Der König werde immer verhaßter, auch seinen eignen Großen, da er wiederholt Feldherren, die sich hatten von den Empörern schlagen lassen, mit dem Tode bestraft hatte. Grimmig seufzte Ebroin bei solchen Berichten: „Und ich? — Ich sitze hier müßig unter den Mönchen!"

Einige Tage nach Eintreffen der letzten dieser Berichte fehlte Leodegar bei dem Frühmahl. Bei der Hora war er noch zugegen gewesen: von der Kapelle aus hatte ihn der Abt die Treppe hinabschreiten sehen, die zu seiner und Ebroins Zelle führte; freilich zweigte diese in einer schmalen Nebenstiege nach dem Garten ab. Als man in diesem suchte, fand man bald in dem tiefen und weichen Schnee die Spuren seiner Sandalen eingedrückt: sie führten an eine Ecke der hohen Mauer; oben, von der Zinne derselben,

hing eine schwanke Strickleiter herab. Ebroin, der, voll heiß auflodernden Argwohns, die Spurfolge geführt hatte, kletterte rasch hinauf: — oben angelangt brach er in einen wilden Schrei aus: „Entflohen! Allein! Ohne mich!"

„Was siehst du? Sprich!" rief der Abt hinauf.

„Hier, vor der Mauer, sind die Eindrücke der Hufe von zwei Pferden, nein, dreien. Und die Fußtritte von Männern, schwer beschuhten neben den Sandalen des Schurken. Hier lehnte — man sieht's im Schnee! — eine Leiter: — sie ist entfernt. Er hat mich verraten! Er ist allein entflohen. Gleichviel! Ich springe nach auf Tod und Leben!"

Zu spät! Ein starker Haufe der gewaffneten Klosterknechte, die den Verschwundenen gleichzeitig vor den Mauern gesucht hatten, war zur Stelle. Er wäre in ihre gezückten Lanzen gesprungen. So stieg er die Strickleiter wieder in den Garten hinab, bebend vor Wut. Allen voran flog er in die Zelle zurück, hier unter den Sachen des Flüchtlings eine Andeutung zu finden, eine Vorbereitung des Plans. Aber nichts fand sich als in den dicken Rollen einer Psalmenübersetzung ein Rohrpfeil, wie man sich deren bediente, Nachrichten über Mauern zu schießen: daran haftete noch, halbverbrannt, ein schmaler Fetzen eines Papyrosstreifens, auf dem, trotz der Verkohlung, noch die Worte lesbar waren „Hora" . . . „Nordecke".

„Er ist befreit worden, hat sich befreien lassen — allein! — Mich hat er nicht mitgenommen," knirschte Ebroin. „Der erste Eidbruch! Wann hör' ich vom zweiten? O könnt' ich ihn sechsmal töten!"

IV.

Eine Woche später verbarg die aufgehende Januarsonne ein dichter Nebel, der auch die große Heerstraße zwischen dem Klosterthor und dem nahen Urwalde dicht verhüllte.

Völlig überrascht daher wurden die Klosterpförtner, die von außen mehrere Klafter Holz auf Schlitten in das weitgeöffnete Thor schoben, als auf einmal, wie die siegend empor gestiegene Sonne den Nebel zerstreute, gleichzeitig aus dem Gehölz eine stattliche Kriegerschar hervorbrach, die mit lautem Waffenruf die paar Knechte über den Haufen rannte und ohne Widerstand in den Klosterhof drang, hier hellen Hornruf erhebend.

Zu spät zur Abwehr eilten nun der Abt und einige Mönche herbei.

„Fürchtet euch nicht, fromme Brüder," rief der glänzend gerüstete Führer. „Wir thun euch nichts zu leide. Wir suchen nur Ebroin! Gebt ihn heraus!"

„Nimmermehr! Mit meinem Leben schütz' ich ihn!" rief Romarich, beide Arme ausbreitend und so dem Gepanzerten den Zugang aus dem Hof zu der Innenthüre verwehrend.

„Ebroin!" rief der nochmal. „Wo steckst du?"

„Hier ist Ebroin," antwortete der und sprang, einen eisernen Feuerschürhaken schwingend, die Treppe herab und — an dem Abt vorbei — in den Hof. „Und teuer wird er sein Leben verkaufen."

Aber bei dem Anblick des Führers ließ er die ungefüge Waffe fallen: „Vanning!" rief er frohlockend, „Vanning, Vielgetreuer! Du bist's? Was bringst du?" „Die Freiheit! Und die Rache! — Komm, frommer Abt, kommt, ihr Mönche, herein ins Haus! Ins Refektorium: —

womöglich zu einem guten Schluck warmen Weines! Der Ritt durch die Nacht, durch Eis und Schnee war kalt."

Alsbald saßen und lagen Krieger und Mönche, bunt durcheinander gemischt, in dem geräumigen Speisesaal des Klosters, auf dessen breiter Herdstelle gewaltige Scheite von Buchenholz ein mächtig Feuer unterhielten und eine wohlige Wärme verbreiteten.

„Ei," sprach Vanning, den kostbaren Pokal nach einem vollen Zuge auf die lange Tafel niedersetzend, „mir scheint, ich muß ganz von vorn anfangen. Ihr wißt rein von gar nichts, hier in eurem verschneiten Bergwald. Also hört! König Childerich ist tot, ermordet!" „O des Frevels!" rief Romarich und bekreuzte sich. „Sein Thron ist leer?" forschte Ebroin eifrig.

„Ja, wie man's nimmt. Leer oder allzustark besetzt." „Ermordet! Von wem?" fragte der Abt.

„Erschlagen vielmehr, in gerechter Blutrache. Von den Söhnen des Pfalzgrafen Bodilo! Der Merowing hatte schon lang einen Groll wider den freimütigen Mann: als er nun von den Aufständischen bei Rouen geschlagen ward, ließ ihn der böse Bube zuerst aufs Blut geißeln . . ." „Einen freien Franken!" rief Ebroin. „Und dann hinrichten. Ein paar Tage darauf, als der König jagte im Walde von Livie — zwischen Chelles und Saint-Denis, — fielen die beiden Söhne des Getöteten über ihn her und schlugen ihn tot." „Arme Heilige!" sprach Ebroin zu sich selbst. „Aber recht so! Blutrache für den Vater ist des Sohnes höchste Pflicht." „Kein Schad um ihn," meinte Vanning. „Aber wer sollte sein Nachfolger werden? Nun grenzenlose Verwirrung im Palast, in Neuster und Burgund. Alles ging und geht drunter und drüber! Zwei, drei Merowingenknaben wurden genannt, ja auch ein neu erhöhter, Dagobert, drüben in Austrasien. Ein

Führer nur fehlte: . . . . Ebroin! Wie viele Stimmen riefen nach dir! — der saß hier gefangen. Desgleichen Leodegar, der Giftwurm. O was habt ihr ihn losgelassen!" — „Wir doch wahrlich nicht! Er ist entflohn," riefen die Mönche. „So? Er verbreitet, ein Engel des Herrn sei Abt Romarich erschienen und habe befohlen, ihn frei zu geben: so habe der ihn gesegnet und entlassen." — „Auch ich, ich will ihn segnen," sprach Ebroin und ballte die Faust. „Erst haben! Sein Bruder Gairin hat — gleich nach des Königs Tod — ein Heer gesammelt und versprochen, in wenigen Tagen den rector palatii wieder in Paris einzusetzen." „Also Gairin hat ihn entführt!" rief Ebroin. — „Und er hielt Wort. Mächtig und prächtig herrscht der Schurke in Paris über Neuster und Burgund, seine Anhänger fürstlich belohnend, die deinen aber blutig verfolgend: Dutzende hat er hingerichtet und ihre Güter eingezogen!" „Ich komme!" sprach Ebroin. — „Ja, komm', um zu rächen: — auch das Leben deines ältesten Freundes." — „Praejectus! Sein Silberhaar . . . ?" — „Es hat die Mordboten nicht abgehalten, die der unversöhnliche Leodegar nach Clermont entsandte. Am Altare haben sie ihn erstochen." — „Mein Schützer, mein zweiter Vater! Ich gelobe: wie meines leiblichen Vaters Blut will ich das seine rächen an dem Eidbrüchigen! Bei seinen höchsten Heiligtümern hat er mir geschworen. Du warst Zeuge, Romarich! Was sagst du dazu?" Der faßte wehklagend mit beiden Händen nach seinem grauen Haupt: „Weh! Die Reliquien sind entweiht, geschändet durch seinen Meineid." „Aber," fuhr Vanning fort, „doch nicht unbestritten, nicht ungeteilt ist seine Herrschaft. In Neuster haben sich andere Große aufgethan, auch in seinem eigenen Burgund folgen ihm nicht alle Grafen; der mächtige Herzog Hermengar hat sich noch nicht für ihn erklärt, der steht mit starker

Macht zu Troyes. Mein Abt ist dir vielmehr als Leodegar geneigt: ‚wäre Ebroin nur frei,‘ meinte er, ‚dann wüßte ich, wem folgen!‘ Wohlan,“ rief ich, „laß mich aus diesen Thoren und ich hole ihn heraus, den Retter von uns allen. So kam ich frei, raffte eine Handvoll Leute, alte Vasallen und Grundholden meines Hauses, zusammen — unser Stammsitz bei Meaux liegt ja nahe dem Kloster Rebais! — und da bin ich. Und bald bist du nun da, wohin du gehörst: — am Steuerruder dieses führerlosen Schiffes. Noch einen tüchtigen Trunk — Herr Abt, dein Wein ist gut! — und dann zu Roß.“

„Ja,“ rief Ebroin, aufspringend. „Zu Roß! Und wehe meinen Feinden!“

V.

Es war hohe Zeit gewesen, daß der Gefangene aus dem Kloster und in schützende Bedeckung gelangt war.

Denn schon gleich nach dem Ausritt aus dem Thor in den nahen Wald traf er mit seiner Schar auf einen Reiterzug, der bei seinem Anblick rasch die Gäule herumwarf und entfloh. Ein paar Eingeholte gestanden, daß Leodegar sie entsendet habe, mit dem Auftrag, Ebroin lebend oder tot in seine Hände zu liefern.

Der Befreite warf sich mit seiner treuen Schar zunächst nach der nahen Stadt Jussey, deren Grafen er sich befreundet wußte. Hier fand er bereitwillige Aufnahme: von hier aus gewann er den Anschluß mehrerer benachbarter Gaue, wie Langres und Chaumont. Gleichwohl erwies sich seine Waffenmacht zunächst zu gering, um sofort, wie

sein heißes Herz ungestüm begehrte, den Hauptstoß auszuführen, Leodegar und den König, in dessen Namen der zu herrschen vorgab, aufzusuchen, jenen zu vernichten, diesen in seine Gewalt zu bringen.

Denn Vanning hatte nicht zuviel gesagt mit den Worten, daß alles im Frankenreich drunter und drüber gehe. Von Austrasien her verlautete, daß das Land auf die Nachricht von Childerichs Tod sich von den neustrischen Merowingen wieder ganz losgesagt und den lang verschollenen Sohn Sigiberts auf den Thron zu Metz erhoben habe. Ebroin aber mußte sich bei diesem Wirrwarr vorerst in Gebiete wenden, wo er sicher war, zahlreiche Anhänger zu finden. So zog er denn gen Nordosten an die Grenze von Austrasien, um so, unabhängig von Auster wie von Neuster-Burgund, aus jener Landschaft — vorläufig! — ein viertes Teilreich zu bilden.

Leodegar aber war nach einigem Schwanken zu dem Entschlusse gekommen, das Kind Theuderich, den jüngsten — letzten! — Sohn Balthildens, der Mutter und dem Kloster Chelles zu entführen, um an seiner Statt zu herrschen; er weilte mit ihm in Paris. Damals schrieb ein Zeitgenoß: „Überall kriechen jetzt, unter Leodegars Herrschaft, die Bösewichter aus ihren Verstecken hervor, wie die Sonne im Frühling die giftigen Schlangen aus ihren Löchern lockt. Solche Wirren durchtoben das Reich, daß man den Antichrist erwartet, dessen Erscheinen dem Untergang der Welt vorhergeht.“ Am Himmel aber stand ein Schweifstern, der den Geängsteten Wechsel der Könige, Blutbad im Volke bedeutete.

Allein Ebroin war doch noch zu schwach gegenüber den Streitkräften, die Leodegar zur Verfügung standen, zumal in Burgund, in der Umgebung seines Bischofsitzes Autun, wo die Vasallen und Grundholden des Bistums, überaus

zahlreich, ihrem freigebig spendenden glanzvollen Kirchenfürsten eifrig ergeben waren.

Da ward der Majordomus von der Not, von dem Bedürfnis zu einem Schritte gedrängt, den ihm die längst gehegten Herzenswünsche und staatsmännischen Pläne ohnehin gleich warm empfahlen. Die Rettung der ärmeren Freien vor dem Versinken in Knechtschaft eines geistlichen oder weltlichen Großen, — die Erhebung der wirtschaftlich Versinkenden hatte ja dem Sohn Ebromuths all' diese Jahre her als eines seiner höchsten Ziele vorgeschwebt.

Nun erfuhr er, sobald er die Klostermauern hinter sich gelassen, daß in ganz Neuster und Burgund jene gewaltige Bewegung dieser bisher so schwer Bedrückten sich noch immer wilder gesteigert hatte. So scharf Ebroin ihre Ausschreitungen verwarf, — er mußte doch einen berechtigenden Grund der ganzen Erregung anerkennen, die sich aus den Urtiefen des Volkes mit der Unwiderstehlichkeit einer Naturkraft, einem Vulkane gleich, erhob. „Was wollen," sagte er dem bedenklichen Vanning, „diese Armen, — freilich auf den Wegen unsinniger Zerstörung, rachewütiger Gewaltthat, — anderes erreichen, als was ich selbst durch fürsorgliche Mittel der Gesetzgebung, durch weise Maßregeln von jeher hatte erzielen wollen?" Diese schlecht gewaffneten, schlecht geführten, vereinzelten Haufen hatten gleichwohl, wie der Majordomus alsbald erfuhr, gar oft die schwachen Heerbannaufgebote der Königsgrafen überwältigt: was mußte sich mit diesen Männern, denen die Verzweiflung ihre Kräfte lieh, ausrichten lassen, faßte sie eine starke Hand zusammen, leitete sie bewährte Feldherrnschaft! In der That: mit diesen vielen Tausenden, die bis jetzt in allen Landschaften von Neuster und Burgund vereinzelt umhertobten, wußte sich Ebroin weit überlegen allem, was Leodegar an Waffenmacht aufbringen mochte.

So faßte er seinen großen, folgenreichen, schicksalschweren Entschluß: er stellte sich selbst an die Spitze dieses Aufstandes: — schon um dessen Ausufern einzudämmen — er schuf sich ein Heer aus den Empörern. Zu Jucey schon entwarf er einen Aufruf, den er, von den Mönchen zu Luxeuil in vielen hundert Exemplaren abgeschrieben, durch so viele Boten, als er beritten machen konnte, in alle Gaue von Neuster und Burgund entsendete. In flammenden Worten, mit der ganzen Wucht aufrichtigster Überzeugung und selbsterlebter Erfahrung forderte er alle Unzufriedenen, alle Bedrängten und Bedrückten, alle mit List oder Gewalt um Freiheit oder Eigentum Gebrachten, alle, die kein Recht gefunden hatten gegen Bischöfe, Äbte, Seniores, auf, sich zusammenzuthun zu einem großen Bund der „Kleinleute“: er versprach, an ihrer Spitze, mit Waffengewalt den vielverhaßten Rector Palatii, den recht eigentlichen Vertreter des Doppeldrucks der Bischöfe und des Adels, mit seinem ganzen Anhang zu stürzen, ja blutig zu bestrafen, den jungen König aus dieser Gefangenschaft zu befreien und, nach dem Sieg, auf einem großen Reichstag durch weise und milde Gesetze die Ursachen jener Herabdrückung der Kleinleute für alle Zukunft wegzuschneiden.

Dabei ermahnte er freilich zugleich, sich jeder Eigenmacht und Selbsthilfe, also jener bisher geübten Gewaltthaten zu enthalten, die er wie gemeine Verbrechen mit dem Tode bestrafen werde, vielmehr, ohne weitere Gewalt als die zur Abwehr der Angriffe der Bischöflichen erforderlich, sich auf bestimmte Sammelplätze zusammenzuziehen, die er für jede Provinz genau bezeichnete.

Als Vanning den Entwurf gelesen hatte, sprach er kopfschüttelnd: „Du, höre, das ist ein gefährlich Spiel! Die wilde Meute, die du da aufrufst, wird den Fuchs ohne Zweifel zerreißen: — ob sie aber dann sich von

dem Jäger wieder an die Koppel wird legen lassen?" „Dafür laß dies Schwert sorgen!" erwiderte der Majordomus.

VI.

Und der Erfolg gab ihm — zunächst — rasch und glänzend recht.

Überall, wohin der Aufruf kam, wirkte er wie ein Blitzstrahl, der auf Brandstoff trifft: er zündete augenblicklich, unwiderstehlich, unlöschbar. Überall ward der „Bund der Kleinleute" gebildet: vielmehr, er bildete sich von selbst: die bisher verstreut umherziehenden Haufen schlossen und flossen in größeren Massen zusammen, und mit erstaunendem Gehorsam eilten sie auf die ihnen bezeichneten, mit Feldherrnkunst gewählten Sammelorte zu: so bildeten sich bald kleine Heere von Austrasien ab durch ganz Neustrien gen Nordwesten bis an die See, bei Langres, bei Châlons sur Marne, bei Laon und fern im Nordwesten bei Rouen. Diese Stadt hatten die gefürchteten Banden des Blutigels, des Brandhahns, des Reißewolfs genommen, und sie stießen hier zu Ebroin, der von Südosten aus bis hierher quer durch das ganze Land, Paris einstweilen südlich liegen lassend, gezogen war.

Wenig richteten gegen diese entfesselten elementaren Gewalten die Maßregeln aus, die Leodegar und seine Heerführer tastend, unsicher trafen: ihre dünnen Scharen konnten nirgend das offene Feld halten gegen die wie brandende Meeresflut heranwogenden Massen der rachegrimmigen Empörer: sie mußten in die festen Städte weichen und sich dort belagern lassen.

Aber selbst in Paris fühlte sich Leodegar nicht mehr sicher: denn Ebroin zog nun drohend heran. Schon stand er in Beauvais: der Bischof verlegte eilig den Hofhalt des Knaben Theuderich und die Regierung in das feste Autun, den Hauptplatz seiner Macht.

Vorher aber plante er von Paris aus noch einen Handstreich auf Meaux, das sich früh Vanning angeschlossen hatte. Ebroin erfuhr den Anschlag durch einen Späher: — auch hierin war er dem Gegner überlegen, da die ganze Landbevölkerung, auch die nicht die Waffen erhoben hatte, auf seiner Seite stand. Ganz nahe lag das Kloster Chelles: der Sohn bangte um die Mutter in jenen Mauern: vielleicht hatte es der Rector Palatii mehr auf dies Kloster als auf die Thore von Meaux abgesehen. Denn daß ihn der Eid von Luxeuil abhalten werde von den Gesippen seines Eid-Bruders, war ja nicht mehr zu erwarten. Ebroin entsandte daher rasch Vanning mit einem starken Geschwader erlesener Reiter — von seinen Heerbannmännern, — nicht Kleinleute, deren man doch nicht so sicher wie jener war — jener Strafschar entgegen zu eilen und das Kloster zu schützen.

Tiefe Trauer lag auf des Treuen Antlitz, als er nach mehreren Tagen, seinen Reitern vorauf eilend, nach Beauvais zurückgekehrt, in Ebroins Zelt trat. „Du bringst ein Unglück!" schrie der aufspringend und im Ungestüm den Feldschemel umstoßend, darauf er gesessen. — „Ja, ein großes. Ich erfuhr alles durch Gefangene, die wir auf der Verfolgung machten. Ich kam zu spät. Am Tag vorher hatte Gairin das Kloster überfallen und deine Mutter gefangen — als Geisel für dich — fortgeschleppt." — „Ah, meine Mutter! In der Gewalt dieses . . ." — „Sie ist es nicht mehr." — „Befreit?" jubelte Ebroin. „Wo, wo ist sie? In Sicherheit?" — „Ja, in Sicher-

heit! Fasse dich, Ebroin: — sie ist im Himmel." — „Tot?" schrie der Sohn auf und wankte vorwärts, den Freund an beiden Schultern fassend. „Gemordet?"

„Leodegar, zu dem sie nach Autun gebracht ward, bedrohte sie mit der Folter . . ." — „Ah, er soll nicht leben. Glied für Glied soll er mir . . ." — „Wenn sie dich nicht in einem Briefe, den er ihr vorschrieb, zur Unterwerfung auffordre: darin ward auch die Folterung der Mutter angedroht . . ."

„O zehnmal möcht' ich ihn erwürgen!" — „Die tapfre greise Frau weigerte sich, den Brief zu unterschreiben. Und um dir jede Rücksicht abzunehmen, die du für sie — sie wußte es! — hegen würdest . . ." — „O meine Mutter!" — „Beschloß sie, durch die Flucht sich jeder Gewalt zu entziehen. Glücklich war sie in der Nacht — ganz allein — bis an den reißenden Arroux gelangt. Aber hier verfehlte sie — ihre Augen waren zu schwach . . ." — „Ach ja! Die geliebten Augen!" — „Den schmalen Steg. Sie irrte lange ratlos am Ufer auf und ab. Da kam Leodegar, kamen die Verfolger mit Fackeln nachgesprengt. Endlich fand sie nun zwar die Brücke: — sie gelangte hinüber: aber Leodegar befahl . . ." — „Was? Was befahl er?" — „Seinen Bogenschützen . . . Gairin that den ersten Schuß! — Sie fiel, von Pfeilen durchbohrt." — „Sie hat sich geopfert für mich! O Mutter, Mutter! Treu bis zum Tod! Aber Geduld! Du sollst fürchterlich gerächt werden. Wir brechen auf, sofort. Laß die Trompeten durch das Lager schmettern! Auf! Nach Autun!"

VII.

Ohne Rast riß der Rächer seine Scharen mit sich fort: willig, ohne Murren über die ihnen zugemuteten Gewaltmärsche folgten sie ihm: es war, als habe er all' den Tausenden sein Ungestüm, seinen Haß, seinen Racheeifer eingeflößt.

Und die zahlreichen Kleinleute wenigstens, die den weitaus stärksten Teil seiner Heeresmacht bildeten, waren nicht nur von der Kampflust beseelt, wie sie in gewöhnlichen Kriegen die Franken erfüllte: — sie brannten in der wilden Leidenschaft, in der Wut, die in Bürgerkriegen die Waffen schärft. Und es war ja nicht ein Kampf politischer Parteien um Macht und Herrschaft im Staat, — es war das verzweifelte Emporringen der Geknechteten aus wirtschaftlichem Untergang, das sich Aufbäumen gegen die gehaßten Bedrücker, die, viele Menschenalter lang in Reichtum und Genuß schwelgend, jede Willkür gegen die Schwachen geübt, jedem Laster auf deren Kosten gefrönt hatten: — nicht Waffenkampf, — blutige Vergeltung suchten diese „Knüttelträger" und „Sensenschwinger", wie der Adel sie höhnte: an der erschlagenen Reichen Statt wollten nun sie in Müßiggang schwelgen und prassen in dem den Räubern abgejagten Raube. Diesem Ansturm, den kluge Feldherrnschaft leitete, widerstand nichts. Aber freilich: sogar dem geliebten und gefürchteten Führer gelang es oft nur mit Mühe, — oder auch gar nicht! — die von ihm entfesselten Leidenschaften von wilden Verbrechen abzuhalten. So war der Zug in geflügelter Eile bis an die Aisne und die Oise, bis in die Nähe von Compiegne gelangt.

Ebroin erkundschaftete, daß der einzige Übergang über den hier sehr reißenden Strom, die Brücke von Pont Saint

Mairence, abgebrochen und das südliche Ufer von der weitaus stärksten Macht, die ihm bisher entgegengetreten war, unter Gairins Befehl besetzt war: eine leichte, den Sieg sichernde Aufgabe schien die Verteidigung der hier steil abfallenden Ufer gegen einen Angreifer, der ein so gewaltiges Hindernis, wie der Strom es bildete, erst zu nehmen, dann aus der Tiefe bergan zu stürmen und, wenn abgeschlagen, auf der Flucht in dem Strom ein breites und tiefes Grab im Rücken gähnen hatte.

Herzog Hermengar, der sich — nach einigem Zögern — Ebroin angeschlossen, zumal nachdem der aufrichtig Gottesfürchtige von dem schnöden Bruch des auf die höchsten Heiligtümer geschworenen Eides vernommen, und Vanning rieten daher, als man spät Abends sich der Brückenstelle bis auf ein paar Stunden genähert hatte, Halt zu machen und am andern Morgen durch Streifscharen, flußabwärts und flußaufwärts, nach Furten zu suchen, um dann an unbewachten Stellen den Übergang zu bewerkstelligen.

Aber Ebroin schüttelte das Haupt, auf dessen Helmdach der eherne Eber die gewaltigen Hauer senkte: „Nicht doch! Ich gedenke Fredigundens. Ihrem Beispiel folg' ich." Der fromme Hermengar schlug ein Kreuz: „Die üble Walandine! Folge nicht ihrer blutigen Spur!" — „Ja, sanfter Herzog ich muß. Es ist wahr: Ich sehe oft nur noch Blut vor den Augen. Dann rauscht es wie Wellen mir in den Ohren. Ich habe schon soviel vergossen: — zurück kann ich nicht mehr. Vorwärts! — Ans Ziel: — durch noch mehr Blut." „Aber was hat Fredigundis . . ?" unterbrach Vanning, der diese düstern und blutigen Gedanken des Freundes mit Besorgnis immer häufiger wiederkehren sah und ablenken wollte. — „Die? Sie hat einmal in ähnlicher Lage gesprochen: ‚wen du noch in der Nacht erschlagen kannst, erschlag' nicht erst

am Morgen'." „Ein grauenhafter Spruch!" meinte Hermengar. „Ihr Weg ging über lauter Frevel," warnte Vanning. — „Gewiß! Aber wohin führte er? Ans Ziel! Zum Siege! Sie starb friedlich, in ihrem Bett, als Besiegerin all' ihrer Feinde: — ihre große, edle Gegnerin, die hehre Frau Brunichildis, erlag grausamstem Geschick. Es geht nicht ohne Blut und Gewalt, Freund Vanning, will man wankende Reiche retten. Und auch nicht ohne Verbrechen, wie es scheint! Wie lange triumphierte Leodegar! Noch trotzt er uns: warum? Weil er kein Mittel, das da half, verschmähte. Wohlan, ich lerne von ihm. Übrigens heute Nacht gilt es ja nur raschere Entscheidung, kein Verbrechen. Da drüben steht der Feind in Masse geschart: lassen wir ihn uns nicht mehr entweichen! Jetzt drei Stunden Rast! Aber um Mitternacht stehen wir am Fluß! Jeder Führer, der zu spät eintrifft, — hängt. Verkündet's im Lager."

Solch' kräftig Zureden half! Um Mitternacht standen alle seine Haufen in langer Reihe hart an dem Nordufer der Oise, bei dem stehengebliebenen ersten Joch der Brücke: die beiden Flügel seiner Aufstellung ragten links — östlich — und rechts — westlich — darüber hinaus.

Ebroin hatte sich den Befehl über das Mitteltreffen vorbehalten: er führte hier die Reiter, deren Gäule in erster Reihe schwimmen sollten. Herzog Hermengar und sein älterer Sohn Hermenfried sollten den rechten, Vanning und der jüngere Herzogssohn Hermenvech den linken Flügel befehligen.

Der Majordomus war in dem Zelte des Herzogs zugegen, als die beiden Söhne — stattliche schöne Jünglinge — mit sorglichster Liebe darüber wachten, daß der Vater auf das Sicherste gerüstet, auf das Schärfste gewaffnet sei. „Wie neid' ich dir," sprach der jüngere zum älteren Sohn, „daß du an des Vaters Seite fechten, über

sein Leben wachen darfst." Freundlich lächelnd nickte Ebroin mit dem Haupte, dann sprach er sehr ernst: „Das gefällt mir, solche Liebe der Söhne! So hing ich an meinem armen Vater! So mag denn auch der jüngere Sohn den Vater in den Kampf begleiten. Vanning wird auch allein fertig."

VIII.

Der meisterhaft geplante Anschlag gelang vollständig. In tiefster Stille war der Anzug aller Scharen an dem Ufer erfolgt: keine Waffe hatte geklirrt, ja kein Pferd hatte gewiehert: — die klugen Tiere schienen zu merken, daß es sich um ein Geheimes handle. Die Frühlingsnacht war mondlos und sternenlos. Kein Lagerfeuer durfte angemacht, keine Fackel entzündet werden: schwarzes Dunkel deckte das Nordufer, das in der ganzen Ausdehnung von Weidengebüsch und — vom Wasser her — von hohem Schilf bestanden war, während drüben, im Süden, zahlreiche Fackeln und Wachtfeuer die Laubhütten des feindlichen Lagers und dessen Insassen deutlich zeigten. Kein lauter Befehlsruf ertönte: geräuschlos glitt, allen voran, Ebroins Rappe in die leise gurgelnde Flut: — ebenso folgten seine Reiter und diesen — in einigem Abstand — zuerst watend, dann schwimmend das Fußvolk. So gelangte alles an das Südufer, ohne daß die Wachen der Annäherung gewahr geworden waren.

Erst als die Pferde wieder trockenen Grund unter den Hufen fühlten, schnaubten sie laut das eingeschluckte Wasser aus: — einige wieherten: nun wurden die Feinde merksam, die Wachen riefen laut den Waffenschrei, einige rannten

die Wiesenhügel hinunter, dem verdächtigen Geräusch entgegen: — sie kehrten nicht zurück! Und bevor die Überraschten oben auf dem Höhenzug sich aus ihren weit verstreuten Laubzelten geschart und gestellt hatten, waren die Reiter Ebroins auf der Gipfelfläche angelangt: ohne Mühe ritten sie die vereinzelt, noch ungeordnet, aus den Lagergassen Herbeiströmenden über den Haufen. So kam es auf Seite der Feinde gar nicht zur Bildung einer Schlachtreihe: bevor sie sich stellen mochten, waren sie überflutet und flohen nun aus dem preisgegebenen Lager landeinwärts nach Süden, in der Richtung auf Autun.

Groß war die Zahl ihrer Toten: denn die grimmen Kleinleute machten keine Gefangenen: zumal Ebroin erklärt hatte, die in dem Bürgerkriege gefangenen Landsleute sollten nicht der Verknechtung unterliegen: eine Verordnung, die mit lautem Murren war vernommen worden! — so stachen denn die Bauern mit ihren breiten Messern erbarmungslos auch die Verwundeten nieder und die, welche die Waffen weggeworfen hatten. Den Mojordomus überkam ein Grauen, als er im blutigroten Licht der Wachtfeuer diese Wirkung seiner so menschenfreundlich gemeinten Verfügung wahrnahm: „Viel Blut! Immer mehr!“ sprach er zu Vanning, als sie, von der Verfolgung zurückgekehrt, durch das eroberte Lager ritten, neben den Haufen der Erstochenen — Abgeschlachteten! — hin. „Du hast recht: — ich habe unheimliche Bundesgenossen: Blutigel und Brandhahn, Reißewolf und Raubrabe und Frau Nachtfare — meine Helfer und Freunde! Aber ich halte sie fest in der Hand.“

Gering war der Verlust der Sieger; unter den Verwundeten waren aber die beiden Söhne Hermengars. Ebroin bemerkte es, wie er sich nach Sonnenaufgang zum Frühmahl niedersetzte: in dem reich geschmückten Zelte

Gairins — der entkommen war — ließ er sich und seinen Feldherren das für den Flüchtling bestimmt Gewesene auftragen. „Ja," sprach der Herzog freudig, beider Söhne Nacken umschlingend, „ich dank' ihnen das Leben. Mein Gaul stürzte, ich lag hilflos darunter, mehrere Feinde sprangen zu: da holten mich die beiden hervor und fingen einstweilen die mir zugedachten Hiebe auf. Sind wackre Buben." „Ja, das sind sie," sprach Ebroin. „Drum ernenn' ich den älteren zum Grafen von Amiens und den jüngeren zum Oberfalkenwart. Aber auf daß sie stets ein mahnend Andenken daran führen, welcher That sie solche Ehrung danken, da — nehmt!" Er griff neben seinem Sitz zur Erde, wo die kostbarsten Stücke der Waffenbeute aufgehäuft lagen. „Hier, Hermenfred, ein Schwert: — eine edle westgotische Klinge! — und da, Hermenvech, eine treffliche bretonische Streitaxt. Schwingt sie für euren Vater! Wahrlich, nicht umsonst haben unsre Ahnen die Blutrache für die Gesippen der Pflichten heiligste genannt. Daran haltet fest und laßt euch nicht beirren durch die Lehre der Bischöfe von der allverzeihenden Nächstenliebe! Schmach und Wehe dem Sohne, der seinen Vater ungesühnt liegen ließe! Ich bin gewiß, ihr würdet, wie ich an jenem Valerius gethan, das Blut eures Vaters blutig rächen. Darauf trink ich euch diesen vollen Becher zu!"

IX.

Das eine nächtliche Treffen entschied den ganzen Feldzug: die Streitmacht Gairins war zersprengt: nirgend mehr wagte sie, das offene Feld zu halten: seine Flüchtlinge

warfen sich zerstreut in die festen Städte. Ebroin hielt sich mit deren Belagerung nicht auf. Ohne Rast setzte er seinen Stoß in das Innere des Landes fort. Er erfuhr, daß sich Gairin mit dem noch beisammengebliebenen Rest seines Heeres nach Autun gewendet habe, wo Leodegar die alten Befestigungen mächtig verstärkt hatte: auf diese burgundische Bischofstadt zog jetzt der Sieger, der Rächer, in eiligen Märschen.

„Ja, ja, es eilt! sag ich euch," erwiderte er den Kleinleuten, die sich lieber in Plünderung des durchzogenen Landes verweilt hätten und jetzt schon gar oft bei seinen Befehlen murrten. „Es eilt! Denn — begreift ihr's denn nicht? — unsere ganze Jagd gilt einem gar edeln Wilde: nicht dem Giftwurm Leodegar, — der wird seiner Strafe nicht entgehen! — nein, dem Königsknaben, in dessen Namen er zu herrschen vorgiebt." „Ah was," schrie der schwarze Rädelsführer, den die Seinen den Reißewolf nannten — er war ein Aquitanier und hieß Gallus — „verstehe schon. Aber wozu brauchen wir überhaupt einen König? Wir sind selbst Könige!" „Oder, brauchen wir einen," meinte der rothaarige Brandhahn, der Kelte aus Aremorica, seine blitzende Sense lupfend, „so soll Ebroin die Krone tragen. Nieder mit dem Knaben!" „Schweigt," zürnte der Majordomus. „Wollt ihr den Bürgerkrieg verewigen? So gut wie ich, können dreißig andre nach dem Königstabe greifen. Soll der Austrasier Dagobert, der Mönch-König, da drüben in Metz, — mit vollem Recht! — die Erbschaft der Merowingen für sich verlangen dürfen? Nein: nicht um ihn zu morden — habt ihr noch nicht genug des Bluts gesehen, ihr Wölfe? — oder ihn abzusetzen muß ich ihn haben, nicht als meinen Gefangenen — nein, als meinen Herrn und König, um kraft seines Rechts zu herrschen — wie bisher Leodegar. Wohlan,

noch weilt — sicher erfuhr ich's — der Knabe in Autun: — wer weiß, wohin sie ihn rasch flüchten und vor uns verstecken, lassen wir ihnen Zeit dazu?"

X.

So eilte denn der brausende Zug, das leere Paris westlich liegen lassend, gen Süd-Süd-Ost über Meaux, Troyes, Dijon, bis er im Monat Juni vor den Thoren von Autun anlangte.

Sofort umschloß Ebroin die Stadt auf allen Seiten — auch auf dem Fluß Arroux durch Wachtschiffe — so eng, daß an ein Entschlüpfen des jungen Fürsten oder seiner Bewacher nicht zu denken war. Binnen kurzer Frist hatte der kriegskundige Belagerer so zahlreiche und so mächtige Sturmwerkzeuge hergestellt, daß der Gewaltangriff demnächst erfolgen konnte. Nicht mit ungeteilter Freude doch sah Ebroin dem Augenblick entgegen, da er den Befehl zum Sturm geben sollte: am Erfolge zweifelte er nicht, aber er scheute das abermalige massenhafte Blutvergießen im Kampf und noch mehr die zügellose Mord- und Raubgier seiner ‚Kleinleute', wann diese sich — nach dem Sieg — über die volkreiche und güterreiche Stadt ergießen würden. Trotzten sie offen seinem Verbot, so war er mit seinen Heerbannleuten kaum stark genug, sie im Zaum zu halten oder — nach dem Verbrechen — zu strafen.

So war ihm ganz willkommen, daß kurz vor dem zum Sturm auserlesenen Tage in seinem Lager ein Vermittler erschien, den er am wenigsten zurückweisen konnte: der fromme Abt Romarich. Der hatte, aufgeschreckt durch

die Nachrichten von dem wilden Bürgerkrieg, die stillen Mauern seines Luxeuils verlassen und ritt nun auf seinem Eselein in die Nordgasse des lärmenden Lagers ein. Alsbald vor den Majordomus geleitet, bewirkte er bei diesem, daß er die belagerte Stadt betreten und mit den dortigen Führern der Stadt verhandeln durfte.

Das Ergebnis dieser Verhandlung war, daß eine Unterredung zwischen Ebroin und Dedo von Poitiers in dem Ostthor stattfinden solle, in welcher die Bedingungen der Übergabe der Stadt zu vertragen waren. Mit Leodegar und Gairin zu verhandeln, lehnte Ebroin rundweg ab: „die will ich nur als Gefangene und mit dem Henker wiedersehen,“ hatte er drohend gesprochen.

Zur beredeten Stunde — hell glänzte der Sommersonnenschein auf die Helme und Schilde — ritt aus dem Lager ein kleiner Zug auf das in die mächtigen Steinquadern gefügte Thor und machte vor dem breiten Graben Halt: ein Hornstoß meldete ihn an: bald antwortete der Trompetenruf der Wächter oben auf der Zinne: schwerfällig drehten sich die starken, erzbeschlagenen Flügel in den Angeln: und der Bischof von Poitiers, in vollem Ornat, trat auf die Zugbrücke, die nun knarrend von oben herniederrasselte, den Graben überspannend.

Ebroin blieb unbeweglich stehen, unerachtet der weichen Handbewegung des Prälaten, die ihn einlud, auf jenen schmalen eisernen Steg der Hängebrücke zu treten. Auf die wiederholte stille Aufforderung sprach Ebroin, den Eberhelm schüttelnd: „Nein, man sieht sich vor mit eidbrüchigen Verrätern.“ „Verwünscht,“ murmelte Dedo. „Wer hat ihm den Anschlag . . .? Aber warte, es giebt einen Magneten, der ihn doch heran zwingt.“ Er bequemte sich nun, gefolgt von einigen seiner Geistlichen, dem Majordomus entgegenzuschreiten.

„Bevor wir verhandeln," hob er an mit seiner wohllautreichen, viel geübten Stimme — „warn' ich dich, mein Sohn . . ." — „Ich bin nicht dein Sohn, sondern Ebromuths, den dein Gesippe gemordet hat." — „Ich warne dich, weiter zu gehn in Freveln, weiter zu waten in Blut. ‚Quousque tandem' . . .? Du bist . . ." — „Nicht gekommen, eine Predigt zu hören, sondern Eure Ergebung zu fordern." — „Du hast dich verfehlt — ich schweige von den Geboten der Kirche! — gegen das wichtigste Gesetz des Reichs!" — „Das wäre?" — „Dieses hier: das heilige Gesetz von Autun!" antwortete der Bischof und zog aus den Falten seines Mantels ein mächtig Pergament, das er sofort entrollte und Ebroin entgegenhielt. „Erkennst du hier das Siegel des Königs? Es ist das Gesetz, das alle Glieder des Hoftags zu Autun beschworen haben: es gebietet, — von anderem zu schweigen! — daß Bischof Leodegar von Autun, solang er lebt, als Rector Palatii unbedingten Gehorsam zu fordern hat von allen Unterthanen: aber nicht nur beschworen von allen ward die Urkunde, — gesegnet, geheiligt und geweiht ward sie von vierzehn Bischöfen und — sieh her! . . . mit den heiligsten Reliquien ist sie — zum sichersten Schutz ihrer Geltung — behängt. Schau her, diese Heiligtümer! Sieben an der Zahl! Sprich, was ist auf dieses Pergament deine Antwort?" Und majestätisch trat der Bischof einen Schritt vor und hielt ihm die breite, viereckige Urkunde ausgestrafft vor Augen.

„Dies," schrie Ebroin, riß blitzschnell seines Vaters Schwert heraus und zerhieb das Pergament mit einem sausenden Streich in zwei Hälften, die der Bischof laut aufschreiend fallen ließ. „Sacrilegium! Sacrilegium!" rief er: und seine Geistlichen wiederholten kreischend den Ruf.

„Null ist und nichtig," sprach Ebroin, das Schwert

einsteckend, „der der Krone abgezwungene Fetzen. Ja, lest sie nur auf und küßt sie, die Urkunde! Erlistet ist sie und erzwungen! Hab' ich sie je beschworen? Und Ihr, wie könnt Ihr noch von Eiden reden, ohne vor Scham in die Erde zu sinken? Dein Neffe, der greise Frauen mordet, hat geschworen bei den allerheiligsten Reliquien und . . ."

„Vergebung," scholl da eine wohlbekannte Stimme aus dem Hintergrunde und, halb verdeckt von den Geistlichen, ward jenseit der Zugbrücke sichtbar die Gestalt Leodegars. „Du hier? Du sollst nicht lebend . . .!" schrie Ebroin außer sich und wollte auf die Brücke und über sie vorstürzen. Aber Vanning sprang neben ihn, umfaßte ihn mit beiden Armen und hielt ihn mit Gewalt fest: „Halt! Noch ein Schritt und sie schnellen dich mit der Brücke in die Höhe: — schau, die Knechte dort oben faßten schon die Seilwinden." „Auch das scheitert," grollte Dedo finster. »Hostis habet muros, ruit alta a culmine Troja!« Leodegar aber rief: „Du thust mir unrecht mit diesem Vorwurf." Da sprach Romarich, lebhaft bewegt an Ebroins Seite tretend, drohend hob er den Zeigefinger der Rechten: „Wie, du entarteter Sohn der Kirche, hast du nicht bei all' jenen Heiligen und Heiligtümern . . .?" „Ich schwur," unterbrach Leodegar, „gar viele Dinge, so wahr der Schrein jene Heiligtümer berge. Wohlan: er barg sie nicht." — „Ruchloser Lügner! Ich habe sie selbst hineingelegt." — „Wohl: aber ich habe sie alle säuberlich wieder herausgenommen und unter dem Altarteppich geborgen, bevor Ihr die Krypta betratet. Allein sorge nicht, wo sie verblieben: als ihr hinauf gestiegen, legte ich sie alle wieder sorgfältig hinein: — nicht eines fehlt dir, o Romarich. — Mich aber band jener Eid nicht."

Da brachen viele unter den Geistlichen um ihn her in laute Rufe des Unwillens, des Abscheus aus: die Krieger

Ebroins aber hoben wildschreiend die Waffen und waren kaum abzuhalten, auf die Brücke zu stürmen.

„Hört ihr's?“ sprach Ebroin, nachdem der Lärm sich gelegt, „das ist der Wert der Heiligtümer und der Eide dieser Priester! — Genug der Worte, des Hohns! Hört mich: in drei Stunden ergiebt sich die Stadt mit dem König und allen, die sonst darinnen sind, in meine Hand . . . Wenn nicht, erstürm' ich sie und gebe Stadt und alles Leben darinnen meinen Kleinleuten preis. Nun wählt.“

XI.

Geraume Zeit vor Ablauf der vorgestreckten Frist thaten sich die festen Thore der alten Keltenstadt auf und psallierende Mönche und Priester in großer Zahl, zu langem Zuge gereiht, schickten sich an, ins Freie zu schreiten. Aber noch innerhalb der Thorschwellen wurden sie angehalten. Der Sieger besorgte, in solcher Verkleidung möchte mancher der Führer entwischen. Vielmehr befahl er, daß niemand die Stadt verlassen dürfe, bis er es verstatte.

In geschlossenem Zuge, nur von seinen Heerbannmännern umgeben — die blutgierigen Kleinleute wurden, zu ihrem lauten Schelten, vor den Thoren aufgestellt — zog Ebroin auf den weiten Platz vor dem Bischofhaus, das Leodegar so kunstsinnig und verschwenderisch neu gebaut und ausgeschmückt hatte. — Hier war auf der obersten Stufe ein hoher Thron errichtet: darauf saß ein schöner, blasser Knabe, zu beiden Seiten von einem Priester und von dem Grafen der Stadt gehalten, daß er nicht falle: — denn das rasch emporgezimmerte Gerüst von dünnen Latten,

mit Purpur verhangen, wankte und wackelte unter den ehernen Schritten der die Stufen hinaufdrängenden Heermänner. Nun eilte auch Ebroin raschen Ganges hinan, ließ sich vor dem verschüchterten Kinde auf beide Kniee nieder und legte die gefalteten Hände in die des Knaben, die dieser offen auf seinem purpurbemantelten Schoße hielt. „Ich huldige dir, mein König Theuderich, du Sohn Balthildens, meiner hohen Herrin, deren Züge du trägst. Ich schwöre dir Treue als dein Unterthan: ich will dich, dein Reich, dein Recht, deine Wohlfahrt wider alle Feinde schirmen, schützen und fördern, wie ich schon gethan habe all' diese Zeit, als du noch böser Menschen Gefangener warst. Du aber nimm mich nun an als den Majordomus deines Palastes."

„Gern thu' ich das," sprach das Kind mit weicher, wohllautender Stimme, das engelhafte Haupt vorwärts neigend, daß seine langen lichten Locken auf den gebeugten Eberhelm wallten. „Ich kenne dich ja von meiner frohen Zeit zu Paris her. Du gefällst mir viel besser als der schwarze Bischof und sein grober Bruder. Und die liebe Mutter hat mir oft gesagt, als ich noch bei ihr im Kloster spielen durfte, bevor mich die garstigen Leute von ihren Knieen hinweg auf den Thron rissen: ‚Ebroin', — hat sie gesagt — ‚ist der zweitbeste der Männer'." „Und der erstbeste?" fragte der in Flüsterton, hastig aufspringend, mit weit geöffneten Augen. „Das sagte sie nie. Sie meinte gewiß den Vater." Ebroin nickte befriedigt: er stellte sich nun dem Thron zur Rechten und, auf sein langes Schwert gestützt, rief er dem da unten sich drängenden Volke zugewendet: „Nun rat' ich in Güte, ihr Bürger von Autun, liefert die Führer der Empörung aus, alle! Sonst laß ich meine Kleinleute in eure Häuser: die finden sie dort gewiß: aber auch noch viel anderes."

„Der Drohung bedurfte es nicht," sprach da eine demutvolle Stimme von dem nun sich öffnenden Thore des Bischofshauses her und siehe, im langen härenen Bußgewand, barhäuptig und barfüßig, die Hände in Fesseln geschlagen, schritten auf den Thron zu Leodegar, Dedo, Gairin und zwölf Bischöfe, — darunter Berachar von Le Mans und Agnebert von Saintes — und weltliche Große. Sie warfen sich vor dem Thron auf die Kniee und Leodegar begann: „Blutvergießen, Brand und Raub fern zu halten von dieser guten Stadt, die ich solang in Glück und Frieden geleitet, habe ich dem Herrn König geraten, die Forderungen des Majordomus zu erfüllen. Nachdem ich all' mein Vermögen den Heiligen geschenkt, werfe ich mich hier mit meinem Bruder, meinem Ohm und meinen Freunden zu den Füßen des Herrn Königs nieder und bitte um Gnade für mich und alle diese hier, falls wir — wider Wissen und Willen! — in irgend einem Stücke uns verfehlt haben sollten."

Unschlüssig, verlegen sah der Knabe im Purpur bald auf Leodegar, bald auf Ebroin: er wollte die kleine Hand dem Knieenden herabreichen.

Aber rasch trat Ebroin dazwischen und rief: „Halt! Gnade? Gnade giebt es nur nach gefälltem Urteil. Die Strafe muß ausgesprochen sein: — dann mag der König sie erlassen oder mildern oder vollstrecken lassen. Ergreift sie, alle fünfzehn, meine Lanzenträger, und führt sie in die Kerker: — getrennt, einzeln. Stellt je zwei Wachen vor jede Kerkerthür: entwischt einer, sterben die zwei Wachen. Ich scheue die Heiligen: sie verstehn sich allzugut auf Riegel und Schlösser! Die Verbrechen sind zu Ende: nun beginnt das Strafgericht."

XII.

Das Strafgericht ward ein Blutgericht.

Nachdem ein Konzil von vielen neustrischen und burgundischen Bischöfen die neu angeschuldigten Bischöfe ihrer geistlichen Würden entsetzt und Leodegars frühere Absetzung bestätigt hatte, verurteilte sie und ihre weltlichen Mitschuldigen das Pfalzgericht — unter dem Vorsitz Ebroins — wegen ‚infidelitas' gegen den König sämtlich zum Tode und zur Einziehung ihrer Güter: bei Leodegar und Gairin ward auch wegen Ermordung des Bischofs Praejectus und der geraubten Äbtissin von Chelles die Todesstrafe ausgesprochen. Die etwaige Begnadigung oder andernfalls die Art der Vollstreckung der Strafe ward dem Ermessen „des Königs" überlassen.

Es lief doch ein Schauer des Grauens durch die Reihen der in Krieg und Frieden an viel Blut gewöhnten Palatine dieses Reiches, als Ebroin an dem drei Tage darauf gehaltenen Hoftage neben den leeren Thron trat und, nach Vorführung der Gefangenen, mit eherner Stimme verkündete: „Der Herr König hat — auf meinen Rat! — allen Verurteilten seine Gnade versagt. Die weltlichen Seniores werden gehängt: nur Gairin, der Frauenmörder, wird — nach altem Frankenrecht — gesteinigt. Die ehemaligen Bischöfe werden — in Ehrung ihrer früheren Würden — nicht gehängt, sondern geköpft: aber Leodegar, der bei dem Lichte seiner Augen einen Meineid schwur, sollen vor der Hinrichtung an dem Grabmal der gemordeten Äbtissin von Chelles, das ihr dort, wo sie starb, an dem Ufer des Arroux errichtet ward, die falschen Augen ausgestochen werden." —

Ein greller Aufschrei — Leodegar stürzte rücklings nieder.

„Das geschieht: den Verbrechern zu gerechter Strafe, den andern zu wirksamer Mahnung. Denn — bei meinem Schwert! — ich schaffe diesem Reich der Franken wieder Einheit, Friede, Glanz und Größe und müßt' ich bis ans Knie im Blute waten seiner Feinde."

Alle vernahmen die grause Entscheidung in tiefem Schweigen: in frommer, auch wohl reuiger Ergebung. Nur Bischof Dedo sprach mit lauter Stimme: „Bah, was ist's weiter? Wir haben heiteren Geistes gelebt, laßt uns heiteren Geistes — eleganter! — sterben: das Leben war lang, der Tod wird kurz sein. Die alten Römer hatten recht: ‚facilis descensus Averni!' Wir haben viel von ihrem Blut geerbt: laßt uns ein wenig auch von ihrem Geist bewähren."

XIII.

Der Kerker Leodegars lag tief unter der Erde, tiefer noch als der Kanal des Arroux, der, hier durch die Stadt geleitet, das unheimliche Gurgeln und Rauschen seiner Wellen durch die dicken Mauern dringen ließ.

Viele hohe Stufen führten von dem Erdgeschoß der Hochburg in den immer feuchten Quadergang, auf den die Tropfen vom niedern, drückenden Gewölbe her langsam, aber unabläßig, eintönig niederschlugen. Hier waltete Tag und Nacht das gleiche Grabesdunkel: kein Strahl des Sonnenlichtes drang je hierher. Jetzt war in die Öse der eisernen Zellenpforte ein Kienspan gezwängt, dessen düster rotes Licht stets zu erlöschen drohte in der feuchten Moderluft.

Zwei Speerleute hielten Wache vor der Pforte; die

Lanzen auf der Schulter gingen sie, einander kreuzend, in dem langen Gange, der an die Treppe führte, auf und nieder. Als hoch über ihren Häuptern die eiserne Fallthür rasselnd aufgehoben ward, die den Zugang zu der Steintreppe verdeckte, machten beide Halt und spähten scharf nach oben! „Aufgepaßt, Benniko, Bennos Sohn, da kommt was." — „Oder wer! Aber weit kommt er nicht, Freund Beling, ist's ein unrichtiger." — „Ja, es gilt unser Leben, mahnte Graf Vanning, wenn der Bösewicht entspringt!" — „Nun, ein Mensch, ein sterblicher, dringt nicht durch unsre Lanzen." — „Und durch die verschlossene Thür." — „Aber etwa ein Unhold? Der schwarze Priester soll viel schwarzen Zauber wissen, Geister bannen . . ." — „Bah, den Geist möcht' ich sehen, den hier dieser Speer nicht abhält." — „Da tastet sich's langsam die Stufen herab." — „Es ist nur Ein Schritt. — Halt. Wer naht?" — „Ein Priester des Herrn." — „Wohin?" — „In den Kerker. Zu Leodegar." — „Wer schickt dich?" — „Der Majordomus. Hier sein Siegelring als Wahrzeichen." — „Ja, das war verabredet, Benniko. Aber der Ring allein . . ." — „Führt dich nicht hinein. Du brauchst noch . . " — „Den Schlüssel zu dem Kettenschloß, den Ebroin abzog." — „Und an seinem Wehrgurt trägt." „Hier ist er," sprach der Besucher. — „Wohl! Schließ auf."

Und ein Mann in Mönchsgewand glitt an den beiden vorbei und öffnete — nach einiger Mühung — das Schloß der Kette, welche die Pforte von außen kreuzweis überspannte. Nun holten Benniko und Beling je einen Schlüssel aus ihrer Brünne hervor und schlossen zwei Schlösser auf, welche die Thüre an die rechte Mauerseite festigten: der Mönch trat über die Schwelle; sogleich wurden beide Schlösser wieder von außen gesperrt.

„Wer bist du?" rief eine bebende, von Angst erstickte

Stimme dem Eintretenden entgegen, dessen Umrisse einen Augenblick, von dem Kienspan draußen durch die halbgeöffnete Pforte her beleuchtet, sichtbar geworden. „Und was bringst du? Die Freiheit? Oder den Tod? Oder — o weh, o! — die spitzen Eisen in die Augen? Wer bist du?“ — „Romarich.“ „O, also die Freiheit,“ jauchzte der Gefangene. „Du versprachst mir . . .“

„Ich that alles, was ich konnte. Vergeblich! Fasse dich, Leodegar, schließ ab mit dem Himmel: du mußt sterben.“ — „Aber ich will doch nicht! Ich will nicht! . . . Und die Blendung? Meine Augen . . .?“ — „Nichts hab' ich erreicht. Ebroin wies mich ab: ‚ich hab's geschworen,‘ sprach er. ‚Und ich — ich halte meine Schwüre!‘“ — „Grausamer, kommst du nur, das mir zu verkünden?“ — „O nein, ich komme, mein armer, tief gefallner Sohn, deine Seele aufzurichten, dich vorzubereiten auf den letzten Gang, den Todesgang. Viele deiner Sünden, deiner Frevelthaten kenn' ich . . .“ „Aber lang' nicht alle,“ meinte der Gefangene: und es klang wie Hohn. — „Wohl, es mögen viele und schwere sein. Aber die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich. Wenn du dich vor ihm demütigst . . .“ „Ich mag nicht! Ich kann's nicht! Laß du das Jenseit nur meine Sorge sein. Rette mir das Leben, die Augen! Das allein hat Wert für mich. Hörst du?“ und er faßte an seiner Kutte und riß heftig daran. „Schaff' mich hinaus aus diesem Grabe in Licht und Leben. Ich will noch lange leben, . . . will . . .! Wie war es doch, was mir Ohm Dedo verheißen? Herrschen, glänzen, genießen! Hörst du? Ich will nicht sterben!“ schrie er, daß das Gewölbe wiederhallte. — „Unseliger! Laß doch von diesem nichtigen Begehr nach dem vergänglichen irdischen Dasein. Versöhne den Himmel, beichte mir . . .“ „Nein!“ rief der zornig. „Laß das, befehl' ich. Den

Himmel hab' ich mir längst gesichert." — „Wodurch?" — „Durch ungezählte Gaben an die Heiligen. Sieh, deshalb hab' ich ihnen — vor der Gefangenschaft, für alle Fälle! — mein ganzes Vermögen ..... Sie müßten schmählich undankbar sein, ließen sie mich im Stich."

„Wahnsinniger! Darauf baust du deine Hoffnung, ja deinen Trotz? Deshalb verschmähst du meinen Zuspruch? So wisse denn: Gott läßt sich nicht spotten und die Heiligen lassen sich nicht bestechen. Alles, was du zu solchem Zweck gethan, geschenkt, geopfert, ist nichtig." „Weh mir, sprächst du wahr!" schrie Leodegar und fuhr erbebend zurück. „Gott will ein reuig Herz, keine Opfer. Bereue!"

„Ah, ah," stöhnte der Verzagende. „Ich .. ich wollte ja gern ..., aber ich kann nicht. Ja, daß mich meine Thaten hierher — in den Tod! — geführt, ... das thut mir freilich leid." „Das ist nicht Reue! Zerknirscht vor Gott mußt du rufen: ‚wehe, weh über meine Sünde'." — „Wehe, weh ... mir, mir! — — Ich kann's nicht. Es wäre Lüge, also wieder Sünde: und Gott — er ist ja allwissend! — würde es ja doch gleich merken! Ich kann nicht bereuen. Aber höre nur, was alles ich der Kirche geschenkt ... viele Centner sind's an Gold allein und Silber und ganze große Landgüter und ..." — „Schweig davon! Du lästerst, wenn du Gott erkaufen willst. Bereue oder ich verlasse dich." Und er klopfte an die eiserne Pforte: die Wächter draußen drehten die Schlösser auf. „So verlasse mich! Ich fluche dir und deinem ohnmächtigen Trost: — ich fluche der Lehre, die mich bethört hat, daß ich meine Schätze vergeudete, statt sie zu genießen. Ich fluche der Welt, in der ein dummer Stein mich zum Krüppel schlug und zum Schleicher machte, mich, — der ich ein Held war oder werden wollte, wie jener eherne Ebroin! Ich fluche Gott, der jenen Stein nicht hemmte,

der diese Welt so geschaffen . . . — hörst du? Ich fluche Gott, der mich verkrüppelte: er — er allein ist der Thäter meiner Thaten! Ich fluche Gott!" „Macht auf, macht auf!" rief der Mönch in schauderndem Entsetzen und hastete durch die rasch aufgerissene Thür hinaus.

„Ja, hör's nur," schrie der Gefangene, mit der Faust an die Eisenpforte donnernd, „ich fluche deinem Gott der Liebe, dieser Lüge, und ich verfluche dich und mich selbst. Ah! Die Hölle? Ewig? Ewig in Qualen? Verzweiflung! Verzweiflung! Das ist schon die Hölle!" Und er brach stöhnend auf der Schwelle zusammen.

Viertes Buch.

I.

Einige Wochen darauf saßen Vanning, Hermengar und dessen Söhne in der Halle des Palatiums zu Paris beim Abendtrunk beisammen: es war zugleich ein Abschiedstrunk: denn am folgenden Morgen sollten die vier Gäste des Majordomus in wichtigen Sendungen ausziehen. Er ward noch erwartet mit Weisungen, die er ihnen mündlich und schriftlich mitgeben wollte.

Ungern ließ der treue Vanning ihn allein: er wußte daß er sich ungezählte Feinde gemacht hatte, die ihm — mit Unrecht oder Recht — Haß trugen: und in jenen Tagen war der Haß nie weit entfernt vom Mord. Dazu kam, daß der Freund beklagte, den Gewaltigen nun nicht wie bisher von mancher allzuraschen, allzuharten Handlung abhalten zu können. Er sprach darüber offen zu Hermengar.

„Seit die Heilige den Hof mit dem Kloster vertauscht hat, ist sein guter Engel von ihm gewichen,“ klagte er. „Aber du standest ihm auch jetzt — ein treuer Warner — zur Seite.“ — „Ach, meine beste Rede wirkt nicht wie ein Blick aus ihren sanften Augen that. Konnt' ich es verhindern, daß er all' diese Zeit her, seit seinem Sieg, furchtbar streng und blutig — alle fünfzehn hat er hin-

gerichtet! — bis an die äußerste Grenze gerechter, aber schärfster Strafe — und wohl auch darüber hinaus! — die Herrschaft geübt hat in Neuster und Burgund?"

Bei diesen Worten trat der Majordomus ein. Er hatte sich stark verändert in diesen Monaten: seine Züge hatten eine Schärfe, sein Blick ein finster Drohendes angenommen, das früher fehlte: wieder noch tiefer hatte sich die Stirnfalte zwischen den Augen eingefurcht, herber waren die bärtigen Lippen geschlossen. Nach kurzem Gruß ließ er sich neben seinen Gästen nieder, mehrere gesiegelte und offene Schreiben auf den Schenktisch werfend.

„Ihr reitet morgen bei Tagesanbruch! Euer Werk eilt. Drum wollt' ich euch heut' abend noch Winke geben, die ich der Schrift nicht anvertrauen mag. — Ich habe in diesen Monaten im Innern des Reiches viel Arbeit gethan, harte Arbeit." „Ja, harte für dich . . und für andere," sprach Vanning, „blutige." Ebroin furchte die Stirn: „Mit Honig, Freund, leimt man nicht den zerbrochenen Staat. — Nun aber fliegt mein Blick über unsre Grenzen hinaus: nun gilt es, zu erwahren, ob ich das Recht dazu hatte, die Macht in diesem Halbreich an mich zu reißen — mit eiserner Faust —: die Probe liegt darin, ob ich die zerstückten Fetzen des einstigen Gesamtreichs wieder zu einem Ganzen machen kann. Das ist's, was ich schon vor Jahren mit Pippin erörtert habe und mit jenem Schurken:" — hier funkelte sein Auge — „die Unterwerfung Austrasiens unter den neustrischen Königsstab." „Die Austrasier freilich," wandte Vanning ein, „sind recht andrer Meinung." „Jawohl," rief Ebroin lachend. „Ein Auerstier wie dieser Martinus, der will überhaupt von uns ‚Weichlingen' nichts wissen: — Weichling ist ihm jeder, der lesen und schreiben und — denken kann und sich nicht jede Nacht in Met oder Bier — wie schauder-

haft! — bezecht.“ „Aber Pippin, der . . .,“ meinte Hermenfred. „Der will freilich, was ich will,“ sprach Ebroin ernst, „aber umgekehrt: wohl ein einzig Reich, aber Austrasien soll uns unterwerfen. Die Gedanken fliegen ihm hoch: — allzuhoch. Man muß dem Arnulfingen-Aar die Schwingen knicken. Es darf kein König herrschen mehr in Metz neben dem in Paris.“

„Das heißt: neben dem Majordomus in Paris,“ lächelte Vanning.

„Und dies große Werk vorzubereiten,“ fuhr Ebroin mit leuchtenden Augen fort, „dazu hab' ich euch ersehen: — deshalb sollt ihr morgen reiten. Die Arbeit ist leichter als sie aussieht! Ich habe seit langer Zeit meine Späher, meine geheimen Anhänger da drüben: so bin ich über die Leute und die Dinge an Mosel und Rhein und Main und Lahn und Donau und Inn nicht gar viel schlechter unterrichtet als über die an Seine und Loire. Ich weiß gewiß, der starke Einfluß Pippins ist andern mächtigen Adelsgeschlechtern der Uferfranken keineswegs wohlgefällig; ich weiß, der aus der Fremde plötzlich herbeigeholte junge König ist gar vielen dieser stolzen Häuser, die selbst nach dem Throne trachteten, höchst unerwünscht gekommen. So könnte's vielleicht nicht schwer sein, den mönchischen Knaben da drüben so einzuschüchtern, daß er freiwillig seinem neustrischen Vetter zu Paris auch den Königstuhl zu Metz räumt und froh ist, in den Frieden seiner heiligen Insel zurückzufliehen. Wollen ihn aber die Arnulfingen, die ihn erhoben, darauf erhalten, — wohlan, so laßt uns dieses unbequem emporstrebende Geschlecht samt seinem Schützling hinwegfegen durch Gewalt der Waffen.“ „Seit zwanzig Jahren kriegserfahren und sieggekrönt darfst du dir das ohne Überhebung zutrauen,“ sprach Hermengar. „Wohl,“ meinte Vanning, „aber diese Ostleute, zumal die

Überrheiner, sind bärenhaft tapfer und auch volkreich ..."
„Gewiß," nickte Ebroin, „deshalb muß die Staatskunst dem Angriff der Kriegskunst vorarbeiten, wie unsre Ahnen sich etwa in ihrem Wotan den listigen Planer und den stürmischen Helden vereint dachten: — der war gar nicht übel! Könnt' ich nur an ihn glauben, ich hätte mich längst mit meinem Blut ihm zum Wahlsohn geweiht! — Man muß die Macht der Austrasier im Innern schwächen, teilen, zersplittern, bevor der hitzige, heißblütige Anfall der Unsern sie trifft. Hört mich zu Ende. Längst haben sich, in der Zeit der Schwäche und des innern Haders der Könige zu Paris und Metz, jene Stämme östlich des Rheins vom Reiche gelöst, die früher den Merowingen gehorcht hatten: die Thüringe an der Unstrut, die Alamannen am Neckar, die Bajuvaren an der Donau: ihre Herzoge grollen Pippin, weil der — wie freilich seine Pflicht! — sie wieder heranzuzwingen trachtet. Leicht sind sie zu gewinnen, in derselben Zeit von Norden, von Südwesten und von Südosten her in Austrasien einzudringen, während wir von Westen her auf den Rhein, den Main, die Lahn stoßen. Auch die Friesen und Sachsen, geärgert durch die Priester, die unablässig von Austrasien aus in ihre Gaue wandern und ihnen die alten Götter nehmen wollen, wie die austrasischen Grafen die alte Freiheit, kann man Pippin von Norden und Nordwesten her auf den Nacken hetzen, daß er zu thun bekommt an allen Ecken."

„Du bist ein Feldherr, wahrlich!" rief der junge Hermenfred begeistert.

„Dann können," meinte Hermenvech, „die Austrasier, von allen Seiten angegriffen, uns nur dünne Reihen entgegenführen: bei meinem Schwert, die renn' ich über den Haufen!" „Aber," wandte der fromme Hermengar ein, das Haupt schüttelnd, „Sachsen und Friesen: — das sind

arge Heiden! Mit diesen willst du gegen gute Christen dich verbünden?" „Mit dem Dämon der Hölle, lieber Herzog, wenn's zum Siege führt," lachte Ebroin. „Leider ist er ein Wahn, wie Wotan: sonst hätt' ich ihn schon in der Haft zu Luxeuil zu Hilfe beschworen." Hermengar schlug ein Kreuz über die Brünne und warf den Söhnen mißbilligende Blicke zu. „Jedoch," wandte Vanning bedächtig ein, „erwäge, was du thust. Du willst das ganze Frankenreich, wie es vor etwa sechzig Jahren bestand, in seiner Macht, in seinem Umfang wieder herstellen . . ." „Das werd' ich! Oder drüber fallen," rief Ebroin und stieß die Fingerknöchel der geballten Faust auf den Tisch. „Und fängst damit an, jene Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuvaren, die uns damals dienten, noch mächtiger werden zu lassen?" „Ja," rief Ebroin und überlegener Geist sprühte aus den blitzenden Augen, „damit fang' ich an, aber damit end' ich nicht. Laß doch diese drei Barbarenstämme, uns zu entlasten, einen Plünderzug bis an den Main machen: was schadet's viel? Sobald ich zu Metz herrsche wie zu Paris und Orléans, falle ich mit dem Heerbann der drei Reiche über die überraschten, niemals einigen, plumpen, schwerfälligen Waldleute her und unterwerfe die Gaue. — Und ihre drei Herzoge und Herzogsgeschlechter? In drei Klöster mit ihnen! Wozu sind die vielen Klöster da? Es soll kein Fürst mehr in der Mitte stehen zwischen dem Frankenkönig und jenen Stämmen." „Ebroin, du bist . . ." rief Hermenvech. „Eben Ebroin, unser aller Meister," sprach Vanning und faßte seine Hand. „Und doch ein so freudloser Mann!" raunte der ihm leise zu. — — „Hier nun eure Vollmachten und Briefe. Du, Hermengar, gehst mir zu dem Baier Theodo, dem Agilolfing, zu Regensburg, zu dem Stolzesten der Vornehmste. Du, Vanning zu dem Alamannen Gotfrid

in Augsburg, ihr beiden Hermengaringe zu dem Thüring Radwin, Radulfs Sohn, in seiner Holzburg an der Unstrut; zu den Sachsen und Friesen schick' ich ein paar ihrer heidnischen Seeräuberhäuptlinge, die ich vor kurzem in ihren Raubschiffen auf der Schelde gefangen: ich gebe ihnen die Freiheit, — wie gut nun, daß ich sie nicht gleich henkte, wie ich vorhatte, an den Rahen ihrer Masten! — reiche Geschenke und die Aufforderung an ihre Stammesgenossen mit, auf meinen Wink zu Wasser und zu Land bis Utrecht und Köln raubfrohe Heerfahrt zu thun: Pippin, den sie fürchten, werde alsdann ganz wo anders zu schaffen haben! Was meint ihr wohl, ob diese Wilden sich's zweimal sagen lassen?" „Schad' um die Kirchen dort zu Lande," seufzte Hermengar. „Bah," lachte Ebroin, „die Mönche haben ihnen auch viele Tempel und Haine verbrannt. Das hebt sich. Und übrigens von Metz aus werd' ich den Raubfahrern gar bald die Wege verbauen: — nicht mit Kirchen und Klöstern! — mit festen Markwehren und Grenzburgen." „Aber," mahnte Vanning, „die minder wichtigen Aufgaben hast du verteilt, wen aber sendest du . . .?" „Jawohl," fragte der Herzog, „an König Dagobert?" „Das," antwortete der Majordomus, indem er lächelnd seinen Bart strich und sich erhob, „das ist mein Geheimnis. Hei, keiner von euch würde mir dazu taugen." Aber das Lächeln war nicht schön und unheimlich glänzten dabei die grauen Augen.

II.

Während die vier Gäste sich, des frühen Aufbruchs am folgenden Morgen gedenk, zur Ruhe begaben, schritt Ebroin noch lange sinnend in seinem Schreibgemach auf und nieder.

Oberhalb des Tisches, auf dem alte römische Straßenkarten von Gallia, Belgica und Germania, Pergamente und Papyrosrollen gehäuft lagen, befand sich an der Wand, an einer Schnur aufgehangen und jetzt von einer Schwebe-Ampel mit sanftem Lichte bestrahlt, ein längliches Mosaik: es stellte eine Heilige dar, Sankta Lintrudis, und der Künstler, ungeschickt und ungefüg im übrigen, hatte Eine Wirkung voll erzielt: er hatte seiner Heiligen die Züge Balthildens geben wollen und das war ihm trefflich gelungen. Der Majordomus hatte das Bild dem Kloster der Heiligen zu Châlons-sur-Marne teuer abgetauscht: seine reiche Villa Latiniacum im Gau von Embrun — mit hundert Knechten und Mägden — hatte er dafür gegeben.

Vor diesem Bilde machte er jetzt in seinem unsteten Hin- und Herschreiten Halt: schmerzlich war der Ausdruck der sonst so adlerhaft blickenden Augen, wie er sinnend hinaufsah und seufzend sprach: „Schöne Heilige, leblose, fühllose, steinerne! So wenig wie dies Steinbild ahnst du, Urbild im fernen Kloster, wie soviel von allem, was ich litt und leide, was ich that und thue und plane, nur um dich, für dich gelitten und gethan ist. Ist es doch dein Sohn, den ich zum mächtigsten Herrscher des Abendlandes machen will. Für dich — um dich hab' ich das erste Verbrechen begangen, das erste Blut frevelhaft vergossen. Dein Bild hat mir tröstend vorgeschwebt, ein heller Stern,

als alle meine andern Sterne erloschen schienen in finstrer Nacht, bei dem herzverbrennenden, herzkränkenden, herzabstoßenden Abfall meiner Bauern, in der verzehrenden Pein meiner Klosterhaft. Dein Bild begeistert mich in heißer Schlacht und reißt mich durch Schwerter und Speere zum Sieg dahin: — zu deines Namens Ehre thu' ich des Guten viel: — und auch wohl manches, was du nicht billigen würdest. — Sie und des Reiches Heil sind mir in Eins verschmolzen. Und dabei ist mir dies schöne Weib so fern gerückt, als lebte es auf dem Monde. Nicht durch Kloster, Schleier und Gelübde ist sie von mir getrennt: — hei, jauchzend durchbräche ich sie alle drei und zerdrückte das holde Geschöpf mit heiß lodernder Glut in diesen Armen! Nein! Durch ihre liebeleere Kälte. Ah, nie hat sie geliebt! Auch nicht ihren elenden Gatten. Sie kann gar nicht lieben! Sie ist von Stein, wie dies Gebild. Ah, hätte sie je geliebt, liebte sie einen Sterblichen, ich riß' ihm vor Heißwut das zuckende Herz aus der Brust. Aber das ist mein einziger, — mein armer! — Trost: sie liebt keinen Mann auf Erden, nur ihren geträumten Gott im Himmel!"

Da ward er aus seinem Sinnen geweckt durch leises Pochen an einer geheimen Thür, die unmerkbar in das Marmorgetäfel der Wand eingefügt war: dreimal in zwei gleichen Zwischenräumen, ward das Klopfen hörbar.

„Ja, ja," sprach der Einsame, „das ist die Welt, die mich ruft — aus dem Himmel. Die Welt? Die Erde? ... Vielleicht noch Tieferes, Finstreres, Ärgeres. Verhülle dein Antlitz, Heilige."

Er trat dicht an die Thür und drückte auf einen dunklen Stein in dem Marmor: geräuschlos sprang die schmale Pforte nach innen auf und herein schlich auf den Zehen eine dunkle, riesenhohe Gestalt: — dunkel war

die schlichte, bäuerische Kleidung, dunkel Haar und Haut und Bart und die seltsam funkelnden Augen: er bückte den Kopf tiefer als bei Freien üblich, ja er wollte sich auf die Knie werfen. Unwillig hemmte ihn Ebroin: „Du hast noch immer das Wesen eines Knechts an dir, Gallus! Warst doch frei geboren! Und bist wieder frei."

„Sie währte lange, Herr, die Unfreiheit, die Schuldknechtschaft. Und der Vogt des Herrn Patricius peitschte so arg, unterließ man die gewünschte Demut!" — „Unterlasse sie aber fortab, diese Sklaventugend: — zumal auf der Sendung, die ich dir jetzt übertrage. Du kennst unsern Vertrag: du warst der allerersten einer, welche die Kleinleute zu den Waffen riefen: — noch vor mir, ohne mich, also in offenem Aufruhr. Du hast auf offener Heerstraße des Reichs den Patricius Hektor erschlagen . . ." — „Herr, er war dein Feind wie meiner. Auch du tötest — man weiß es! — deine Feinde, wo du sie triffst. Und jenen flüchtigen Bischof half ich doch auch einfangen und . . ." „Manche blut'ge That: Raub, Brand hat später diese Verdienste ausgetilgt, wenn's solche waren. Nicht umsonst heißest du im ganzen Land der Reißewolf! Du hast, nachdem ich euren Bund geschaffen, das Leben zweimal verwirkt: ich hab' dir's zweimal geschenkt, weil . . ." „Weil du mich gut brauchen kannst, Herr," grinste der, die weißen Zähne zeigend. „Ich bin dein bester Dolch." — „Frech bist du, Gallus. Und ich schwöre bei . . . an welchen Heiligen glaubst du am frömmsten? Das heißt, welchen fürchtest du am ärgsten?" „Sankt Martin zu Tours," stammelte der Schwarze und faltete erschrocken die Hände. — „Also: ich schwöre bei Sankt Martin von Tours: bei dem geringsten Vergehen gegen meine Banne hängst du am nächsten Baum. — Nun gieb acht! Morgen reist als mein offenkundiger Gesandter an den Hof nach Metz der fromme

Bischof Landolen von Vienne.“ Gallus machte ein verschmitztes Gesicht und blies leise vor sich hin. — „Was soll's, Bursche?“ — Je nun, Herr: ist's ein schwierig Geschäft?“ — „Warum?“ — „Man sagt, der fromme Mann weiß besser im Himmel und in den Kirchen Bescheid als auf Erden und in den Palatien.“ — „Schweig! Der Bischof ist nur zum Prunke mein Gesandter: — er übergiebt ein Schreiben von mir an den Knaben Dagobert, das kann jeder! Mein wirklicher Gesandter nach Austrasien aber — bist du.“

„Ich? O Herr. Ich Knecht?“ — „Frei bist du ja, Schuft, freigekauft von mir, sowenig du's verdienst.“ — „Was soll ich dem Herrn König dort sagen? Er wird mich gar nicht anhören!“ — „Sagen? Nichts dem König: — viel, sehr viel, alles dem Volke dort. Höre. Meine Forderung, den Thron von Metz zu räumen, wird ohne Zweifel abgewiesen: dann giebt es Krieg.“ — „Hussa! Hei! Das ist gut. Es ist ohnehin so langweilig jetzt hier zu Lande.“ — „In diesem Krieg muß das Volk — das heißt müssen die Kleinleute — abfallen von dem Mönch-König.“ — „Ah so! Ich fange an, zu verstehen.“ — „In Austrasien sind die Leiden, die Bedrängnisse der Geringen zwar nicht gerade ganz so hart wie sie hier im Lande waren . . .“ — „Bis du sie — alle! — getilgt,“ flötete der Schwarze süßlich; er wollte ihm die Hand küssen. — „Laß! Laß das Lecken den Hunden! — Aber jedenfalls arg genug, so daß sie sich gern erheben werden.“ „Zumal wenn ihnen einer zuredet!“ lachte der Reißewolf: es war ein Lachen, bei dem Ebroin graute. „Und das will ich, das, bei Sankt Martin, kann ich.“ — „Ich weiß es: — wie kein anderer, wie der Satan!“ „O nenne den nicht!“ rief Gallus und schlug hastig zwei Kreuze. — „Du könntest — ich hab's erfahren! — die Engel im Himmel zum Aufruhr wider den Herrgott treiben! — Also ich zähle auf

dich: sobald ich unsern Heerbann aufrufe, rotten sich dort — bei Metz, vor allem — die Kleinleute zusammen und schlagen los." — „Sie sollen's! — Herr: dürfen sie im Anfang — nur im Anfang! — auch ein wenig — nur ein klein bischen! — brennen und plündern und . . ?" — er machte die Bewegung des Erstechens.

Ebroin zog die Brauen zusammen, aber er schwieg.

„Nur im Anfang! — Es wäre doch gut. Sie folgen mir dann rascher, lieber." Der Majordomus stampfte mit dem Fuß: „Warum frägst du mich? Ich will von nichts wissen! Thu', was du nicht lassen kannst . . ." — „Ei! Hab' verstanden!" Und er machte einen Kratzfuß. — „Bin ich zufrieden, geb' ich dir zehntausend Solidi und Martia, die dralle Magd, aus meiner Villa Calma, um die du mich neulich batest." — „Du wirst zufrieden sein, mehr als zufrieden!" — „Höre noch eins: die Hauptsache! Unserm König Theuderich steht nichts entgegen als jener Mönch Dagobert. Mit ihm fällt das Reich Austrasia. Sorge dafür, daß dieser König . . ." — „Nun?" Wieder stampfte der Ungeduldige — heftiger diesmal! — mit dem Fuße. „Tölpel! Hab' ich dich, um mich auszufragen oder um mich zu verstehen? Jener Knabe darf nicht etwa durch die Flucht ins Innere seines Landes, über den Rhein, sich meinen Waffen entziehen. Da dürft' ich ihm nachlaufen: — jahrelang! Ich muß ihn haben — verstehst du? Lebend oder . . . Nun, wenn ihn seine empörten Unterthanen totschlügen, — es wäre auch kein Unglück!" „Herr," fiel der Reißewolf, diesmal ohne Besinnen, ein, „er soll nicht ins Innere seines Landes entfliehn, verlaß dich auf mich!" — „Geh." Er wies gebieterisch auf die Geheimpforte.

Mit vielem Bücken glitt der Riese hinaus.

Da, als die Thüre einschnappte, fiel das Mosaikbild

von der Wand: es zersprang auf dem Marmorestrich in viele, viele Stücke. „Ein böses Zeichen,“ sprach Ebroin, finster auf die Splitter herniederschauend. „Die Heilige zürnt. Aber es muß sein!“

III.

In dem Palatium zu Metz, dem alten Bau, der sich an der Stelle der ursprünglich keltischen Feste auf dem rechten Ufer der Mosel auf steiler Hochfläche erhob, lag vor den sieben Marmorstufen, die zu dem Eingang des Mittelsaales führten, ein weiter Hof, auch hier, wie der zu Paris, den Waffenübungen der Hofknaben dienend, die — wie an der Seine — in beträchtlicher Zahl das Königshaus belebten.

Aber während zu Paris das Vulgärlatein und die dunkelhaarigen Römer oder stark romanisierten Neustrier und Burgunden des Südens überwogen, hörte man die zahlreichen Blondköpfe hier an der Mosel fast nur die markige Sprache der Unterfranken reden.

In dieser Sprache stellte auch seine vielen, lebhaften Fragen ein auffallend schöner Knabe von etwa vierzehn Jahren, dem die goldgelben Haare in kurzkrausen Locken das wohlgebildete Haupt dicht umstanden. Die blauen Augen blitzten, als er sie wieder zu dem stattlichen Krieger aufschlug, an dessen Hand er dahinschritt, während wie die Knaben so die geistlichen und weltlichen Großen, die sich allmählich von der tiefer liegenden Stadt her zahlreich hier zusammenfanden, mit ehrdienigem Gruße den beiden Wandelnden auswichen.

Da schritt vom Hofthor her ein neuer Ankömmling, voll gewaffnet, auf sie zu. Der Knabe sprang ihm entgegen: „Willkommen, Oheim Martinus. Du kommst gerade recht, mir die Schwertleite zu geben: — in ein paar Tagen soll's geschehen." — „Ei, Karlchen," sprach der Oheim, ihm zunickend, „was bist du groß und stark geworden in diesen Monaten! Gegrüßt, Vetter Pippin! Wie geht's Frau Albhaid, der viel Schönen?" „Gut," erwiderte Pippin. „Und du sprichst wahr: sie ist immer noch das schönste Weib Austrasiens." „Ja, meine Mutter!" lachte der Knabe stolz. „Wie die ist sonst gar kein Mensch auf Erden. Die sollte unter Krone gehn statt der . . ." „Wirst du schweigen?" schalt Pippin. — „Es ist wohlgethan, ist hohe Zeit, Vetter, daß du dich endlich wieder einmal zeigst im Palatium. Dringend entbot ich dich zum heut'gen Tage." „Ah," meinte der Hüne, über den breiten roten Bart streichend, „ich tauge nicht für den Hof: ich gehöre in den Eichwald um unsern alten Stammhof an der Maas, in deren Sümpfen die Elche noch in Rudeln gehn und der Wisent dem Jäger den Hag verbieten möchte. Geradewegs komm' ich von daher und der Jagd." — „Ohm, Ohm, du mußt mich mitnehmen! Der Wisent, sagst du . . ? Mit welcher Waffe fällst du ihn?" — „Ja, mein Hämmerlein . . . wahrhaftig, der Bub' trägt immer im Gurt die kleine Streitaxt, die ich ihm schenkte."

„Und er hat gelernt, sie gut zu werfen," sprach der Vater, die Hand auf den Krauskopf legend. „Komm, Karl, zeig's dem Ohm. Sieh, dort, am andern Ende des Hofes, pickt ein Sperling an der Strohschütte vor der Stallthür. Getraust du dich . . .?"

Schon flog der zierliche Streithammer schwirrend durch die Luft, in hohen Sätzen sprang der Werfer nach, schon

brachte er den toten Vogel am Fittich in der linken Hand zurück, die Waffe in der rechten wägend.

„Gut, Hämmerlein. Ja, nun sollst du bald das Schwert empfahn und mir den Wisent fällen helfen. — Aber nun sprich, Vetter! Weshalb mußte ich durchaus zu diesem Hoftag herbei?" — „Weil er Wichtiges zu entscheiden haben wird. Du weißt, der junge König hatte gar bald nach seiner Ankunft alle Herzen gewonnen . . ." — „Jawohl. Und nicht zum mindesten durch seine Frau Königin, das kindjunge Weib. Einer Elbin acht' ich sie ähnlich. Frau Berthgundis daheim in der Halle ward ganz zornig, so hoch pries ich die Holdselige." — „Und er hat auch bisher gar gut und weise gewaltet . . ." „Weil er immer that, was der Vater sagte," meinte der Knabe lachend, wofür er von diesem einen Schlag — aber nicht einen allzuharten, — auf den Mund erhielt.

„Seine echte Frömmigkeit gewinnt ihm die Bischöfe, die Äbte. Er verschenkt mit vollen Händen Königsland an sie . . ." „Vater," unterbrach der junge Karl, stehen bleibend, „darf ich was fragen?" — „Ja, wenn's nicht frech ist, wie gewöhnlich." — „Nein, nein, im Ernst. Ist's nicht allzuviel, was der Herr König so der eignen Macht entzieht? Rieselt er noch lange fort, dieser unaufhörliche Regen von Gaben an Land und Leuten, — ja, was bleibt dann noch dem Reich?" — „Das war nicht frech gefragt, mein Bub'. Und auch nicht dumm. Aber an die Herren Bischöfe mußt du nicht solche Fragen thun." — „Bah, ich fürchte sie nicht, die Geschornen." „Der Bub' gefällt mir," lachte der Ohm. „Ja, du, noch ein halber Heide, in deinen Wisentwäldern hast du sie nicht kennen gelernt. Ich aber kenne sie und scheue ihre Macht: — wie auf Erden, so im Himmel" — schloß er andächtig. „Also die Kirche," fuhr er fort, „hat der Herr König

wohl für sich: — aber gar manche der weltlichen Seniores grollen ihm, weil, . . . nun, weil nicht gerade sie ihn aus dem Kloster geholt haben . . ." — „Sondern der Vater. Und weil deshalb der König ihm folgt, dem er den Königstab dankt, nicht ihnen."

„Er hat nicht unrecht, der Bub'. Nun kommt dazu, daß jener Ebroin . . ." — „Du, Ohm, das ist ein großer Held, sagt der Vater. Aber, nicht wahr, der Vater ist ein noch viel größerer? Und du bist viel, viel stärker, nicht?" „Ich glaube," lachte der Riese und bog die gewaltigen Armmuskeln. „Ich fasse den Stier am Horn und beug' ihm den Nacken." „Schwerlich aber," seufzte Pippin, „jenem blutigen Eber der Neustrier. Der hat — durch Gold und allerlei Ränke — viele Seniores hier im Lande mir und dem König abspenstig gemacht und unsere Nachbarn in Aufgang, Mittag und Mitternacht ringsum aufgehetzt. Des Jünglings Thron steht nicht gar fest. Und nun haben auch die geringen Leute, bedrückt von den Seniores, angesteckt von der Wut der wildempörten ‚Kleinleute' dort im Westen, angefangen, gegen den König und gegen die Seniores zu murren." „Ei, sie haben Ursach', mein' ich, Vater, nicht? Du sagst ja selber, auch bei uns thun sich in gar vielen Gauen kleine Gewaltherren auf — ‚Tyranni', sagt mein Lehrer Hluthardt, der fromme Mönch, — die dem Herrn König über die Krone wachsen. Hei, wäre ich nur Herr an des sanften Dagobert Statt — ich wollte sie niederhämmern — so!" Und er führte einen sausenden Streich durch die Luft auf den dicken Ast einer der mächtigen Eichen, die in dem Hofe, schattenspendend, ihre Zweige spreiteten: — glatt durchhauen stürzte das harte Holz.

„Der wird einmal nicht ganz übel," lachte der Ohm.

„So muß es unser junger König nun entweder mit

den Großen verderben oder mit den Kleinen: — beides ist gefährlich. Und heute gilt es, dem Gesandten des Neustriers Bescheid erteilen auf das Schreiben, das er überbringt." — „Was enthält's?" Pippin zuckte die Achseln: „Niemand weiß es. Aber es kommt von Ebroin . . ." „So bringt es nichts Gutes," grollte Martinus. „Lauf nun, Karlchen, zu den übrigen bösen Buben des Hofes: da drüben, auf der untersten Stufe stehen sie, links und rechts. Und du, Vetter, komm mit mir hinauf: — neben den Thron: — dort ist unser, der Arnulfinge Platz. Hörst du den Hornruf? Der Herr König naht."

IV.

Und alsbald nahm auf dem Thron vor der Palastthüre auf der obersten Treppenstufe die jugendliche Gestalt Dagoberts Platz.

Er schien in der kurzen Zeit seiner Herrschaft rasch gereift: sein Flaumbart war dichter geworden: aber die Stirne war nicht mehr wolkenlos und statt des Ausdrucks heiterer gottvertrauender Frömmigkeit hatten sich die Schatten der Sorge dunkel über diese sanften Züge gebreitet.

Auf seinen Wink ward der Gesandte und dessen zahlreiches, aus Geistlichen und Laien bestehendes Gefolge, die in dem gastlichen Hause des Bischofs Chlodulf von Metz — der war Pippins Vaterbruder — Aufnahme gefunden, abgeholt und in den Hof geführt, wo die geringeren Begleiter nahe dem Eingang stehen blieben. „Du, Blutigel," flüsterte da einer aus diesen, ein schwarzhaariger Riese, der als Pfeilschütz gekleidet war, seinem Waffengenossen zu,

„der junge König ist zu dünn für seinen breiten Thron." — „Ja, Reißewolf; und auf seinem Gesicht liegt was .. so was zum Tode Trauriges." — „Ja, ja! Ich seh's den Menschen an, die bald sterben. Der wird nicht alt, fürcht' ich."

Einstweilen hatte der Bischof von Vienne, ein ehrwürdiger Greis mit sanften Zügen, geleitet von seinem Metzer Amtsgenossen und Wirt, die oberste Stufe erstiegen. Er verneigte sich tief vor dem König, der huldvoll nickte, überreichte seine Vollmachturkunde dem neben dem Throne stehenden Pfalzgrafen, holte ein anderes Schreiben aus seinem Gürtel, zeigte dem Referendar links vom Throne das unversehrte Siegel, erbrach es, entfaltete die Rolle und las: „Dagobert, dem Sohne Sigiberts, dem Mönch aus Irland, Theuderich, Chlodovechs Sohn, König von Neuster, Burgund und Auster." Da ging ein zorniges Murren durch die Reihen: aber der König winkte mit der Hand, zu schweigen. „Da dir zweifellos bekannt ist, daß das Reich der Franken durch die Teilherrschaft zweier Könige lange Zeit schwer gelitten hat und noch leidet, da nach zweifellosem, göttlichem und menschlichem Recht die Herrschaft wie über Neuster und Burgund so über Auster mir gebührt, . . ."

„Maßlos frech ist dieser Ebroin!" schrie da eine laute Stimme dazwischen und Pippin hatte schwere Mühe, den Vetter zu bändigen.

„Da du überdies — wie sicher verlautet — in der Einsamkeit jenes fern im Weltmeer schwimmenden Eilandklosters ein Mönchsgelübde abgelegt und aller weltlichen Macht und Herrlichkeit entsagt hast für immerdar, . . ."

„Eine grobe Lüge," donnerte Martinus.

„So fordere ich dich im Namen Gottes und unter Zustimmung aller Bischöfe und Seniores unserer Reiche

30*

auf, den Thron zu räumen, der dir nicht gebührt, und uns den Königstab für Auster abzutreten."

Hier tönte abermals Gemurmel durch die Bänke der Bischöfe und Äbte; aber auch manche der Weltgroßen grollten vernehmlich, während andere sich verlegen still verhielten. „Das müssen wir dem Eberfreund berichten, jenes Brummen und dies Schweigen," flüsterte Gallus seinem Genossen zu.

„Dann magst du unversehrt und frei in dein Kloster zurückkehren, das der Mönch nie hätte verlassen sollen. Weigerst du dich aber, den angemaßten Platz zu räumen, so sollst du wissen, daß wir mit dem nie besiegten Heere von Neustrien und Burgund in dein Land brechen und uns aus dem Palast zu Metz Königstab und Königschatz von Austrasien holen werden. Den unwiderstehlichem Ansturm unserer Tapfern, deine Feldherren kennen ihn, — wenn auch du noch nie unsere oder andere Waffen geschaut hast." —

Sowie der Bischof zu Ende gelesen, sprang Martinus vor und schrie: „Herr König, laß mich an deiner Statt diesen welschen Prahlhänsen antworten."

Jedoch Dagobert winkte ihm, zu schweigen, erhob sich würdevoll vom Thron und sprach mit fester Stimme: „Herr Bischof, ich beklage euch, daß ihr der Träger so frevelhafter Botschaft werden mußtet. Kehrt heim und meldet denen, die euch gesandt haben: ‚Dagobert, Sigiberts Sohn, vertrauend auf sein gutes Recht und Gott, wird als König siegen oder sterben‘."

„Heil König Dagobert!" Dieser Ruf erscholl nun doch fast aus aller Munde: auch derer, die vor kurzem noch geschwankt und geschwiegen hatten; die männlich feste Antwort hatte überrascht und erfreut.

Gallus aber raunte seinem Gesellen zu: „Jetzt stirbt

er noch viel früher als ich vorhin meinte! Fort! Aufs Land hinaus! Die Armen sollen's jetzt erst lernen, wie schlecht es ihnen bisher in diesem Reich ergangen ist und geht." — „Ja, wir wollen's ihnen schon sagen! Und auch, wie wir es bei uns daheim abgestellt haben." — „Ja, auch das sollen sie von uns lernen!"

V.

Mit der Raschheit, die Ebroin eigen war, übrigens die „raschen Franken" im Süden und Westen Galliens, wo keltisch-römisches Blut sich dem germanischen so stark gemischt hatte, überhaupt von den schwerfälligeren Ostleuten, zumal auf dem rechten Rheinufer, auszeichnete, hatte der Majordomus von Neuster und Burgund den Heerbann beider Reiche aufgeboten und über den Sammelplatz Paris mit Windeseile dem Feind entgegengeworfen.

Das war ihm stark erleichtert, da er ja die Antwort des Austrasiers vorausgesehen und deshalb gleich bei, ja schon vor Abschickung seiner Gesandten sämtliche Vorbebereitungen für den Feldzug getroffen hatte. Alles war geglückt und glückte. Friesen und Sachsen hatten bereits Raubzüge unternommen, die jene zu Wasser bis Nimwegen, diese zu Land über Köln hinaus bis gen Aachen hin führten; die dortigen Gauleute der Austrasier wurden zur Verteidigung des eigenen Herdes daheim festgehalten. Die Thüringe bedrohten — für sich allein handelnd — von Osten, von der Werra her die Gegenden an der Lahn, so daß die hessischen Aufgebote König Dagoberts zur Deckung ihrer Marken meist zu Hause blieben. Hermengar und

Banning war es sogar gelungen, ein Waffen-Bündnis zwischen dem Agilolfing zu Regensburg und dem Schwabenherzog — den beiden nur so selten gemeinschaftlich handelnden Nachbarn — zu stande zu bringen, infolge dessen bajuvarische und alamannische Scharen sich von Ost und Süd her gegen die austrasische Grenze an Altmühl und Main in Bewegung setzten; auch diese Gebiete durfte man nicht unbeschützt lassen.

Endlich verlautete alsbald allerlei von Unruhen unter der ärmeren Landbevölkerung in Dagoberts Reich, die, seit die Kriegserklärung bekannt geworden, sich immer drohender gestaltet und gerade in der nächsten Umgebung von Metz gefährlich gesteigert hatte; um deswillen konnte man jene Gegenden nicht ganz von Kriegern entblößen. So war es nur ein schwaches Heer, das Pippin und Martinus — ungeachtet eifrigster Mühung — aufzubringen und dem Feind entgegenzuführen vermochten.

Die politischen Verhältnisse wie strategische Erwägungen brachten es mit sich, daß der Zusammenstoß der beiden Heere nördlich von Paris erfolgen mußte: das Ziel der Neustrier war Metz, das Ziel der Austrasier Paris: jene wollten dort Dagobert, diese hier wenigstens Ebroin vernichten, wenn nicht auch seinen König Theuderich absetzen. Die Champagne, seit langer Zeit zwischen Auster und Neuster schwankend, — am liebsten hätte sie sich ganz unabhängig gemacht! — war jedoch in der jüngsten Zeit für und von Ebroin gewonnen worden: so konnten die Austrasier nicht den nächsten Weg nach Paris — über Châlons-sur-Marne — einschlagen; da aber das feste Laon von seinem Grafen noch für Dagobert gehalten ward, wollten die Austrasier, so weit nördlich ausbiegend, von dieser Stadt aus über Soissons auf Paris vordringen, während Ebroin ebenso notwendig ihnen Laon, diesen wichtigen

Stützpunkt, zu entreißen trachten mußte, um nach dem Siege für den Zug auf Metz sich den Rücken frei und sicher zu wissen. So mußten die einander suchenden Heere zwischen Laon und Soissons zusammentreffen: und also geschah's auch, nachdem die Austrasier die starken Wälle von Laon verlassen und die alte Römerstraße nach dem Süden eingeschlagen hatten.

Martinus hatte, seinem Ungestüm entsprechend, vom König den Befehl über die Vorhut erbeten und erhalten. Er brannte vor Begier, die „welschen Prahler", die Maulhelden, die eiteln, überklugen Weichlinge samt ihrem blutbefleckten Führer durch einen wisent-haften Ansturm über den Haufen zu stürzen. Und ganz heimlich im Herzen hatte er sich vorgenommen, diese, wie er wähnte, leichte Aufgabe, allein zu vollenden, bevor noch Pippin die Hauptmacht herangeführt haben würde, geschweige der junge König von Metz her, wie geplant war, die Nachhut, die erst jetzt aus verspäteten Nachzüglern oder fernher aus den von Osten herankommenden Heerhaufen gebildet werden sollte.

Ohne Rast trieb der Hüne, auf seinem mächtigen Brandfuchs an der Spitze der vordersten Reiter einherjagend, seine dünnen Haufen mit sich vorwärts gen Süden: es waren die Neustrien und Burgund zunächst siedelnden Wehrmänner: die Alamannen des Elsaß und die Unterfranken um die Mosel, während Pippin, etwa einen halben Tagemarsch weiter zurück, die Unterfranken von der Ems, vom Niederrhein, und die — etwa verfügbaren — Hessen heranführte.

Da nun auch Ebroin seine starken Massen eilig entgegenbrachte, drängte Alles zu rascher Entscheidung.

Der Ort des Zusammenstoßes war Lufao, heute Laffaux, auf der Straße südlich von Laon über Soissons nach

Paris, genauer etwas südlich unterhalb Laffaux, zwischen Margival und Nanteuil-la-Fosse. Martinus hatte am Tage vorher von Laon aus Urcel erreicht und dort für die Nacht gelagert, Ebroin am gleichen Morgen vorher den Seinen nur den Weg von Soissons bis Margival und Laffaux zugemutet und sie am Ziel den ganzen Tag und die Nacht über rasten lassen.

Dem Reisenden, der heute mit einem Blick für solche Dinge die Gegend durchwandert, drängt sich die Beobachtung auf, wie günstig die Verteidigungsstellung im Südwesten auf den Höhen von Margival ist, während ein von Nordosten kommender Angreifer die Hügel von Nanteuil verlassen, das Thal durchqueren und nun jene steilen Erhebungen erklimmen muß.

Ebroin selbst hatte die Spähreiter geführt, die, im Dunkel der Nacht, durch Waldpfade von Landessöhnen geleitet, weit über das bei Margival und Laffaux bezogene Lager hinaus auf mehreren Straßen, gegen Urcel und gegen Rethel, vorgetrabt waren.

Um Mitternacht kehrte er freudig zu den Seinen zurück mit zwei Gefangenen — tolldreisten Alamannen, die sich unvorsichtig zu weit vorgewagt hatten — und mit wichtigster Erkundung. „Ich meine," rief er schon vom Gaule herab, bevor er absprang, seinen Führern zu, „ich meine, wir haben sie, die tapfern Barbaren des Ostens! Wenn nicht Sankt Martin von Tours ein Wunder thut, sie zu retten, was wenig wahrscheinlich: der Heilige ist gut neustrisch gesinnt und der rote, der lange Martin hat weniger mit seinem Namenspatron als mit Donar gemein. Kommt ins Zelt, dort vernehmt meinen Schlachtplan und den sicheren Sieg."

In freudigster kriegerischer Erregung eilte er voran.

„So mag ich ihn leiden," schmunzelte Vanning. „Viel

besser, als wenn er grübelt und vor sich hinbrütet." — „Ja," schloß Herzog Hermengar, „und dann plötzlich auffährt, ausbricht, unberechenbar in voller Wut. Das Werk seines Lebens war doch wohl allzuschwer, die Last zu drückend, des Blutes zu viel: — ich hätte nimmermehr solches auf mich genommen! — ich meine, es hat auch ihn geschädigt." — „Aber nicht am Heldentum, nicht an der Feldherrnschaft: — das wirst du sehen!"

VI.

Und der Erfolg des nächsten Tages gab dem Treuen recht.

Ebroin hatte seine Mitte, erlesene Scharen — Salfranken von der Schelde, alte Bätäver — auf dem steilen unbewaldeten Höhenzuge aufgestellt, der sich, von der steil gen Süden ansteigenden Römerstraße durchbrochen, quer von Ost nach Westen zog.

Hier, in der ersten Reihe, hielt Ebroin, selbst weithin sichtbar auf seinem hohen Rapphengst, dicht vor dem neustrischen Königsbanner, das immer noch, wie vor Chlodovechs Taufe, den heidnischen Meerdrachen, aus Gold gewirkt, im wasserblauen Felde führte: Hermenfrid war es anvertraut. „Hier," sprach Ebroin, „geschieht der erste, hitzigste Stoß der Ostleute: gerade hierher führt die Römerstraße, auf welcher der rote Stier heranschnaubt. Salische Männer, ihr bleibt mir wie angewurzelt stehen, laßt euch nicht verlocken, auf sie zu Thal zu stoßen! Laßt sie nur Kraft und Atem verbrauchen, bis sie halbwegs nach oben gekeucht sind: dann aber, sobald sie die tiefen Kies- und

Sandbrüche hinter sich haben die sich überall von unserer Reihe den Hügel entlang hinziehen, dann drauf los und werft die Ungestümen in jene Tiefen, folgt ihnen aber nicht: es wird dort schon für sie gesorgt! Denn du, Herzog Hermengar, stehst mit der ganzen aquitanischen Reiterei auf unserem linken westlichen Flügel bei Laffaux, dort, wo das ebene Wiesengelände zum Ansprengen gerade einladet; sobald du unsere Mitte verfolgend vorbrechen siehst, reitest du gegen der Feinde rechte Flanke an: sie ist die schwächste — ich hab's erkundet: — ich vertraue, du wirfst die rasch zersprengten seitwärts, auf ihre weichende Mitte, und . . ."

„Und der Tag ist unser!" frohlockte Vanning.

„Noch nicht, Freund: denn noch fehlt dein Stück Arbeit dabei, auf unserer rechten Flanke im Osten bei Margival und Vauveny: — ein gar wichtiges. Denn wir müssen auch für den klugen Meister Pippinus ein kräftig Tränklein brauen." — „Pippin? Du erfuhrst ja, er sei noch weit zurück?" meinte der junge Hermenvech. „Er war's noch gestern Abend. Aber ich trau' ihm nicht. Er kennt seinen wilden Stier. Er wird — so gut wie ich! — erraten, daß der sofort losstürmt, sowie er ein rotes Tuch — das ist meines Vaters Sohn! — erblickt. Ich fürchte, in solcher Sorge hat Pippin seinen Chatten, Hama-Leuten und Emsmännern keine Ruhe gegönnt: er ist die Nacht über vorwärts geeilt, in die Schlacht einzugreifen, bevor der Tollkopf sie vollends verloren hat. Nun, Freund Vanning, giebt es aber noch eine andere Straße von Norden hierher. Da, schau, auf dieser alten Karte der Römer für die gallischen Straßen — ist doch hübsch von ihnen, daß sie uns die hinterlassen haben: im Cäsaren-palast zu Paris fand ich gar viele; die da trägt die Inschrift: »Julianus Imperator« — wer das wohl war? — Da steht der Weg verzeichnet: — östlich von dem Anmarsch

des Martinus: — auf diesem wird Pippin — ja er muß, es ist sein nächster Weg! — von Rethel her, im Osten von Laon — über Trucy, Jouy und Sancy — heraneilen, zu retten, was zu retten ist, die Schlacht zu stellen, vielleicht zu wenden: denn er ist ein guter Kriegsmann und seine Schar ist die Hauptmacht. Nun, Vanning, du sorgst dafür, daß er gar nicht oder mit arg gelichteten Reihen auf der Walstatt erscheint."

„Gut, ich eile ihm also entgegen."

„Das läßt du hübsch bleiben! Sieh, hier führt sein Weg und zwar auf der rechten — also seiner Leute schildlosen Seite — an jenem dichten Wald — voll Unterholzes — hin; Pippins böser Dämon hat diese Büsche hier wachsen lassen: da hinein, Vanning, mit allen unseren Pfeilschützen aus Armorica, aus Wasconien, aus dem Poitou und der Touraine: das ist ein Hinterhalt ohnegleichen! Ihr bleibt ganz ruhig, bis sie auf halbe Pfeilschußweite an euch vorüberziehen; dann haltet auf den Leib unterhalb der Brünne oder auf den schutzlosen Schwertarm: wenn ihr nicht zielt wie die Blinden, müssen sie fallen wie unter dem Hagel der Hafer. Dann — aber erst, wenn ihr dreimal geschossen! — werft die Bogen weg, zieht die Schwerter und streckt mir alles nieder, was noch steht."

„Heil Ebroin, Heil dir und Sieg!" riefen die beiden Jünglinge. Und auch die reifen Männer faßten bewegt seine Hände.

VII.

Und wie geplant, so geschah's.

Am späten Vormittag des folgenden Tages erblickte Martinus, mit seinen Reitern den Kamm der Hügel im Norden erreichend, über das Thal hin, auf dem Höhenzuge gegenüber, die Schlachtreihe der Feinde.

Aber er täuschte sich über deren Ausdehnung nach Osten: der dichte Wald verdeckte ihm Ebroins rechten Flügel: so hielt er den östlichen Teil von Ebroins Mitte bereits für dessen äußerste Stellung im Osten, ein volles Drittel der Gegner blieb ihm unermittelt: jenen Wald durch vorstoßende Späher erforschen zu lassen, kam ihm nicht in den ungestümen, vertrauenseligen Sinn.

Er hielt, die blendende Mittagsonne auszuschließen, die Hand vor die Augen unter das Dach des Helmes, den zwei mächtige Wisenthörner schmückten, und nach kurzer Ausschau gegen den Saum jenes Gehölzes hin, rief er, frohgemut sich auf den Bügeln hebend: „Hei, meine Buben, es sind ihrer ja viel weniger, als der Vetter meinte. Rasch drauf und kurze Arbeit mit den Südlingen, daß die andern gar nichts mehr zu thun finden. Mit denen werden wir leicht allein fertig! Drauf!" Und er jagte mit seinen Reitern weit voran, das Fußvolk konnte so rasch nicht folgen.

Unbeweglich hielten die wohlgeschulten Krieger Ebroins oben auf der kahlen Höhe in der Mitte seiner Stellung, sie ließen die Reiter — deren Gäule ermatteten bei dem steilen Aufwärtsklimmen — und die erste und zweite Schar des Fußvolks bis über jene Kiesgruben hinandringen.

„Jetzt!" befahl Ebroin.

Und blitzend und klirrend ergossen sich, plötzlich lebendig

geworden, die bisher starren Erzreihen auf die erschöpften, schwitzenden, keuchenden Stürmer.

Da ersah Martinus den verhaßten Feind.

„Ah, dort — dort — auf dem Rappen! — ist er Platz! Laßt mich durch! Den Tag entscheidet Ein Hammerstreich. Laß sehn, ob sein schlauer Kopf den aushält." Und mit dem vollen Ansprengen des gewaltigen Rothengstes allein durchbrach er, ohne Schlag zu schlagen, die nächsten feindlichen Fußkämpfer und erreichte Ebroin. Zu furchtbarem, allzerschmetterndem Streich hoch aushebend schwang er den Steinhammer, den, von frühen Ahnen ererbt, der Hüne nicht gegen eine neuere, bessere Waffe vertauschen wollte.

„Stirb, Natter!" schrie er. „Sieh dich vor! Sie beißt!" rief Ebroin entgegen und, das Roß an des Feindes rechter Seite vorbeispornend, stieß er ihm die schmale gotische Klinge in die klaffende, ungeschützte Achselhöhle des hocherhobenen Armes. Wohl sauste da der wuchtige Hammer, aber neben das Ziel: und er entfiel dann der sich lösenden Faust: der Reiter stürzte sterbend nach links aus dem Sattel.

Des Führers Fall entsetzte die Alamannen: sie wandten die Gäule zur Flucht, ritten dabei ihr eigenes Fußvolk über den Haufen und stürzten, in dichte Knäuel geballt, mit diesen Speerleuten zusammen in die tiefen Kiesgruben, an denen vorbei sie hinaufgekommen. Die Fußkämpfer der Sieger begnügten sich, diese Wehrlosen von oben herab mit Wurfspeeren zu erlegen, während Ebroin mit seinen Reitern die noch vom Thal aufsteigenden Moselleute zersprengte: diese waren schon dadurch widerstandsunfähig geworden, daß gleichzeitig ihr eigener rechter Flügel, durch Hermengars Reiterangriff entschart, in Auflösung in ihre Reihen geworfen ward.

Allein Flucht und Verfolgung fanden bald ein Ende: links von dem weichenden Heer, auf der breiten Straße, die von Nordosten, von Rethel herführte, zeigten sich die Reiter, dicht hinter diesen aufschließend auch die ersten Haufen des Fußvolks Pippins in raschester Annäherung.

„Jetzt, Banning, thue deine Schuldigkeit, sonst giebt's eine zweite Schlacht," sprach Ebroin, sich hoch im Sattel hebend und auf jene vorwärtsdrängenden Reihen im Osten blickend, die nun gerade den Waldsaum erreicht hatten, an dem sie vorüber mußten. „O könnt' ich jeden Pfeil dort zielen mit dieser Hand! Die Schwalbe im Fluge entgeht mir nicht! Auf, Hermenfred, eile zu deinem Vater da drüben: — er soll mit all' den Seinen nach rechts schwenken und mir folgen, dem neuen Feind entgegen."

Jedoch es kam nicht zu weiterem, ernstem Kampf.

Sobald der ganze Zug Pippins sich mit der Strecke des Waldsaumes deckte, flog plötzlich auf seine rechte Seite ein solches Gewölk von Pfeilen, daß man das Schwirren der Sehnen weit, weithin vernahm. In dichten Haufen, Mann auf Mann und Gaul auf Gaul, wie sie geschritten, wie sie geritten, fielen sie, so daß nach der Schlacht die Sieger Mühe hatten, die Gefallenen voneinander zu lösen: durch sie hindurchzuschreiten, war, ohne solche Lösung, unmöglich. Am meisten litten die Reiter: sie boten das breiteste Ziel.

An ihrer Spitze sank auch Pippin von seinem weißen Roß: er hatte einen Pfeilschuß in den Schwertarm und einen schlimmeren unter dem Wehrgurt erhalten: mit Mühe zogen ihn die Seinen unter dem toten Gaul hervor und flüchteten den Schwerwunden in Sicherheit. Das ging nicht leicht: und nicht ohne Aufopferung manches treuen Gefolgen. Denn Ebroin hatte mit lautem Freudeschrei ihn fallen, dann mit knirschendem Zorn davontragen sehen:

„Nach!“ rief er. „Nach! Nach!“ Und grimmig spornte er den Rappen. „Alle hierher! Alle auf Pippin! Sein Tod erspart uns alles weitere: — mit ihm fällt Austrasien heute noch in unsere Hand.“

Allein aller blutiger Eifer der Verfolger blieb vergeblich: Pippin ward weder gefangen noch getötet: der Sieger mußte sich damit begnügen durch den Angriff seiner drei nun vereinten Scharen auch dies zweite Heer mit starken Verlusten vollends zu werfen und zum Rückzug nach Austrasien zu zwingen.

VIII.

An dem Tage, da die Schlacht bei Laffaux verloren und gewonnen ward, hatte König Dagobert seine Vorbereitungen vollendet.

So viele Mannschaften, als überhaupt noch — nach Deckung der rings bedrohten Grenzen — zur Abwehr der Neustro-Burgunden verwendet werden konnten und nun dem Heere Pippins nachgeführt werden sollten, waren jetzt allmählich an dem ihnen bezeichneten Sammelplatz — Metz — eingetroffen und lagerten, soweit sie in der alten Feste der Mediomatriker nicht Unterkunft fanden, vor den Thoren auf dem linken Ufer der Mosel, des Aufbruchs gen Nordwesten gewärtig.

Das junge Ehepaar saß in dem hochgelegenen Castrum, im Schlafgemach, dessen Rundbogenfenster den herrlichen Ausblick über das Thal der vielfach geschlungenen Mosel gewährte, die im Strahl der sinkenden Herbstsonne wie ein Silbergürtel glänzte.

Die Gatten lehnten sich über die breite, mit weichen Teppichen behängte Mauerbrüstung und sahen hinaus gen Westen, wo ein düsterer Tannenwald den Ausblick abschloß; die zarte Frau hatte den Arm um seinen Nacken geschlungen. Zu Füßen des breiten Ehebettes, im Hintergrunde des Gemachs, lag der treue Ryan, das mächtige Haupt auf die beiden vorgestreckten Pfoten gestreckt, aber die klugen Augen stets merksam auf die Herrin gerichtet.

Der junge Herrscher war soeben von einer letzten Musterung aus dem Lager vor den Westthoren in das Palatium zurück; wenig freudig sah sein schönes Antlitz; umsonst bemühte er sich, das vor seiner Königin zu verbergen. „Wir hatten noch nie ein Geheimes vor einander," sprach sie und zog ihm sanft die Hand hinweg, mit der er Stirn und Augen bedeckte. „Laß uns nicht damit beginnen bei unserer ersten Trennung. Es gelänge dir ja doch nicht! Tief seh' ich dir durch die Augen in die Seele. Du sorgst um den Sieg, um das Heer. Es sind wohl zu wenig Helme?" „Es ist nicht das," seufzte Dagobert. „Aber es fehlt am besten: an der rechten Freudigkeit, an dem guten Willen, der allein den Sieg verbürgt. Wohl sind sie gekommen die Männer von Köln, von Trier, von Mainz und Worms, von Main und Saale: aber widerwillig, nicht gern. Noch war die alte Pflicht, dem Merowing Heerfolge zu leisten, stark genug: aber sollte ich . . ." — „Sterben? Warum? An Siechtum? In der Blüte der Jugend? Und in der Schlacht wird dein Schutzengel dich schirmen. Und mein Gebet!" Und sie umschlang seine Rechte mit ihren beiden weißen kindlichen Händen. „Dann, mein' ich, liefen alle auseinander, jeder den eigenen Herd zu schützen, und, so vereinzelt, alle unterzugehen. Ja, auch mir selbst ins Angesicht wagt sich aus vielen Reihen ein böswilliger, drohender Geist

hervor.“ „Wie? Diesem Antlitz gegenüber?“ Und sie strich ihm zärtlich die Locken aus den edlen Schläfen zurück. „Ja,“ lächelte er, „die derben Kölner sind mir nicht so hold gesinnt wie Karin. Du hast davon gehört: schon lange gärt es draußen in den Gauen, in den armen Hütten der geringen Hufner. Sendlinge — fremde — schleichen von Gehöft zu Gehöft: sie halten den Darbenden vor, wie Bischof, Abt und Senior — und der König zu Metz vor allem! — im Überfluß schwelgen und prassen, während ihnen der Fronbote des Grafen das letzte Rind vom Pfluge und den Pflug selbst, den alten, vielgeflickten, pfändet für Dingwette oder Heerbannbuße. Das dringt nun alles aus den Gauen in das Heer mit den Wehrleuten, die aus jenen niedrigen Schilfhütten und morschen Lehmwänden hierher zusammenströmen. Und hier klagt dann einer dem andern seine Not, und einer schürt so und hetzt den andern. So riefen sie mir denn heut' auch zu, — eben jetzt! — da ich ihre Waffen prüfte und ob die Köcher der Pfeile voll — die Leute von dem Rhöngebirge — dem ‚Hungerbühl‘ — waren's und von der rauhen Eifel: — ‚ja, Herr König, die Köcher sind voll, aber die Magen sind leer.‘ — ‚Und leer das Säcklein für Brot und Speck.‘ — ‚Wir ziehen aus, für dich zu sterben: derweilen greifen deine Büttel auf unsere schmale Scholle daheim.‘ — ‚Und kommen wir lebend nach Hause, sitzt ein anderer unter unserem Dach.‘ — ‚Und Weib und Kind sind verdorben.‘ — ‚An die daheim denken wir, nicht an deinen Sieg und Thron und Ruhm.‘ — ‚Ich denk' an meinen alten Vater, der hungert jetzt am kalten Herde.‘ So riefen sie mir — um die Wette — zu!“

„O laß ab,“ seufzte die bleiche Frau; große Thränen glitten langsam über die schmalen Wangen. „Und du kannst nicht helfen?“

„Könnt' ich's, hätt' ich's nicht längst gethan? Wie soll ich, der Eine, in Einem Jahre, bessern, was ungezählte Könige vor mir verschuldet oder doch nicht verhütet haben seit Chlodovech, unserem Ahn? Und wenn ich thäte, wie die Armen, Bethörten, verlangen, wenn ich den Kirchen und den Seniores ihren Besitz entrisse — wie jener blutige Eber da drüben täglich thut — und ihn den Armen zuteilte, wär' es minder Unrecht? Wem nehmen? Welcher Besitz stammt von Raub oder List? Wer soll das heute noch untersuchen — nach zweihundert Jahren? Und wem geben? Wer ist bedürftig — bedürftig durch fremde, nicht durch eigene Schuld? O wehe mir: ich sehe die Not des armen Volkes: — sie ist da, wirklich da, in schrecklicher, stummer Aufdringlichkeit: — denn die Besten klagen nicht! — Ich schaue das zehrende Verderben im Lande, und ich sehe kein Mittel der Rettung. Und wenn ich nun wirklich sieghaft hierher zurückkehre, — soll ich mich freuen, dasselbe unheilbare Elend wiederzufinden? O wehe, o Fluch dem Tage, da sie mich mit jenem gleißenden, goldenen Königsstab aus dem stillen Frieden unseres Klosters lockten und ich dich aus der grünen Einsamkeit deiner Schäfertrift mit mir davon riß. O hätt' ich nie der Merowingen Königsthron bestiegen! Mir ist, es lastet ein alter Fluch darauf seit jener blutigen Fredigundis Tagen, meiner schrecklichen Ahnfrau. Und dich, du Reine, frei von der Erbschuld meines Hauses, hab' ich mit herein in diesen Fluch gezogen. Vergieb! Aus großer Lieb' ist das geschehn." Und er umschlang das braune Köpflein und küßte sie auf die Stirn.

Sie aber küßte ihn herzhaft auf den Mund und sprach: „Und wär' es so, — so wär's ein selig Los, mit dir Fluch und Untergang zu teilen! Und wäre dieser Tag unser letzter — wahrlich, mich reute meiner Liebe nicht!

Und um nichts und mit keinem andern Weibe tausche ich —. Gedenkst du nicht mehr all' der seligen Stunden, seit — noch im Kloster — Abt Wilfrid uns verband? Ja: lieben, Freund, ‚lieben ist Ewigkeit!' So sang uns einst ein weißbärtiger Harfenschläger am Sunwendfeuer. Er hatte recht. — Und die süße Hoffnung," flüsterte sie, schämig das Haupt an seiner Brust bergend, „die mir unter dem Herzen keimt, — dein Kind! — ist das nicht Glück, unsagbar Glück? Laß uns den Abend — den letzten! — noch so verbringen, wie deine Königspflicht erheischt: — ich meine nicht die Waffenpflicht: — genug hast du der obgelegen all' diese Wochen! — ich meine die schönere Pflicht, zu schützen und zu schirmen die Schutzbedürftigen und Armen. Da drüben, jenseit des großen Königsforstes, gegen Norden nach der Villa Thiodos hin, weiß ich gar arme und gar wackre Leute wohnen. — Ich sprach jüngst in der Hütte, der zerfallenen, ein, durstig von dem Staub der Straße: ich fand die junge Hausfrau — die junge Mutter! — in Thränen: ich hatte um einen Trunk Milch gebeten: — sie wies auf das schreiende Kind, das sie in den mageren Armen hielt: ‚Milch?' rief sie klagend. ‚Ach! Unsre letzte Ziege nahm der Fronknecht: — und mir versagt die elende Brust den Trunk für diesen Säugling, der nichts zu saugen findet. O, läg' er tot und ich dabei! Mein Mann? In Metz! In der Schuldzelle hält ihn der Vicegraf.' Ich gab der Armen die Silberspange von der Schulter weg, ich löste hier den Schuldknecht aus. Komm, laß uns zu den guten Leuten! Wir wollen sehen, wie's ihnen nun ergeht. Und weiter helfen, thut es not. Komm, Lieber!" Und sie erhob sich.

Tief ergriffen sprang er rasch auf und umschloß die zarte Gestalt mit beiden Armen. „Ja, du hast recht, du Holde, Süße, Gute! Ich folge dir. Laß uns den Dürftigen

helfen. Mich deucht, Gott wohlgefälliger beschließ' ich so den letzten Tag, als betete ich viele Stunden in der Basilika auf den Knieen. Ich lasse deinen Zelter satteln: — sein sanfter, gleicher Schritt kann dir nicht schaden: auch führ' ich ihn am Zaum. Und welche deiner Hofmaide . . .?" — „O keine! Laß uns diese letzten Stunden allein verbringen." — „Wohl! Auch brauch' ich keinen Reitknecht für das eine Tier. Ryan, komm mit: — es geht ins Freie. Komm!" Freudig bellend und mit dem mächtigen Schweife wedelnd sprang das schöne Tier an dem Herrn hinauf.

IX.

Blutrot war die Sonne hinter den düstern Tannenwipfeln des Westens gesunken: glanzlos schwamm die matte Scheibe in dem grauen Meere dichten Nebels, der, von der Mosel und ihren Sümpfen aufgestiegen, nun das ganze Thal erfüllte und mit kalter Nässe sich an Pflanzen, Tiere und Menschen heftete. Schon dunkelte der Herbstabend stark. Zumal in dem dichten Urwald, durch den nur ein schmaler Reitpfad geschnitten war, schlossen die dicken Tannen- und Eschenstämme fast jeden Strahl des sinkenden Tages aus.

Da tauchten an der Beuge des Pfades von Norden nach Osten — nach der Stadt zu — in der Ferne schattenhafte Umrisse auf: ein kleines Pferd, darauf eine Frauengestalt, daneben schreitend ein Mann, vorauf springend ein großer Hund.

Wo der Weg thalabwärts gen Metz zu sich in einen Engpaß senkte, von beiden Seiten überhöht durch dicht

bebuschte Hügel, ward nun etwas lebendig in dem Gesträuch. Eine Amsel, die in dem nächsten Rainweidenbusch gesessen, flog, aufgescheucht von der plötzlichen Bewegung in den Zweigen, erschrocken ihren lauten Warnruf schmetternd, über den Weg hin auf die andere Seite des Waldes.

Ein Mann — riesenlang — streckte, vorsichtig spähend, den unbedeckten, schwarzstruppigen Kopf aus den hohen Hagebuchen und lugte aus. „Sie sind's!" flüsterte er dann nach rückwärts. „Sie kommen zurück." „Bebilo, der Thorwart, ein treu eifriger Genosse des Bundes, hat's uns also richtig gemeldet," antwortete ein tiefer im Busch Versteckter. „Und wirklich: kein Gefolge! Sie sind allein." — „Hier ist's günstig: sie können nicht ausbiegen . . ."

Ein leiser Pfiff: — da raschelte es auch auf der linken Seite in dem Buschicht der Haselstauden.

Einstweilen kam der Zelter näher: sein helles Weiß war das einzig Lichte in dem düstern Nebeldunkel. „Rascher, Lichtelb," mahnte Dagobert, dem Tier auf den Hinterbug klopfend. „Wenn dir der schnellere Schritt genehm? Die kalten Nebel fallen so naß auf dich hernieder. Dein Mantel trieft." „Ja! Und es dunkelt rasch," sprach Karin. „Aber welche Freude sahen wir doch in der armen Hütte! Dies Bild durchleuchtet mir den finstern Wald. Die junge Mutter! Wie freudig sie ihr gedeihend Kind an die volle Brust legte! Welch heiliger Anblick! Mir kamen Thränen der Rührung." — „Und der Mann! Frei von Schulden und Sorgen! Wie er dir dankte!" — „Nein, dir! Denn du schenktest ihm ja alles Gold aus deiner Gürteltasche. Und dazu ein Roß und sechs Rinder aus der Villa Thiodos, deines Freigelassenen. Diese Erinnerung wird mich stets erfüllen, denk' ich an dich in der Ferne. Und zum Dank für solches Wohlthun wird dich ein Engel Gottes schützen vor jeder Gefahr, jedem drohenden Eisen!"

„Nun, Ryan, was hast du?“ fragte Dagobert. „Sieh nur den Hund! Er steht, den Kopf hoch aufgerichtet, auf der Straße und bellt wie wütend in die Büsche. Ryan, komm! Hierher.“ Aber das so gehorsame Tier gehorchte nicht: es bellte drohend, bald nach rechts, bald nach links.

Nun war das Paar heran: da sprangen von links und rechts je zwei Männer von den Strauchhöhen auf den Weg herab. „Halt!“ rief der vorderste. „Wir haben mit dir zu reden.“ — „Wer seid ihr?“ — „Das ist gleich. Geringe Leute! Wir wissen aber, wer du bist, Herr König Dagobert.“ „Halte die Bestie von Hund fest,“ forderte der zweite, „daß deine Unterthanen zu dir sprechen können, ohne zerrissen zu werden.“ Dagobert zog das Tier am Halshaar zurück mit der Linken, mit der Rechten faßte er den Griff des Schwertes: „Was wollt ihr?“ fragte er. — „Das wirst du gleich hören.“ — „Allerlei.“ „Höre du,“ flüsterte der dritte dem vierten zu, „ich mag nicht. Ich thu's nicht. Was kann er am Ende dafür?“ „Ja,“ erwiderte der vierte. „Und vollends vor der jungen Frau! Sie ist noch ein Kind. Ich sah sie heute Mittag ganz nah, in der Kirche. Sie ist schön wie . . .“ „Schweigt dahinten,“ befahl der zweite, sich drohend wendend, „oder! . . .“ Und er zog nun aus dem Mantel eine Axt. „Wer nicht mitthut,“ rief der vorderste zurück, „den trifft kein Lohnteil. Sondern das!“ Und damit riß er eine krumme Sichel aus dem Gürtel.

„Was wollt ihr?“ wiederholte der König und zog nun das Schwert. — „Dagobert, Lieber! Nicht du führe den ersten Streich! Steig aufs Roß und flieh. Nur du bist ja bedroht.“ „Glaubst du, Kleine?“ schrie der erste, Gallus war's, der Reißewolf. „Thu ihr nichts! — Wie ist sie so treu!“ mahnte der vierte. „Was wir wollen?“ begann der zweite wieder. „Leben wollen wir, nicht

Hungers sterben. Kurz: ich bin das Bundeshaupt der Kleinleute deines Reiches, wo die Armen ebenso verrecken vor Not wie . . ." „Bisher in meiner Heimat Neustrien," unterbrach Gallus. „Aber dort habe ich es gebessert, ich und mein Freund Ebroin, der dich grüßen läßt und dir das schickt . . ." Und er hob die Axt zum Streich. „Und das dir, Püppchen!" schrie der zweite. Und hob die scharfe Sichel gegen die Königin. Aber mit wütendem Bellen fuhr ihm Ryan an die Gurgel: er zerbiß sie: röchelnd fiel der Mörder. „Bestie!" schrie Gallus und spaltete mit der Axt dem treuen Tier den Schädel.

Da traf ihn des Königs Schwert in den Arm: er ließ die Waffe fallen. „Drauf, drauf!" kreischte er, außer sich vor Schmerz und Wut. „Drauf, sag' ich. Wollt ihr ihn siegen lassen: — entfliehen? König, die beiden sind Maurus und Hatto und wohnen in Remilly. So! Jetzt laßt ihn entkommen, daß er euch rädern läßt?"

Das wirkte. Beide Männer sprangen zugleich vor und schwangen zwei Kurzschwerter gegen Dagobert: den zur Rechten traf er zum Tode, aber der zweite stieß ihm gleichzeitig die Klinge ins Herz. „Schont der Frau!" stöhnte er noch. „Sie trägt ein Kind." — „Dagobert! Ich will nicht leben!" „Sollst auch nicht, armes Täubchen!" höhnte Gallus und hob mit der Linken die Axt vom Boden auf. „Laß sie!" mahnte der noch übrige. „Du hörst ja: sie geht mit Kinde." — „Eben deshalb. Soll sein Sohn ihn rächen? Wer den Wolf schlug, schlag' auch den Welp." Und ein sausender Streich der Axt: — die weiße Stirn ward blutigrot: lautlos sank sie aus dem Sattel, einer geknickten Blume vergleichbar.

„Scheußlich!" schrie der andre. „Ich kann's nicht sehen! Sie war so schön! Ich will nichts von dem Blutgeld!" Und schaudernd floh er in eiligen Sprüngen quer-

waldein. Hinter ihm schlugen die nassen Büsche zusammen. „Desto besser!“ sprach Gallus. „Behalt' ich alles allein. Denn die beiden Kerle“ — er stieß mit dem Fuß an die Körper — „sind tot. Mausetot! Und — laß doch sehn! was trägt so ein Königspaar bei sich? Schmuck der Frau? — Der würde mich verraten. Aber Geld?“ Er griff in das Ledertäschlein, das Dagobert von dem Wehrgurt niederhing. „Puh, leer! Ganz leer! Ein schäbiger König Habenichts! Jetzt rasch heim, zum Majordomus. Er wird zufrieden sein! Das war ganze Arbeit. Er, sie und der Königserbe.“

X.

Noch auf dem Schlachtfelde von Laffaux hatte Ebroin mit der an ihm gefürchteten, rastlos vorwärts ans Ziel treibenden Thatkraft beschlossen, die Verfolgung sofort bis zur vollen Vernichtung des feindlichen Widerstandes fortzusetzen.

Aber der Sieger sollte verhindert werden, diesen seinen richtigen Gedanken auszuführen. Gerade wie er mit der Vorbereitung fertig war, seine gesamte Heeresmacht angreifend über die Grenze von Austrasien zu führen — Laon ergab sich am nächsten Tag, Metz sogar hoffte er in raschem Anlauf nehmen zu können —, trafen schlimme Nachrichten aus dem Westen und Süden, von Neuster und Burgund, im Lager ein.

Die Ausschreitungen des Bundes der Kleinleute waren doch keineswegs durch des Majordomus Maßregeln gedämpft. Nach Niederwerfung seiner inneren Feinde durch

diese Bundesgenossen, hatte er freilich gar schnell der entfesselten, wilden Kraft, die er zu Hilfe gerufen, wieder Zügel und Zaum anlegen wollen: er hatte die Aufständischen aufgefordert, die Waffen niederzulegen, nicht mehr Bischöfe, Äbte und Seniores mit Feuer und Schwert zu bekämpfen, sondern die Forderungen der Abhilfe, der Erleichterung ihrer Lasten, des Schutzes gegen Willkür, im einzelnen aufgezeichnet, vorzubringen auf jenem großen allgemeinen Reichstag, den er demnächst zusammenberufen wollte und der alle gerechten Verlangen durch umfassende Gesetze gewähren sollte.

Manche der wilden Haufen verliefen sich auf diese Zusagen hin, die ihnen seine Sendboten zutrugen. Andre aber — und gerade die zuchtlosesten! — dachten nicht daran, sich damit zu begnügen: ihnen gefiel das monatelang getriebene Räuberleben viel zu sehr, um es freiwillig aufzugeben: in Rache, in Haß und auch in einfacher Lust an Raub, Totschlag, Brand, Gewalt jeder Art wüteteten sie fort und verjagten oder erschlugen gleich gar die abmahnenden Boten des Majordomus.

So mußte dieser sich entschließen, die Eroberung Austrasiens, die in diesen Tagen, zumal seit der Nachricht von dem Tode des jungen Königs und dem darauf erfolgten Auseinanderlaufen seines bei Metz versammelten Heeres, leicht durchzuführen schien, aufzuschieben und vor allem Ordnung und Ruhe im eignen Lande herzustellen.

Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er nun neben dem königlichen Heerbann gegen seine bisherigen — arg verwilderten — Bundesgesellen auch deren eigne Standesgenossen, deren Haufen er bei sich unter seinen Fahnen hielt, zum Kampf führen mußte: oft stiegen ihm Zweifel auf, ob sie ihm dazu Folge leisten würden? Denn Ungehorsam, Zuchtlosigkeit, Unbotmäßigkeit, die Neigung zu

jeder Gewaltthat gegen die Reichen auch im eigenen Lande hatten sich sogar unter diesen Scharen vor seinen Augen gar schlimm spürbar gemacht. Unablässig drohten sie, seiner ehernen Faust zu entschlüpfen und unter der Leitung ihrer eigenen selbstgewählten und ihnen soviel näherstehenden Führer — zumal des Blutigels, des Brandhahns und des Reißewolfs — ihren wilden Leidenschaften wie früher zu fröhnen. Nur die Furcht vor Ebroins Strenge, vor seinen ihm treu ergebenen Lanzenträgern zumal, hielt sie in knirschendem Gehorsam.

Da wurde gemeldet, daß sogar in der Umgegend von Paris wüste Banden aufgetreten, daß die reichen und wehrlosen Klöster dort — wie Saint-Denis und Chelles — bedroht seien. Ebroin schickte sofort Herzog Hermengar mit einer Reiterschar vorauf, diese Haufen, die sich zumal bei Meaux angesammelt hatten, zu zerstreuen; er folgte mit der Hauptmacht schleunig nach.

Mit Befriedigung fand er wie Saint-Denis so Chelles unversehrt: er schlug Lager in dem Walde zwischen diesem Kloster und der Stadt Paris; in diese wagte er nur die verlässigen Heermänner zu verlegen, die Kleinleute — er fürchtete ihre Plünderungsgelüste — behielt er nebst einem schwachen Häuflein seiner Lanzenträger bei sich vor den Mauern der Hauptstadt; er selbst fand Unterkunft in einer königlichen Villa nahe bei Chelles, da, wo später das „kleine Kloster" Montreuil („Monasteriolum") entstand. Am nächsten Tag schon wollte er das Heer weit gen Nordwesten führen, wo die Unruhen sich die Seine entlang ausdehnten.

Vorher begab er sich, solch schwerer Sorgen voll, in das Kloster, sich von Balthildis zu verabschieden: auf geraume Zeit, wie er fürchtete. Sie empfing ihn im Beisein ihrer Schwester: wie innig und wie traurig deren Blicke

an ihm hingen, entging ihm diesmal wie bei jeder früheren Begegnung.

„Es ist hart," seufzte die Königin, „die Waffen gegen die eignen Freunde zu wenden, gegen diese Bethörten, die böse Dämonen entkettet und aufgehetzt haben." „Königin," sprach der Majordomus, „du weißt nicht, wie scharf dies Wort mich trifft." Und er gedachte jenes seines ersten Aufrufs in lodernden Zornesworten — zu Freiheit, zu Rache!

„Muß es denn sein?" fragte Gunthildis schüchtern.

„Es muß! Höret nur, was mir gestern alles gemeldet wurde: die wilden Banden der Touraine haben das Kloster der heiligen Maria bei Beauvais in Brand gesteckt und geplündert, den Bischof von Rouen haben sie — mit vielen seiner Geistlichen — am Altare gemordet, den Grafen von Bayeux in offener Schlacht geschlagen, sie leisten meinen Heerbannleuten blutigen Widerstand, ja, ganz in der Nähe hier bei Meaux sollen sie vor kurzem einen Herzog . . ."

Da eilte Vanning in das Gemach und rief: „Ja, ja, es ist richtig! Es war Herzog Hermengar!"

Da erbleichte die Königin: sie wankte, sie griff nach der Lehne des hinter ihr stehenden Stuhles: „Es war . . .?" stammelte sie. „Er war? — So ist Herzog Hermengar . . . tot?" „So ist's," sprach Vanning traurig. „Er fiel mit vielen Wunden." „O Gott! Weh mir!" schrie Balthildis und stürzte ohnmächtig in den Stuhl. Die Schwester kniete neben ihr nieder: „O was hast du gethan!" rief sie Vanning zu.

Sprachlos vor Staunen, wie geblendet und zugleich gelähmt von plötzlichem, grell erhellendem Blitzstrahl hatte Ebroin das mit angesehen — mit weit aufgerissenen Augen: jetzt erst fand er das Wort zu einer stammelnden Frage:

„Was, . . . was ist das? Was bedeutet dieses wilde Weh? Was . . .?“

„Was?“ rief die Schwester ausbrechend in einen Strom von Thränen. „O du blinder, blinder Mann, der nichts sieht als Macht und Ruhm. Was das bedeutet? Das bedeutet, daß sie diesen Hermengar geliebt hat mit der ganzen Macht ihrer Seele, all' diese Jahre lang.“

Ebroin stöhnte: er taumelte gegen die Thüre.

Da ward diese aufgerissen, ein Lanzenträger eilte herein und meldete: „Nein, Graf Vanning. Es war ein falsch Gerücht: ein andrer Feldherr fiel. Herzog Hermengar lebt: — eben steigt er die Treppe herauf.“

„Er lebt?“ schrie Ebroin. „Ah, beim Satan! Er soll nicht leben! Sterben soll er — ihr Geliebter!“

Und er riß das Schwert heraus, stürmte aus dem Saal und stieß es dem ahnungslos nun auf der obersten Stufe Auftauchenden mit solcher Wucht in den Hals, daß der lautlos die ganze Treppe rücklings hinunterstürzte: rasselnd klirrten seine Waffen auf den Marmorstufen. Tot hoben ihn unten die entsetzten Wachen auf. Ebroin starrte ihm nach: dann eilte er, das bluttriefende Schwert in der Hand, in das Gemach der Königin zurück: an der Schwelle blieb er stehen.

Balthildis hatte sich soeben wieder aufgerichtet; mit großen, angsterfüllten Augen sah sie umher. „Es war ein Irrtum,“ tröstete die Schwester, ihr die Schläfen streichend, „er ist nicht gefallen in der Schlacht.“ „O Barmherzigkeit Gottes, Dank!“ betete sie, gen Himmel blickend. „Nein,“ sprach da eine Stimme, die sie nicht erkannte, so grabeshohl klang sie, bis Ebroin wiederholte: „nein, danke nicht! Er lebte eben noch, aber er sollte mir nicht leben. Erstochen hab' ich ihn, mit dieser Hand, ihn, der all' diese Jahre her der geheime Buhle deiner Seele

war!" „Ermordet?" schrie die Königin sich hoch aufrichtend, „von dir? So sei verflucht vom Wirbel bis zur Sohle." Und sie ballte die Faust und trat drohend einen Schritt gegen ihn vor.

Entsetzt brach er auf die Kniee nieder, der Helm fiel ihm vom Haupt . . .

Sie hob die Hand wie zum Schlage gegen sein Antlitz: — aber plötzlich sank sie, abermals ohnmächtig, in die Arme der Schwester.

XI.

Ein paar Tage darauf trafen sich gegen Abend in dem Wald, der düster — es war nun später Herbst und die entblätterten Bäume starrten traurig in die grauen Wolken — sich um das Lager und die Villa hinzog, vier Männer.

Von zwei Seiten her schlichen sie — je zwei — durch das dichte Gebüsch, den offenen Weg meidend, auf den die sinkende Sonne, durch die dunkeln Tannenzweige hin ein unheimliches Rot ergoß: Sonne, Himmel, Erde, — alles schien wie in Blut zu schwimmen. Behutsam reckten die zwei, die etwas früher angelangt waren, ihre Waffen winkend aus dem Gebüsch, sie gleich wieder zurückziehend: die beiden jetzt Herankommenden hatten das Zeichen verstanden; mit ein paar Sprüngen kreuzten sie den offenen Waldpfad und standen nun bei den Harrenden in dem dichten Strauchwerk.

„Leise, vorsichtig, Graf Hermenfred," flüsterte einer der Ankömmlinge. „Ich meine, man ist uns auf der Spur. Dieser Vanning, wachbar für seinen Herrn wie ein Schäferhund, läßt uns kaum aus den Augen." „Ein Glück,

Herr Oberfalkenwart Hermenvech," fügte der andre ebenso leise bei, „daß der Eber ganz verstört ist seit seiner letzten Blutthat." „Seiner scheußlichsten," knirschte der eine der beiden Jünglinge. „Sie soll nicht zwei Nächte noch ungerächt bleiben, oder ich sterbe!" drohte der zweite. „Wir sind ja eben erst eingetroffen: sag' an, was treibt er, Gallus?" — „Irres Zeug, Herr Graf! Er wird vielmehr umgetrieben! Seine Schärfe, seine Klugheit, seine rasche Thatenfreude sind von ihm gewichen. Er wankt ziellos bald durch die Gassen des Lagers, bald durch den Wald, stehenbleibend, mit sich selber redend . . . ."

„Ja, ich sah ihn einmal — das hat man noch nie bei dem schäumenden Eber bemerkt! — in die neue Basilika bei dem Kloster treten, aus deren geöffneter Thür frommer, süßer Gesang psallierender Nonnen erklang." — „Aber freilich, gleich stürzte er wieder — ganz hastig — hinaus und lief wie fliehend in anderer Richtung fort. Bald traten aus der Kirche die Frau Königin und ihre Schwester." — „Man sagt, die Königin habe, als sie den Mord erfahren, laut geschrieen und getobt und habe Ebroin, dem Blutmenschen, geflucht." — „Der aber habe laut flehend die ganze Nacht auf der Schwelle vor ihrer verschlossenen Thüre gelegen." — „Da habe ihm endlich am Morgen die Schwester die Hand herausgereicht und verkündet: die Heilige nehme in christlicher Vergebung ihren Fluch zurück." — „Aber sie werde nie des Mörders Antlitz wiederschauen, überhaupt keines Mannes Antlitz mehr." — „Sie hab's geschworen." — „Und das Gleiche ihre junge Schwester." — „Und beide würden das Kloster niemals wieder verlassen." — „Jener Fluch aber, obwohl zurückgenommen, soll ihm den Geist ganz verstört haben. Ich hörte ihn in seinem Schlafgemach — ich hatte vor dem Vorhang zu warten — Zwiegespräch halten: — ich dachte, mit Vanning: aber als ich eingelassen ward, da

war er ganz allein: — ‚Verflucht, verflucht von ihr!‘ hat er stets wiederholt.“ — „Ja, er ist ganz verwandelt, wie irrsinnig ist er.“ „Mag sein, daß endlich das Gewissen in dem Bluthund sich regt. Wie viele Morde belasten seine Seele!“ sprach Hermenfred. „Wohl mahnte mich mein Beichtiger, die Rache Gott zu überlassen und den Gewissensqualen: — aber nein! Mit eigner Hand muß ich die Blutrache vollenden,“ knirschte mit verhaltener Wut sein Bruder.

„Deshalb, Gallus, haben wir's auch nicht euch überlassen. — Nicht der hohe Lohn, den ihr verlangtet, hat uns abgeschreckt . . .“ — „Wir zahlen euch, dir und dem Brandhahn hier, das Gleiche, führt ihr uns nur so zu ihm, daß wir's mit eignen Händen vollführen mögen.“ — „Aber sagt: — dürfen wir euch auch vertrauen? So gut ihr jetzt euren Feldherrn verratet, so gut könntet ihr uns in seine Gewalt liefern wollen.“ — „Ja, er hat doch wahrlich, so grausam er Adel und Bischöfe verfolgte, an euch Kleinen des Guten viel gethan.“ „Das dank' ihm der Teufel,“ schrie Gallus, der Reißewolf. „Er hat's ja nicht um unsertwillen gethan,“ meinte der Rothaarige. „Er brauchte eben unsre Knittel, unsre Sensen gegen seine Feinde.“ — „Hätt' er's ehrlich mit uns gemeint, hätt' er viel weiter gehen müssen gegen die Großen.“ — „Aber all' unsere Verlangen danach — wir wollten den Klöstern und den Seniores alles nehmen! — hat er trotzig abgeschlagen.“ — „Und unsern besten Genossen, den Blutigel . . .“ — „Hat er schmählich hängen lassen.“ — „Hängen zwischen zwei tote Hunde.“ — „Und warum? Wegen einer Beute! Er hat ein paar Klosterkelche genommen.“ — „Und meinen Vetter hat er gevierteilt. Warum? Nur weil er eine Nonne auf dem Altar zu Beauvais — . . . nun, sagen wir: etwas stark geküßt hatte.“

„Kleinigkeiten! Unser ganzer Haufe bat für die beiden, wir zwei voran. Ich erinnerte ihn, wie ich weiland seinem Hauptfeind Hektor das Gehirn verspritzt hatte.“ — „Und ich mahnte, wie der Blutigel in der Erstürmung der Höhen an der Oise einen tödlichen Streich von des Blutigen eigenem Haupt gewehrt.“ — „Half alles nichts! ‚Der Dieb, der Altarschänder hängen!‘ hieß es.“ — „Und sie hingen.“ — „Und die gute Nachtfahre, die liebherzige, hat er erdrosseln lassen, weil sie einer gefangenen schönen Herzogstochter die Nase abschnitt. Warum? Nur aus gerechter Eifersucht! Der Raubrabe, ihr Schatz, hatte sich in das glatte Lärvchen ganz vergafft!“ — „Hat der Grausame uns doch schon gezwungen, mit seinen Lanzenträgern zusammen gegen unsre eignen Brüder zu fechten, die ein paar Villen bei Meaux ausgebrannt hatten. Damals haben wir ihm Rache geschworen. Da thun wir nicht mehr mit.“ — „So war's nicht gemeint, daß wir ihm helfen sollten, die Reichen beschützen.“ — „Ganz anders lautete sein flammender Ruf zur Rache.“ — „Er ist ein Verräter!“ — „Drum fort mit ihm!“ — „Ist er gefallen, — dann ist der letzte Schild zerschlagen, der die Kirchen und Klöster und die Schatzkammern der Seniores schützt!“ „Dann,“ lachte der Brandhahn, „dann wird erst recht flott geplündert.“

Bedeutungsvolle, besorgte Blicke tauschten die beiden vornehmen Seniores. „Gleichviel,“ flüsterte Hermenfred dem Bruder ins Ohr, „wir haben keine andere Wahl: auch er nahm seine Helfer wo er sie fand.“ — „Also, es gilt! Ihr erhaltet die verlangte Summe, sobald ihr uns dazu verholfen.“ — „Und wann könnt ihr das?“ — „Heute Nacht noch.“ — „Um Mitternacht werden die beiden Wachen vor seiner Villa — bis dahin haben sie seine Lanzenträger — abgelöst von zwei aus unsern Bundesleuten.“ — „Diese zwei werden wir sein.“ — „Auch wir werden — statt unsrer

Sicheln und Äxte — Lanzen tragen." — „Das täuscht in der Nacht weithin." — „Das andre ist leicht." — „Er schläft allein?" — „Immer." — „Aber jetzt: — auseinander!" — „Also vorsichtig!" — „Erst ihr nach rechts..." — „Dann wir nach links." — „So. Still! Rasch!"

XII.

Spät am Abend dieses Tages saßen Ebroin und Vanning in dem Speisesaal im Erdgeschosse der Königsvilla bei ihrem freudlosen Nachtmahl.

Die Fenster waren geöffnet: so sah man von innen die Schatten der beiden Wachen, die draußen im Licht des Vollmonds, die langen Lanzen auf den Schultern, auf und nieder gingen. Man erblickte ihre langgestreckten Schatten an den Wänden der gegenüberliegenden Häuser, durch die herbstlichen Nebel vergrößert und man hörte den gleichmäßigen, eintönigen Schall ihrer Schritte.

Die beiden Freunde waren allein: Ebroin hatte die Diener zum Schlafen in das Hintergebäude entlassen, nachdem sie die Tafel abgeräumt; nur der hohe bronzene Weinkrug und die beiden altrömischen Silberbecher standen noch auf dem Tisch, auf welchem eine Hängeampel von mattem Opal, von der steingetäfelten Decke herabschwebend, weniger Licht verbreitete, als der voll durch das Fenster hereinflutende Mond.

Geraume Zeit hatte Schweigen geherrscht in dem weiten, aber niedrigen Raum. Ebroin hatte den gefüllten Becher, den ihm der Freund wiederholt hingeschoben, zur Seite gerückt, den Ellbogen auf den Tisch gestützt und in die

offene Hand das mächtige Haupt, das in der letzten Zeit merklich ergraut war. „Trink, Freund!" mahnte Vanning. „Oder sprich doch! Nicht dies Schweigen und in dich Hineingrübeln! Was denkst du nur jetzt wieder?"

„Immer dasselbe. Immer das Alte. Es ist zum wahnsinnig werden! Stets das eine muß ich denken: — oder vielmehr die eine Kette von Gedanken — Glied in Glied gefügt — unlösbar — und stets das Gleiche!" — „Und das ist?" — „Sie! — Wie sie, diese Heilige, ein Segen für alle andern Menschen, nur für mich zum Fluche lebt, zur Ursache all' meiner Verschuldung geworden ist! Wie schuldlos, freudig floß mein Leben hin, großer, edler Pläne voll für meines Volkes Heil und die eigne Ehre, — bis ich auf jenem Strohlager vor der Kirche zu Saint-Denis die rührende Gestalt erblickte. Fluch, Fluch dem Tag und der Stunde . . .! Und doch: — nein! Dank und Segen über ihr geliebtes Haupt! Aber um sie hab' ich das erste Blut in Raub und Totschlag vergossen, um sie zuerst mich mit Schuld befleckt. Und einmal vom Blut berauscht . . . schritt ich weiter darin, immer weiter! Valerius! Und Leodegar und Gairin und andere!"

„Haben's die Hunde nicht verdient?" rief Vanning und that einen kräftigen Trunk.

„Gewiß! — Aber ich hatte Wollust in der Rache, in der grausamen Tötung. Und wie viele Häupter ihrer Freunde rollten, den ihrigen nach, in den Sand! Waren alle schuldig? Und dann: — ich habe den Brand, den die Kleinleute entzündet, nicht gedämpft, wie ich gleich zu Anfang gekonnt, gesollt; ich habe diese Flammen geschürt und auf meine Feinde geschleudert, bis die Gluten stark genug wurden, weit über diese hinaus — gegen meinen Willen! — zu wüten; nun schlagen sie mir drohend über dem Haupt zusammen. Ach, seit meine eignen Schütz-

linge mich damals verraten, mich, der sie befreien wollte, in Ketten geworfen, hat ein böses Gift mein einst so gesundes, so unschuldig Blut verderbt. Menschenhaß, Rache, Zorn, Wut: — es sind üble Gesellen und Gehilfen! Wie der Reißewolf und der Blutigel und die Nachtfahre! — Und sie weichen nicht mehr aus meinen Gedanken am Tag und von meinem Traum und Pfühl des Nachts! Wohl kamen nochmal schöne Tage: die Ufer der Oise bei Compiegne und der Tannenbühl bei Laffaux! Aber jener unschuldige Königsknabe und sein Weib, — fällt nicht auch ihr Tod schwer in die Wagschale meiner Schuld? Das hatt' ich freilich nicht gewollt — oder doch nicht so gewollt; aber Ähnliches doch wohl! Und nun das Letzte, Ärgste! Der Dämon des Jähzorns, den ich gebändigt gewähnt hatte durch jahrelange Zucht, — er reißt sich plötzlich los: — und wieder ist sie es, die Geliebte, die Heilige meiner Seele, um welche ich die letzte ach! wie die erste Blutschuld auf mich lade: ein wackrer Mann, oft mein Kampfgenosse in Krieg und Rat, er fällt, ein Opfer meiner unsinnigen Wut. O viel würdiger war er ihrer Liebe!"

„Ja, es ist ein schweres Unheil," seufzte Vanning. „Aber du mußt es tragen, darfst nicht zusammenbrechen wie ein schuldbewußter Knabe. Auf dir ruht dieses Reich der Franken. Du mußt den Brand des Bürgerkriegs ersticken, du mußt jenen Pippin vollends unschädlich machen..." — „Pippin! Der Beneidenswerte! Der Mann ohne Falsch und Fehle, ohne Schuld und Makel! Und ich? Mir fluchen die Weiber, die Kinder im eigenen Land! Gestern hat mich aufs tiefste erschüttert — niedergestürzt — ein Kind! Du weißt, ich habe sie stets so gern gehabt. In Wasconien — in meiner guten Zeit! — liefen mir die Schwarzköpflein auf der Straße entgegen, so freundlich lachte ich

sie an. Gestern gehe ich über den Platz an der Basilika: ein Rudel Kinder spielt auf den Stufen: ich gehe auf sie zu, ich reiche dem kleinsten Mädchen die Hand, das will einschlagen: — da reißt es die ältere Schwester heftig hinweg und ruft: ‚Nicht! nicht! Lauft davon! Das ist ja der Bluteber: — Ebroin!‘ ‚Ebroin, der Mörder!‘ schreit eine zweite. ‚Ebroin! Der Gottverfluchte!‘ kreischen die andern und stieben auseinander wie die Tauben vor dem Habicht. O das hat weh gethan!“ Und er legte beide Arme vor sich auf den Tisch und das schwere Haupt darüber.

„Bah, die Priester haben dir das Volk verhetzt.“

„Wehe, daß sie Ursache haben! Ich forschte nach: — ich ließ die Mutter des einen Kindes ermitteln. Ach, die Kleinleute haben ihr Haus verbrannt, ihren Gatten gemordet. Und der Vater des zweiten? Ein Freund Gairins: — hingerichtet — nur, weil er ein Freund Gairins! Ah, all' das drückt mir Hirn und Herz zusammen, wie mit ehernen Gewichten.“

Seufzend stand Vanning auf: „Du bist krank, Freund.“ „Ja, an der Seele. Unheilbar!“ erwiderte Ebroin, sich ebenfalls erhebend. „Das darf nicht sein! Du mußt gesund sein und schaffen für das Reich. — Höre, die Söhne des . . . nun, des Verstorbenen — eben Hermengars — sind eingetroffen in Paris, ja in dem Lager.“ — „Sie wurden ja lang erwartet.“ — „Wohl, aber . . . jetzt? Hüte dich! Du weißt das Blut des Vaters zu rächen . . .“ — „Ist des Sohnes Pflicht. Wem sagst du das?“

„Drum eben! Sieh' dich vor! Mir ist, ich sah sie heute gegen Abend in einer dunkeln Gasse des Lagers beisammen stehen mit den Führern der Kleinleute, die . . .“ — „Sind mir freilich nicht mehr gewogen.“ — „Deshalb Vorsicht!“ — „Ei, soll ich, auf meine alten Tage, anfangen, mich zu fürchten?“ — „Biete den Hermengaringen Sühne: . . .

das Wergeld . . ." — „Sie nehmen's nicht. Haben recht. Ich nähm's auch nicht. Aber ich will ihnen Kampf antragen, allen beiden zugleich: das können sie füglich annehmen und dann . . . Gute Nacht! Ich bin müde, denkensmüde, lebensmüde. Ich will versuchen zu schlafen." — „Wo? In dem Gemach, — da hinter diesem offenen Saal?" — „Aber Vanning! Da draußen — siehst du die zwei Speere aus dem Nebel ragen? — wachen zwei meiner Lanzenträger. Und der beste Riegel ist mein Schwert: — es lehnt an meinem Bettpfosten. Gute Nacht." Und er zog die Hängeampel an ihrer Doppelschnur herab und blies das Licht aus. „Und überdies — die Königin ließ mir durch ihre Schwester sagen: sie bete jede Nacht für mich. Ist das nicht, wie wenn ein Engel Gottes Wache hielte an meinem Lager? Ach, aber freilich! Sie betet nur für meine arme Seele im Jenseits, nach dem Tode. Und es giebt weder einen Engel noch einen Gott im Himmel. Sonst wäre mein Haupt nicht so schwer belastet. Schlaf wohl!" Und schweren, langsamen Schrittes ging er in das Schlafgemach und ließ die Vorhänge in der Thür hinter sich zusammenrauschen.

Vanning sah ihm traurig nach: „Er ist geknickt! Ist er gebrochen? Ah, ich hoffe, nicht. Allein man muß für ihn wachen. Er ist allzu sorglos!" Er bog sich zum Fenster durch den vom Mond durchlichteten Nebel hinaus auf die Straße. „Zwar die Lanzenträger . . . ich kenne sie beide — Benniko und Beling — . . . sind treue Männer. Aber es kann doch nicht schaden."

Geräuschlos warf er seinen langen dunkeln Mantel dicht vor die Schwelle des Schlafgemachs, gürtete den Wehrgurt ab, zog die Klinge, legte sie neben sich auf die Schwelle, das Haupt auf den Mantel und schlief bald ein.

Auch daß da jenseit der Vorhänge Ebroin im Fiebertraum abgerissene Worte sprach, störte ihn nicht.

Bald nach Mitternacht huschten von der Straße her die Eingangstufen hinauf zwei Männer; die beiden Wachen auf der obersten Stufe, links und rechts von der Thüre, rührten sich nicht, als jene die angelehnte Pforte erreicht hatten.

„Nur keine Furcht," flüsterte der eine Lanzenträger. „Sein Schwertgriff ist mit der Scheide an den Bettpfahl festgeschnürt," fügte der zweite bei. Zwei leise Schritte: die Ankömmlinge standen in dem Saal, den das Mondlicht ganz erfüllte. „Halt! Es liegt ein Mann auf der Schwelle." — „Er schläft." Und beide zückten die Waffen, der eine ein gotisch Schwert, der andre eine bretonische Streitaxt. „Nein, er schläft nicht!" schrie Vanning aufspringend. „Flieh, Ebroin! Mörder! Rette dich! Zu Hilfe, Wachen!" Er stieß den einen der Angreifer — den mit der Streitaxt — nieder: aber im selben Augenblick durchbohrte ihm der andere das Herz und sprang durch die Vorhänge in das Schlafgemach.

Wohl mühte sich Ebroin, durch den Schrei Vannings jäh geweckt, mit aller Kraft, aber doch vergeblich, das siebenfach mit dem Griff an den Bettpfahl gebundene Schwert loszumachen oder die Klinge zu ziehen: und während dieser verzweifelten Anstrengung traf ihn ein Stoß in den rechten Arm: aber er ließ nun das Schwert, ergriff mit der Linken den vor dem Bette stehenden schweren Fußschemel von Eichenholz, wehrte mit diesem die Stiche des Angreifers ab und schmetterte zuweilen wuchtige Hiebe auf dessen Haupt und Arm.

„Horch, du! Der wehrt sich," flüsterte der Brandhahn

draußen. „Das dauert zu lang,“ grollte der Reißewolf. „Kommt er durch, sind wir Wächter verloren.“ — „Rasch! Hinein!“ Beide stürmten in das Haus mit geschwungenen Speeren — über Vannings Leiche — in das Schlafgemach. Ein Lanzenstich lähmte Ebroins linken Arm, er ließ den Schemel fallen. Nun stieß Hermenfred zu: „Das schickt dir mein Vater,“ rief er. „Und das das Volk der Franken!“ sprach der Brandhahn.

„Und das der Stand der Kleinleute!“ flüsterte der Reißewolf. Das traf ins Herz. „O Balthildis!“ stöhnte er noch und stürzte rücklings tot auf das Lager.

XIII.

Sorgenvoll saß auf der obersten Stufe der Freitreppe seines Landhauses Victoriaca an der Mosel bei Trier Graf Pippin und sah dem Gleiten des Flusses im Abendscheine zu.

Noch immer trug er den Schwertarm in der Binde; die Wunde schien noch zu schmerzen: denn zuweilen langte er mit der Linken darauf.

Neben ihm stand sein Oheim, der Bischof Chlodulf von Metz, der ihm die Hand auf die Schulter legte und wohl eben ermutigend zugesprochen hatte.

„Gewiß,“ erwiderte Pippin, „du hast recht. Und weit weise ich von mir alle Verzagtheit. Mein erster Anlauf ist mißglückt, meine erste Schlacht ward eine Niederlage: aber das entmutigt mich nicht. Wir Arnulfingen sind ein zäh' Geschlecht: auch unsern Ahnen mißlangen die ersten Schritte, allein Ausdauer führte sie zum Sieg.“ „Und

Gottvertrauen," mahnte der Bischof. „Ja, volles Gottvertrauen! Nicht eine Stunde könnte ich leben ohne das. Gott ist allwissend: so weiß er auch, daß ich nichts für mich begehre, nur das Wohl dieses armen, kampfzerrissenen Frankenreichs suche." — „Und auch dessen Heil nur mit reinen Mitteln, auf gerechten Wegen . . ." — „Die Gott wohlgefällig sind wie der Zweck. Das ist es, siehst du, was mich oft staunen macht bei den Geschicken meines Nebenbuhlers, — meines Überwinders! — dieses gewaltigen Ebroin: wohl glaub' ich — weiß ich! — von ihm, daß auch er des Reiches Heil anstrebt: — wie er es eben sich vorstellt! — Aber er schreitet zu seinen Zielen auf blutigen Wegen, mit freveln Mitteln: und siehe da, der Himmel, der mich hemmt auf meinen gerechten Pfaden, — ihm wirft er Kranz auf Kranz auf den Helm. Ach, wie lange noch? Ich gestehe, nur ungern, zögernd, greife ich gegen ihn nochmals zu den Waffen, das Werk meines Lebens durchzukämpfen: die Vereinung des ganzen Frankenreiches unter austrasischer Herrschaft: solang jener böse, aber eherne Held das Schwert schwingt, das uns so schwer getroffen hat dort bei Laffaux, ist's ein harter Entschluß! Und wir sind in den gleichen Jahren: — leicht mag geschehn, daß er mich überlebt. Und wer ist dann der Erbe meiner Macht, meiner Gedanken? Ein Knabe!"

„Ergieb dich in Geduld in die Fügungen des Herrn. Wie leicht mag er jenen blutigen Eber fällen in der Vollblüte seiner Kraft und seiner Sünden! Und dein Knabe, Karl, — mir ist, in ihm hat Gott unser Haus und unser ganzes Volk gesegnet: so kühn, so rasch und bei so jungen Jahren — kaum sechzehn — schon so klug. Sieh, da kommt er — von der Metzer Straße her — in den Hof gesprengt auf seinem weißen Rößlein! Wie ihm das goldne Haar das junge Haupt umfliegt! Ei, wie eilig

hat er's gehabt! Wie seine roten Wangen glühn! Schon eilt er die Stufen herauf."

„Vater," rief der schöne Knabe atemlos, schon auf der untersten Stufe. „Vater, ich heische Botenlohn. Ich bringe frohe, große Kunde." Hier mußte er innehalten, der Atem versagte ihm. „Was ist geschehn?" — „Was bringst du?" So fragten Vater und Großohm zugleich.

„Tot liegt Ebroin, der grimme Eber! Zuverlässige Boten meldeten's nach Metz." — „Tot?" — „Gestorben?" — „Erschlagen: von Bluträchern, von den Söhnen Hermengars, und verraten von seinen eigenen Kleinleuten. Sie sind ohne Führer da drüben, völlig uneins. Zwei, drei Hausmeier bekämpfen sich um das Erbe der Macht!"

„Ebroin tot?" rief Pippin, aufspringend von dem Stuhl. „Das ist der Ruf des Herrn! Auf, Oheim, rasch, Karl, versammelt alle Reiter dieses Hofes: sie sollen als meine Boten davonjagen. Aufbieten sollen sie den Heerbann von ganz Austrasien! Die Stunde kam! Wir ziehn zu Feld! Nun gilt's, das Frankenreich emporzuziehn durch diese Hand."

„Vater, Vater, aber ich darf diesmal mit!"

„Ja," lächelte der, „du und dein Hämmerlein, — ihr dürft fortan immer mit!" — „Hei, dann geht's besser, du sollst sehn, als bei Laffaux." „Du aber, Bischof," fuhr Pippin feierlich fort, „ich bitte dich: du segne dies, mein Schwert." Und er kniete nieder, zog das Schwert und hielt die nackte Klinge vor sich hin.

„Ich segne und ich weihe diese Waffe! Ich segne sie mit Sieg: höre mich, Gott: so wahr Pippin, der Selbstsucht bar, nur das Heil des Frankenreiches sucht, so sicher sende ihm den Sieg."

„Amen!" sprach Pippin aufspringend und das Schwert in die Scheide stoßend. „Ich falle oder ich vereine wieder

die hadernden Reiche.“ „Und wohin, Vater?“ fragte der junge Karl, „wohin sollen die Heerbanne ziehen, die Aufgebote eilen? Wohin zielt dein Stoß?“ Pippin sann eine Weile. „Nach Tertri. Denn ich vernahm zuletzt, König Theuderich und sein Hof lagert bei Tertri. Den Königsknaben muß ich haben, in seinem Namen zu herrschen: aus seinem geschlagnen Heere greif' ich ihn heraus. Auf, Karl, mein Sohn! Laß die Hörner schmettern. Auf! Nach Tertri geht der Zug! Und der Herr Christus zieht mit uns!“

Merowingische Stammtafel.

Chlothachar I.

Chilperich I. — Fredigundis

Chlothachar II.

Nantechild — Dagobert I. — Ragnetrud

Balthildis — Chlodovech II. Sigibert III.

Chlothachar III. Childerich II. Theuderich III. Dagobert II.

Arnulfingische Stammtafel.

Arnulf von Metz Pippin

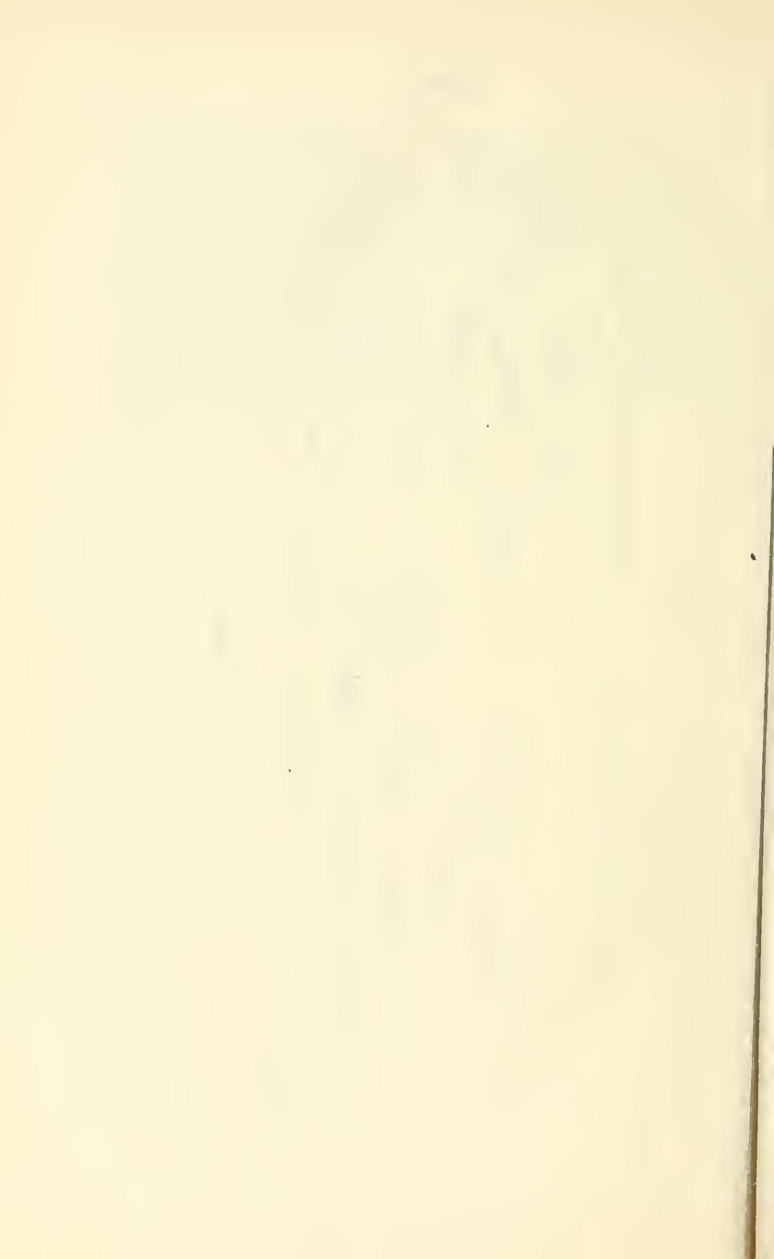
Chlodulf Adalgisil — Begga Grimoald

Albhaid — Pippin Childibert

Karl der Hammer

König Pippin

Karl der Große.



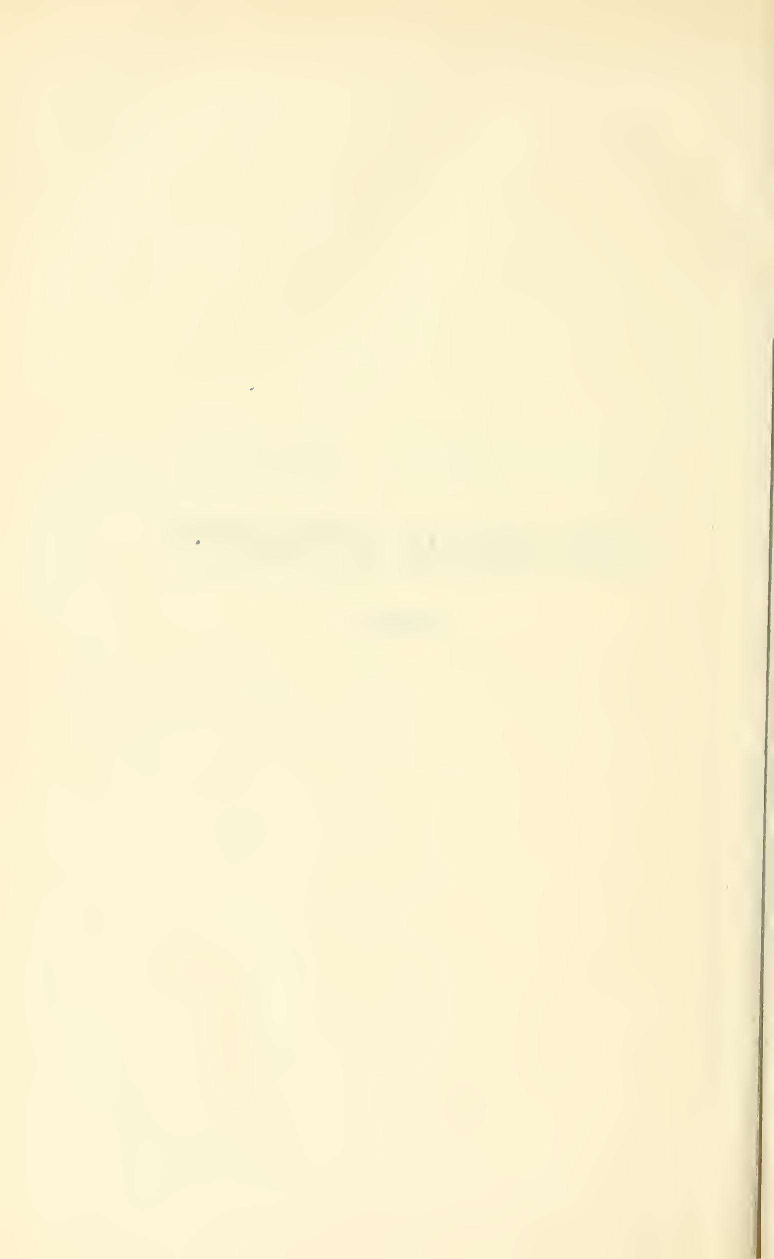
Kämpfende Herzen.

Vier Erzählungen.

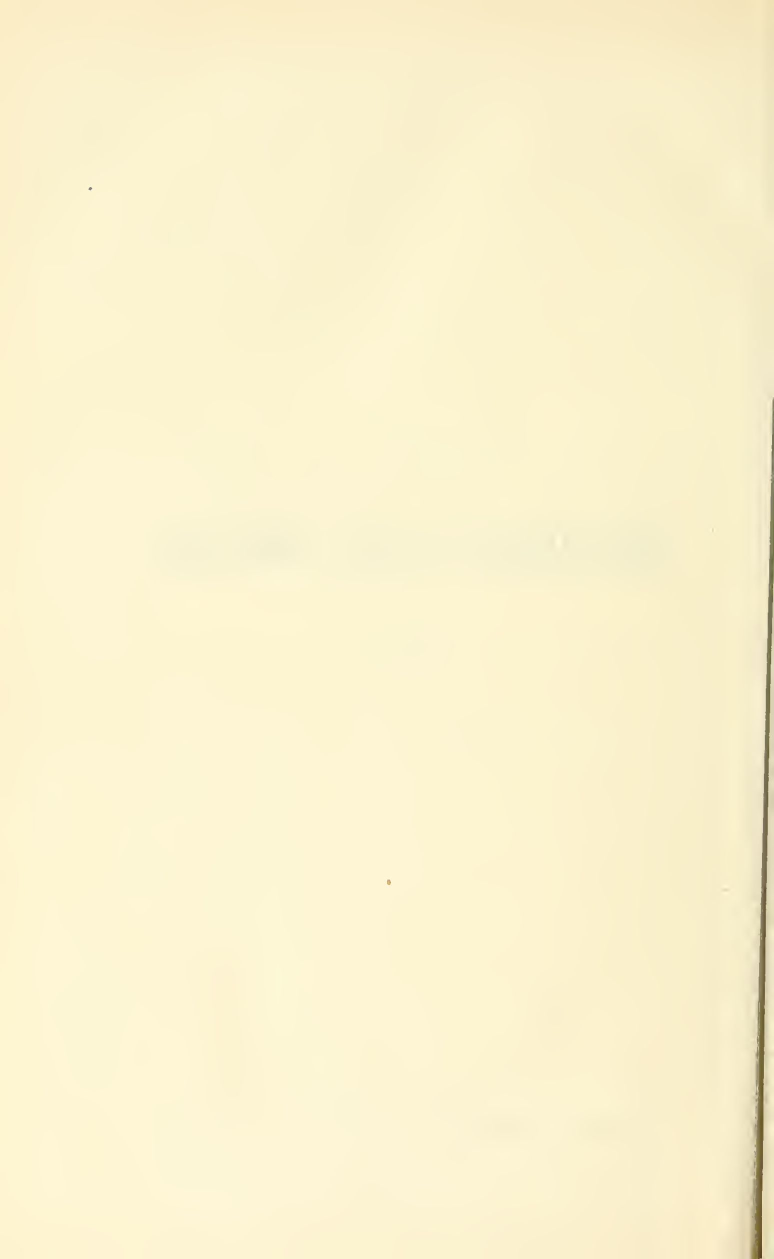
Reinhart und Fatme (1854). — Aus der Vendée (1855). — Ernst und Frank (1856). — Bhüat Gott auf die längere Zeit (1870).

Frau Johanna Stuttgardter

zugeeignet.



Reinhart und Rafne.



Erstes Kapitel.

Der Überfall.

— „Was giebt's hier? — Deutsche Hiebe!"
Fiesko.

Wenige Tagereisen hinter Antiochia, da, wo die letzten Ausläufer des Gebirges sich in die große syrische Sandebene verlieren, liegen einander zwei kleine Hügel in naher Nachbarschaft gegenüber, so daß sie eine Art Engpaß bilden, der von den Arabern der Umgegend ‚die Pforte der Wüste' genannt wird. Der heiße Atem dieser nachbarlichen Wüste läßt keinen saftigen Pflanzenwuchs dort aufkommen; nur die begnügsamen zähen Stauden des syrischen Heidekrauts überziehen die Höhen.

Eine schlanke Cederpalme ragt einsam auf des steileren Hügels Gipfel, ihre plastische Gestalt scharf abzeichnend in dem hellen fast immer blauen Himmel und nur manchmal träumerisch die gefiederten Blätter im Winde leise bewegend.

Hinter diesem Hügel lagerte eine Schar von etwa fünfzig Gewaffneten, lauernd und sorgfältig verhütend, daß die Spitzen ihrer Speere oder ihre hellen Helme über die bergende Erhöhung hinaus blitzten. Wann einer der Reisigen dies versah, ward er rasch und kräftig von einem der drei Ritter, die den Zug führten, zur Vorsicht gemahnt. Das

33*

rote Kreuz auf der linken Schulter ihrer Waffenröcke bezeichnete sie als zu dem Heere gehörig, das unter dem frommen Gottfried soeben Antiochien erobert, die zu spät eingetroffenen Entsatztruppen des türkischen Feldherrn Korboga geschlagen und nun unter schweren Leiden den Zug durch die Wüste nach seinem heiligen Ziel angetreten hatte.

Nur mühevoll und äußerst langsam konnten die ‚Franken', unkundig des Weges, ungewohnt des Klimas und der Wüstenfahrt, im feindlichen Land, überall von den kühnen und schlauen Feinden umschwärmt, vorrücken.

Schon viele Tausende der Kreuzfahrer waren auf dem kurzen Wege von Antiochia den Beschwerden des Zuges und den Listen der Araber erlegen. Beutesucht, Abenteuerlust und ungemessener Kampfdurst verleiteten gar oft die Ritter, sich in kleinen Zügen von der Straße des Hauptheeres hinweg in das Innere des Landes zu wagen und selten, fast nie kamen diese Streifzügler glücklich ins Lager zurück; sie ließen sich von verstellter Flucht der saracenischen Reiter oder von scheinbar günstiger Beutegelegenheit weit von dem Heere hinweglocken, bis sie, in einen Hinterhalt der überlegenen Feinde geraten, kläglich und ohne Nutzen für den großen Zweck des Zuges untergingen. Die Macht der Christen schmolz täglich mehr zusammen und drohte, tropfenweise zu verbluten.

Deshalb verbot der Herzog von Lothringen, der ohnehin seine liebe Not hatte, das aus den trotzigen, hochmütigen Edelleuten so vieler Völker locker zusammengefügte Heer nur einigermaßen in Frieden beisammenzuhalten, diese vereinzelten Streifzüge der Ritter aufs strengste. Er hatte sogar ein von allen Fürsten des Heeres beschworenes Kriegsgesetz erwirkt, daß jeden der Tod treffen solle, der auf eigene Faust von dem Zuge des Heeres sich entferne.

Allein auch diese blutige Drohung schreckte die kampflustigen Ritter nicht ab; sie wußten, daß im Fall ihrer glücklichen Wiederkehr mit Sieg und Beute die Strafvollziehung an der allgemeinen Gesinnung des Heeres kräftigem Widerstand begegnete.

So war auch dieser Streifzug ohne Wissen und Willen des Oberfeldherrn unternommen worden. Vor einigen Tagen war ein arabischer Überläufer zum Christenheer geflohen und hatte dort die deutschen Ritter, auf deren Abteilung er zufällig gestoßen war, aufgefordert, einen alten Emir, der aus der von den Franken beherrschten Nähe von Antiochien mit einer reizenden Tochter und mit vielen reichen Schätzen auf Kamelen durch die Wüste in das Innere der Gebirge flüchten wolle, auf seinem Zug zu überfallen; die Schilderungen, die er von der Beute machte, hatten bald Teilnehmer für das Abenteuer gewonnen und Mustapha selbst erbot sich, sie an den besten, gelegensten Ort zu führen. Er war es auch, der mit der größten Ungeduld immer wieder hinter dem Stamme der Palme hervor nach der Richtung spähte, in der man die Karawane erwartete.

Die drei Ritter lagen auf ihren Mänteln in dem Schatten, den ihre gesattelt und gezäumt harrenden Rosse warfen, die mit wenig Behagen die trockenen Ranken des Heidekrautes benagten.

Der älteste unter jenen, ein stämmiger Westfale mit trunkgerötetem Antlitz und feistem Wanst, der am meisten unter der glühenden Hitze des arabischen Mittags zu leiden schien, war in Schlaf verfallen und schnarchte gewaltig.

Der jüngste dagegen, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, lag in sinnender Betrachtung seiner kunstvoll und reich gestickten himmelblauen Schärpe, deren goldene Fransen

er langsam durch die Finger gleiten ließ. Mit einem fast schüchternen Blick schaute er um sich: als er sich unbeachtet sah, preßte er die Stickerei rasch an die Lippen und strich sich dann, wie in träumerischer Weltvergessenheit, die hellen blonden Locken aus dem Gesicht, die ihm in langen Ringen bis auf die Schulter wallten.

Der dritte, ein Jüngling von etwa fünfundzwanzig Jahren, dem sein schlanker Wuchs und das kurzlockige kastanienbraune Haar ein kühnes Ansehen gaben, das der feurige Blick des dunkeln Auges verstärkte, schien die Ungeduld des arabischen Spähers oben auf dem Hügel am lebhaftesten zu teilen. Sein Anzug war nicht so zierlich wie der des jüngsten, und mehr kriegerisch knapp als der des ältesten seiner Genossen. Er griff bald an das Schwert in der Scheide, bald an den Dolch im Gurt und rief endlich, indem er klirrend aufsprang und auf einen fern am Horizont auftauchenden Schatten hinwies: „Sie kommen!"

Auf dies Wort geriet die ganze Schar in Bewegung; die Gelagerten richteten sich auf und ergriffen ihre Waffen, Mustapha aber eilte von dem Hügel herunter, winkte ihnen, innezuhalten, und warf sich auf die Erde, das Ohr fest auf den trockenen Sand pressend. Nach kurzem Lauschen sprang er auf und rief, die Gefährten beschwichtigend: „Sie sind es nicht!"

„Wie?" rief der mittelste der Ritter, der schon im Sattel seines Brabanter Rappen saß. „Ich sah deutlich flüchtige Schatten vieler Gestalten im Norden auftauchen — da, ich sehe sie noch dahinschweben." — „Es ist ein Rudel flüchtiger Gazellen. Ich habe ihren leichten Galoppsprung deutlich erkannt: das ist nicht der gleichmäßige Schritt des Kamels der Karawane. Der Wüstensand trägt die Erschütterung so weit — es sind aufgeschreckte

Gazellen! Seht, der Schattenzug nimmt seine Richtung seitwärts, nicht hierher. Doch vielleicht sind sie die Vorboten des Zuges, der sie aufgescheucht haben mag." „Plagt dich der üble Höllenwirt, Reinhart!" schrie der dicke Westfale dem jungen Ritter zu, der mißmutig von seinem Tiere sprang, „daß du ehrliche Leute aus ihrem Mittagsschlaf aufschreckst mit deiner thörichten Kinderfreude auf harte Hiebe? Ach, mir träumte so schön! Ich lag im tiefsten Altkeller meines Schlosses bei Paderborn unter dem Spundloch des edelsten Fasses und sperrte den Rachen auf und ließ mir den vollen Strahl Rheinwein in die Gurgel rinnen. Und du weckst mich auf zur Glut dieses ausgetrockneten heidnischen Backofens." „Mich wundert schon lange, Herebrant, wie Ihr dazu gekommen seid, das Kreuz zu nehmen," entgegnete lachend der Gescholtene. „Was hat Euch hinter Euren alten Rheinweinfässern hervorzutreiben vermocht?" Das rote lustige Gesicht Herebrants legte sich plötzlich in finstere Falten, er schlug ein ungeschlachtes Kreuz, daß sein Harnisch klirrte und murmelte dabei: „Stauf, das verstehst du nicht. In deinem Alter, du junger Schlagetot, und bei deinem heißen Blut bedurfte es freilich nichts als dir zu sagen: ‚die Damascenersäbel der Araber sind schärfer als unsere blauen Kölner Klingen,' um dir die Haut zu kitzeln und dich vom Rhein an den Jordan zu treiben. Ich aber," fuhr er ernster fort, „ich bin hier ins gelobte Land gezogen, — es ist eigentlich recht und billig, daß Ihr's wißt, damit Ihr mich danach mögt lieb behalten oder laufen lassen — ich bin hier, weil ich ein Pfäfflein erschlagen habe!" Reinhart blieb ruhig bei diesen Worten und warf nur einen raschen Blick seiner dunklen Augen auf Herebrant. Der Blondlockige aber fuhr einen Schritt zurück und rief: „Wie? Herebrant von Tiefentrunk ein Mörder?" — „Mord?

Nein, bei Sankt Hubertus, beruhige dein blondes, bleichsüchtiges Gewissen, Arnold von Lichtenau! Ich brauchte dem Kerl nicht von hinten zu kommen, der um den Bauch nicht so dick war als ich um den Hals. Kein Mord, ehrlicher Totschlag in ehrlichem Zorn und Rausch. Zudem — es liegt bei uns im Blut. Bin ich doch nicht der Namengeber des Hauses Tiefentrunk: — ich muß trinken, weil meine Väter getrunken haben. Hätte mein Vater dem feurigen Hubertusberger nicht so zugesprochen, — das Pfäfflein möchte heute noch leben und Messe singen und ich säße nicht unter dem Palmbaum der Wüste." „Wie seid Ihr zu dem Unglück gekommen?" fragte Arnold noch immer befremdet. „Ei, in Hitze und Hast, dem bösen Gast. Ich lag zu Paderborn in der Stadt, das Pfingstfest dort zu feiern. Heiß glühte die Sommersonne auf die alten Dächer, ich floh mit ein paar Gesellen in den kühlen luftigen Keller des Bischofs; am Samstag vor Pfingsten stiegen wir hinunter und nicht mehr vom Fleck gerührt bis die Feiertage schier um waren; wir haben Messe vertrunken und Hochamt. Da kam am Pfingstmontag Abend der Burgpfaff von Paderborn und wollte uns aufstöbern, schalt uns und schmähte, und meinte, wir sollten wenigstens jetzt noch die Vesper hören. Wir blieben sitzen, lachten und tranken; ich wies auf ein riesig Altfaß von köstlichem Hubertus und sagte: ‚Pfäfflein, bis das Faß nicht leer ist, rühr' ich mich nicht vom Fleck, und ob alle himmlischen Heerscharen Vesper sängen in Paderborn.' Da ward das kleine Männlein ganz zornig und schrie: ‚Fahr aus, du Weinteufel!' und denkt euch! sprang auf das Faß zu und riß den Spundhahn heraus, daß der edle Saft armsdick auf die Kellersteine schoß; das zürnte mich mächtig, daß der Tropf die gute Gottesgabe so vergeudete; und der Wein von den drei Tagen ward auch heiß in

meinem Kopf, und ich warf dem Pfäfflein den steinernen Humpen an die Schläfe, daß es hinfiel und nicht mehr aufstand. Mir that's leid, sowie's geschehen: denn es war ein gar frommer und gelehrter Herr.

Meine Freunde aber rissen mich herauf in den Hof und gaben mir einen Gaul, und ich jagte durch die Stadt, die Meßkrämer rührten die Blutglocke, die Weiber warfen mir, als ich über den Markt sprengte, ihre Töpfe nach und alle Straßenjungen und alle Hündlein von Paderborn sprangen schreiend und bellend hinter mir drein. Aber ich spornte mein Rößlein und jagte zum Petersthor hinaus, ehe der Wärtel das Fallgitter herabwerfen konnte, und fort auf meine Burg.

Der Herzog in Sachsen nun hatte nicht viel Aufhebens gemacht von der Sache, wie er denn ein ritterlicher und gerechter Herr ist. Aber unsere heilige Mutter, die Kirche, und die Herren von der Tonsur, die gaben nicht nach; sie luden mich nach Paderborn dreimal und als ich natürlich nicht kam, da ruhten sie nicht, bis ich in des Reiches Acht und Aberacht lag und mit ihrem Kirchenbann gaben sie der Suppe das Salz. Und dauerte nicht lang, lagen die Achthelfer zu dreihundert Mann, lauter Bürger von Paderborn, vor meiner guten Burg, und wollten mich heraustreiben mit Feuer und Schwert, wie man den alten Fuchs aus seinem Bau brennt, und der fromme Bischof von Paderborn trieb selbst seine Beichtkinder zum Sturm auf meine morschen Wälle und ritt ihnen voran, den Psalter in der Linken und den Streitkolben in der Rechten. Da ging's uns nachgerade hart, mir und den Meinen; wir hatten nichts mehr zu beißen als unsere Lederwämser und nichts zu trinken als Cisternenwasser. — Pfui Teufel! — Und konnte mich doch nicht ergeben an die Kittelschneider von Paderborn. Da, zu meinem Glück, ging durch alles Land

das Geschrei vom heiligen Grab und seiner Not und wie Papst und Kaiser Bann und Acht lösten, wenn einer gegen die Heiden zöge nach Morgenland. Da nahm ich mit meinen Gesellen das Kreuz. Und der Bischof ließ mich ziehen mit seinem Segen. Doch mußte ich vorher mein Schloß und Gut mit Wasser und Weide, mit Wunn und Wald, mit Höfen und Hufen Unserer Lieben Frau zu Paderborn für den Fall meines Todes im Morgenlande verschreiben; und der dürre Saracene, der mich einmal auf seine Lanze spießt, der ahnt nicht, daß er sich den Dank des Marienstifts in Alt-Paderborn daheim erwirbt." „Alter Freund," sprach Reinhart und schritt auf ihn zu, „du bist mir nicht minder wert ob deines Unglücks; mir ist, dergleichen könnte jedem von uns begegnen. Aber das schwöre ich dir, du ehrliche Haut: der Heide, der dich totschlägt, erschlägt auch mich — oder ich ihn." Er schüttelte ihm die Hand.

Herebrant war gerührt: „Gott lohn' dir deine Treu', du wackrer Junge." Auch Arnold trat hinzu: „Verzeiht mir, Tiefentrunk: ich will Euch wohl, wenn ich auch Eure Art nicht verstehe und nicht teile; ich bin von anderem Stoff als ihr beiden." „Oho," lachte der Alte, „Reinhart wird sie nicht Wort haben wollen, die Ähnlichkeit mit mir, der junge Wanderfalk mit mir alten Rohrdommel. Du bist ein guter Bursch, aber noch gar jung; und die verfluchte Verliebtheit, die macht dich gar zu fein; willst immer hübsch gelinde fahren in dieser harten Welt und weißt noch nicht recht, was für ein starkes Ding das Blut ist im Menschen. Wie kamst du in deinen jungen Tagen schon soweit vom Nest? Bist ja kaum flügge." Der Jüngling errötete, er schien, unentschlossen, zu bedenken, ob er auf die Frage Auskunft geben solle. Endlich strich er mit einer anmutigen Bewegung die gelben Locken aus der Stirn und begann: „Und warum auch ihr Freunde, solltet ihr

nicht wissen, was mein Herz bewegt? Ich denke, meine Aufrichtigkeit soll mir nicht schaden, sie soll mir nützen in eurer Meinung; ihr werdet es hinfort leichter begreifen und entschuldigen, wenn ich träumerisch bin und achtlos meiner Umgebung. In wenigen Worten ist mein Los erzählt: mich führte die fromme Pflicht der Liebe her.

Vom Knaben auf liebte ich die Gespielin meiner Kindheit, das holdseligste Mädchen des blühenden Frankenlandes, Anna von Rineck; nachbarlich grüßten sich die Burgen unserer Väter; doch ach, unsere Herzen trennte ein unzerbrechlicher Riegel: ein Gelübde, wodurch Annas Mutter in tödlichen Geburtsschmerzen ihr Kind der heiligen Anna verlobte, wenn diese durch ihre mächtige Hand beider Leben erhalten wollte; Mutter und Kind genasen aus der Gefahr und Anna ward dem Kloster geweiht; vergebens alle Bemühungen unserer Eltern, die unsere Liebe entdeckten und mit Freude billigten, die geistlichen Bande zu lösen. Die Äbtissin wies jeden Loskauf zurück und bestand auf Erfüllung des Gelübdes; schon war Annas achtzehnter Geburtstag nahe herangekommen, der Tag, der ihr Haupt mit dem Schleier umhüllen, — sie meinen Augen auf ewig entziehen sollte. Da drang auch in unsere grünen Hügel die Predigt von dem heiligen Grab und wie der heilige Vater zu Rom Dispens und Ablaß jedem spende, der da pilgern wollt' ins Morgenland und mit den Saracenen kämpfen. Wir trugen dem Generallegaten des Papstes den Fall jenes Gelübdes vor, er schrieb nach Rom und bald kam der Bescheid zurück: ‚Die heilige Anna verzichtet auf ihr Recht zu gunsten des Heilands und seines Grabes. Der Jüngling ziehe ins Morgenland und lege die blonde Stirnlocke seiner Geliebten auf das befreite Grab zu Jerusalem. Damit sei das Gelübde gelöst und er kehre heim und freie seine Braut; diese aber harre seiner im Sankt

Annakloster und fällt er im Morgenland, so muß sie ihr Gelübde erfüllen und beider Erbe verfällt dem Stift. —'

Der Kaiser erließ mir die fehlenden Jahre, er schlug mich zum Ritter und so brach ich auf ins Morgenland; in diese blaue Schärpe eingenäht trag' ich die heilige Locke der Geliebten; und ihr werdet nun die stille Sehnsucht mir vergeben, die mich so oft beschleicht; viel teure Augen härmen sich um mich daheim, und es ist billig, daß ich den Seufzern Antwort gebe, die jeder Abendwind mir aus dem fernen Franken bringt."

„Armer Junge!" sprach Herebrant, ihm die Hand reichend. „An Eurer Stelle," lachte Reinhart, „hätte ich die blonde Anna zuerst gefreit und erst nach der Hochzeit mich auf die lange Reise gemacht." „Man sieht, Stauf," erwiderte Arnold verletzt, „daß Ihr das Wesen der echten Minne nicht kennt. Sonst wüßtet Ihr, daß es mich selig macht, eine Probezeit opfernder Entsagung zu bestehen; nun und nimmer kann ja sündiger Mann wie wir die Liebe reiner Frauen verdienen. Und wird sie auch niemals mein, — ich weiß, sie liebt mich: mein war der erste Dufthauch ihrer aufgeknospten Seele: — gleichviel, ob ich die Blume pflücke oder nicht, — für mich hat sie geblüht, das ist mir genug. Doch was red' ich zu Euch! Ich weiß, Ihr verachtet die Frauen und hasset die Minne."

„Ich pflege nicht zu verachten und zu hassen, was ich nicht kenne und niemals kennen lernen will!" sagte Reinhart kurz und wandte sich von den Genossen, wieder seinen Späherplatz unter der Palme einnehmend. „Oho," rief ihm Herebrant nach, „nur nichts verschwören, du wilder Falk. Du findest auch noch die weiche, weiße Hand, die dich kirre macht und dir das stolze Flügelschlagen abgewöhnt. Die Minne ist der Engpaß, durch den jeder muß, der ein echter Mann werden will. Man muß nur nicht

drin stecken bleiben, wie unser Freund Arnold. Sie ist eine Kinderkrankheit, über die man lachen darf, wenn man sie bestanden hat, wie ich; du jedoch, du hast kein Recht, darüber zu lachen; in deinen dunkeln Augen schläft ein Funke, der giebt einen Höllenbrand, wird er entzündet. Aber sprich: weshalb hast du den rauschenden Rhein vertauscht mit dem schleichenden Jordan?" Reinhart achtete der Frage nicht: — er sah, die gepanzerten Arme auf der Brust gekreuzt, scharf nach dem Feinde aus. „Ich will's euch sagen, ihr Herren," sprach der alte Knappe, der bisher schweigend dem Gespräch der drei Ritter gelauscht und nun näher kam; „ich will's euch nur sagen. Denn von meinem stolzen Eisensohn da oben erfahrt ihr doch nichts. Er liebt die Worte nicht." — „Aber Ihr liebt sie desto mehr, Gottschalk, wenn Ihr von Eurem jungen Herrn reden könnt! Nun, nur zu, lobt ihn nur. Denn bei Euch ist von ihm sprechen und ihn loben eins." „Bin nicht der einzige darin, Ritter Herebrant," schmunzelte der Alte. „Niemand sucht die Gunst der Menschen weniger, als mein Reinhart und niemand findet sie so reich auf allen seinen Wegen. Aber er verdient es auch, mein Reinhart mit seinem goldigen Herzen! Keiner kennt ihn so wie ich; ich habe ihn erzogen von klein auf, ich habe ihm den ersten Pfeil geschnitzt, habe ihn zuerst mit heimlich aufs Pferd gesetzt und zur Jagd geführt ohne Wissen der seligen Gräfin. War eine schöne Frau, die Gräfin. Ich sehe es noch heute, wie Graf Stauf, der tapfere Ghibelline, für Kaiser Heinrich Piacenza eroberte, das die zähen Colonnas, die stolzen Guelphen, drei Monate lang verteidigt hatten. Nachdem der alte Colonna bei einem Ausfall erschlagen worden, führte seine zwanzigjährige Tochter Fiammetta die Belagerten; und als wir endlich die Mauern erstiegen, fand sie Graf Stauf auf dem höchsten Turm mit Banner

und Schwert. Er entriß ihr die Waffen und nahm sie gefangen. Acht Wochen später war sie sein Weib und saß am blauen Rhein auf Staufenberg. Von ihr hat unser Reinhart das dunkle Haar und das heiße Blut. Sie erzog ihn allein, denn den Vater verlor er früh. Von ihm hat er das weiche Herz, — das Gemüt wie ein Kind. Aber das trotzige, welsche Blut schämt sich der guten, milden Art, er will nichts hören von seiner eigenen Empfindung, er stellt sich böser und härter als er ist. Nur gegen die Weiber, — da ist er wirklich spröd und hart; hat aber auch seinen guten Grund: hat ihm noch keine von unseren helllockigen Edelfräulein gefallen wollen. Die Mutter drängte ihn oft schon zur Freite, weil sie dachte, ein holdes Weib würde ihn am leichtesten zu Hause halten und ihm die feurige Kriegslust austreiben, die ihn alle Fehden vom ganzen Reich mitfechten hieß, die ihn gar nichts angingen. Aber wann er heimkam von den Festspielen und Turnieren, wo gar manches schöne Auge den spröden Eisenritter verfolgte, der allein keiner Dame Farben und Schärpe trug und der so oft den Siegesdank mit ruhigem Herzen aus einer zitternden Fräuleinshand nahm, — wann er da heimkehrte und ihn die Mutter fragend ansah, da schüttelte er stolz die krausen Locken und wies auf die nachtlockigen Italienerinnen, die in dem Ahnensaal des Schlosses hängen, die weibliche Sippe seiner Mutter, von welschen Meistern mit glühenden Farben auf Goldgrund oder Elfenbein gar prachtvoll gemalt, weit schöner als unsere Meister es können zu Mainz; auf diese schwarzen Dominä wies er und lachte: ‚Ehe nicht eine unter diesen heruntersteigt von der Wand, siehst du keine Schwiegertochter, Mutter! Mir ist, diese Wachsgebilde aus dem Elsaß und aus Schwaben müßten zerschmelzen bei meinem ersten Kuß. Sie langweilen mich mit ihren Taubenseelen.‘

Und dann mußte ihm die Mutter erzählen von ihren Gespielinnen, den dunklen Schönen von Welschland, und ihrer glühenden Minne, wie sie wandeln unter Lorbeern, Myrten und Palmen. Die gute Frau, sie sollte gar keine Tochter begrüßen! Als sie gestorben war, stürzte sich Reinhart von Fehde zu Fehde, den Schmerz um die heißgeliebte Mutter zu vergessen. Und als in Deutschland überall Friede war, zogen wir über die Alpen, den Ghibellinen dort drüben zu helfen gegen den guelphischen Papst; wir kamen bis vor Rom am gelben Tiber, und schon freute sich Reinhart auf einen frischen Sturm gegen die Engelsburg, da erscholl die Kunde vom heiligen Grab und von der Pflicht aller Christenritter, dem Heiland zu helfen aus der heidnischen Gefangenschaft. Flugs schlossen die Ghibellinen Frieden, und wir knieten vor dem heiligen Vater, den wir mit Feuer und Schwert zu bekämpfen gekommen waren, und ließen uns das rote Kreuz anheften und zogen ins Morgenland, bloß deshalb, weil es daheim keinen Krieg mehr giebt und keine lustige Hantierung mit Schwert und Lanze." „Nun," meinte Herebrant, „wenn ihr der Streiche halber gekommen seid — da seid ihr nicht fehlgegangen. Denn diese Heiden, — sie mögen unrichtig beten, aber sie schlagen sich ganz richtig. Doch zu dieser heutigen Abenteuerfahrt hat deinen spröden Reinhart nicht die Kampflust allein getrieben." — „Was denn sonst?" — „Als der Heide zu unseren Zelten kam — Gott verdamm' ihn, daß er uns soweit in diese Glühhitze geführt hat, der letzte Schluck aus meinem Schlauch geht zu Ende! — und uns soviel von den blitzenden Juwelen und dem roten Golde des alten Emirs erzählte, blieb Reinhart ganz ruhig bei seinem isländischen Falken, den er zur Beize schirrte. Wie aber Mustapha die schöne Fatme zu schildern begann in seinen langatmigen Gleichnissen, wie sie die Perle der

Wüste sei, mit ihren purpurnen Lippen und den schwarzen Brauen, schön gewölbt wie der Regenbogen — da blitzte sein Auge oft von der Falknerei zu uns herüber, bis er endlich den Vogel auf die Querstange warf und, zuerst von uns allen, ausrief: ‚Ich reite aus gegen die Karawane, mit euch oder allein.‘ Sieh', wie er da oben späht, die Arme auf der Brust verschränkt, als wollt' er sein Herz am Pochen verhindern. Freund Gottschalk, ich glaube, diese Ungeduld gilt nicht dem Schwert und nicht den Schätzen des Emirs, sie gilt seiner Tochter!" „Der Heidin?" rief Gottschalk entsetzt und schlug ein Kreuz; „mögen Gott und alle seine Heiligen ihn schützen!" — „Nun, es wäre nicht das erste Mal, daß ein Kreuzritter die Minne . . . —"

„Haltet ein, Herebrant," unterbrach lebhaft und mit geröteter Wange Arnold, „vollendet nicht die Lästerung! Die sündhafte Lust, die manchen aus unserer Mitte zu jenen üppigen Weibern zog, Minne zu nennen! Minne! Sie ist mir das Heiligste! Sie ist mir meine Frömmigkeit, mein Glaube selbst." — Und er drückte die blaue Binde innig an die Brust.

„Jetzt kommen sie!" rief Mustapha, von der Palmenhöhe herunter — „sie sind's! — Der Boden zittert unter den schreitenden Kamelen: — schon hör' ich auch die hellen Glocken klingen: — da tauchen ihre Schatten empor am Horizont. — Auf, ihr tapferen Frankenherren, zu den Waffen!"

Und diesmal war es wirklich die erwartete Karawane, die sich nun mit auffallender Raschheit näherte. Ein Zug von etwa zwanzig Reitern, der die Vorhut bildete, schien die ganze bewaffnete Bedeckung zu sein. Es folgten in zwei dichten Reihen je fünf hochbeladene Kamele, auf deren Häuptern stattliche Federbüsche, mit silbernen Glöcklein behangen, schwankten und den gleichmäßigen, gravitätischen

und doch ergiebigen Schritt der merkwürdigen Tiergestalten mit klingendem Nicken begleiteten. Neben und vor den Kamelen schritten Führer und Sklaven unbewaffnet zu Fuß einher. Der Zug mochte nicht über sechszig Köpfe zählen, soweit man ihn bei der Krümmung des Weges überschauen konnte; denn die Karawane war eben zwischen zwei Hügeln, ähnlich dem Standort der Christen, aufgetaucht.

„Das wird leichte Arbeit!" rief Reinhart, der schon wieder im Sattel saß und den Helmsturz herabließ. „Bleibt Ihr aus dem Kampf mit Euren Leuten, Herebrant: laßt mich und Arnold mit unsern zwanzig Reisigen den Strauß allein ausfechten: das Dritteil der Beute soll Euch doch bleiben. Auf, Gottschalk, stoß' ins Horn! Sie sollen nicht sagen, wir hätten sie ungewarnt überfallen!" „Recht, meinetwegen!" rief Herebrant. „Bin nicht mehr eifersüchtig auf die Gelegenheiten, Scharten in meine alten Knochen zu bekommen. Aber komm, Gottschalk, hilf mir erst aufs Pferd. Halt, erst noch ein Schluck aus dem Schlauch. — So, der Rest wird getrunken, euren Sieg zu grüßen." So sprechend, ließ sich der schwerleibige Westfale von Gottschalk mit Hilfe der beiden Steigbügel, deren Schaufeln den großen Schalen einer Wage glichen, auf seinen breitknochigen Hengst heben. Endlich saß er fest und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ah! so, jetzt sitzen wir. Es dauert lange, bis man mich hinaufbringt. Aber dann kriegt mich auch so leicht keiner aus dem Sattel. Vorwärts."

Und er folgte den beiden Jünglingen, die schon mit den zum Angriff bestimmten Reitern aus dem Engpaß hervorgesprengt waren. Sie standen nun auf freiem, gleichem Boden mit der Karawane. Gottschalk stieß auf

Reinharts Wink laut in das Horn, das einen drohenden Kriegsruf scholl.

Aber wie erstaunten die christlichen Angreifer, als plötzlich zwischen den Kamelen die bisher von dem Rücken der Hügel verdeckte Nachhut der Karawane hervorbrach: eine Schar von über dreihundert wohlberittenen und wohlgewaffneten Saracenen, die augenscheinlich unter bester Führung in ruhiger Ordnung gegen die Christen anrückten. Die Kamele hatten Halt gemacht und zu ihrem Schutz blieb, außer den Fußgängern, eine starke Reiterschar zurück.

„Das ist Verrat! Mustapha, du Hund!" schrie Reinhart und fiel dem Pferd des Überläufers, der dicht neben ihm ritt, in die Zügel. „Aber du sollst nicht entrinnen, mit deinen Brüdern über unseren Fall zu frohlocken." „Thörichter Christ!" antwortete der Saracene mit funkelnden Augen, „ich bin getäuscht wie du. Ich dachte die Karawane Ibrahims allein zu finden: sie hatten beschlossen, allein zu ziehen. Der jene vielen Reiter führt, ist mein Todfeind, mehr wie Eurer, Rodvan, vom Stamm Hasar, dem ich im Himmel nicht begegnen möchte; ich wußte nicht, daß er den Zug seiner Braut geleiten würde."

„Seiner Braut?" fragte Reinhart, ihm die Zügel freigebend. „Und wenn wir dir nun nicht glauben?" rief Herebrant, heranreitend. „Wenn wir in dir einen listigen Schlingenleger sehen und dich in deiner eigenen Schlauheit erwürgen?" — „Thut, wie Ihr wollt und könnt. Mir gilt es gleich. Mein Glück ist doch erloschen. Die Rose meines Wunsches ist verwelkt. Ich will sterben." „Warum?" rief Reinhart. „Welchen Wunsch hast du gehegt? Was führte dich zum Abfall von den Deinen?" „Jene dort!" antwortete Mustapha glühend, auf eine Frauengestalt deutend, die in leuchtend weiße Schleiergewande gehüllt auf einem der Kamele thronte. „Wer ist

das?“ fragte Reinhart rasch, mit der Rechten an den Schwertgriff fassend. „Fatme ist’s, die Tochter Ibrahims, die Perle von Serad! Sie war meines Stammes. Ich liebte sie schon als Knabe. Die Glut für sie hat mein Gehirn verbrannt. Ich warb um sie und ward verschmäht. Dem dunklen Rodvan, vom mächtigen Stamme Hasar, hat sie ihr Vater bestimmt; so scheint es, wenn sich nicht zuvor ein dunkles Orakel erfüllen wird, das der Alte, der Wunderliche, über das Schicksal seiner Tochter in den Sternen gelesen haben will. Ich verriet ihren Zug an euch, auf daß sie gefangen würde und durch eure Hilfe mein, als mein Anteil an der Beute. Vergebens! Der dunkle Rodvan giebt ihnen Geleit. Das war nicht beschlossen. Jetzt ist alles aus. Aber zu ihren Füßen will ich sterben.“

So sprechend gab er plötzlich seinem edlen Roß den Sporn und schoß, ehe ihm Herebrant wehren konnte, wie ein Pfeil über die Ebene, das krumme Damascenerschwert über dem Turban schwingend und kreischend in gellender Stimme: „Fatme, mein ist Fatme!“ So jagte er gegen die Reiterschar, deren Führer, auffallend ausgezeichnet gegen alles Herkommen der hell und bunt gekleideten Orientalen durch vollständig schwarze Rüstung, ihm ruhig entgegenritt. Ihre Klingen schlugen aneinander; hell blitzten sie einen Augenblick im Sonnenschein, noch einmal scholl das gellende „Fatme!“ aus Mustaphas Mund — dann stürzte er plötzlich wie blitzgetroffen in den Sand von dem Hengst, der ihn getragen und der nun, des Reiters ledig, weitausgreifend, mit gesenktem Hals und mit wallender Mähne hinausjagte in die Wüste.

Der Besieger Mustaphas sah auf die Leiche.

„Keine Fatme für Verräter! Vorwärts, Brüder! Wehe den fränkischen Räubern!“ —

Die Lage der Christen war verzweifelt.

„Zurück, ihr Jungen," rief der erfahrene Herebrant, „zurück in den Engpaß! Den halten wir Schwergewaffneten wie eine gute Burg wohl lange Zeit gegen dies luftige Gesindel, gegen diese Stechmücken der Wüste. Zurück, Reinhart!" — „Ich weiche keinen Schritt, diese Hunde sollen meinen Rücken nicht sehen." — „Wenn du hier bleibst, wirst du umzingelt und zerrissen von der Überzahl, wie der Eber von der Meute. Du kannst hier nicht bleiben." „Dann will ich vorwärts!" rief Reinhart. Und den Helm auf die Brust beugend, mit dem langen dreieckigen Schilde sich deckend, die Lanze fest eingelegt unter dem rechten Arm, sprengte er auf seinem brustgepanzerten Roß allen Christen voran, mitten in die heransausenden Feinde. Bald verschwand er den Augen seiner Genossen in einem dichten Schwarm der saracenischen Reiter.

„Arnold, mein Jung', jetzt, glaub' ich, gilt's nur mehr einen ehrlichen Tod. Zurück in den Engpaß flüchten, unsern heißblütigen Freund in der Klemme lassen, — Schande wär's! Da! Wir sind auch schon umzingelt und abgeschnitten vom Engpaß! Hätte ich doch den Rest Rheinwein noch ausgetrunken! Denn das war doch mein letzter Schluck auf Erden. Mir ist, ich sehe mein gut, alt Schloß bei Paderborn so wenig mehr, als du deine blonde Anna." — „Gern will ich sterben, ich sterbe für sie!" — „Gern sterben? — Müßt's lügen! Eine Weile wollen wir uns noch unserer Haut wehren."

So sprechend ordnete er die Christen, die jetzt die Angegriffenen waren, in einem engen Kreis, dessen äußerste Reihe aus den Bestbewaffneten gebildet war, die Schilde wie eine Mauer aneinanderschließend, die langen Lanzen daraus drohend hervorstreckend, blieb das kleine Häuflein eine Zeitlang gesichert gegen die leichten Waffen der Sara-

cenen, die keinen Angriff in geschlossenen Reihen versuchten, sondern sie auf flüchtigen Rossen unaufhörlich umkreisten, mit Pfeilen und Wurfspeeren einzelne Unvorsichtige aus der Ferne zu erlegen und so den Kreis zu sprengen suchten.

Herebrant ermahnte die Seinen mit lautem Zuruf, sich sorglich zu decken, — nicht durch verstellte Flucht sich zur Verfolgung der gewandten Feinde und zur Entfernung aus dem allein schützenden Kreise verlocken zu lassen. Und mancher Saracene, der sich zu keck in den Bereich seines ungeheuren Schlachtschwertes, das er dann manchmal mit beiden Händen regierte, gewagt, fiel zerspalten vom hurtigen Roß, worauf jedesmal ein lauter Jubelruf des bedrängten Häufleins erscholl. Ein solcher Jubel war es, der den schwarzgewaffneten Führer der Saracenen aus unentschiedenem Zweikampf mit Reinhart abrief; er wandte sich und sah wieder einen seiner Reiter unter Herebrants wuchtigem Streich fallen. „Wir treffen uns wieder!“ rief er drohend Reinhart zu, und jagte an ihm vorbei gegen den eingeschlossenen Kreis der Christen. Arnold von Lichtenau hatte er sich ausersehen; aus weiter Ferne schleuderte er den Wurfspeer auf den Glockenhelm des jungen Ritters, daß der Helmgupf klirrend zersprang, und Haupt und Antlitz sichtbar wurden, prächtig umflutet von den langen, goldenen Locken. Schon jagte der Saracene dicht heran, aus dem Gürtel die lange, starke Schlinge von Palmenbast reißend und sein gelenkes Tier immer enger um den Ritter tummelnd. Da stieß Arnold, sein Roß ungeduldig aus dem Kreise spornend mit der eingelegten Lanze nach ihm, sich weit vorbeugend mit Brust und Hals. Aber wie ein Pfeil war der Rappe Rodvans, herumgewendet, in seinem Rücken: die Bastschlinge flog, sich verstrickend in dem reichen Gelock, um Arnolds Nacken: mit beiden Händen fuhr er nach dem Knoten, sich zu befreien. Da traf der krumme Säbel des

Saracenen die weiße Stirn und mit dem Ruf: „Heilige Anna!“ stürzte der Jüngling vom Pferde.

„Fahr wohl! Du reine Seele,“ rief ihm Herebrant nach. „Du Heidenhund! So fängt man Wildkatzen, aber nicht Christenritter. Das ist kein ehrlich Gefecht! Bleibt beisammen, Leute, bleibt im Kreis!“

Zu spät! In die Lücke, die Arnolds Fall gebrochen, waren im Nu die Saracenen eingedrungen, der Kreis war gesprengt und rasch fielen nun die Christen, Mann für Mann, vereinzelt, vor der Übermacht: zuerst die Flüchtigen, dann auch die noch in kleinen Gruppen beisammen Haltenden. Gottschalk hielt zuletzt allein noch neben Herebrant aus: da brach sein Streitkolben: er ward gefangen. Herebrant, erschöpft und mehrfach von Pfeilen verwundet, konnte nur mühsam noch sein wuchtig Schwert regieren; er schaute sich nach Reinhart um: er sah dessen Helm noch immer hoch über dem Gewimmel der Turbane ragen, die ihn umgaben. „Halloh, Reinhart, mein braver Jung', laß uns zusammen sterben!“ So rief er und spornte sein Pferd nach jener Richtung; doch die Kraft des pfeilwunden Tieres war erschöpft: im ersten Ansatz brach es zusammen, Herebrant mit, und vor Reinharts Augen, der den Ruf des Freundes wohl vernommen, traf ihn Rodvan tödlich zwischen Helm und Brünne in den durch den Fall entblößten Hals. Laut jauchzten die Saracenen und sprengten nun alle auf Reinhart zu, der allein noch übrig war. Bis jetzt hatte er, Dank seiner guten Rüstung und seiner zähen, gelenken Tapferkeit, wie ein eiserner Turm allen Angriffen der ihn umschwärmenden Saracenen widerstanden. Jetzt aber ging's zum Ende. Längst war seine Lanze zerbrochen: auch den treuen Schild hatte er müssen fallen lassen: er konnte den von unzähligen Pfeilen und Speeren gespickten mit dem müden Arme nicht mehr halten; zwar auch jetzt

traute sich keiner der Saracenen an sein gefürchtetes Schwert: noch jeder hatte dies Wagnis mit dem Leben bezahlt.

Aber da sprengte Rodvan von der Leiche Herebrants weg auf ihn zu. „Du siehst, du bist verloren, tapferer Christ. Du bist der letzte deiner Schar: ergieb dich mir in ritterliche Haft!" — „An dich, Wüstengeier? An keinen Sterblichen!" — „Stolzer Franke, hüte dich! Rodvan hat deine beiden Freunde besiegt in ritterlichem Kampf!" — „Ermordet hast du sie! Den einen mit dem Werkzeug des Henkers, den andern in wehrloser Ohnmacht. Was weißt du vom Rittertum!" — „Dich zu treffen, du Übermütiger!" Und ihre Klingen kreuzten sich. Rodvan ließ das Schwert fallen, aus seinem Schuppenpanzer am rechten Arm schoß Blut.

„Nimm das auf Abschlag! Der Rest kommt nach!"

Während Rodvan von den Seinen aus dem Sattel gehoben wurde, und die andern grimmig, aber scheu, auf Reinhart blickten, entstand eine kurze Pause. Reinhart richtete sich hoch in den Bügeln auf und schaute um sich; schon waren rings Bogen und Schleudern und Wurfspeere auf ihn gerichtet. Es war aus.

Da fiel sein Auge auf die Kamele, die sich jetzt, nachdem der Kampf zu Ende schien, näherten; etwa fünfzig Schritte weit sah er eine weiße Schleiergestalt auf dem vordersten der Tiere heranreiten; ein rascher Blick auf die Feinde ringsum: er schlug das Visier seines Helms auf. „Sterben muß ich. Aber eh' ich sterbe, will ich ihr Antlitz sehen!" So sprechend spornte er sein Roß und sprengte durch die vor ihm haltenden Reiter, die erschrocken auseinanderprallten, auf den Zug der Kamele los.

Lautes Geschrei, Pfeile und Speere folgten ihm nach, aber schon hatte er das Kamel mit der Frauengestalt er-

reicht; zwei Sklaven, die sich ihm in den Weg warfen, flogen unter die Hufe seines Rosses. Er hob sich hoch in den Bügeln und riß den weißen Schleier von der Gestalt, die sich ängstlich zurückbog: ihr Antlitz ward frei: sie sahen sich Auge in Auge. Da plötzlich stürzte Reinhart, der einen Moment wie in Verzückung erstarrt war, nach vorwärts aus dem Sattel: ein Pfeil hatte ihn von hinten unter die Schulterschiene des aufgehobenen Armes getroffen. Er lag zu den Füßen des Kamels; da sprengte der glückliche Schütze heran und schwang wütend den krummen Säbel über dem erbleichenden Gesicht des Gefallenen. Doch die Saracenin war rasch auf dem Nacken einer Sklavin von ihrem Hochsitz herabgeglitten und breitete eilig ihren weißen Mantel schützend über Reinhart.

„Halt ein, Hassan, ich schütze diesen Franken!" Der Angeredete trat grimmig zurück. „Wie? Ist das mein Dank? Den Mörder vielleicht meines Sohnes Rodvan? Den schützt Fatme, deren Schleier er zerrissen? Nimmermehr!" Und er schwang das Schwert. „Mein Vater Ibrahim, hilf deinem Kinde!" rief Fatme flehend zu einem hohen Greise, der, von einem der Kamele herabsteigend, herantrat; sein reicher silberweißer Bart reichte bis an den purpurnen Priestergürtel, ein Ausdruck tiefer Ruhe und hoher Milde thronte auf seiner Stirn. „Laß sie gewähren, Hassan. Gnade üben ist das Recht aller Menschen und Milde die erste Pflicht des Weibes." „Wohl," sprach Hassan finster, „so laß uns weiterziehen, unser Zug hat Eile; laßt ihn hier liegen, den Christenhund, ob ihm sein Gott helfen mag." Und er ging, die Reiter zum Aufbruch zu sammeln.

„Das wäre grausamer als der rasche Schlag deines Schwertes, Hassan!" rief ihm Fatme nach. „Vater, ich heische den Christen als *meinen* Gefangenen; ich habe

ein Recht auf ihn: keinen von euch hat er so schwer verletzt als mich: er hat meinen Schleier gelüftet, der Mann, der unserem Stamme fremd; gieb ihn mir zur Pflege, er ist mein Sklave." Ibrahim küßte seiner Tochter schöne Stirn. „Es sei, wie du es willst, vielmehr wie es die Sterne wollen, die jedes Schicksal längst vorher gefügt; sei nicht zu grausam gegen deinen Sklaven, harte Herrin!" Fatme errötete. Ibrahim wandte sich zu seiner Umgebung: „Auf, legt die Häupter der gefallenen Gläubigen gen Osten, daß sie der Engel der Morgensonne finde, wann es wieder tagt. Schon tauchen dort die ersten Sterne auf, die Nacht wird hell und kühl für unsere Reise. Brechen wir auf!" Und er ging mit seinen Sklaven, die Toten zu mustern und, so gut es thunlich, zu bestatten.

Der bewußtlose Reinhart ward auf eines der Kamele gehoben, das am sanftesten ging. Fatme ritt neben ihm; sie hatte den Pfeil selbst aus der Wunde gezogen und diese mit kundiger Hand gepflegt; sie wandte kein Auge von seinem bleichen Antlitz; aber *seine* Augen blieben geschlossen in tiefer Nacht der Betäubung.

Als sie aufbrachen, sprach Ibrahim zu ihr: „Auch Rodvan ist verwundet, meine Tochter!" — „Er hat der Pfleger und der Freunde viele; des Gefangenen Pfleger bin nur ich, mein Vater." — Ibrahim schwieg. Und nun verfolgte die Karawane wieder ihren weiten Weg, voran eine kleine Vorhut, die Kamele in der Mitte; die Reiterbedeckung mit den Gefangenen und Verwundeten schlossen den Zug.

Hell leuchteten oben die Sterne des südlichen Himmels, laut klangen die silbernen Glocken der Kamele mit eintönigem Takt in die sinkende Nacht. Bei dem Engpaß der Palmen, an der „Pforte der Wüste" lagen bleich und still die Gefallenen, Christ und Saracene; von weitem her

kamen in kreisenden Zügen die Geier der Wüste, gelockt von dem Geruch des Blutes und der Leichen.

Und im fernen Frankenland, in frommer Klosterzelle, falteten sich zu dieser Stunde zwei weiße Hände: sie beteten für Arnold von Lichtenau.

Zweites Kapitel.

Heiße Liebe.

„Das Auge sieht den Himmel offen
Es schwelgt das Herz in Seligkeit."
Die Glocke.

„Du schönste Tochter Ismael, wie süß bist du zu schauen,
Des Morgenlandes Prachtjuwel, die strahlendste der Frauen!
Gesegnet der Araberpfeil, der mich vom Rosse fällte,
Weil er gefangen, mir zum Heil, dir, Fatme, mich gesellte.

Dein dunkles Haar ist wie die Nacht, Granaten deine Lippen,
O selig ihre rote Pracht in heißem Kuß zu nippen,
Wie weiß ist deiner Stirne Glanz, dein Wuchs ist gleich den Palmen,
Dein Hauch ist Duft, dein Schritt ist Tanz, dein Wort Musik der Psalmen.

Dein Aug' ist dunkelmeeresblau, und schwarz sind deine Brauen;
Du bist die allerschönste Frau in allen Erdengauen!
Wie schal, wie reizlos ist das Weib daheim im Land der Franken:
Ihr Blick ist matt und arm ihr Leib und ihre Glieder kranken.

Du süßes Saracenenkind, du Schwester der Gazelle,
Die Ceder ist dein Spielgesind', der Löwe dein Geselle!
Laß mich in deinem weichen Arm vom Mund den Hauch dir trinken,
Und Ritterpflicht und Pilgerharm versinken laß, versinken.

Wohl läßt sich in Jerusalem ein Himmelreich erwerben,
Fürs heilge Grab, für Bethlehem ruft Gottfried uns zu sterben

Die Brüder all' mit Schwert und Spieß viel Rühmliches vollbringen,
Sich einst ums Haupt im Paradies den Lilienkranz zu schlingen: —

Du sollst ins Haar die Rosen rot mir von Damaskus flechten,
Das Leben will ich, nicht den Tod, will küssen und nicht fechten:
Was Bethlehem, was Golgatha, was heilgen Grabes Streiter, —
Wer in dein blaues Auge sah, braucht keinen Himmel weiter."

So sang im blühenden Schloßgarten der kurdischen Feste Dschabar der gefangene Reinhart; er sang zu den hellen Tönen der maurischen Laute, die er in den süßen Wochen seiner Gefangenschaft spielen gelernt. Er saß unter dem Schatten der schlanken Ceder, die, wie erstaunt über das Bild, das sie überragte, die zart gegliederte Blätterkrone leise schüttelte; die schweren Eisenwaffen, längst von dem geschwächten Körper des Schwerverwundeten gelöst, hingen in einer Felsengrotte des Gartens, von Rosen und Epheu überrankt; um den ehernen Knauf des früher schmucklosen Helmes schlang sich nun, wie ein lebendiger Helmbusch, ein blühender Rosenzweig; sein Haupt, in einen leichten Turban von weißer Seide gehüllt, lag in Fatmes Schos. — —

Als das Lied zu Ende war, ließ er die Laute aus den Händen in den weichen Rasen des Gartens gleiten und, sich rückwärts neigend, breitete er beide Arme nach Fatmes schönem Haupt aus. „Was sinnst du, Geliebte?" rief er. „Dein Auge ist verloren in ein fernes Träumen. Du achtest meines Liedes, meiner Gegenwart nicht!" — „Nicht doch, — ich sann nur nach, wie lange du, mein Stern, so leuchtend über meinem Haupte stehen wirst." — „Wie lange? Ewig, Geliebte!" — „O nein, Reinhart. Seligkeit, wie die meine, ist gleich der wundervollen Blume der Wüste: — sie blüht nur einmal alle hundert Jahre und dann — nur eine Nacht!" — „Bist du doch so

schön, so gut — wie könnte ich von dir lassen! Was soll uns trennen? Ich fürchte keine Macht der Erde!" — „Aber ich scheue die Mächte des Himmels! Mir ist, von unserer Liebe stand in den Sternen nichts geschrieben. Gott hat uns als Feinde geschaffen, fremd einander an Glaube, Sinn und Sitte: — wir haben die Schranken durchbrochen, die er zwischen uns errichtet." — „O du böse, schöne Zweiflerin, was quälst du dich und mich! Der Himmel will das Glück seiner Menschen, und sind wir nicht glücklich? Muß ich dich mahnen an all die süßen Stunden unserer Seligkeit? Glaube mir, nichts soll der Mensch, als atmen und glücklich sein. Lange hab' ich mich, wie du, mit Gespenstern gequält, die nicht sind, mit den Wolkenschatten der Ritterpflicht, des Waffenruhms . . . — ich suchte, ich wußte nicht was. Deine Liebe, die helle Sonne, hat die leeren Gewölke vor meiner Seele zerstreut und ich bade selig im blauen Himmel des Glückes; dich küssen, Fatme, ist wohlgethan und alles andere Thorheit!" Und er umschlang sie glühend und sie schwieg beglückt und beruhigt. —

„Was war ich ehedem für ein gebundener Mann," — fuhr er fort. „Unser Glaube, unsere Sitte hat ein Netz mit hunderttausend Maschen um uns geworfen; bei jedem Schritt fühlte ich die drückenden Fäden: ‚das ist nicht christlich‘, hieß es, wenn ich dem heißen Drang des Herzens folgen wollte in Liebe und Haß; — ‚das ist nicht Rittersitte‘ — hieß es, — wollte ich ein Mensch sein. Die blöden wasserblütigen Gesellen verstanden die Glut nicht, die in mir loderte. Da ward ich stolz und verachtete sie, die Schwächlinge von Männern und Weibern; und meine einzige Lust war, jenen auf die Köpfe zu schlagen und diesen das Liebesgeseufze zu versagen, das sie für ihre armselige Schönheit, für ihre mattherzige Empfindung als

Zoll forderten." — „Stolzer Mann! Kannst du dich denn nicht beugen? Kannst nur verachten, nicht verehren?" — „Ja, Fatme, ich kann verehren: dich bete ich an, dir beug' ich mich, und der göttlichen Macht deiner Liebe; du hast ein Herz, das in ganzen, vollen Schlägen geht, wie das meine! Du kannst dich und Welt und alles vergessen über der brausenden Begeisterung des Augenblicks. Du hast den Mut, frei und ganz du selbst zu sein. Sieh, ehe eines von jenen wohlanständigen Ritterfräulein meiner Heimat gewagt hätte, den Feind ihres Glaubens und Volkes, gegen das enge Gebot der Frauensitte, selbsthandelnd, vor der gerechten Rache ihrer Sippe zu schützen, sein Leben zu retten und zu hüten, nicht achtend der höhnischen, beleidigenden Rede der Leute, sich frei zu ihrer Liebe zu bekennen und dafür Verachtung und Spott zu ertragen, — lieber hätte jedes von diesen edelen Fräulein den Mann ihres Herzens tausendmal in der Wüste verschmachten lassen! Du aber, du hast all dies gewagt, hast mich gerettet und gepflegt mit weichen Händen lange Wochen, hast dem Zorn der Deinen getrotzt — und all dies um einen halbtoten, bewußtlosen Mann, der deine Liebe nicht erkennen, nicht erwidern konnte."

„Ich hatte dein Auge gesehen: — es war der Stern, den ich solange geahnt in dem Nachthimmel meines Lebens; ich mußte thun, was ich that; dein Auge hat mich gezwungen. Und hört' ich doch oft in deinem Fieberschlaf meinen Namen aus deinem Munde: — das war mir süßer und lieblicher als dir der Balsam, welchen ich deiner Wunde gab."

„Mustapha hatte dich mir gerühmt — die Leidenschaft malt gut! — Dein Anblick war der letzte Sonnenstrahl meines Bewußtseins gewesen; er schimmerte fort in der Nacht meiner Betäubung; mit halb träumenden Augen

sah ich deine schöne Gestalt über mir walten. Und als ich nun genas, und sich der ganze Himmel deiner Schönheit, deiner Liebe mir aufthat, da fühlte ich erst, daß die suchende Frage meines Lebens in dir gelöst sei. Du warst meinesgleichen: glühend, begeistert, stark; die Netze meiner heimatlichen Formen fielen von meinem Haupt, und frei und glücklich ward meine Seele. Und ich schwör' es dir, wie du mir alles geopfert, was die schwachen Menschen bindet: Glaube, Sitte, Rücksicht, deine ganze Vergangenheit, — so will ich dir alles opfern; nicht Christ, nicht Ritter mehr will ich sein: nur Mensch, nur dein Geliebter. Und so, losgelöst von allen Fesseln, welche die blöden Schwächlinge für unzerreißbar halten, frei von all den Ketten, die Zeit und Raum und Gewohnheit um die Menschen schmieden, schweben wir beiden, ganz allein, hoch über den Vorurteilen der Menschen, in dem sonnigen, schrankenlosen Äther unserer Liebe!"

Sie sah entzückt in sein leuchtendes Auge: sie umarmten sich in seliger Vergessenheit der Welt. Aber die Ceder über ihnen schüttelte im Abendwind ihr Haupt.

Drittes Kapitel.

Warnungen.

Oft warnt das Schicksal, eh' es strafen will.

Die Liebenden hatten sich getrennt, als die Gestirne der mittleren Nachtstunden aufgegangen waren. Reinhart geleitete Fatme an das Thor der inneren Burgräume und

wandte sich von da zurück in den Garten, die luftige Grotte aufzusuchen, in welcher er schlief.

Als er in einen schmalen von dichten Rosenbüschen eingeschlossenen Wiesenpfad einlenkte, trat wenige Schritte vor ihm eine dunkle Gestalt aus dem Dickicht, eine Waffe blitzte im hellen Mondschein und der Ruf: „Stirb, Christ!“ schlug an Reinharts Ohr. Er sprang rasch seitwärts: hart an seinem Halse vorbei fuhr ein Wurfspeer sausend in die hochstämmige Platane, die am Wege stand; noch zitterte der Speer in dem zerspaltenen Baum und schon lag der Mörder bezwungen auf der Erde. Reinhart kniete auf seiner Brust und schwang den krummen Säbel, den er ihm aus der Hand gerungen, über seinem Haupt; es war Belek, der schwarze Sklave Hassans. „Wieviel hat dir dein Herr versprochen für meinen Kopf?“ frug Reinhart. „Nichts. Belek ist kein Lohnmörder. Belek hörte, wie sein Herr in seinem Morgensegen und seinem Nachtgebet je siebenmal den Namen des Christen verfluchte: und Belek wollte töten, wen sein Herr hasset: aber Allah hat es nicht gewollt, sein Name sei gepriesen.“ „Das ist es, was die Menschen Glaube nennen!“ sagte Reinhart. „Komm, Sklave, ich will dich morgen Fatmes Vater zeigen, der sie so gewaltig rühmt, seine Wüstensöhne, und will ihn fragen, ob seine milde Weisheit auch hierfür einen milden Namen weiß.“

Er nahm den Widerstandslosen mit sich, band ihn an die Eingangspfosten seiner Grotte mit dem festen Seidentuch seines Turbans, legte sein blankes Schwert zu sich auf das weiche Pfühl und versank bald darauf in ruhigen Schlummer; der gebundene Mohr sah stumpf und schweigend in die Mondnacht.

Der nächste Morgen fand die Besatzung der Feste im Hofraum als Gericht versammelt, den gebundenen Belek

in der Mitte. Reinhart trat als Ankläger auf; ihm zur Seite stand Fatmes Vater, ihnen gegenüber Hassan und dessen Sohn Rodvan.

Als Reinhart den Vorfall kurz erzählt und die Bestrafung des Meuchlers verlangt hatte, sprach Hassan zu seinem Sohne gewandt. „Mein Rodvan! Sage, hat nicht eine Fliege hier gesummt vor dem Ohre der Gläubigen?“ „Nein,“ entgegnete Rodvan, funkelnden Auges. „Nein, der hochmütige Christ hat seine Zunge erhoben: er hat eine Unthat verkündet und ihre Strafe verlangt. Und Strafe muß der feigen That werden, soll nicht ein ewiger Makel liegen auf dem Stamm Hassans von Hasar.“ „Mein Sohn,“ entgegnete Hassan, „wenn es auch Verbrechen gäbe gegen Ungläubige — es giebt nichts gegen sie Verbotenes, als die Liebe — so fehlt die Stimme des Anklägers; das Wort des Christen ist ein Mückengesumm im Rate der Moslem; ich höre keine Stimme, die sich erhebt.“ „So höre denn meine Stimme, du finsterer Eiferer,“ fiel Ibrahim ein: „meines Wortes mußt du achten: ich bin der Priester des Gottes, den du so wenig kennst. Und ich erhebe mein Wort und klage die blinde That des Werkzeugs nicht, ich klage dich, den dumpfen Sinn klag' ich an, der dies Werkzeug beseelt hat.“ Da sprach Hassan: — „Wohl ziemt sich's in der Sitte der Moslem, daß der Schwäher spricht für seinen Eidam; der Christ aber mag ihr Buhle sein, der Gatte deiner Tochter ist er nicht. —“ Die ganze Schar der Saracenen bezeugte ihren Beifall durch Worte und Mienen.

Reinhart fuhr zusammen und griff ans Schwert.

Doch würdevoll erhob sich Ibrahim, Feuer lohte in seinem klaren Auge und wie eine weiße Flamme wallte sein langer Bart. „Ihr Knechte des Wahnes und der Wut: — euer giftiges Wort trifft euch selbst, nicht mich,



Er riß den Schleier von der Gestalt, die sich ängstlich zurückbog: ihr Antlitz ward frei: sie sahen sich Auge in Auge. (Seite 536)



noch mein Kind! So könnt ihr mir's denn nicht vergeben, daß mein Auge, das in der Beobachtung der Gestirne Klarheit und Weite gelernt hat, auch außer den Zelten unserer Horde Menschen, Brüder sieht, daß ich an Wert und Tugend glaube, auch da, wo nicht des Propheten grüne Fahne weht? Ich kenne alle Sterne: — auf keinem habe ich die grüne Fahne entdeckt; sollen sie deshalb verflucht sein auf ewig?" — „So glaubst du nicht an den Propheten?" — „Ich glaube an ihn: aber auch an Zoroaster und an Pythagoras und an Moses und an den milden Mann von Nazareth, dem dieser Jüngling dient. In Granada, in Tolosa, wo ich der Unsern wie der Christen weise Meister hörte, lernte ich vergleichen und gleich der Biene den Honig der Weisheit saugen aus allen Blumen in dem Garten der Menschheit. Könnt ihr mir's nicht verzeihen, daß ich die schöne Lilie Menschlichkeit, mit der mein Kind den Todeswunden pflegte, gern in der Liebe rote Rose sich verwandeln sah? Nur einer unter euch darf mir drum zürnen: Rodvan der Edle, der Fatme liebt und sich in traurig Schwarz zu kleiden schwur, bis ihre Liebe seine Nacht erhelle. Er aber trägt sein Leid mit Stolz und edlem Schweigen; vergieb mir, mein Sohn, Rodvan, ich kann dir's nicht ersparen! Denn in den Sternen, jenen heiligen Büchern, die mir noch wahrer reden als der Koran, hab ich's gelesen schon über Fatmes Wiege, daß einst ein Jüngling aus dem Westen kommen werde: sein Leben — ihr Leben, und sein Los — ihr Los. Mir aber war dies sternenverkündete Schicksal ein freundlich Wahrzeichen für meinen liebsten Glauben: einst werden die Schranken fallen, welche die Thorheit der Menschen zwischen Volk und Volk, zwischen Sitte stellt und Sitte. Ja, dies junge Paar ist mir ein Sinnbild einstiger Versöhnung, eine Verheißung, daß Morgenland und Abendland, die

sich jetzt um die leere Gruft des Nazareners streiten, sich einst umarmen im Geiste jener Liebe, die da aus aller Propheten Munde spricht; dann wird Ein Hirt und Eine Herde sein."

„Weh mir," sprach Rodvan leise, „solchem Wahn soll ich die Rose meines Lebens opfern!"

„Ibrahim," begann Hassan, „du schwärmst! Weil du in Büchern und in Sternen belesener bist, als wir, schiltst du uns thöricht: du irrst, du selber bist der Thor! Es mag dein Recht im Reich der Sterne gelten, dein Glaube mag in deinen Büchern leben, — bei uns, auf Erden, gilt er nicht! Wir wollen nicht von unseres Volkes Weise lassen, von seinem Hassen, seinem Lieben, seinem Recht."

„Aber auch nach dem Recht unseres Volkes trifft den Meuchler der Tod!" rief Rodvan; „der Christ soll nicht sagen, unser Haß wähle solche Wege; man frage Belek auf der Folter, ob mein Vater, ob ich ihn gedungen habe." „Sein Schweigen würde mich nicht bekehren, wenn ich das glaubte!" fiel Reinhart ein. „Aber ich glaube es nicht, vielleicht nur darum nicht, weil ich dich nicht verachten möchte, Rodvan! Auf deinem Haupte ruht das Blut meiner Freunde: — ich fühl' es, daß ich den treuen Herebrant, den reinen Arnold noch blutig an dir rächen muß und ich bekämpfe lieber, was mutig als was feige." „Wohlan denn," rief Rodvan aufflammend, „hinaus mit mir in den Garten! Ein rascher Schwertschlag durchhaut den Knoten, der uns alle umschnürt hat; komm!" Reinhart wollte ihm folgen, doch Hassan ergriff den Arm seines Sohnes: „Mitnichten! Das Schwert Rodvans soll nicht über einem Haupte funkeln, das demnächst dem Beil des Gesetzes verfällt." „Welches Gesetz der Erde," rief Reinhart zornig, „droht mit dem Beil einem makellosen,

ritterlichen Haupt?" — „Das unsere, stolzer Christ, und kein anderes gilt in diesen Räumen! In vierzehn Tagen beginnt der heilige Monat Ramadan, in welchem der Prophet den Koran aus dem siebenten Himmel auf die Erde brachte. Du weißt es selbst, Ibrahim, bei Ausbruch dieses Krieges mit den Franken ward das Gebot verkündet und feierlich beschworen: der Tod trifft jedes ungläubige Haupt, das in dem Monat des Propheten unter einem Dache mit den Gläubigen weilt. Ihr beruft Euch auf unser Recht — wohlan, Ihr sollt es haben: — Belek stirbt, aber der Christ stirbt auch." „Das blutige Gesetz," sprach Ibrahim, „trifft nur den Christen, der mit freiem Willen das Dach der Moslem teilt. Reinhart ist nicht schuldig dieses Willens, er ist Gefangener, er muß hier weilen." „Der Christ ist frei!" schrie Hassan. „Glaubst du, wir wissen es nicht, daß schon vor vielen Wochen ein Heerführer der Ungläubigen, Graf Robert von Flandria, der die Gefangenschaft deines Schützlings erfuhr, hierher zu dir gesandt und dir sieben gefangene Saracenenfürsten der besten Stämme zum Lösegeld für ihn geboten hat? Du warst bereit zum Tausch, wir alle wollten ihn freigeben! Der Christ aber — möge sein Gott ihn dafür strafen! — der Christ zog die Knechtschaft der Freiheit vor: — frage deine Tochter, mit wieviel Küssen sie es ihm gelohnt. Der Christ aber ist unser, ist mein Gefangener; mein Pfeil hat ihn vom Rosse geworfen: und ich, wir lassen ihn frei." „Ich hab' ihn für mein Priesterteil verlangt," sprach Ibrahim. „Hüte dich, uns an dein Priesteramt zu mahnen! Wer an den Nazarener, an griechische Schwärmer nicht minder als an den Propheten glaubt, der ist kein Priester Allahs mehr. Unser, des Stammes, ist der Christ und wir, wir geben ihn frei um das gebotene Lösegeld; wollt ihr das, ihr Männer vom

Stamme Hasar?" „Ja, wir wollen es: — der Christ sei frei!" schrieen sie wild zur Antwort. Sicher hofften sie, den Einsamen auf seinem langen Weg durch die Wüste zu morden, sowie er dem Schutze Ibrahims entrückt war. „Du hörst es, Christ!" mahnte Hassan. „Auf, sattle nun dein rasches Roß und reite ledig aus den Thoren dieser Burg: sie stehen dir offen." Ibrahim aber fiel ein: „Er bleibt! — Er ist, wenn nicht mein Gefangener, mein Gast: — er bleibt." — „Gut — er bleibe noch! Doch hüte er sich, daß er zu lange bleibe! Wenn nach vierzehn Tagen der Mond den heiligen Ramadan beginnt und unser Auge erspäht ihn in unserer Mitte, so schützt ihn weder dein Priesteramt mehr noch das Gastrecht; ihr wißt es nun: — so hütet euch. Jetzt, Belek, auf zum Tode. — Du bist der Vorgänger des Christen: der Meuchler wird lebendig eingesargt." „Er lebe!" rief Reinhart schaudernd, „mir graut vor dem blutigen Wahn, den Ihr Euer Recht nennt." — „Wohl denn, er bleibe leben! Doch deute das nicht als ein Beispiel für dein Schicksal. — Auf Wiedersehen, Christ, in dieser Versammlung am ersten Tag des Monats Ramadan." Und Hassan schritt mit den Männern an Reinhart und Ibrahim vorüber. Niemand bezeugte dem greisen Priester, der langsam und ernst, aber ungebeugt aus der Halle wandelte, den Gruß der Verehrung; sein Ansehen und Einfluß war tief erschüttert durch die heutige Versammlung, durch sein ziemlich offenes Lossagen von dem Islam, durch seine eifrige Verteidigung Reinharts, auf welchen aus manchem dunkelen Saracenenauge glühende Blicke tödlichen, aber schweigenden Hasses fielen. — Nur Rodvan trat zu ihm heran und sprach:

„Du hast es nicht um mich verdient, du Übermütiger! Und doch will ich dich warnen: fliehe, fliehe bald! Ich

selbst will dir das Roß satteln, will dich geleiten durch der Saracenen Gebiet bis in den sicheren Schutz der Deinen: nur geh', nur flieh' aus ihrer Nähe: bleibst du, so wird es dein, wird ihr Verderben. Sieh', freudig war mein Leben, eh' du kamst. Ich war der unbesiegte Stolz meines Stammes, Fatmes, meiner Jugendgenossin Freundschaft, ihre Verehrung war mein, und mein, ich fühl' es, wäre ihre Liebe geworden. Mein Gewand trug die Farbe der Trauer, weil ich ihre Liebe entbehrte: doch mein Herz trug die Farbe der Hoffnung, ihre Liebe bald zu gewinnen. Da kamst du: — ein flammender Unglücksstern tratst du in den Himmel meines Ruhmes, meiner Liebe. Dein Arm hat mir die Unbesiegtheit, deine Seele hat mir die Blüte meines Lebens, hat Fatme mir geraubt: all meine guten Gestirne sind erblaßt vor deinem roten Feuer — und doch: ich habe nicht einmal die Kraft, dich zu hassen, wie du es verdienst, du Mörder meines Glückes. Ich bange für dich, wie für ein Freundeshaupt, wenn meine grimmen Brüder dein Herzblut heischen; sei so edel, Christ, wie du stolz bist. Sieh', ich, dein Todfeind, ich bitte dich: weiche, Unglücksstern, aus einem Raume, der ein heiterer Himmel des Friedens war, eh' du gekommen."

Seine Stimme zitterte; — Reinhart sah ihn an, fast mit Rührung: „Rodvan, halt inne! Du verschwendest Offenheit und Güte. Sie entwaffnen mich nicht. Fast könnt' ich gehen um deinetwillen: — aber Fatme!" — „Fatme wird sich selbst wiederfinden, wenn du ferne bist. Glaubst du, daß deine Liebe sie zum Glücke führen werde? Nimmermehr! Zu viele Schranken liegen zwischen euch, die ungestraft kein Sterblicher überfliegt; von ihrem Volk, ihrem Glauben, ihrer Heimat reißt sie deine Liebe. Und wird sie ihr Ersatz bieten? Nein, wie der wilde Bergbach die losgerissene Rose wirst du sie einige schwanke

Augenblicke tragen und dann versinken lassen in dem tosenden Strudel deines Lebens. Der Engel, der Fatmes Glück zu bauen hat, — schon in der Wiege hat er mein dabei gedacht. Ich bin der heimatliche, der jugendtraute Stamm, um den sich diese Ranke schlingen muß, soll sie gedeihen. Gehe, und Fatme wird das selbst erkennen. Ich will — sieh', so getreu ist meine Liebe! — ich will noch jetzt vergessen, daß sie in thörichter Liebesverirrung dich geliebt, dich geküßt hat. Ich will, wie einen Traum, aus ihrem Dasein diesen Irrtum löschen; noch jetzt will ich die starke Hand ihr bieten, die allein sie rettet, sicher durch das Leben führt." — „Gutmütiger Thor! Trotz all den Schranken, die du aufgezählt, haben wir beide gefühlt, daß uns der höhere Wellenschlag unserer Herzen zusammenführt hoch über all euern ohnmächtigen Gesetzen. Wir, die wir zusammenpassen, wie Helm und Haupt, — wir sollten unserer Liebe vergessen, wie eines irren Fiebertraumes? Wer im Himmel zu Gaste saß, vergißt seiner Freuden nicht mehr. Eine Fatme löscht die Liebe ihres Herzens nicht aus wie eine herabgebrannte Kerze. Und das Weib, das einen Reinhart geliebt hat, tröstet sich nicht in den Armen eines Rodvan." — „Hochmütiger! Schon wieder leuchtet in deinem Auge, spielt um deinen stolzen Mund jenes frevle Selbstgefühl, mit dem du deine Zauber wirkst. Dieser Wahn deines Wertes ist es, der Fatme bestrickt, der Ibrahim verblendet, der oft mich selbst und meinen Haß betäuben will. Mit welchem Rechte denn überhebst du dich so hoch, daß du auf uns heruntersiehst, und selbst Fatmes Liebe, die unschätzbare, wie ein selbstverständlich, ein wohlverdientes Beutestück betrachtest?" — „Das sei mir fern! Fatmes Liebe ist ein freies Gottesgeschenk, wie Leben, Sonnenschein, Frühling: — sie kann man nur dankbar empfangen, nicht verdienen. Mit welchem Recht aber ich

mich erhebe über dich, über euch alle? Hei, ich will dir's sagen: mit dem Recht des Adlers über die Geier! Von edlerem Stamme, von besserem Stoff bin ich geartet als ihr alle. Ich bin ein Christ, ein Ritter, ein Deutscher. Kein dumpfer heißer Wüstenwind hat meine Gedanken erstickt von Jugend auf wie dir; ich bin von dem Volk, dessen König der Kaiser aller Völker ist, der rechte Arm Gottes, der die Welt beherrscht; im Lande der edlen Sitte bin ich aufgewachsen, wo edles Maß und sanfte Form und höfische Bildung walten; ihr aber, ihr seid plündernde Barbaren; eure Tugenden sind die der Wüstentiere: ein toller Mut und eine trotzige Freiheit; Räuberkunst ist all dein Rittertum; unebenbürtig seid ihr mir an Glaube, Stamm und Sitte. Kein Wunder, daß Fatme, die Perle unter den Kieseln, sich nach dem Edelsteine sehnt, fort aus eurer Mitte." „Genug des Hohns!" rief Rodvan wütend. „Welcher Widerspruch! Christ! Ritter! Deutscher! All das willst du ja verleugnen, mußt du abwerfen, Fatme zu gewinnen! Aber du rufst doch immer wieder diese Namen an! Du kannst dich gar nicht von ihnen lösen! Welcher Übermut! Für jedes stolze Wort in deiner Rede trifft dich ein tödlicher Streich von meinem Arm: — Haß dir und Rache dir!"

Und er stürzte wütend aus der Halle.

„So recht, Tiger der Wüste," rief ihm Reinhart nach. „Zeige deine Krallen, das steht dir besser an als Edelsinn. Geduld! Ich höre schon mit ehernem Fuß die Stunde heranschreiten, die unsern Zwist zu blutigem Ende bringt."

Viertes Kapitel.

Liebesproben.

„Denn die Liebe glaubt alles, und hofft alles.
Sie duldet alles und überwindet alles.“

Früh am andern Morgen trat Ibrahim an seiner Tochter Lager; er war reisefertig gegürtet und sein Morgengruß war ein Lebewohl. Auf ihre angstvolle Frage entgegnete er, noch in der Nacht sei ein fliegender Bote vom saracenischen Hauptlager gekommen: — sein überhetztes Tier stürzte tot im Hofe zusammen.

„Seine Botschaft? Ich kann sie dir nicht enthüllen. Sie würde dich nutzlos quälen und deinen Geliebten foltern. Aber diese Nachricht ruft mich und Hassan gleich mächtig, wenn auch mit entgegengesetztem Eifer, hinweg. Nun höre mich: das Schicksal Reinharts, sein Leben und sein Tod, liegt in seiner, vielmehr in deiner Hand.“ — „Wie das, mein Vater?“ — „Die tiefe Grube, die ihm die Arglist der Feinde gegraben, kann der Goldschacht für euch werden, darin ihr für immer den Schatz eures Glückes findet. Der erste Tag des Ramadan ist Reinharts Tod, wenn er ihn als Christen, er ist seine Rettung, wenn er ihn als Muselmann begrüßt.“ — „Ich verstehe dich wohl: — aber wird Reinhart . . . —“? — „Er wird es. Denn er liebt dich. Und es ist der einzige Weg, euch beide zu retten! Brauche nun die Gewalt, die du über seine Seele gewonnen. Zu seinem Heile überliste ihn. Du weißt: — kein anderer Wunsch als der eures Glückes redet aus mir. Nicht der Priester des Koran, — ich bin der Schüler der leuchtenden Gestirne und hoch, wie von dem Rand des Morgensterns herab, betrachte ich der Menschen Wahn und

Aberglauben; ich sehe nicht Franken und Muselmänner, ich sehe nur meine Brüder, Menschen überall. Nicht umsonst habe ich in Granada und in Rom, in Paris und in Toulouse und in Byzanz, in Bagdad von Menschen und von Büchern gelernt. Die reine, schöne Menschheit darzustellen, sie loszulösen von all den entstellenden Verschiedenheiten, die Glaube und Stamm und Sitte um sie werfen, das ist mein Ziel. Sage ihm . . . — doch ich brauche dich nicht zu lehren, wie du den Geliebten gewinnen sollst; deiner Klugheit, deiner Liebe anvertraue ich sein Los. Lebewohl, mein Kind."

Und rasch war er geschieden. Auch Hassan mit der größten Zahl der Besatzung brach auf. Mächtige Aufregung hatte alle Saracenen ergriffen. Ein großer Schlag in den Kriegsereignissen mußte geschehen sein oder bevorstehen. Aber trotz aller Bemühung konnten die Liebenden den Schleier nicht lüften, der, undurchdringlich ihrem Blick, von den Muselmännern über den Gang der Weltgeschicke gebreitet wurde. Seit Monden hatte Reinhart nichts mehr von dem Kreuzheer, seiner Stellung, seinem Glück oder Unglück gehört. Er hatte über dem Himmel seiner Liebe die ganze Erdenwelt aus den Augen verloren. —

Der Abend desselben Tages fand die Liebenden im Garten an der gewohnten Stätte ihres Glücks; Fatme trug ein schmuckloses, weißes Schleiergewand; sie hatte das dunkle, weiche Haar in einer schlichten Welle hinter das zierliche Ohr gelegt. Nur eine dunkelrote, volle Rose war ihr Schmuck; die edle Bildung der weißen Schläfe trat weiß und blendend hervor: Reinhart hatte sie nie so herzgewinnend schön gesehen. Er lag an ihre Brust geschmiegt und sah in ihr Antlitz, nicht ermüdend, ihre große Schönheit zu schauen. Und nun begann sie, nach kurzer Mitteilung der Abschiedsworte des Vaters, ihre heiße, schwere

Bitte vorzutragen. Bei dem ersten Verständnis ihrer Absicht sprang Reinhart sprachlos, wie in entsetztem Staunen, auf. Sanft zog sie ihn mit weichen Armen, mit einem Blick höchster Liebe zu sich nieder. Willenlos folgte er ihrer stummen Bitte, weiter zu hören.

„Sieh, mein Geliebter," fuhr sie fort, „mein Vater sprach mir von dem Zauber, von der Liebeskunst, die ich üben sollte an deinem Willen. Ich habe nur Eine Kunst: die meiner vollen Liebe, nur Einen Zauber: — die innigste Ergebung. Wenn sie dich nicht gewinnen, vermag ich nichts. Ich will dich nicht mahnen, wie auch ich dir alles geopfert, was vor dir der Schmuck meines Daseins war. Es war kein Opfer. Ich gab eine Dämmerung für die Sonnenhelle deiner Liebe. Ich will dich nicht schelten, wenn du noch andere Götter neben unserer Liebe ehrst, wenn du dich scheust, mir für ein ganzes Leben voller Glück den Namen eines Glaubens zu opfern, an dem dein Herz, ich weiß es, nicht mehr hängt. Ich will dir nur sagen: es ist der einzige Weg, der uns zum Ziele führt, der uns vereinen kann. Ihn mußt du gehen oder von mir scheiden auf ewig. Kannst du das? Kannst du von mir scheiden?" Und sie beugte sich gegen sein Antlitz und sah ihm ins Auge.

„Nie, niemals!" rief er, sie glühend umarmend. „Aber auch diesen Pfad gehen kann ich nie! Meine Ehre, mein Rittertum!"

„Deine Ehre? Du selbstischer Mann! Wo war deine Ehre, das blutlose Gespenst, dem du das Leben meines Herzens opfern willst, wo war es, als du im Fiebertraum alles, alles vergessen hattest außer meinem Namen? Als meine Hand allein den schwachen Funken deines Lebens glimmend erhielt? Wo war dein Rittertum, als du dann später, genesen, selig in meinen Armen lagst und mir

schwurst, jetzt erst seiest du ein Mensch, jetzt seiest du wiedergeboren? Verbot dir deine Ritterehre nicht, die Opfer meiner Seele anzunehmen, und will sie dir nun verwehren, Opfer zu bringen? Ich bin zu stolz, das Recht geltend zu machen, das ich an dir habe. Ich will dich nur bitten, um deinetwillen bitten, glücklich sein zu wollen, abzustreifen den Zwang unwahrer Formeln und, wie ich es dich gelehrt, ein Mensch, nur ein Mensch zu sein."

„Nein, Fatme, nein! Bei deinen Worten wächst mir ein Gefühl zu immer hellerer Klarheit. Niemals, niemals laß ich von meinem Christenglauben! Er ist die tote Formel nicht, die nie mein Herz gefangen hielt. Er ist meine Jugend, mein Leben, mein Denken und mein Sein. Ha, nun erkenn' ich erst, wie weit, wie furchtbar weit diese Liebe mich von dem Mittelpunkt meines Lebens geführt hat. Diese entsetzliche Bitte, dies Wort: ‚Werde ein Muselmann!' erweckt mich erst aus dem schweren, schwülen Traum. Hinweg, du heißer Wüstenqualm! — O nur einen Atemzug deutscher, frischer Waldluft, o nur ein Hauch kühlen Nordwindes! Hinweg, du weiche Üppigkeit!" — Und so rufend, riß er die weiße Seidenbinde von seinem Haupte: — da fiel sein Auge auf sein Schwert, das an der Wand der Grotte unter Rosenzweigen hing — er eilte hinzu, riß es aus der Scheide, küßte den Kreuzesgriff mit Inbrunst, dann schwang er es hoch ob seinem Haupte. „Nein, Fatme, ich bin ein Christ in jeder Faser meines Herzens: — ich bin ein Christ, ein Ritter, ein Deutscher, und will es bleiben!" „Entsetzliche Bewegung," sprach Fatme, „die dich ergreift! Du willst dich von mir scheiden, — scheiden um eines Wortes willen!" — „Es ist nicht ein Wort! Es ist meine ganze Vergangenheit, aus der ich geworden, was ich bin; der Boden, auf dem ich stehe, mit dem ich fallen muß. Du selbst würdest mich nicht mehr lieben,

hätte ich diesen Kern meines Selbst verloren. Was dich mir gewonnen hat vor all den Wackern deines Stammes, — was dich an mich gezogen hat mit starken Banden — es ist nicht mein armes Ich! Es ist der Adel meines Volkes, es ist der höhere Geist der Art und Sitte, der aus meinem Glauben in mich überging; den Christen, den Ritter, den Deutschen Reinhart hast du geliebt: zerstöre nicht die Säulen deiner Liebe." — „Dein Glaube ist es, der uns ewig trennt." — „Nein, Fatme. Er ist es, der uns ewig eint! Du selbst bist eine Christin unbewußt. Dein reinerer, hellerer Sinn steht sternenhoch über den Frauen deines Stammes, die Sklavinnen sind, wo sie lieben: du bist die ebenbürtige, freie Genossin meiner Seele. Demut, Reinheit und Ergebung und das sehnende Gemüt sind die christlichen Weibestugenden: — du hast sie alle! Dein edler Vater, der bei uns im Abendlande christliche, abendländische Weisheit in sich aufgenommen, hat dich erzogen in seinem, in unserem Sinne, nicht wie die Töchter eures Volkes heranwachsen in Dumpfheit. Du warst schon halb Christin, eh' du mich geliebt und unsere Liebe hat dich ganz gechristnet. Und so entscheidet diese Stunde über uns, aber anders, als du es gedacht: nicht in dir — du — du folgest mir. Trennen kann uns nichts! Aber meine Hand, stärker als die deine, zieht dich auf meine Seite des Bandes, das wir beide halten. Du kommst mit mir ins Christentum, ins Abendland."

Und starken Armes hob er sie von dem weichen Rasen empor an seine Brust.

„O Gott, mein Reinhart! Ich fühl's, ich kann nicht widerstreben, wenn du mich ziehst! Aber ist es zum Heile? Sieh, schön ist's auch in meinem Vaterland, im Schatten meiner Edelpalmen. Auch meine Jugend wurzelt in der Heimat, in dem Vaterglauben. Du reißest mich los von

meinem Lebensboden. Traust du dir zu, Ersatz dafür zu bieten?"

„Ja, Fatme, ja. Ich biete dir Ersatz; deines Gatten Liebe wird dir Vater, Volk und Glaube sein. Euer ist die Wüste, unser ist die Welt! Ich führe dich in mein Deutschland. Mein edles Weib, du wirst die Königin aller deutschen Frauen! In meinen grünen Buchenwäldern sollst du wandeln und fahren auf dem breiten Rhein, wann von der frommen Klosterglocke das Ave Maria schallt. Von dem Erker meines Schlosses sollst du schauen weit in mein schönes, deutsches Vaterland. Und wenn du dann aus meiner Liebe, aus der Welt unserer Sitte wirklich nach deiner Heimat Sehnsucht fühlst, dann führe ich dich zurück, dann bist du die Fatme nicht, die mich geliebt. Wirst du Heimweh haben?"

„Nein, Reinhart — du, dein Herz ist meine Heimat — führe du mich, ich folge dir." Sie lag an seiner Brust: — die Bekehrerin war bekehrt. — —

Reinhart aber war wie umgewandelt von dieser Stunde. Sein fester Entschluß, mit Fatme zu dem Kreuzheer und von da nach der Heimat zu entfliehen, schien wie ein Windstoß das schwüle Gewölk des Genusses, das so lang sich über seine Kraft gebreitet hatte, plötzlich zerstreut zu haben. Er legte von Stund an die leichten, orientalischen Gewande ab, hüllte sich in seine Eisenrüstung und trug das rote Kreuz auf der linken Schulter, wie herausfordernd, unter all den Saracenen zur Schau. Er benützte die größere Freiheit, die man ihm seit der gefährlichen Versammlung gönnte, — da man sein Entweichen mehr zu fördern als zu hindern wünschte — sorgfältig dazu, die nächste Umgebung der Bergfeste kennen zu lernen und Nachrichten über den jetzigen Standort des Kreuzheeres

einzuziehen. So erfuhr er denn bald, daß ein Weg von einer halben Tagereise von der Burg an eine Bucht des Meeres, Al Irm genannt, führte, wo häufig christliche, namentlich byzantinische, Galeeren frisches Wasser zu holen pflegten: — doch ließ sich auf dies Ungefähr kein sicherer Plan der Flucht bauen. Auch brannte Reinhart vor Verlangen, nach so langem Schlummer seiner Kraft wieder im Verein mit seinen Waffenbrüdern den heiligen Kampf, zu dem er ausgezogen, fortzukämpfen, sein Gelübde zu lösen, und Jerusalem erobern zu helfen. Begierig ergriff er daher einen andern Ausweg, der ihn zum Ziele zu führen verhieß. Er vernahm, daß etwa drei Tagereisen von der Feste auf dem Wege nach Jerusalem ein Kreuzesfürst mit einer kleinen Abteilung ein der Burg Dschabar ähnliches Bergschloß genommen hatte und besetzt hielt. Nach der Beschreibung konnte er nicht zweifeln, daß dieser Heerführer kein anderer war als Graf Robert von Flandern, ein alter Waffengenosse seines Vaters und Reinharts väterlicher Freund und Schützer auf der ganzen Kreuzfahrt. Zu ihm gedachte er mit Fatme zu entfliehen und durch dessen mächtigen Einfluß die Wiederaufnahme in das Kreuzheer zu erwirken. Hatte doch noch jüngst der Versuch des edlen Grafen, Reinhart auszuwechseln, die alte Treue seines Wohlwollens bewährt.

Er selbst wagte nicht, Fatme zu verlassen. Er sandte daher den alten Gottschalk, der die Gefangenschaft seines Herrn treulich geteilt, aber die Liebe zu dem Heidenkind, wie er die schöne Fatme schmähte, mit tausend Flüchen und Thränen verabscheut hatte, auf Kundschaft aus. Er sollte den Grafen von Flandern zu erreichen suchen und mit ihm Zeit und Art der Flucht genau verabreden. Wenn er ihn nicht fände, sollte er suchen, Kunde von Standort und Schicksal des christlichen Heeres einzuziehen, und

vor allem nicht versäumen, rechtzeitig, das heißt, vor dem ersten des heiligen Monats Ramadan zurückzukehren, der wie eine schwarze Wetterwolke immer näher rückte; noch waren es zehn Tage bis dahin. In sechs Tagen konnte Gottschalk leicht zurück sein. Das Paar zählte jede Stunde seiner Entfernung mit bangen Herzensschlägen.

Rodvan hatte, wenn nicht den ganzen Plan durchschaut, doch scharfen Verdacht geschöpft. Spähend lag sein scharfes Auge auf den Liebenden. Und während Reinhart allein stundenweit vom Schlosse sich entfernen durfte, fühlte sich Fatme bei jedem Schritt aus ihren Gemächern in den hochummauerten Garten bewacht. Alle Ausgänge des Burgraumes waren Tag und Nacht von Wachen besetzt. Doch schreckte dies Reinhart nicht. Er hatte schon in der ersten Woche seiner Genesung in der Felsengrotte, darin er schlief, einen großen Stein in der Gartenmauer, die ins Freie führte, leicht aushebbar befunden und denselben insgeheim so bearbeitet, daß er eine versteckte und nicht allzu unbequeme Flucht ermöglichte. Aus dieser Grotte wollte er mit Fatme fliehen, sobald Gottschalk zurückgekommen. Ohne jede Hilfe, ohne nahe Deckung durch christliche Scharen die Flucht zu wagen, war unmöglich: die Rache Rodvans hätte auf der mindestens drei Tage langen Reise die Flüchtigen gar rasch überholt. Aber Tag um Nacht verstrich und Gottschalk kam nicht zurück. Umsonst ritt Reinhart ihm meilenweit entgegen auf den Wegen, wo er ihn erwarten konnte. Umsonst spähte Fatme mit nimmermüden Augen von hoher Warte: — kein Gottschalk wollte kommen. Und immer näher kam der verderbliche Monat und immer tödlicher wuchs der Haß gegen Reinhart in den Blicken der Saracenen. — —

Der Vorabend der Entscheidung war gekommen; Reinhart sah die Sonne sinken mit ernstem, aber festem Blick.

Er grüßte das Abendrot, — zum letztenmal vielleicht! Er gedachte seiner toten Mutter, der fernen Heimat, er dachte an den blauen Rhein und wie jetzt sein Schloß wohl friedlich leuchte im goldnen Abendlicht! Sein Herz wurde weich: aber er zerdrückte die Thräne, die in sein Auge dringen wollte, als er eine weiche Hand auf seiner Schulter fühlte. „Reinhart," sprach Fatme leise, „verzweifelst du?" „Nein, Geliebte," antwortete er mit fester Stimme; „niemals, solange du mich liebst." — „O Reinhart, hättest du mich nie gesehen! Ich war dein guter Engel nicht! Du lebtest frei und fröhlich, wäre ich nicht." — „Lästre nicht unsre Liebe! Auch ist noch nicht alles verloren. Gottschalk ist treu: wenn er lebt, kommt er zurück: vielleicht schon morgen. Wäre nur Zeit, nur der morgige Tag gewonnen!" „Nur der morgige Tag?" sprach Fatme nachsinnend. „Da du sterben sollst, weil du Christ? Halt," rief sie plötzlich leuchtenden Auges. „Nur Zeit, sagst du? Ich weiß ein Mittel, Zeit, den morgigen Tag zu gewinnen." — „Welches Mittel?" „Vielleicht beschleunigt es unser Verderben. Es ist höchst gefährlich!" fuhr sie nachsinnend fort. „Aber wir haben wenig Wahl." — „Sprich, welches Mittel?" Mit einem heitern Lächeln sah sie ihm ins Auge.

„Mein Geliebter, ich habe dir mein ganzes Dasein blind vertraut: vertraue auch du mir einmal und laß mir mein Geheimnis." Besiegt von einem Ausdruck hohen Seelenadels in ihren Zügen, küßte Reinhart ihre schöne Stirn und sprach: „Ich vertraue dir." —

Und der gefürchtete Tag brach an. Mit dem ersten Sonnenstrahl stürzte eine lärmende Rotte in das Schlafgemach Rodvans, das Blut des Christen heischend.

„Müssen wir dich zur Rache mahnen?" schrieen sie. „Wer hat mehr Grund ihn zu hassen als du? Willst du den Buhlen deiner Braut beschützen?"

„Nein beim Propheten! Das will ich nicht," rief Rodvan aufspringend. „Er war genug gewarnt. — Das Burgthor stand ihm offen noch diese Nacht. — Wenn er geblieben ist, hat er sich selbst gemordet." „Er ist geblieben!" schrie die Schar. „Er wandelte die ganze Nacht im Garten. Jetzt ruht er in der Grotte. Gieb uns Befehl, Erlaubnis, und wir zerreißen ihn mit unseren Händen." „Haltet ein!" sprach Rodvan, „ihm widerfahre Recht, nicht Gewalt! Zwei von euch entbieten ihn vor Gericht. Ihr andern folgt mir in die Burghalle." Während sich Rodvan auf die Stufen des erhöhten Richterthrones stellte und die Saracenen mit klirrenden Waffen die Rundhalle erfüllten, trat Reinhart in die Pforte. Er war in voller Rüstung, in allen seinen Waffen erschienen. Sein stolzer Helm überragte selbst Rodvan auf den Richterstufen. Ruhig blickte sein Auge im Kreise umher. Ein Lächeln der Verachtung spielte um den feinen Mund.

Rodvan begann: „Im Namen Hassans halt' ich Gericht im Stamm Hasar. Wer bist du, Fremdling, an der Pforte dort! Du bist von unserem Stamme nicht: bist du ein Christ?" Unbeweglich antwortete Reinhart: „Siehst du das rote Kreuz auf meiner Schulter nicht?" — „Wohlan denn, Christ! Du wußtest das Recht unseres Volkes, was es spricht von diesem heutigen Tag, du warst gewarnt, warst frei und hast diesen Tag unter unserm Dach erwartet. Du wirst erkennen, was dein Recht ist, wie dein Richter sprechen muß." — „Mein Richter ist im Morgenland nur Gottfried von Bouillon! Im Abendland der deutsche König in seinem Lehenshof, zu Aachen, mit zwölf untadeligen, ritterbürtigen Lehensschöffen, meinen Heerschildgenossen. Mein Recht ist rheinisch Recht, das trag' ich überall mit mir. Und wer mich richten will, muß es nach diesem Recht. Ende darum diese Possen, Rodvan von Hasar!

Hier gilt Gewalt, nicht Recht. Brauch' deine Macht! Ihr seid nicht meine Richter: ihr seid Räuber und Barbaren." „Nieder mit ihm!" brüllte die Schar der Saracenen und stürmte mit wild geschwungenen Waffen auf ihn ein, Rodvan an der Spitze: — Reinhart erwartete sie mit Schild und Schwert.

Da rief plötzlich eine wohlbekannte Stimme von der Pforte her: „Trefft auch mich, ihr Mörder!" und Fatme stürzte flatternden Gewandes, gelösten Haares, ohne Schleier, mitten unter die grimmigen Männer. Mit beiden Armen umfing sie Reinharts Brust, wie ein zweiter Schild ihn vor den Streichen der Feinde deckend. Alle standen wie gelähmt vor Staunen: ungeheuer, überweiblich schien die That. Die meisten sahen Fatmes entschleiertes Antlitz zum erstenmal und waren wie geblendet von ihrer Schönheit. Rodvan senkte den gezückten Säbel und sprach mit tonloser Stimme: „Unselige! — Wie sie ihn lieben muß! — Was beginnst du, was willst du hier?"

„Nicht ihn retten, Rodvan! Fürchte das nicht. Nur mit ihm sterben!" „Fatme!" riefen Reinhart und Rodvan zugleich.

„Ja, sterben mit dir, mein Geliebter! Sprich, Rodvan, du gerechter Richter! Ist nicht sein Haupt dem Tode verfallen, weil er, ein Christ, an diesem Tag unter eurem Dache ist?" „Du sagst es," antwortete Rodvan, „und er soll nicht leben!" — „Wohl denn, Rodvan, schwinge dein Schwert, erfülle das Gesetz. Aber nicht an ihm allein. Erfüll' es an mir. Denn ich bin eine Christin!" „Fatme!" jubelte Reinhart, die Todesgefahr vergessend in der Begeisterung über ihre That. „Mein Weib! Mein herrliches Weib!" „Fatme! — eine Christin — du —?" stammelte Rodvan entsetzt. Ein dumpfes, drohendes Gemurmel durchlief die Saracenenschar. „Nicht mehr Fatme," sprach sie, mit tiefer

Innigkeit in Reinharts Augen blickend, der selig ihr schönes Haupt an seine Brust drückte. „Maria ist mein Name. Der Gottesmutter Namen will ich tragen, die voller Schmerzen war und voller Liebe. Du hast mir Herrliches von ihr erzählt. In dieser Nacht habe ich im Angesicht der heiligen Sterne am Quell unseres Gartens mich selbst getauft in brünstigem Gebet. Und wie ich diesen Schleier hier zerreiße, so zerreiße ich jedes Band, das mich an Mohammed gebunden. Und wie ich diesen Mann umschlungen halte, fest, untrennbar, so halte ich an dem Kreuzeszeichen, das hier auf seinem Schwerte prangt." Und sie löste Reinharts Schwert aus seiner stählernen Hand und hielt den Kreuzesgriff mit erhobener Rechten wie schützend, hoch vor beider Haupt. „Maria, mein Weib, niemals will ich von dir lassen!" rief Reinhart.

Sprachlos standen die Saracenen — Rodvan bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Triumphierend fuhr Maria fort: „Du siehst, Rodvan, soll hier das Recht walten, so mußt du mein Haupt, das abtrünnige, zuerst treffen!" „Nieder mit beiden!" scholl es in der Runde. Doch nun erhob sich Rodvan, der sich inzwischen gefaßt.

„Ruhig, meine Freunde! Verlaßt die Halle. Ich bürge euch dafür, daß das Recht walte; laßt mich mit diesem Paar allein. — Ich will's!" Sie gingen schweigend, drohend.

„Reinhart — ein Wort mit dir allein."

Fatme ging mit einem seelenvollen Blick auf Reinhart.

Die beiden Männer traten abseits an ein Fenster: „JenesWeib hat eine Riesenthat der Liebe gethan. — Sie hat gesiegt. Das Recht kann nur euch beide treffen. Und sie — muß ich schonen! Denn ich glaube fast, ich liebe sie noch immer! Wenn nicht Haß ist, was hier brennt.

Aber wir beide können nicht mehr zusammen atmen auf einer Erde. Drum laß uns das Mittel wählen, das längst, wie unser Schicksal, über unserm Haupte schwebt. Stelle dich zum tödlichen Gefecht, aus dem nur einer zurückkehren soll." „Wohl gesprochen!" rief Reinhart. „Ich folge dir. — Komm!"

Doch in diesem Augenblick scholl wüster, verworrener Lärm an ihr Ohr. Geschrei, Rossewiehern, Waffenklirren ertönte aus dem Hofraum; Saracenen mit wütenden Geberden stürmten herein und rissen Rodvan hinunter in den Hof, wo ihn Reinhart vom Fenster aus sofort von staubbedeckten Boten umringt sah. Eine furchtbare Aufregung hatte alle, hatte auch Rodvan ergriffen. Reinhart wollte hinunter eilen, die große Nachricht zu erkunden. Da trat ihm am Portal eine Gestalt entgegen, in härenes Gewand gehüllt, einen Strick um die Lenden, die Spuren der Geißel auf dem entstellten Leib.

„Gottschalk!" rief Reinhart entsetzt. „Was ist mit dir? Wo warst du, woher kommst du endlich?"

„Ich komme von Jerusalem!" sprach feierlich der Büßer.

„Von Jerusalem? Von den Heiden? Was hast du dort gethan?" — „Jerusalem ist in der Christen Hand! Es fiel vor sieben Tagen; auf dem Tempel Salomos weht die Fahne Gottfrieds von Bouillon." „Jerusalem erobert — ohne mich!" schrie Reinhart und stürzte verzweifelnd auf sein Angesicht: das Weh schlug ihn wie ein Blitz danieder.

Gottschalk rührte sich nicht, ihn aufzuheben und fuhr fort: „Den Grafen Robert fand ich nicht mehr in der eroberten Bergfeste. Sie war zerstört. Er hatte sich wieder in das Lager vor der heiligen Stadt begeben: denn lange schon lag das Kreuzheer, in sieben heißen Schlachten sich Bahn brechend, vor Jerusalem." „Und ich habe nichts

gethan, als ein Weib geküßt!" stöhnte Reinhart und sprang auf. — „Die Ankunft der Christen vor Jerusalem war die Botschaft gewesen, die Ibrahim und Hassan von hier fort rief, Hassan schlug sich durch in die belagerte Stadt, Ibrahim suchte bei den Moslems den Frieden zu vermitteln, das Blutbad an der heiligen Stätte zu verhindern. Auch gelang es ihm, Waffenstillstand zu erzielen. Doch der starke Wille unseres Gottes zerschlug den Vergleich. Man rüstete zum Sturm. Schon tönten die Streithörner, noch immer wollte Ibrahim die Kämpfenden versöhnen. Mit ausgebreiteten Armen stellte er sich zwischen die Stadt und die Angreifer. Er fiel, zugleich von vorn von einem Christenspeer und rückwärts von einem Saracenenpfeil durchbohrt. — Und über seiner Leiche wütete der Kampf. Der fromme Gottfried erstieg zuerst den Mauerkranz. Genommen ward die Stadt mit Sturm! Vierzigtausend Saracenen fielen, — von Hassans Schicksal weiß ich nichts. Ich kam am Tage nach der Eroberung. Ich war geflogen, nicht gewandert, über die Berge, durch die Wüste, um Euch Hilfe zu bringen. Ich suchte den Grafen Robert. Ich hörte, er sei gerade mit dem ganzen Heer, mit allen Fürsten in den Tempel des heiligen Grabes gezogen. Sie hielten dort feierliche Messe. Auch ich habe gekniet am Grabe des Erlösers. Und als ich erwachte aus Thränen und Gebet — da — mir schaudert! — da hört' ich Euren Namen nennen." „Meinen Namen?" rief Reinhart, „wer nannte mich?" — „Fürst Bohemund von Tarent." — „Mein Feind! Der arge Normann! Der Pfaffenknecht! Der nannte mich nicht zum Segen!" — „Nein, Unseliger, zum Fluch! Nach dem Hochamt des Dankes trat Bohemund auf die Stufen des Altars und verlas, im Namen des Feldherrn, die Liste all der Kreuzfahrer, die wissentlich und willentlich ihr Gelübde versäumt, vom heiligen Heere sich freiwillig ge-

trennt. Eine lange, lange Reihe! Da schlug mir Euer Name furchtbar an das Ohr! Die zurückgekehrten Boten des Grafen Robert haben bezeugt, daß sie Euch in heidnischem Gewand, ruhend in den Armen der Heidin, getroffen, daß Ihr die Auswechselung, die Rückkehr zu unserem Lager mit gottlosen Worten ausgeschlagen. Noch viele Namen wurden genannt. Ich harrte, fiebernd, auf das Ende. Da sprach zum Schluß der Fürst das Urteil: Acht und Feuertod über alle die Abtrünnigen, die bis zum Fall Jerusalems gesäumt. Ihr Wappen wird durch Henkershand zerbrochen, ihr Name soll ein Schandwort sein in aller christlichen Ritterschaft. Und ihr Haupt des Todes, wo sie ein christlich Auge sieht."

„O halt ein!" rief Reinhart. — Doch Gottschalk fuhr fort: „Als das Urteil zu Ende gesprochen war, widerhallte die Kirche von dem dreimaligen Achtruf des ganzen Heeres; kaum war dieser Ruf verstummt, da trat Bischof Gregor von Alkara auf die Stufen des Altars und sprach den Bannfluch der Kirche über die Gerichteten. Noch dröhnen die entsetzlichen Worte in meinen Ohren, mit denen er Eure Sünde, Eure Strafe schilderte! Er verfluchte Euch! Jedes Haar Eures Hauptes! Jeden Tropfen Eures Herzbluts! Jede Stätte, die Euch aufnimmt! Jede Speise, die Euch labt! Jede Hand, die Euch berührt! Und zum Schluß stieß er die brennende Fackel, die er in Händen hielt, zur Erde, daß sie erlosch, und schloß: ‚ihre Seelen aber sollen verdammt sein und erlöschen in ewiger Finsternis, wie diese Fackel!'" Da erhob Reinhart das Haupt: „Genug! Ihre blinde Wut giebt mir die Kraft wieder. Sie fordert meinen Trotz heraus. Hast du den Grafen nicht aufgesucht?" — „Herr! Wie leicht eilt Ihr hinweg von dem Wort ewiger Verdammnis! Mich, den der Schlag nicht getroffen, mich hält er noch betäubt! — Ich

fand den Grafen endlich und sprach Eure Botschaft. Er gab mir dieses Schreiben an Euch. Und ich flog zu Euch zurück. — Noch immer hat Euch die Gnade des Himmels einen Weg der Rettung für Eure arme Seele gelassen."
Eilig erbrach Reinhart das Schreiben des Grafen und las: „Toller, unseliger Junge! Verdient hast Du's nicht um mich, das wissen Gott und Sankt Robert! Aber um Deines Vaters willen, der ein ganzer Mann war, und weil Du selber sonst ein frischer Gesell gewesen, will ich Dir noch einmal die Freundeshand reichen. Retten vor Acht und Bann konnte ich Dich nicht. Der giftige Normann, der Dir nie verzeiht, daß Dein Vater ihn einst in Welschland vom Gaul gerannt hat und daß Du selber in Antiochia unsere deutsche Fahne, weil sie zuerst den Wall gewann, hoch über dem Banner von Tarent aufgesteckt, hat meinen Boten, die ohne Dich heimkehrten, sogleich Deine ganze Schande abgefragt und seitdem Deinen Namen auf das Sünderregister geschrieben. Sein eigener Neffe, Held Tankred, bat für Dich: — umsonst. Du bist auch ein ganz heilloser Geselle! Aber noch einmal will ich's mit Dir versuchen. Wirf vom Augenblick an die Heidendirne aus Deinem Herzen, Deinem Leben. Fliehe noch diese Nacht nach Jerusalem. Eine Tagereise von Eurem Bergnest will ich Dich erwarten und sicher nach Europa schaffen, und zuletzt, wär's auch nur dem finstern Bohemund zum Trotz, Deinen Frieden durchsetzen mit Reich und Kirche. Du weißt, ich verheiße nichts, was ich nicht halten kann. Du bist in meinen Augen genug dadurch bestraft, daß Du hier vorgestern die heiße Sturmhetz nicht hast mitgemacht. Das war ein blutiges, schönes, christliches Werk! Aber höre wohl: — komm mir *ohne* Deine Heidenprinzessin, sonst schlage ich ihr eigenhändig den Kopf ab und sperr' Dich in ein Pfaffenkloster für Dein Leben. Denn Du bist

kein Mann, kannst Du den süßen Minnequark nicht los werden. Höre auf mein Wort. Es ist die Stimme der Ritterehre. Sie ruft Dich zum letztenmal. Folgst Du nicht, so thust Du, wie wer den Kopf in eine Weiberschürze steckt, wann ihn das Hifthorn ruft zum letzten Streit. Komm! Ich erwarte Dich."

Reinhart ließ das Pergament fallen. „Es ist wahr!" sprach er vor sich hin. „Zum letztenmal, ich fühl's, werd' ich gerufen."

Da warf sich Gottschalk unter Thränen zu seinen Füßen. „O Reinhart, mein lieber Herr, mein Sohn! Gebt nach! Folgt seinem Ruf. Seht, als ich in der Kapelle stand und Eure schwarze Sünde schildern hörte und den grausen Bann vernahm, als die heilige Kirche Euch auf ewig ausstieß, da war mir's, als hätte sich mein Herz auf ewig von Euch gelöst. Habt Ihr doch auch mich ferngehalten von meinem Gelübde! Mit Grauen, fast mit Haß kam ich zurück zu Euch mit des Grafen Botschaft. Aber nun, da ich Euch wieder sehe, Eure Stimme wieder höre, — da wacht die alte Liebe wieder auf. Hab' ich Euch doch groß gezogen wie meinen Sohn. Gedenkt an Eure edle, tote Mutter! Mit tausend Ängsten schaut sie jetzt vom Himmel auf Euch nieder. Sie fleht mit mir zu Euch. Laßt von diesem zauberischen Weib. Kehrt zurück zur Reinheit! Zu Eurer Ritterpflicht!" Und weinend umschlang der alte Mann Reinharts Knie.

„Laß ab, steh auf, du treuer Freund," sprach dieser, ihn gerührt erhebend. „Es ist umsonst: — nichts trennt mich mehr von meinem Weibe. Und lägen Himmel und Erde, und — mehr als beide, — meine Mutter, wie du hier, flehend zu meinen Füßen: — ich werde nun und nimmer von ihr lassen! Ausgestoßen, tödlich verfolgt bin ich von Christ und Muselmann. Nichts, nichts habe ich

mehr als Fatmes Seele. Und Treue gegen sie ist alle meine Pflicht fortan auf Erden. Graf Robert, edler Freund, Dank für dein rettend Wort — ich kann ihm nicht folgen." So sprechend zerriß er des Grafen Brief. „O Gott," stöhnte der Alte, „so zerreißt er seine arme Seele! — Und alles um eine Heidin!" „Diesen Dorn, mein Freund, kann ich aus deiner Brust ziehen!" lächelte Reinhart. „Sie ist Christin, getauft mit dem schmerzlichen Blut ihres Herzens! Sie ward Christin, nicht mein Leben, nur meinen Tod zu teilen." — Und in raschen Worten erzählte er ihm den Versuch Marias, die Gefahr dieses Tages von seinem Haupte abzuwenden oder mit auf das ihre zu laden.

Diese That bewirkte eine mächtige Umwandlung in Gottschalks Gesinnung. Mit leuchtenden Blicken des Erstaunens begleitete er Reinharts Rede und unterbrach ihn mit freudigem Ausruf: „Wie? Das hätte sie gethan? Das Heidenkind hat soviel deutsche Treue, soviel christliche Liebe in sich? So ist es nicht die blinde, sündige Glut, 's ist echte Minne? Sterben wollte sie für Euch? Und ihre Liebe hat ihre Seele herübergerettet aus der brennenden Verdammnis in die himmlische Seligkeit? Segen über ihr Haupt! Nun bin ich wieder Euer mit jedem Tropfen meines Blutes. Ich hatte beschlossen, mein Leben am Grab des Erlösers, für Eure arme Seele betend, auszuleben. Jetzt aber weiß ich's besser zu verwenden. Euch will ich dienen und helfen mit aller Kraft. Und laßt mich nur gewähren! Ich sehe einen Pfad, der uns noch alle aus der Gefahr in die frohe Sicherheit der Heimat führen kann!"

Fünftes Kapitel.

Der Ausgang.

„Und aller Ausgang ist ein Gottesurteil."
Schiller.

Reinhart eilte zu der Geliebten, mit ihr den Tod ihres Vaters, von dem ihr die arabischen Boten berichtet haben mußten, zu beklagen. Er fand sie niedergesunken auf eine Rasenbank des Gartens in heißen Thränen. Lange, lange währte es, bis er ihre Gedanken von diesem Schmerze hinweglenken und sanft zu der neuerwachten Hoffnung hinüberleiten konnte.

Der Rettungsplan, welchen Gottschalk den Liebenden mitteilte, war auf die Kunde gebaut, die er unterwegs erhalten, daß eine byzantinische Galeere, die Kranke und Verwundete aus Palästina nach den heilbringenden Inseln Griechenlands zur Genesung führen sollte, in der Bucht Al Irm, etwa eine halbe Tagereise von der Feste Dschabar, vor Anker lag und nach Mittag des nächsten Tages unter Segel gehen wollte. Gottschalk hatte das Schiff auf seinem Rückweg von einer der nächsten Berghöhen mit eigenen Augen liegen sehen und verbürgte sich, die Flüchtigen den nächsten und sichersten Weg an den Ankerplatz zuverlässig führen zu können. In einem scharfen Ritt von sechs Stunden sei auf dem ihm infolge seiner letzten Wanderungen wohlbekannten Pfad die Küste zu erreichen. Und so ward denn beschlossen, um Mitternacht von der Felsengrotte aus die kühne Flucht zu wagen. Es schimmerte den Liebenden neue Hoffnung auf Leben, Freiheit, Glück. Den Gedanken Reinharts, nunmehr doch die von Graf Robert gebotene Hand zu ergreifen, da Fatme Christin geworden, und zu hoffen sei,

daß der wackere Freund deshalb seine Gesinnung ändern würde, diesen Gedanken mußte man aufgeben, da Gottschalk — obwohl mit zögerndem Widerstreben — berichtete, wie der Graf einen grimmigen Eid geschworen habe, nimmermehr der Verführerin seines Freundes vergeben und ihr unter allen Umständen, wenn er ihrer habhaft werde, das zauberische Haupt abschlagen zu wollen.

Eben hatte Reinhart mit Gottschalk die nötigsten Vorbereitungen zur Flucht getroffen, Pferde und Wagen gerüstet, die natürliche Steinpforte der Gartengrotte erprobt, und in hoffnungsvoller Ungeduld sahen die drei Freunde die Sonne untergehen, als ein schwarzer Sklave Reinhart schweigend einen Zettel von Rodvan überbrachte. Reinhart las: „Die Botschaft des Falles von Jerusalem hat unseren Entscheidungskampf nur verzögert, nicht aufgehoben. Der Auftrag meines Vaters Hassan, der, dem Blutbad der Eroberung entronnen, ein großes Heer der Gläubigen zu neuem Kampfe führt und mir gebot, die Besatzungen der benachbarten Bergfesten zusammenzuziehen, hält mich für heute fern von Dschabar. Von Jerusalem aus zieht schon das Christenheer gegen uns heran und nahe unserem Schloß wird in den nächsten Tagen der letzte blutige Würfel fallen. Bis morgen aber, bei Sonnenaufgang, bin ich zurück und erwarte dich bei Tagesanbruch im Burghof zum letzten Kampf."

Bleich, zitternd, ließ Reinhart das Blatt fallen. Er hatte über den Berichten, über den Fluchtplänen Gottschalks völlig Rodvans und der tödlichen Verabredung vergessen. Jetzt, an der Schwelle der Rettung, fiel ihm dies feindliche Verlöbnis schwer auf die Seele. „Flieht — flieht ihr beide — und rettet euch!" stammelte er. „Ich kann euch nicht begleiten! Ich bleibe." — Er wankte und hielt sich mühevoll aufrecht an dem Stamm der Ceder, in deren

Schatten sie weilten. Entsetzt rafften Maria und Gottschalk das unselige Schreiben auf und mit schmerzlichem Liebesblick fragte Maria: „Und warum? Sage, warum mußt du bleiben?“ „Du frägst?“ rief Reinhart. „Meinem Todfeind hab' ich mich zum Kampf verpflichtet! — Meine Ehre ist ihm verpfändet! — Soll ich Wort und Ehre brechen und entfliehen?“ — „O, Reinhart, stellt sich denn immer dies Gespenst zwischen dich und meine Liebe? Meinen Glauben, mein Leben hab ich dir geopfert! Und du opferst mich dem toten Götzen, deiner Ehre!“

„Mehr ist die Ehre denn das Leben, Kind! Wie? Rodvan, dem ich mit höhnender Verachtung die Ritterlichkeit absprach, der großmütig die Gewalt, die er über seinen Todfeind hat, nicht brauchen will, sondern alles auf die freie Entscheidung unserer Waffen stellt, — vor ihm soll ich entfliehen? Soll er sagen, Reinhart von Stauf war ein Ritter in Worten, ein feiger Bube in Thaten! Nimmermehr!“

Schmerzvoll zweifelnd sprach Gottschalk. „In der That, die Frage kann ich nicht lösen. Ich kann nicht raten, zu fliehen und nicht, zu bleiben; diesen Zweifel kann ich nicht entscheiden!“

„Aber ich,“ rief Maria begeistert, „ich kann ihn entscheiden! O Reinhart, glaube mir, nicht das selbsüchtige Verlangen meiner Liebe redet aus mir! Ich möchte dich, meinen Stern, nicht um den Preis der Befleckung mir erhalten. Und doch sage ich dir: du darfst, du mußt für jetzt diesen Kampf vermeiden! Rette mich! Rette die Christin vor der Rache der Heiden, die sie verließ. Rette mich und dich! Tötest du Rodvan im Zweikampf, — nie lassen dich die Seinen entrinnen: sie morden dich! Rette uns zuerst. Und dann, muß es sein, ficht diesen Zweikampf aus, in Sicherheit vor Mördern.“ — „Ja! Du hast

recht! mag einstweilen Rodvan meinen, was er will! Sowie ich dich in Sicherheit gebracht, entbiete ich ihn zum Zweikampf." — „O, mein Geliebter, laß uns diese Stunde noch genießen, festhalten. Sieh, die Abendsonne grüßt, scheidend, unsere Häupter mit letztem Strahl. Laß sie uns zur Zeugin nehmen und vor ihrem leuchtenden Antlitz bekennen, daß wir glücklich waren in unserer Liebe." „Ja," fuhr Reinhart fort, „glücklich sind wir gewesen. Ob unsere Freude schuldvoll war, — ich weiß es nicht. Mir ist, die Menschen werden sie so nennen. Vielleicht haben sie recht. Vielleicht ist es thöricht, vielleicht ist es frevelhafte Überhebung, so stolz fliegen zu wollen über alle die Schranken, welche Glaube und Sitte und angeborene, altvererbte Art aufgerichtet haben zwischen Volk und Volk. Vielleicht lebt sie nie und nirgend, jene Menschheit über allen Völkern, — jene Menschlichkeit, an welche dein edler Vater glaubte —. Aber wie er starb für seinen schönen Glauben — oder Wahn! — so wollen auch wir leben und, muß es sein, sterben für unsere Liebe. Diese war kein Wahn!" — „Du sprichst, als ob du keine Rettung mehr hofftest." — „Ich hoffe, solang ich atme." Und schweigend, Hand in Hand, in träumerisches Sinnen verloren, ließen sie die letzten Stunden des Abends vorübergleiten. —

Die Nacht, die entscheidungsvolle Nacht war gekommen. Still ward es in der Feste. Die Abwesenheit der meisten Saracenen mit Rodvan verödete die Räume und verhieß, indem sie die Zahl spähender Augen verminderte, leichteres Gelingen der Flucht. Um keinen Verdacht zu wecken, trennten sich die Liebenden zur gewohnten Stunde. Maria ging hinauf in die oberen Gemächer der Burg und suchte ihr Schlafgemach. Früh entließ sie ihre Sklavinnen. Um Mitternacht wollte sie rasch die Treppen hinunterschlüpfen und mit leisem Handschlag Reinhart ein Zeichen geben, der

sie am Eingang des Gartens in Empfang nehmen und eilig in die Höhle führen sollte, in welcher sich der aushebbare Stein befand. Gottschalk erwartete sie mit zwei Rossen außerhalb der Ringmauer des Schlosses an der ihm genau bezeichneten Stelle der Felsengrotte.

Alles gelang nach Wunsch.

Die Feste lag in Dunkel und Schweigen. Nur einmal glaubte Reinhart das große Burgthor sich öffnen zu hören. Die Nacht war finster und stürmisch geworden. Der schwache Neumond ging erst spät auf. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel. Der Wind rüttelte mit Sausen an den Türmen des alten Schlosses. — Endlich kam die Mitternacht. In ihr weißes Nachtgewand gehüllt glitt Maria ungesehen, leise wie ein Geist, über die steinernen Gänge, durch Hallen und Treppen. Auf das gegebene Zeichen trat Reinhart aus dem Dickicht, faßte ihre zitternde Hand und zog sie eilig durch die Gebüsche.

Kein Wort wurde gesprochen. Mächtig schlug Marias Herz in Furcht und Hoffnung. In der Grotte angelangt, schlug Reinhart leise in die Hände, dem draußen harrenden Gottschalk ihre Nähe zu künden. Er lauschte auf Antwort, aber alles blieb still. Er wiederholte das Zeichen lauter. Ängstlich preßte er das Ohr an die Felsenspalte. Umsonst: keine Antwort erfolgte. „Wehe," flüsterte Maria, „Gottschalk verläßt uns!" — „Das thut der Getreue nicht. Er wird in der Dunkelheit den Ort verfehlt haben. Er muß ganz in der Nähe stehen: ich will hinaus und ihn suchen." — „Nein, Geliebter, laß mich nicht allein hier! Mich tötet die Angst!" Doch schon hatte Reinhart die Platte aufgehoben, war hinausgeschlüpft und hatte den Stein wieder hinter sich gesenkt. Maria stand nun in der Grotte, Reinhart im Freien. „Gottschalk," rief er leise, „wo bist du?" Und sich überall in der Dunkelheit

umsehend, trat er einen Schritt vorwärts. Da stieß sein Fuß an einen dunklen Körper. Er beugte sich nieder, der Mond trat aus ziehendem Gewölk: es war sein treuer Knappe, der vor ihm lag. „Gottschalk!“ rief er, „steh' auf! Schläfst du?“ „Nein, er ist tot!“ antwortete eine laute Stimme, und eine schwarze Gestalt trat hinter dem Vorsprung der Mauerecke hervor. „Rodvan!“ rief Reinhart und trat entsetzt zurück: — „Du hier?“ — „Ja, falscher Franke! Ehrloser Flüchtling! Ich bin hier, deine Schmach, deinen Wortbruch aufzudecken und zu strafen. Böse Ahnung trieb mich noch vor Mitternacht nach Haus. Der Haß schläft sowenig als die Liebe und hell ist das Auge der Eifersucht. Ich sah die weiße Gestalt der Abtrünnigen durch die Gänge gleiten, im Garten mit dir nach der Grotte eilen. Ich ahnte alles. Ich ließ euch gewähren: ich wollte sehen, wieweit der stolze Ritter sein Ritterwort vergäße. Ich eilte vor die Mauern des Schlosses, deiner schmählichen Flucht, nachdem sie unleugbar geworden, im offenen Feld entgegenzutreten, da stieß ich auf den thörichten Graukopf hier mit den Pferden. Er wollte mich aufhalten, euch warnen. Er hat seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt. Du siehst, du entrinnst meinem Schwerte nicht: — es ist dein Schicksal! — Zieh! Ich bin ganz allein! — Stehe mir.“ „Rodvan,“ sprach Reinhart mit tonloser Stimme, „geh' und gieb Raum! Laß mich erst Fatme retten. Dann, an sicherer Stätte, wollen wir uns treffen! Es ist nicht gut, den Verzweifelten aufzuhalten! — Gieb Raum! Gieb Raum!“ — „Zieh', Feigling! oder ich haue dich nieder.“ — „Du willst es. Komm denn und vollende dein Geschick.“ Sie fochten. — Hell klangen ihre Schwerter aneinander. Mit Entsetzen vernahm Maria den Schall in der Grotte. „Reinhart,“ rief sie, „Reinhart!“ sich an den Felsen klammernd und umsonst

an der schweren Platte rüttelnd, „Reinhart, was thust du? komm!"

Noch einmal klangen draußen die Schwerter. —

Dann ward es still. — Atemlos lauschte Maria. Da ward die Platte von außen gehoben, Reinhart stand vor der Öffnung, das nackte Schwert in der Rechten. „Komm," rief er, „eile!"

Sie trat ins Freie, sie sah sich um. — Der Mond trat wieder aus einer Sturmwolke. Sie sah, daß sie an Gottschalks Leiche stand. — Einen Schritt vorwärts: — sie sah Rodvan mit blutiger Stirn zu ihren Füßen liegen. „O Himmel!" rief sie und trat entsetzt zurück. „Über Leichen geht mein Weg. Rodvan, armer Rodvan!" „Jetzt ist nicht Zeit, tote Feinde zu beklagen," sprach Reinhart finster, „komm!" Er stand vor ihr, ehern wie sein blutiges Schwert. „Du bist furchtbar, Reinhart," rief sie. „Es sind tote Menschen, die hier liegen! Armer, edler Rodvan — du starbst um mich." — „Ihm ward sein Wille! Sein Haupt für drei meiner Freunde. Komm, es ist die höchste Zeit!" Mit diesen Worten ergriff er das bebende Weib und hob sie mit eisernen Armen auf eines der harrenden Rosse, schwang sich zu ihr in den Sattel und vorwärts jagte das Paar wild in die Nacht und den Sturm.

Sausend schlug der Wind des raschen Rittes Mariens Schleier und gelöste Locken in Reinharts Antlitz. Kein Wort ward gesprochen. Nur vorwärts, vorwärts spornte er das schnaubende Tier. Wohin der brausende Ritt sie trug, — sie wußten es selbst nicht! Nur fort von der feindlichen Burg, und die Richtung nach dem Meere einhaltend, eilten die Flüchtlinge. Den Weg zu verfolgen, welchen Gottschalk sie zu führen versprochen, war nach dem Verlust des treuen Alten unmöglich. Und mit diesem Weg

gab Reinhart die Hoffnung auf, rechtzeitig die Meeresbucht Al Irm und das byzantinische Schiff zu erreichen. Es galt ihm jetzt nur, möglichst großen Vorsprung zu gewinnen vor der grimmigen Verfolgung, welche die Mannschaft aus Dschabar beginnen mußte, sobald sie die Flucht des Paares entdeckt, sobald sie Rodvan vermißt und als Leiche gefunden haben würde.

Manchmal hielt Reinhart den rasenden Lauf seines Rappen an und lauschte, ob er nicht im Rücken den Hufschlag der Verfolger vernehme.

Aber nichts vernahm sein Ohr als den Nachtwind, der in den Bergeichen sauste und von ferne das brandende Meer, dem sie sich in wilder Eile näherten.

Dann drückte er wohl einen brennenden Kuß auf Marias schönes Antlitz, die ihn fest umklammert hielt, sprach ein ermutigendes Wort, an das er selbst kaum glaubte, und vorwärts wieder jagte die hastende Flucht. — —

So waren sie stundenlang geritten. Der Tag begann zu grauen. Die freundliche, aber gefährliche Helle ließ nunmehr die Umgebung deutlicher unterscheiden. Reinhart sah, daß sie in die Vertiefung des Küstenthales geraten waren, das, von zwei felsigen Hügelreihen umschlossen, in das offene Meer auslief.

Mit den ersten Strahlen der Morgenröte erblickten sie von der Spitze eines der Hügel, die sie erreicht, vor sich die rauschende See, deren Morgenflut eben begann. Reinhart beschloß, eine noch höhere Felsklippe, die einen Bogenschuß vor ihnen und schon ganz im offenen Flutgebiet lag, zu erklimmen, ob nicht von dieser Warte aus die rettende Galeere vor Anker liegend zu sehen sei. Mit Mühe spornte er das müdegehetzte Tier die steile Felshöhe hinan, an deren Fuß schon die Wellen spülten und unter den Hufen des Pferdes spritzten.

Als sie den Gipfel gewonnen, bot sich ihnen der überraschende Anblick eines großen kriegerischen Lagers dar, das zu ihrer Linken lag und bisher von der Hügelreihe vor ihren Blicken verborgen gehalten worden war. Es war offenbar das Heer der Christen, das von Jerusalem aus zur Vernichtung der saracenischen Macht in diesen Gegenden herangezogen war. Mit einem aus Freude und Schrecken gemischten Gefühl sah Reinhart die wohlbekannten Fahnen im Morgenwinde wehen. Die Wappen der einzelnen Banner konnte er nicht unterscheiden, doch goldig leuchtete im Morgenlicht von den Spitzen ihrer Schafte das Kreuz.

Schon war es lebendig im Lager. Man sah die Reisigen Rosse zäumen, Waffen putzen, Befehle durch die Zeltgassen tragen. Bald hatte man das Paar auf der hohen Felsspitze entdeckt und einige Reiter der Vorhut näherten sich, soweit es die unterdessen noch gestiegene Flut gestattete. Mit schmerzlichem Blick betrachtete Reinhart die früheren Waffenbrüder, als ihn ein plötzlicher Schreckensruf Marias sich wenden ließ. — Er blickte um und sah von dem anderen Höhenzug des Thales, zu ihrer Rechten, plötzlich zahlreiche Scharen saracenischer Reiter herabjagen, deren Annäherung früher zu vernehmen das Getöse der rasch emporschwellenden Flut verhindert hatte. Bald erkannte er Hassan, der unter den vordersten ritt. Kurz nach Mitternacht war dieser mit der Vorhut der türkischen Reiterei in Dschabar angelangt, hatte die Gefangenen entflohen, seinen Sohn erschlagen gefunden. Wütend hatte er die Flüchtlinge und ihre Spur verfolgt und endlich hier, am Meeresstrand, eingeholt. Sofort hatten die Saracenen die beiden Gestalten auf der Klippe erkannt und ungesäumt jagte Hassan mit seinen Reitern in die Flut, den Felsen schwimmend zu erreichen. Mit Schrecken sah sie

Maria näher und näher herankommen. Aber von dem Christenheere, das, sowie die Saracenen sichtbar geworden waren, sich eilfertig in Schlachtordnung gestellt hatte, schien den Flüchtlingen Rettung kommen zu sollen. Die Vorposten des Lagers hatten die offenbar feindlichen Absichten der Saracenen gegen das Paar auf dem Felsen erkannt und deshalb rasch beschlossen, den Feinden ihre Opfer zu entziehen. Gleichzeitig mit Hassan heransprengend hatten sich die Christen in Booten in die Fluten geworfen und mit kräftigen Ruderschlägen bald den mühsam schwimmenden Saracenenrossen Vorsprung abgewonnen.

„Seid gutes Mutes," rief der Christen Führer von weitem aus dem Nachen Reinhart zu, „die Heiden sollen Euch nichts zu Leide thun." „Wo ist Graf Robert von Flandern?" rief Reinhart. „Graf Robert führt die Nachhut aus Jerusalem herbei. Er trifft erst gegen Abend ein." — „Wer befehligt die Vorhut? Wessen Leute seid ihr?" — „Uns führt Fürst Bohemund von Tarent!" Und mit Schrecken erkannte Reinhart die normannischen Farben und die Helmzeichen seines grimmigen Feindes: denn schon stiegen die Reisigen aus den Kähnen. „Aber wer seid Ihr da oben? Ihr tragt christliche Waffen?" Reinhard antwortete nicht: — er zog das Pferd von dieser Seite des Felsens zurück. Aber der zweite Normanne, der ans Land sprang, hatte ihn erkannt. „Bei Tankreds Schwert!" rief er dem ersten zu, „Guido! Das ist Reinhart von Stauf! Der Apostat! Der Herzog hat einen Preis von fünfzig Goldgulden auf das Haupt des Geächteten gesetzt. Und wer den von der heiligen Kirche Verfluchten erschlägt, erhält Ablaß für drei Todsünden. Den müssen wir haben!" Wild jubelten die Normannen Beifall. Ihr Führer rief Reinhart vom Fuße der Klippe aus zu, sich zu ergeben. Reinhart sah sich schweigend nach der rechten Seite um,

von wo die Saracenen herandrangen. Hassan hatte nun den Felsenhügel erreicht und stürmte die steile Klippe herauf, den Seinigen voran und den Säbel schwingend mit dem Ruf: „Abtrünnig Weib! Mörder meines Sohnes! Nieder mit der Christenbrut!" „Maria!" sprach Reinhart, die Geliebte umarmend, „sollen wir uns ergeben? An Hassan? An die Normannen?" „Nein, Reinhart!" antwortete sie, seine Frage verstehend, „frei wie wir gelebt, wollen wir sterben, Gott wollen wir uns ergeben, nicht den Menschen!" Und sie wies hinaus auf das rauschende Meer. „Vergieb mir, Maria: ich war dein Verderben!" — „Und ich das deine. Und unser Verderben war unsere Seligkeit!" Fest umschlang sie mit beiden Armen seinen Nacken. „Ja, Geliebte! Nimm uns auf, du heiliger freier Ocean!" Und mit kräftigem Spornstoß, mit eiserner Hand riß er das schnaubende Roß empor zu schwindelndem Sprung. Hoch bäumte sich das edle Tier: es weigerte einen Augenblick den furchtbaren Dienst. Aber im nächsten schoß es, weit ausgreifend, hinaus in die rauschende Brandung, die, spritzend und schäumend, über ihm zusammenschlug.

Noch einmal tauchte Reinharts ragender Helm aus dem Strudel.

Noch immer sah man seinen Nacken umklammert von zwei weißen Armen. — Da rauschte eine hohe, schaumgekrönte Welle heran und begrub Roß und Reiter für immer in ihrem Schos. — —

Die Normannen waren, als sie den Fang entwischt sahen, zu ihren Kähnen und auf diesen zu dem Christenheere zurückgeeilt. Hassan erklomm ungestört den Gipfel der Klippe und sah die Flüchtlinge versinken. Einen Augenblick starrte er schweigend, finsteren Blickes, in die Fluten, als wollte er nicht glauben, daß ihm seine Opfer ent-

rissen seien. Dann kehrte er düster zu den Seinen zurück, die ihn in einem Boote vom Felsen abholten.

Bald entbrannte in dem ganzen Meeresthal die grimmige Schlacht. Lange tobte, bis zur sinkenden Sonne unentschieden, der Kampf. Am Abend aber traf Graf Robert von Flandern mit der Nachhut auf der Walstatt ein. Da ward der Tag für die Christen entschieden. Hassan trug die grüne Fahne Mohammeds zum letzten Angriff. Er fiel und mit ihm sank die grüne Fahne.

Vergebens suchte Graf Robert, dem die Normannen den Untergang Reinharts von Stauf berichteten, als die Toten bestattet wurden, nach der Leiche seines noch immer geliebten jungen Freundes. Er wollte sie von den Gebeinen der „heidnischen Zauberin" trennen und, trotz Acht und Kirchenbann, feierlich in geweihter, christlicher Erde bestatten. Seine Leute durchforschten die ganze Umgebung des Felsens, die mit der abends eintretenden Ebbe wieder trockengelegt war.

Vergebens: — das stolze Meer gab die Liebenden, die sich ihm anvertraut, nicht wieder heraus; es hatte sie ungetrennt fortgetragen in seine ewig freien Tiefen.



Aus der Vendée.

1794.



I.

Es war ein duftiger Frühlingsabend in der grünen, buschigen Vendée; die Sonne tauchte hinter die Waldhügel, die, den Ausblick nach dem Kanal von England hemmend, die Loire begleiten, bis sie in den Ocean mündet. Der Clairon, ein silberhelles Flüßchen, durchschneidet hier das enge Thal, das von den Ausläufern des Küstengebirges umschlossen wird.

Der Tag war feucht, zum Teil regnicht gewesen und die erst im Erlöschen siegende Abendsonnne weckte aus tausend Waldblumen jenen jungfräulichen süßen Duft, der nur der Maienabende flüchtige Gabe ist. —

Da stiegen von den südöstlichen Gebirgen auf den Pässen, die aus dem innern Frankreich führen, die Vortruppen des siegreichen republikanischen Heeres herab, das zwei Tage zuvor eine Abteilung der kühnen Chouans geschlagen und zerstreut hatte, die von George Cadoudal, dem begabtesten und mächtigsten Parteigänger des Königtums in dieser Landschaft, zum Schutz der Eingänge in die Vendée aufgestellt war. Es war ein wilder, unregelmäßiger Zug, einem einheitlichen, zuchtstrengen Heer ebenso unähnlich als die aus Edelleuten, Priestern, Bauern und Jägern gemischten Haufen der Chouans, die ihre waldgrüne Heimat und ihre altererbten Gesinnungen gegen die gleichmachenden Dekrete der Einen und unteilbaren Republik verteidigten.

Der Zug, etwa 400 Mann stark, wurde eröffnet durch eine aus Schützen bestehende Vorhut, die, der Hauptmacht vorausrückend, rechts und links die verwachsenen Waldhöhen rings um den schmalen Pfad beobachtete, jeden Hinterhalt der listigen Feinde zu erspähen, ehe die Hauptmacht, die sich auf dem engen Wegraum nicht ausbreiten konnte, in das Bereich der Gefahr geriete.

Ohne Widerstand erreichte die Schar den Gipfel der Hügel und stieg ohne Hindernis in das grüne Thal des Clairon hernieder, das im Abendlichte vor ihnen lag. Die Hauptmacht folgte; den Schluß bildete ein Haufe von Sansculotten und Marodeurs, deren kriegerische Haltung der Fahne der Republik wenig Ehre machte.

Drei Offiziere ritten langsam vor der Hauptmacht. Der älteste und höchste unter ihnen, ein Oberst, trug den damals gewöhnlichen schwarzen Civilanzug des mittleren Bürgerstandes und eine Jagdkappe von schwarzem Tuch. Nur der Degen an der breiten dreifarbigen Binde bezeichnete den Soldaten, den Offizier. Seine Züge, in denen mehr Betrachtung und Gedanke als Leidenschaft lag, stimmten zu dem Eindruck seiner Kleidung. Haar und Bart hatte er, nach Sitte der damaligen Freiheitsmänner, kurz geschoren, gleich den Republikanern Roms; aber sein blaues Auge ließ nicht auf romanische Abkunft schließen.

Der Offizier zu seiner Linken war ein Mann nur mittleren Wuchses, doch von nervigem, straffem Bau. Er trug eine verschossene blaue Soldatenjacke, lederne Hosen bis ans Knie, indes die Beine unbeschuht und unbestrumpft an den Weichen des Pferdes baumelten, dessen ganzes Reitzeug in einer über den Rücken geworfenen Wolldecke und einem Stricke statt des Zügels bestand. Über die Brust hatte er eine zerfetzte dreifarbige Schärpe geschlungen, die ihm ein langes Messer ohne Scheide trug. Den Kopf und einen

Teil des Gesichts bedeckte eine rote Feldmütze, aber doch nicht tief genug, eine frischgeschlagene Schramme zu bergen, welche sich vom linken Auge über die Nase nach der rechten Wange zog. Es lag etwas Theatralisches in der absichtlichen Wüstheit, in der Vernachlässigung seines Anzugs und seines Gebahrens.

Der dritte Reiter stach bedeutend von seinen Kameraden ab. Er ritt einen edlen Araber mit jenen schlanken Fesseln und dem feingebogenen Hals, durch welche die Rasse als die Aristokratie unter den Pferden erscheint. Er trug die volle Uniform der Revolutionstruppen; doch hatte er an dem dreieckigen Hut die Federnverbrämung des ancien régime beibehalten und der feine Kavalierdegen mit dem goldenen Griff mochte sich wundern, daß die Farben einer seidenen Trikolore freundnachbarlich ihn berührten; mehr noch als diese äußeren Zeichen verrieten das vornehm geschnittene Profil und die weiße Hautfarbe die adelige Abkunft. Das Stutzbärtchen, das gewiß früher diese schmalen Lippen bedeckte, war als ein Opfer der Sitte der Republik gefallen, aber das schöne kurzlockige dunkelbraune Haar schmückte noch immer sein edel gebildetes Haupt.

Die Sauberkeit der ganzen Erscheinung mochte besonders der Sorgfalt des alten Dieners zu danken sein, der dicht hinter ihm schritt und dessen Auge oft wie mit väterlicher Liebe und mit einem gewissen Stolz auf der feinen, höfischen Gestalt ruhte. Jetzt, als der Weg beim Herabsteigen von den Höhen besonders steil und schwierig ward, trat er vor, schob das Pferd des Sansculotten ziemlich rücksichtslos auf die Seite, ergriff den Zaum des Arabers und leitete so seinen jungen Herrn auf die gangbarste Fährte des Reitpfades. „Laß, Bertrand; du weißt, Oriel geht sicher wie eine Gemse und du bist dem Bürger

Froissard im Wege." — „Ah, Monsieur le Vicomte — Monsieur Hektor, wollte ich sagen" — verbesserte der Diener rasch mit einem verlegenen Blick auf den Oberst. „Thu' dir keinen Zwang an, Bertrand," lächelte dieser. „Du kannst es nicht über das Herz bringen, das ‚Bürger Chatillon', also bring' es auch nicht über die Lippen." — „Du mußt ihn entschuldigen, Gracchus, er ist zu alt geworden in der alten Form, um sich so leicht der neuen zu gewöhnen. Treue ist seine Haupteigenschaft: — Treue gegen die Menschen und gegen die Dinge." „Ja, die Treue," rief Froissard mit spöttischem Ton, „ist ein gut Ding, Bürger Papillon. Bewahrt sie nur der Republik fester als dem Königtum." „Froissard!" fuhr Hektor auf. „Euresgleichen könnte mir diese Treue schwer machen, wenn Ihr etwas anderes in mir erwecken könntet als Verachtung." „Hoho, junger Kavalier, das forderte Blut, wär' ich eine Adelspuppe wie Ihr. Aber wartet nur! Die Canaille hat auch ihre Waffen: wir sind Euch wie die Guillotine: Ihr verachtet uns, aber wir bringen Euch um." „Friede, Kameraden!" sprach der Oberst. „Zwist unter den Offizieren wäre unser sicheres Verderben in diesem Lande, wo nur wachsames Ineinandergreifen uns schützen kann vor einem allgegenwärtigen Feinde. Ihr wißt, wie schwierig unsere Aufgabe. Nach unserem Sieg an der Charente hat sich der Rest der Chouans, etwa dreitausend Mann, unter Charette und andern bedeutenden Führern geflüchtet und zwar vermutlich in das Thal des Clairon, auf Schloß Sombreuil Wir wissen noch nicht, ob sie sich von da ins Gebirge werfen und mit George Cadoudal vereinen oder ob sie nach der Küste sich wenden wollen, nach England zu fliehen. Beides muß verhindert werden. Denn nur durch ausnahmlose Zerstörung jedes kleinen Schößlings läßt sich der verderbliche Stamm brechen, der

seine zähen Wurzeln nach allen Provinzen Frankreichs ausbreitet. General Hoche mit der Hauptmacht wird die Flüchtlinge von der Verbindung mit Cadoudal abdrängen und gegen das linke Ufer des Clairon, wo Schloß Sombreuil liegt, vorrücken, indes wir sie umgangen und das rechte Ufer gewonnen haben, ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Wir müssen sie verhindern, auf das rechte Ufer des Flusses überzusetzen und sie auf dem linken so lange festhalten, bis General Hoche sie erreichen und vernichten kann."

„Freilich schwer genug," rief Froissard, „den Fuchs im eigenen Bau zu fangen. Sie kennen jeden Busch dieser Wälder, jeden Fels dieser Berge. Aber mich sollt' es freuen, den Grafen Alfons de Sombreuil auf den Zinnen seines eigenen Schlosses zu hängen."

„Ihr könnt ihm die Schmarre von der Charente nicht verzeihen," lachte der alte Bertrand. „Aber es geschah Euch recht. Ihr habt seinen schönen Rappen erstochen, das machte ihn wütend. Das edle Tier that mir leid."

„Weiß Gott — oder vielmehr wüßte Gott, wenn's einen gäbe — die Rosse dieser Aristokraten sind so stolz wie ihre Reiter. Es ist mir immer, als ob solche Bestie mich verachtet. Als ich den Rappen mit der hochmütigen Fußbewegung einhergaloppieren sah, hätte ich das Roß wie den Reiter zur Guillotine schicken mögen. Da sprang ich hin und stieß der Märe die Pike in den Bauch und der Schurke hieb mir den Degen übers Gesicht. — Aber wir sind am Ziel!"

Der Zug war im Flußthal angekommen; die sechs oder sieben Hütten, sonst von Bauern und Fischern bewohnt, waren verlassen. Jenseit des Flusses, eine viertel Stunde etwa entfernt, auf einem Hügel lag Schloß Sombreuil. Die Brücke war abgebrochen, die Kähne, die sonst

den Übergang vermittelten, verschwunden und ebenso die Stangen, die dazu dienten, die Furten des kleinen, aber tiefen und reißenden Flusses zu bezeichnen. Die Mannschaft verteilte sich längs dem Ufer und in dem verlassenen Dörflein. Froissard traf die Wache; der Oberst und Hektor quartierten sich in dem wohnlichsten der Häuser ein, das von einem Blumengärtchen umgeben war und überall die Spuren eines fleißigen Wirts zeigte, ja die unverkennbaren Spuren einer Frauenhand trug.

Hektor überließ es der Sorge Bertrands, der überall im Hause umherwirtschaftete, Quartier zu machen, und legte sich, in seinen Mantel gewickelt, auf die schlichten Bretterstufen, die von dem Garten an die Hausthür emporführten und von wo er das kleine Thal überschauen konnte. Es war nun dunkel geworden: die ersten Sterne gingen auf: die Stimmen der Tiere in Baum und Wiese verstummten und über der Landschaft lag tiefe Stille, die nur selten von einem Ruf der Wachen am Fluß, von dem fernen Klirren einer Waffe unterbrochen wurde. Hektor versank in sinnende Betrachtung, die seinem Gesicht einen wehmütigen Ausdruck lieh. Eine Hand legte sich traulich auf seine Schulter. „Du träumst, Hektor," sprach eine milde Stimme, „wovon träumst du?" Er sah auf; der Oberst stand bei ihm. „O Guillaume, wovon als von ihr!" — „Von der Freiheit?" — „Nein, von Hortense, der weißen Rose von Vaucluse. Du glaubst nicht, wie mächtig diese grünen Waldhügel, diese Thäler und Schluchten mich mahnen an die Auen meiner Jugend, wo das Schloß meiner Väter stand, in der blühenden Provence, und an sie, welche die Rose jenes Gartens, die Blüte meines Lebens war." — „Das sind gefährliche Erinnerungen, Hektor. — Überhaupt ist dein Sinn nicht mehr derselbe, seit wir Paris verlassen und diese Vendée be-

treten haben. Ich fürchte, dein bewegliches Herz ist nicht tief genug vom Golde der Freiheit befrachtet: es treibt auf den Wellen neuer Eindrücke."

„Neuer Eindrücke? nein, Guillaume. Die Empfindungen, welche diese Wälder in mir wecken, sind die ältesten meiner Seele. Wie jetzt dort das alte Schloß, so habe ich alle Abende meiner Knabenzeit das graue Chatillon im Sternenschimmer liegen sehen, wann ich heimkehrte von der Jagd, aus den Wein- und Olivenhügeln von Carcassonne. Dann ritt Bertrand neben mir und sang mir die alten Lieder der Provence und erzählte mir von meinen Ahnen, den ritterlichen Chatillons, die den weißen Falken im blauen Schild den Schlachten der Capets schon und der Valois getragen. Diese schilfigen Ufer mahnen mich an die Niederungen der Durance, wo ich mit Hortense de Bellaflor den scheuen Reiher beizte. Wie zierlich trug sie den Sperber auf der kleinen Hand! — Es war ein Maiabend wie heute — sie war schöner und freundlicher als je — ich hatte ihr nie von Liebe gesprochen, ich scheute mich, — sie war ja ein Jahr älter als ich —; sie hatte eine spanische Romanze gesungen vom Cid Campeador — da fiel ich ihr zu Füßen und bat sie, mir eine Gefahr, eine Heldenthat für sie aufzugeben, ich könne nicht unverdient ihre Schönheit schauen, ihre süße Stimme hören. Da lächelte sie und löste mit spielender Hand eine weiße Schleife von meinem Mantel und sprach: ‚Wohlan, ich nehme Ihren Ritterdienst an, Hektor! Von nun an vollbringt, was die Dame von der weißen Schleife von Euch begehrt.'"

„Schwärmende Kinder!" lächelte der Oberst.

„Das sind nun fünf Jahre. Mein Vater schickte mich in die Pagerie nach Paris. Da lernte ich dich kennen, du lehrtest Philosophie und Geschichte: mein Lehrer ward

bald mein Freund. Du legtest den Schatz deiner großen Gedanken, deiner Freiheitsbegeisterung in meine Brust und erwecktest mir eine neue Welt in Rousseau, in den großen Philosophen. Du wecktest in mir die Liebe zur Menschheit, den Drang, Glück und Freiheit von Frankreich aus über alle Länder zu verbreiten, das natürliche Recht der Gleichheit allen Menschen wiederzugeben. In dem Weltmeere dieser Ideen versank alles, was mir früher teuer gewesen, mein Stand, das Schloß meiner Väter, selbst meine Liebe. Als ich aus der Pagerie trat, war der Kampf mit der Tyrannei begonnen; mein Vater war tot. Ich sah die Genossen in Scharen dem wankenden Thron zu Hilfe eilen: aber ich war dein Schüler geworden und das Schwert von Chatillon ward gegen die Bourbons gezückt. Man zerbrach mir mein altes Wappen, man nahm mir alles, bis auf dies Schwert: — aber ich wankte nicht, ich folgte dir und der Freiheit blind durch alle Gefahren, ja durch Ströme von Blut. Deine starke Logik baute mir Brücken über alle Abgründe; ich begriff, daß nur das Blut der Tyrannen die Schuld der Tyrannei sühnen, die Wurzeln der Freiheit tränken könne. Und in Paris, wo jeder Tag neue Gefahr, neue Aufregung brachte, wo die Republik stündlich ihr junges Leben gegen Gewalt und Verrat schützen mußte, — da ertrug ich alles, selbst die Roheit unserer eigenen Partei, selbst die dumpfe Bestialität eines Froissard. Aber hier in diesen Wäldern ist alles anders. Hier ruht der langgequälte Verstand, die Seele tritt wieder in ihre Rechte, das Gemüt wird beredt; die Vergangenheit, meine Vergangenheit redet zu mir aus diesen grünen Bergen. Die Begeisterung dieser Jäger und Fischer für ihr Recht macht mich irre an unserm Recht und ich muß oft denken: die Chouans sind Helden und wir sind Henker."

Der Oberst faßte bewegt die Hand des jungen Mannes.

„Nein, Hektor, werde nicht irre, wanke nicht! Es wäre mein Unglück, es wäre mehr: es wäre der Sturz meiner Idee. Du weißt nicht, was du mir bist; dein Haupt trägt mir die Weihe des Symbols. Ja, denn ich ringe um deine Seele mit dem Geist der Vergangenheit und der Ausgang des Kampfes ist mir ein Gottesurteil. Du weißt, wie ich geworden, was ich bin. Mein Vater war Kaufmann in Straßburg, ich sollte die Firma fortführen: — ich fügte mich. Des Tages habe ich Conti gezogen und in den Büchern gerechnet, aber nachts habe ich studiert. Und als mein Vater Bankerott machte und sich erschoß, habe ich mit vierundzwanzig Jahren die Mutter, die Schwester erhalten als Professor an der Pagerie. Ich habe nie eine Jugend gehabt, nie eine Liebe: die Logik Rousseaus war mein Genuß, die Freiheit meine Verlobte; ich hatte entdeckt, daß die Menschheit geirrt hatte, daß sie alle Wurzeln des Geschichtlichen ausrotten, daß sie neu beginnen muß, soll sie nicht verfaulen in Laster und Tyrannei. Ich habe an mir erfahren, was der Wille kann: er muß es in allen können. Mit Grundsätzen kann man eine Welt in Gedanken, warum nicht auch eine Welt in Wirklichkeit bauen? Die Vergangenheit oder der Wahn, die Heilighaltung der Vergangenheit ist ein gefährlicherer Feind unserer Republik als der feindliche Bund aller Könige Europas. Aber jeder Mensch kann seine Vergangenheit Lügen strafen, wenn er nur will. Meine Gegner in Philosophie und Geschichte, die Engländer, die Deutschen bestreiten dies: — aber es ist die Frage nicht meines Lebens nur, es ist die Lebensfrage Frankreichs. Da fand ich dich: dein aufopfernder edler Geist, dein freier Sinn hat mich entzückt; in dir will ich den Verehrern der toten Vergangenheit einen lebendigen Gegenbeweis aufstellen; du, der geborene Edelmann, sollst durch die verwandelnde Kraft

deines bloßen Willens, deines kühlen Verstandes der glühendste Republikaner werden. Ich selbst habe ein kleineres Beispiel davon geliefert, meine Natur neigt zu theoretischer Arbeit, zur Wissenschaft: — aber ich sah, das Vaterland hat Überfluß an Philosophen und Mangel an Soldaten: wohlan, ich bezwang die Natur und ward, meiner Vergangenheit zum Trotz, Soldat, Offizier."

„Und ein tüchtiger Offizier."

„Den größern, glänzenderen Beweis sollst du liefern, Hektor; laß mich nicht zu Schanden werden."

„Nein, Guillaume, gewiß nicht. Führe mich gegen meine ausgewanderten Genossen, die Vaterlandsverräter, die sich von preußischen Bajonetten wollen zurückführen lassen: — meines Vetters, meines Bruders Blut will ich vergießen in solchem Krieg. Aber es geht mir gegen das Herz, diese Bauern und Jäger hier mit überlegener Macht zu fangen und zu erschießen, die in ihren Bergen und Wäldern für ihren alten Gott, für ihren König und ihre Grundherren mit rührender Treue kämpfen und sterben."

„Glaubst du, Hektor, mir wird es leicht? Ich bin kein Froissard! Aber dem Heil der Menschheit muß auch dies Opfer fallen. Diese Thäler haben jahrhundertelang das Glück gehabt, unter einer milden und tüchtigen Adelsherrschaft zu stehen: kein Steuerpächter hat sie ausgesaugt, kein verdorbener Hof vergiftet. Sie haben den Fluch der Tyrannei nicht hassen gelernt, wie sollten sie die Freiheit lieben? Sie kämpfen für ein patriarchalisches Glück, das einzige, das sie kennen. Wir aber bringen ihnen ein höheres, ein politisches Glück: Geist, Bildung, Freiheit und zwar, wenn es sein muß, mit Gewalt. Denn wie wir alle Menschen sind, Ein Begriff, so soll auch die ganze Menschheit nur Ein Glück haben: die Freiheit!"

„Brav, Oberst!" schrie Froissard, der unbemerkt heran-

getreten war. „Ja, wir bringen die Freiheit! Wir wollen es ihnen austreiben, Unterschiede zu machen, die die Natur nicht kennt. Wird der eine als Bauer geboren aus seiner Mutter Leib, der andere als Edelmann, der reich, jener arm? Nein, beim Teufel, als Mensch wird jeder geboren, und Menschen sollen wir alle sein, nichts weiter. Die Natur hat Eine gerade Linie gezogen, gleich für alle: was um einen Kopf darüber hinausragen will, muß um eben diesen Kopf kürzer gemacht werden. Übrigens ist meine Wachtzeit um, an Euch ist die Reihe, Bürger Chatillon. Denn Bürger Gracchus ist Oberst und hält nicht mit im Dienste, dieser Unterschied muß sein. Merkt die Parole: France und fraternité."

Hector stand schweigend auf und ging mit Bertrand auf seinen Posten an dem Ufer, wo die Wachtfeuer brannten.

II.

Schloß Sombreuil lag einige hundert Schritte weit von dem linken Ufer des Clairon auf einem buschigen Hügel. Es war in der frühen Gotik des XII. Jahrhunderts gebaut mit der einfachen, wenig belebten Schönheit dieses Stiles; der Spitzbogen wiederholte sich an allen Fenstern und Thüren und zwar in der älteren, dem Romanischen noch näheren Form mit der mehr runden als keilförmigen Spitze: ebenso kehrte das Achteck wieder bei allen Türmen, Erkern und Zinnen. Nur die oberen Gemächer des östlichen Turmes waren, weil zum Wohnraum der Grafenfamilie bestimmt, in wohnlichem Stand erhalten und daher auch mit einzelnen Neuerungen versehen worden.

Die unteren Geschosse aber, für das Gesinde und weiland für die reisige Besatzung bestimmt, mochten jahrhundertelang keine große Änderung erfahren haben.

In der weiten Halle des Erdgeschosses waren am Abend unserer Erzählung einige der flüchtigen Royalisten versammelt. Man brannte kein Licht, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde zu wecken. Auf einer Erhöhung im Hintergrunde der Halle — dem sogenannten »dais«, von welchem herab dereinst der Burgherr die Wahrzeichen der Lehen an seine Vasallen vergeben hatte — saß auf einem Armstuhle mit hohem, gotisch geschnitztem Rücken ein stattlicher Greis, dessen graue Locken bis auf die Schultern seines Wamses von veilchenfarbenem Sammet herunterflossen. Die Linke hing matt von der Seitenlehne des Stuhles, indes seine Rechte auf dem Haupt eines schönen, in Trauer gekleideten, jungen Weibes ruhte, das zu seinen Füßen kniete und mit unendlich wehevollem Ausdruck ihre großen dunklen Augen zu ihm aufschlug; zu seiner Rechten stand ein Mann, den Tonsur und Cingulum als katholischen Priester bezeichneten. Ein Mann von etwa dreißig Jahren in der Offiziersuniform der bourbonischen Edelgarde, der den linken Arm in der Binde trug, maß mit ungeduldigen Schritten den Saal. Auf dem Boden lagen Büchsen, Pistolen, Säbel, Pulverhörner und Waffen aller Art zerstreut. In der Nische des großen Bogenfensters standen mehrere Männer in der grünen Jägertracht der Chouans. Alle waren — leichter oder schwerer — verwundet und blickten schweigend nach dem fernen Ufer, wo die roten Wachtfeuer der Feinde glühten.

Der Greis unterbrach die Stille: „Was ist beschlossen?“ fragte er den Offizier. „Sprich, Alfons; dieses Schweigen ist schrecklicher als das ausgesprochene Verderben.“ — „Wir können nichts beschließen, Graf Bellaflor, bis Martinet

zurück ist. Ist es General Hoche selbst, der dort am Flusse lagert, so müssen wir zu Cadoudal in die Sümpfe fliehen. Ist es nur ein zufälliger Streifzug, so müssen wir seine Entfernung abwarten und dann über den Fluß und nach England eilen."

Er verschwieg die dritte gefährlichste Möglichkeit, die er besorgte, daß jener Streifzug kein zufälliger, sondern absichtlich ausgeschickt sei, um ihre Flucht nach England abzuschneiden, bis General Hoche sie auf dem linken Ufer des Clairon erreichen und vernichten würde. Nur eine Erwägung bewog ihn, dies Schlimmste noch nicht anzunehmen, nämlich die, daß ein absichtlich gegen sie gerichteter Streifzug doch wohl geradeswegs das Schloß überfallen haben würde. Er setzte seine unruhigen Gänge fort, bis rasche Schritte auf der Außenflur die Spannung aller erregten. Da eilte zur Saalthür herein, die gewichtigen Eichenflügel offen lassend, eine hübsche Bäuerin in der schmucken Tracht der Vendée. „O gnädige Herrschaft," rief sie in lauter Freude, „er ist da! Er ist gesund wieder da, mein lieber kleiner Mann, mein Martinet." Und ihr auf dem Fuße folgte der lang erwartete Späher, das Wasser aus seinen triefenden Kleidern schüttelnd. Es war eines jener köstlichen Bauerngesichter, die mit größter Treuherzigkeit einen Zug schalkhafter Schlauheit vereinen.

„Ah Monseigneur, ah Comtesse, ah meine kleine Frau! Das war der beste, aber der gefährlichste Spaß meines Lebens. Jeannetton, gieb mir einen Schluck Wein und eine trockene Jacke, — ich bin halbtot vor Kälte und Hunger, — wenn es die gnädige Herrschaft erlaubt. Wisset vor allem: es ist nicht General Hoche, sondern Oberst le Gray, den sie Gracchus nennen, mit etwa vierhundert Mann." „Also zu Cadoudal können wir nicht mehr!" riefen einige der Chouans. „Nein," fuhr Martinet

fort, „denn zwischen ihm und uns steht General Hoche und rückt in Eilmärschen gegen uns. Sie glauben nämlich, alles, was nach dem Tage an der Charente von uns übrig gewesen, habe sich hierher geworfen. Sie wissen nicht, daß sich, was noch rüstig war, unter Charette über die Berge zu Cadoudal gewendet hat. Das ist auch der Grund, weshalb sie nicht sofort das Schloß anzugreifen wagten." „Und unsertwegen", rief der Greis, „seid ihr mit uns ins Verderben gegangen, anstatt mit den anderen in Sicherheit." — „Ah, Monseigneur, wir durften Euch doch nicht allein lassen mit der Comtesse und dem verwundeten Herrn. Aber mit dem Verderben hat's noch gute Wege. Wenn Charette zu Cadoudal entrinnt und ihn von unserer bösen Lage unterrichtet, so werden sie gewiß das Äußerste wagen, uns herauszuhauen." „Unmöglich!" sagte der alte Graf. „Hoche ist ihnen dreifach überlegen." „So müssen wir nach England!" rief der Kaplan. „Freilich, freilich," meinte Martinet mit einem verlegenen Lächeln. „Hat Oberst Gray fest Quartier gemacht längs dem Fluß?" fragte Alfons rasch. „Ja, allerdings ziemlich fest!" erwiderte Martinet verhalten. — Alfons biß auf die Lippen; er sah geschehen, was er fürchtete: jener Streifzug galt ausdrücklich dem Schloß Sombreuil: — sie waren im Netz. Niemand bemerkte seine Miene als Martinet, der allein außer ihm die Situation ganz überschaute. „Doch deshalb," rief er mit verstellter Munterkeit, „den Mut nicht verlieren! Ich habe einen köstlichen Plan, ich schaffe die gnädige Herrschaft doch noch über den Fluß und nach der Küste." „Laß hören," sagte Alfons hoffnungslos. „Nämlich so. Die Sansculotten glauben, wir sind ein Haufe von ein paar Hundert. Nun haben wir noch zwei alte Böller auf dem Schloß, die bei Todesfällen und anderen Freudenfesten losgebrannt werden. Diese

schleppen wir Chouans an die untere Furt, unterhalb des Dorfes, und feuern sie gegen die dortigen Posten am Engpaß ab, als ob wir dort mit Macht und Kraft den Übergang erzwingen wollten; der ganze Streifzug wird sich auf diesen Punkt werfen und die Wachen vom oberen Teile des Flusses abziehen; aber oberhalb des Dorfes, am Brombeerhügel, ist die seichteste Furt, und indes wir unten am Engpaß die Feinde beschäftigen, watet die Herrschaft oben gemächlich über den Fluß und hat einen Vorsprung von ein paar Stunden gewonnen." „Indes am Engpaß soviel treue Herzen für uns verbluten!" rief der alte Graf. „Pfui über uns, wenn wir das duldeten." „Nun, was ist's denn weiter?" rief Martinet, fast ärgerlich, das Aufopfernde in seinem Plan entdeckt zu sehen. „Hat nicht die Herrschaft und die frühere Herrschaft von jeher für und mit uns gelebt, und sollen wir nicht einmal ein wenig sterben dürfen für die Herrschaft? Sie sind nicht nach Paris gezogen, Sie nicht und ihre Väter nicht, und haben nicht am Hof das Blutgeld unserer Grundzinse verbraust, wie Sie's wohl gekonnt hätten, gleich den anderen, sondern hier, im grünen Land, im alten Pays, sind Sie geblieben, haben sich mit uns gefreut über ein gutes Jahr und uns fortgeholfen über ein schlechtes: — wir gehören zusammen, die Herrschaft und wir, wenn's erlaubt ist, sozusagen, und darum . . . —"

„Darum gehören wir auch im Tode zusammen, treuer Martinet," rief der alte Graf Bellaflor und erhob sich vom Stuhl. Hortense sah mit Bewunderung an ihrem greisen Vater empor: — sein langes weißes Haar wallte auf seine Schultern und sein sonst mildes Auge sprühte kriegerisches Feuer. Er trat vorwärts und ergriff ein zerfetztes Banner, das in einer Eisenröhre an dem Pfeiler steckte: „Ich sehe, Alfons, an deinem finstern Blicke, daß

jenes Streifkorps unsertwegen gekommen ist. Wohlan, wir wollen sie erwarten. Noch einmal soll das Panier von Sombreuil im Kampfe wehen und der Heldengeist deines Gatten, Hortense, deines Bruders, Alfons, wird uns umrauschen. Wir wollen dieses Schloß verteidigen bis auf den letzten Herzschlag." „Und die beiden Frauen?" mahnte der Kaplan. Da faßte Hortense, fortgerissen von der Begeisterung ihres Vaters, seine Hand. „Sorge nicht um uns, Vater: es liegt ein Centner Pulver im Keller." „Heldenmütige Tochter!" rief der Greis. „Ja, ein Donnerschlag soll von Schloß Sombreuil her erdröhnen in allen Bergen der Vendée und Rache, Rache wird das Echo sein." „Ich weihe eure Waffen mit dem Segen der Kirche," sprach der Kaplan. „Seid ihr bereit, Freunde, mit uns zu sterben?" rief Alfons, indem er die Fahne aus der Hand des Greises nahm und entfaltete.

„Ja, wir wollen sterben mit Euch!" riefen die Chouans einstimmig.

Martinet aber brummte: „Ja! Meinetwegen! — Aber zuvor soll mir noch mancher der Vernunftanbeter von unserm Schloßberg herunterpurzeln. Zwar, zu halten ist es nicht lange, das gute alte Haus: denn die Eisenbeschläge des Burgthores habe ich für die Stallthüre verwenden müssen, im Schloßgraben stehen, statt des Wassers, die Nelkenbeete der Frau Comtesse und in den Ringmauern sind Löcher, daß Mond und Sonne durchscheinen und die Dorfkinder darin Verstecken spielen. Aber François und Collin und ich, wir haben noch selten gefehlt mit der Büchse: die ersten, die heraufkommen, sollen nicht wieder hinunter."

Und er begann, die Gewehre zu laden, die auf dem Estrich lagen, indes die Chouans im Vordergrund und die Grafenfamilie auf der Erhöhung der Halle zu einem kurzen Mahle, dem letzten, das sie zu halten gedachten,

sich niederließen und dann, nachdem sie Wachen ausgestellt, Schlaf zu gewinnen suchten.

Jeannetton brachte, nachdem sie die Herrschaft bedient, auch ihrem Manne zu essen: „Aber sage, Herzens-Martinet, wie hast du denn all die schönen Neuigkeiten erfahren, die du uns gebracht, und bist doch mit heiler Haut davongekommen?"

„Das will ich dir sagen, Schatz. Als wir neulich von der bösen Schlappe an der Charente zu Euch Frauen zurückgekommen waren, eilte ich gleich wieder in die Berge, um zu sehen, in welcher Richtung uns der Feind bedrohe. Bald bemerkte ich von weitem den Streifzug und erfuhr von den Nachzüglern, denen ich Tabak und Branntwein verkaufte, allerhand; unter anderm auch, daß sie das rechte Ufer des Clairon besetzen wollten. ‚Da bekommen wir Gäste!' dachte ich, und als aufmerksamer Wirt eilte ich voraus in unser Dorf, in unser kleines Haus: — denn, dachte ich, Jeannetton ist eine gar saubere Hausfrau und gewiß gefällt es den Herren am besten bei uns. Ich versteckte mich also im Keller zwischen den Fensterbalken, weißt du, die unter der Hausthürtreppe münden. Richtig! Bald kam ein junger Offizier mit einem alten Diener — du, der rumorte weiter nicht im Hause umher! Er erwischte glücklich unser letztes Huhn und drehte ihm den Hals um — dann kam gar Oberst Gray selbst und sie redeten auf der Treppe eine Masse Zeug, was ich teils nicht verstand, teils aber gut brauchen konnte. Aber hör' —: Eins ist schnurrig — der junge Offizier kennt Madame la Comtesse und ist sterblich in sie verliebt."
„Was, der Sansculotte?" rief Jeanneton entrüstet. „Nein, beruhige dich, Schatz! Er hat Hosen an: und ganz feine; er ist so ein abtrünniger Graf: sie trauen ihm darum nicht recht drüben." — „Ein Graf? Wie heißt er?

Nannte er denn die Frau Gräfin beim Namen?" — „Ja freilich nannte er sie: aber nicht bei ihrem Witwennamen, sondern er nannte sie, wie sie als Fräulein hieß, in der Zeit, da du ihre Zofe warst in der Vaucluse: — er nannte sie Hortense, die weiße Rose von Bellaflor." „Und er?" rief Jeannetton hastig. „hieß er nicht Hektor, Vicomte de Chatillon?" „Ja, Hektor heißt er: — aber sieh, kleine Frau, du kennst ihn ja auch, den schmucken Offizier? Muß ich auch noch die letzten sechs Stunden meines Lebens eifersüchtig sein?" „Ach, sei still, du dummer kleiner Mann, das muß die Comtesse wissen." Und sie eilte zu Hortense, die an der Seite ihres Vaters ruhte. Sie schlief nicht und war im Augenblick bei Martinet, der ihr alles noch einmal ausführlich erzählen und beschreiben mußte.

„Es ist kein Zweifel," rief sie zuletzt, und drückte die Hand aufs pochende Herz, „es ist Hektor! Was sagte er weiter? Sprich!" — „Weiter hörte ich nichts. Ein dritter Offizier kam dazu, da schwiegen sie. Aber es war sehr gut, daß der kam: sonst hätte ich aus meinem Versteck nicht herausgekonnt, wie die Maus nicht aus dem Loch, solang die Katze davorsitzt." „Wieso?" fragte Jeanneton. „Ei nun, ich wußte das Losungswort nicht für die Nacht, ohne das sie niemand passieren lassen. Monsieur Froissard hatte die Güte, es mir, d. h. eigentlich dem Vicomte zu sagen. Da schlich ich zur Hinterthür aus unserm Haus und kam unangefochten an die Furt am Brombeerhügel oberhalb des Dorfes. Dort hatte der alte Bertrand Wache, weißt du, der Ceremonienmeister in unserm Hause; er ließ mich auf die Parole hin passieren und als er sich umwandte, tauchte ich ins Wasser, schwamm still wie eine Otter herüber et me voilà." „Freunde," flüsterte Hortense, von einem Gedanken ergriffen, der ihre bleichen

Wangen erglühen machte, — „ich sehe eine Hoffnung, die uns alle retten kann. — Ihr müßt mir beistehen, aber schweigt vor meinem Vater, vor meinem Schwager, bis alles gelungen: sie würden nie einwilligen."

„Auf uns könnt Ihr zählen," antworteten beide.

III.

Die Mitternacht fand Hektor nicht mehr auf dem rechten Ufer des Clairon, bei dem Lager der Republikaner, sondern auf dem linken. Oriel war an einen Baum des Brombeerhügels gebunden, Hektor ging in seinen Mantel gehüllt, den bloßen Degen in der Faust, vorsichtig spähend, um den buschigen Hügel; der Mond brach manchmal durch die ziehenden Wolken.

„Noch niemand da? War es ein Traum? Aber nein, ich wache: ich halte die weiße Schleife in der Hand, sie zerfließt nicht bei meinem Kuß! Hätte ich nur Bertrand hier, ihn noch einmal zu befragen. Wie war es doch? Er stand auf Posten, als plötzlich ein Bauer, aus dem Wasser auftauchend, auf ihn zuschritt; er wußte die Parole, winkte ihm, zu schweigen und flüsterte: ‚Sage deinem Herrn, dem Vicomte Hektor de Chatillon, die weiße Rose von Vaucluse erwarte ihn um Mitternacht jenseit des Flusses am Brombeerhügel, es gelte Tod und Leben'; und er reichte ihm die weiße Schleife und war wieder im Wasser verschwunden. — Und Bertrand brachte mir Botschaft und Pfand: — ich kann nicht zweifeln, es ist Hortense, nur Hortense kann es sein! Aber wie käme sie hierher aus der fernen Provence? Ist es eine Falle der

Chouans? Sie sollen ihren Mann finden. Aber Verrat und Hortense kommen nicht zusammen, wie die Hölle nicht zum Himmel. Doch horch, ein Geräusch! Wer da?"

Eine dunkle Gestalt tauchte aus dem Gebüsch am Wege: — es war eine Frau, ein schwarzer Seidenmantel mit Kapuze und Schleier bedeckte die Erscheinung: — sie schlug den Schleier auf und Hektor erkannte im bleichen Mondlicht Hortense.

„Hortense — Sie hier — welch ein Wiedersehen!" — „Ja, Vicomte, ein unselig Wiedersehen! Wir sind verwandelt, beide verwandelt seit den Tagen von Carcassonne!" — „Verwandelt? Sie vielleicht, Hortense: — nicht ich, mein Herz schlägt für Sie jetzt, wie damals, wie immer! Ich frage nicht, wie, warum Sie mir hier erscheinen: ich weiß, die Engel sind allgegenwärtig und ich liebe dich, Hortense, wie ich dich stets . . ." — „Schweigen Sie, Vicomte, ich darf diese Sprache von Ihnen nicht hören." — „Nicht hören, weil Sie Gräfin geblieben und ich Offizier der Republik geworden? O, Hortense, Sie thun mir unrecht mit Ihrer Verachtung. Es war nicht Zwang, nicht Todesfurcht, was mich zu dieser Fahne führte: es war der freie Wille meiner Begeisterung; ich bin edler als da ich von Adel war, ich bin deiner würdiger als damals, Hortense. Ich beschwöre dich, höre mich an." — „Ich darf nicht, Hektor, ich bin Gattin, ach nein, ich bin Witwe, und der Geist meines gemordeten Gemahls schwebt zürnend in dieser Stunde über unserm Haupte." — „Vermählt? Verwitwet? Wie konnten Sie . . .? — — Doch ich habe kein Recht zu dieser Frage: — Sie haben mich nie geliebt! — Ich konnte Ihr Herz nicht verlieren, ich habe es nie besessen!" — „Halt ein, Hektor! Vermehren Sie nicht grausam die Qual dieser Stunde. Glauben Sie, Hortense hätte damals ohne Zürnen das Geständnis Ihrer

Liebe angehört, wenn sie nicht leise sie erwidert? Sie hätte jetzt Zuflucht bei ihrem Feinde gesucht, wenn sie ihn nicht einst geliebt hätte?" — „Sie machen mich selig, Hortense, und elend in einem Augenblick! Sie liebten mich und Sie haben einem andern angehört und Sie sind meine Feindin?" — „Gott, die köstlichen Minuten verrinnen, an denen so viele Leben hangen! Hören Sie denn: ja, ich habe Sie geliebt in dem Thal unserer Jugend. — Sie gingen nach Paris — die Revolution brach los: wir hörten bald, daß Vicomte de Chatillon bei den Feinden des Thrones stand — oh, Hektor, wie konnten Sie so sich, und ach! wie konnten Sie meiner so ganz vergessen! Sie kennen die Grundsätze meines Vaters: — nie hätte er sein Kind dem Republikaner gegeben. Da kam der Graf Castor de Sombreuil aus der Vendée: — er war einer der ersten Helden des Königtums: — er warb um mich — er war zwanzig Jahre älter als ich, aber mein Vater wünschte die Verbindung — und Sie, Hektor, hatten mich vergessen, mich aufgegeben, — ich ward die Seine. — Im ersten Jahre unserer Ehe wurde er gefangen: die Guillotine war sein Los!" „Unselige!" rief Hektor. „Ich war ihm mit meinem Vater hierher gefolgt. — Mein Schwager führte den thränenvollen Krieg mutig fort: — da wurden sie kürzlich an der Charente geschlagen, wir sind umzingelt auf Schloß Sombreuil und uns alle erwartet der Tod. Da entdeckte ich Sie durch einen Zufall im feindlichen Lager: — und hier flehe ich Ihre Großmut an: — retten Sie mich." — „Hortense, Geliebte! Du bist schon gerettet. Folge mir ins Lager und ich schütze meine Braut gegen die Welt." — „Nicht so, Hektor! Nie kann ich die Ihre werden, nie mein Schicksal von meinem Vater trennen und den Meinen." „So sprechen Sie!" rief er gereizt: „Was verlangt die Gesandtin der Chouans?" „Lassen

Sie morgen Mitternacht den Posten an dieser Furt unbesetzt, lassen Sie uns den Fluß passieren und nach England fliehen!" — „Unmöglich! Hortense, was verlangen Sie von mir? Ich habe der Republik geschworen: soll ich ihr meinen Eid brechen, soll ich, als Offizier ausgeschickt gegen die Chonans, deren Flucht unterstützen?" — „O Männerherz, das sich rühmt, ein Weib zu lieben und aus gereizter Eifersucht dies Weib sterben, verzweifeln läßt! Hektor, geben Sie mir die Schleife zurück! Sie sind nicht der Ritter, dem sie gebührt; muß ich Sie mahnen an Ihr Versprechen, alles zu thun und zu opfern für Ihre Dame?" — „Alles thun, Hortense, außer: das Verbrechen, alles opfern, ausgenommen: die Ehre. Ich kann nicht das Heer der Feinde der Republik entrinnen lassen: ich kann nicht retten, was ich verderben soll." — „Das Heer der Feinde der Republik! Schnöde Ausflucht Ihres Hasses! Sind Sie wirklich ausgesandt, zwei Frauen, einen Greis, einen Priester und ein paar zu Krüppeln geschossene Helden zu vernichten, so vollenden Sie Ihr Werk und halten Sie Ihren Schwur der Guillotine." Sie wandte sich zum Gehen. „Bleiben Sie, Hortense, bleiben Sie! Es ist also nicht der Heerhaufe des Charette, der mit dreitausend Mann von der Charente entfloh, was dort in Schloß Sombreuil liegt und dessen Rettung Sie von mir verlangen?" — „Charette hat sich längst zu Cadoudal gewandt; wir sind vier wehrlose Menschen mit wenigen Dienern." — „Und Sie wollen nicht die Meine werden, Hortense?" — „Niemals, Hektor! Ich kaufe mein Leben, selbst das meines Vaters nicht um eine Lüge. Die Witwe Castors, der auf der Guillotine fiel, wird nie das Weib eines Republikaners." — „Ist das Ihr letztes Wort, Hortense?" — „Mein letztes." — Hektor preßte beide Hände auf das Gesicht; seine Brust hob sich in gewaltigem Kampf. Endlich

rief er: „Wohlan, Gräfin Sombreuil: wer morgen um Mitternacht die Furt passiert, findet keinen Posten, aber einen Beschützer." „Dank, Hektor," rief sie, „Dank und Segen." Sie schieden ohne Abschied. Hektor stieg aufs Pferd und hatte bald das andere Ufer erreicht. Die Gräfin wandte sich, um nach dem Schloß zu eilen; da rief ihr aus dem Gebüsch eine Stimme zu: „Halt, Frau Gräfin, nicht so rasch! Nehmen Sie mich mit!" Erschrocken wandte sie sich um: doch es war Martinet mit seiner treuen Büchse. „Du hier, Martinet? Ich verbot dir, mir zu folgen." — „Ja, Frau Gräfin, ich bin Ihnen auch eigentlich nicht gefolgt: — ich bin Ihnen vorausgeeilt und war vor Ihnen hier, um zu sehen, ob alles sauber sei. Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber ich hätte Monsieur le Vicomte totgeschossen auf dem Fleck, wenn er nicht so galant gewesen wäre, schließlich nachzugeben." Und er geleitete sie nach dem Schloß, das alte Liedchen summend:

„Vergeblich all das Droh'n und Müh'n,
Ihr zwingt und fangt uns nie:
Solang im Land ein Busch noch grün,
Lebt die Chouanerie."

IV.

Am andern Morgen wurde von ausgeschickten Streifwachen dem Oberst Gracchus gemeldet, was wir schon wissen, daß nämlich Charette mit den Seinen die Aufstellung des General Hoche umgangen und sich zu Cadoudal gewandt habe und daß nur Frauen und wenige Verwundete, die den höchst gefährlichen und erschöpfenden Eilmarsch über die

unwegsamen Bergspitzen nicht hätten mitmachen können, im Schloß Sombreuil verweilen könnten.

Sofort entspann sich unter den Offizieren lebhafter Streit, indem Froissard darauf drang, über den Fluß zu gehen und die Bewohner des Schlosses abzufangen, während Hektor dem Obersten vorstellte, wie ihre Aufgabe gewesen sei, das Entwischen eines großen Chouanhaufens zu verhindern, nicht ein paar Wehrlose zu verderben, und daß es daher jetzt viel wichtiger sei, Charette mit aller Macht zu verfolgen und vor seiner Vereinigung mit Cadoudal zu vernichten, als hier kostbare Zeit zu verlieren mit einer ruhm- und nutzlosen Unternehmung. Als sie allein waren, erinnerte er ihn auch, daß die Gefangenen unfehlbar der Guillotine verfallen seien und daß man nicht auch noch dies Blut unnötigerweise auf das junge Haupt der Republick laden dürfe, das genug zu tragen habe an den notwendigen Todesurteilen.

Guillaume schwankte. Aber einerseits der Eifer, die Scharen des Charette aufzureiben, und andererseits die Einsicht, daß er ohne Gegenbefehl die Stellung am Clairon nicht aufgeben dürfe, die er auf Weisung seines Feldherrn eingenommen, bestimmten ihn endlich, einen dritten Plan zu verfolgen, wodurch er beide Zwecke zu erreichen hoffte. Er selbst mit etwa dreihundert Mann brach auf, den flüchtigen Charette zu verfolgen, und ließ den Rest unter den beiden Kapitäns am Clairon zurück mit dem Auftrag, ruhig in der alten Stellung zu bleiben, bis er ihnen von General Hoche Ordre senden werde, Schloß Sombreuil liegen zu lassen oder zu nehmen. Beim Abschied bat sich Hektor den oberen Teil des Flusses als sein Wachgebiet aus, Froissard erhielt den unteren Teil nebst dem Dorfe. — Kaum aber war der Oberst abgezogen und Hektor auf sein Gebiet gegangen, wo er, die Soldaten nach seinem

Plane verteilend, den Posten bei der Furt am Brombeerhügel an Bertrand übertrug, als Froissard sowohl seine eigenen Leute als, unter der Hand, die Abteilung Hektors für seine Absichten zu bearbeiten begann, was ihm um so leichter gelang, als der beste Kern der Truppen mit dem Oberst abgezogen, nur die sansculottische Hefe zurückgeblieben und Hektor viel zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt war, um auf die Katzenschritte Froissards zu achten. Dieser beschied alle Soldaten, die nicht auf Posten standen, auf den Abend zu sich in das Haus, das die Offiziere bewohnten, zu einem Gelage: — Hektor und Bertrand fehlten. Froissard, der sich ohnehin bei den Zurückgebliebenen großer Beliebtheit erfreute, weil er ihre Gesinnung teilte und ihre Sprache meisterlich zu reden verstand, bewirtete sie mit Branntwein bis tief in die Nacht, und als sie endlich alle und er selbst zur Hälfte berauscht waren, stellte er sich auf das leergetrunkene Faß und hob an: „Kameraden, ihr wißt, wie ich dazu gekommen, euer Offizier zu sein: — nicht, weil ich mehr wüßte und könnte als ihr, bewahre! — Sondern weil ich vor andern Gelegenheit gehabt, meine Liebe zur Republik zu bewähren. Ihr wißt, ich bin der Sohn von armen Handwerkern aus der Nähe von Marseille. — Eines Abends kam ich nach Hause von der Arbeit: da jammerte meine alte Mutter, meine Schwester Fleurette sei von dem Diener des Gerichtsherrn verhaftet worden, ohne Grund, ohne Angabe eines Grundes! Kameraden, ich hatte nicht viel gelernt: aber ich wußte, daß alle großen Herren Schurken sind — und meine Schwester war achtzehn Jahre und hübsch. Kameraden, ich lief auf das Schloß des Gerichtsherrn — ich fragte nach meiner Schwester — die Bedienten lachten und sagten, sie sei eine Diebin: — sie habe das Herz des Präfekten gestohlen. — Da rannte ich zum Oberpräfekten und verklagte den Präfekten: —

aber der Oberpräfekt war der Onkel des Präfekten und der Oberpräfekt ließ mich einsperren — acht Monate lang! — Da, im Kerker, hab' ich die glühende Liebe zur Freiheit gelernt. — Plötzlich ging der Teufel los in Marseille: — das Volk erschoß die Großen, die Reichen, und half den Kleinen, den Armen. — Mein Kerker flog auf, ich wußte nicht wie: — Ich eilte heraus, durch die brennenden Straßen, einen Brand in der Linken, in der Rechten ein Messer, da: dies Messer, — es ist dasselbe — ich führte das Volk, weil ich den Präfekten am wütendsten haßte. — Kameraden, sein Schloß lag auf einem Hügel: wie dort Schloß Sombreuil — wir überfielen, wir erstürmten das Schloß — ich warf den Brand in die seidenen Vorhänge — meine Schwester fand ich nicht mehr, aber den Präfekten fand ich und schnitt ihm den Hals ab: — und wir fanden seine schönen Töchter und den süßen Wein von Burgund in seinem Keller und Gold und Schätze und Freude die Fülle — und das Volk von Marseille machte mich zum Offizier auf den rauchenden Trümmern des Schlosses."
„Vive Kapitän Froissard!" brüllten hundert Stimmen. — „So hätten wir's auch gemacht, wären wir dabei gewesen! — So ein Schloß möcht' ich auch verbrennen." — „Nun seht, Kameraden, wie ich's gut meine mit euch: — heut früh im Kriegsrat hab' ich euch dasselbe Pläsir verschaffen wollen." „Wie so, wie das?" schrieen die Trunkenen. — „Nun, das alte Grafenschloß da drüben, das reiche Sombreuil hätte ich euch gegönnt! — Der aristokratische Raub von Jahrhunderten ist darin aufgehäuft und Wein und Weiber von der Provence sind dort versteckt und diese elenden Chouans, die uns an der Charente entkommen sind. Ich riet dem Obersten, euch zum Plündern hinüberzuführen: — aber der verkappte Vicomte verhinderte es und nun will der Oberst erst noch einmal anfragen beim General,

ob er auch thun dürfe, was ihm längst befohlen ist. Das verdankt ihr dem Herrn Vicomte!" „Nieder mit Chatillon, nieder mit dem Verräter!" rief der Haufe. — „Ich sehe alles, wie es kommen wird. Der General wird befehlen, die paar Flüchtlinge laufen zu lassen und dem Cadoudal, diesem Teufel, wieder nachzusetzen durch alle seine Berge und Sümpfe und die tapfere Armee hat nicht einmal eine kleine Erholung. Schloß Sombreuil mit seinen Schätzen wird im Namen der Republik von den Financeschreibern versiegelt und ihr geht leer aus." — „Nein! — Das wollen wir nicht! — Wir warten die Rückkunft des Obersten nicht ab! — Führe du uns, Froissard! — Führe uns gleich gegen das Schloß! — Wir wollen's plündern: — vive Froissard!" — „Nun, ihr zwingt mich, Kameraden? Drauf denn in Teufels Namen!"

Und der wilde Schwarm stürzte wütend gegen den Fluß unterhalb des Dorfes; Froissards Pferd entdeckte die Furt, bald stürmten sie eilig, aber in aller Stille, um ihre Opfer nicht zu warnen und zu verscheuchen, auf dem untern Wege nach dem alten Schloß. —

Hektor aber hatte einen schweren Tag verbracht. Er führte einen harten Kampf in sich; das Angeborene und das Angenommene befehdeten sich auf Tod und Leben in seinem Herzen. Und er sah wie die Republik und Guillaume Schritt für Schritt den Boden verloren, wie die Vergangenheit und Hortense immer siegreicher in den Vordergrund drängten. Was war die kalte Logik Guillaumes gegenüber der süßen Sprache der Geliebten, was der Enthusiasmus für die Menschheit, zu dem ihn des Freundes überlegener Geist fortgerissen, gegenüber den wiedererwachten Erinnerungen seiner Jugend! Und doch wollte er sich durch süße Selbstsucht nicht einen Augenblick von seiner herben Pflicht abbringen lassen. „Ich will nicht der Fahne meiner

Wahl treulos werden, wie der Fahne meiner Geburt: ich falle, wo ich stehe." — Nach diesem Sieg über sich selbst konnte er um so leichter die Rettung der Geliebten und ihrer Freunde vor seinem Gewissen entschuldigen: er erwartete nun die Stunde der Gefahr mit jenem begeisterten Mut, den aufopfernde Selbstüberwindung gewährt.

Bertrand, von allem unterrichtet, zeigte den höchsten Eifer, das schöne Fräulein von Vaucluse, wie er sie noch immer nannte, zu retten. Er machte seinen Herrn auf die Umtriebe Froissards und die böse Stimmung der Soldaten merksam, aber der Aristokrat verachtete den dumpfen Gegner viel zu sehr, um ihn zu fürchten. Es war ihm sogar lieb, daß jene Einladung die Soldaten nach dem Dorfe gelockt und von der obern Furt entfernt hatte. Es fiel ihm nicht ein, daß Froissard im Sinne des Hasses die Grenze des Gehorsams ebensowohl überschreiten könne, wie er selbst das im Sinne der Liebe thun wollte.

Endlich kam die ersehnte Stunde heran; die Nacht war dunkel, aber heiter und windstill: das Schilf am Ufer stand regungslos, wie in banger Erwartung. Gegen Mitternacht setzte Hektor zu Pferd durch die Furt, um die Flüchtigen am jenseitigen Ufer zu empfangen; Bertrand sollte das rechte Ufer beobachten. Hektors Herz schlug hoch in Schmerz und Spannung. Endlich entdeckte er einen Zug von schwarzen Gestalten, die sich leise auf dem buschigen Wege dem Brombeerhügel näherten. „Eure Losung?" fragte er leise. „Hortense und Hektor", erwiderte Martinet, der den Zug führte. Ihm folgten Alfons und ein Chouan: der alte Graf, die beiden Frauen und der Kaplan bildeten die Mitte: drei Chouans schlossen den Zug; alle Männer waren wohl bewaffnet.

„Monsieur Hektor," flüsterte Alfons, „wir danken Ihnen das Leben: aber ich wüßte keinen Menschen, dem ich es

weniger gern dankte.“ Hektor fuhr auf, die Faust am Degen. — Da fühlte er den Druck einer weichen Hand auf der seinen: — „Hektor, — bezwingen Sie sich — Ruhe! — Ich fordere auch das noch! — Sie aber, mein Schwager, — halten Sie ein: — Sie wissen nicht, wie hohen Edelsinn Sie beleidigen.“ Alfons schwieg, Hektor neigte sich und küßte ihre Hand. „Hektor,“ sprach der Greis, „Ihr Wappen hat man zerbrochen, aber Ihr Herz blieb unversehrt. Sie sühnen Ihre Schuld am Adel Frankreichs, indem Sie seine Perle retten: — meine Tochter.“ „Eilen wir!“ unterbrach Martinet. „Zeit verloren — Leben verloren!“ „In Gottes Namen denn!“ mahnte der Kaplan. Hektor hob die Gräfin auf den Rücken des treuen Oriel und führte diesen am Zügel sicher durch die Furt: — die anderen folgten schweigend; — kaum aber hatten sie, von Bertrand empfangen, das Ufer betreten, als Alfons, rückwärts zeigend, rief: „Ha, was ist das?“ Eine rote Feuersäule stieg glühend in den nächtigen Himmel. „Das ist Schloß Sombreuil!“ rief Martinet, „es steht in hellen Flammen.“ „Unvorsichtige,“ fragte Hektor, „habt ihr es angezündet, ehe ihr es verlassen? Das weckt die Aufmerksamkeit.“ „Nein, wir nicht!“ antworteten die Flüchtlinge einstimmig. „Dann ist es Froissard mit den Sansculotten!“ rief Bertrand. „O, Monseigneur, ich habe Sie gewarnt!“

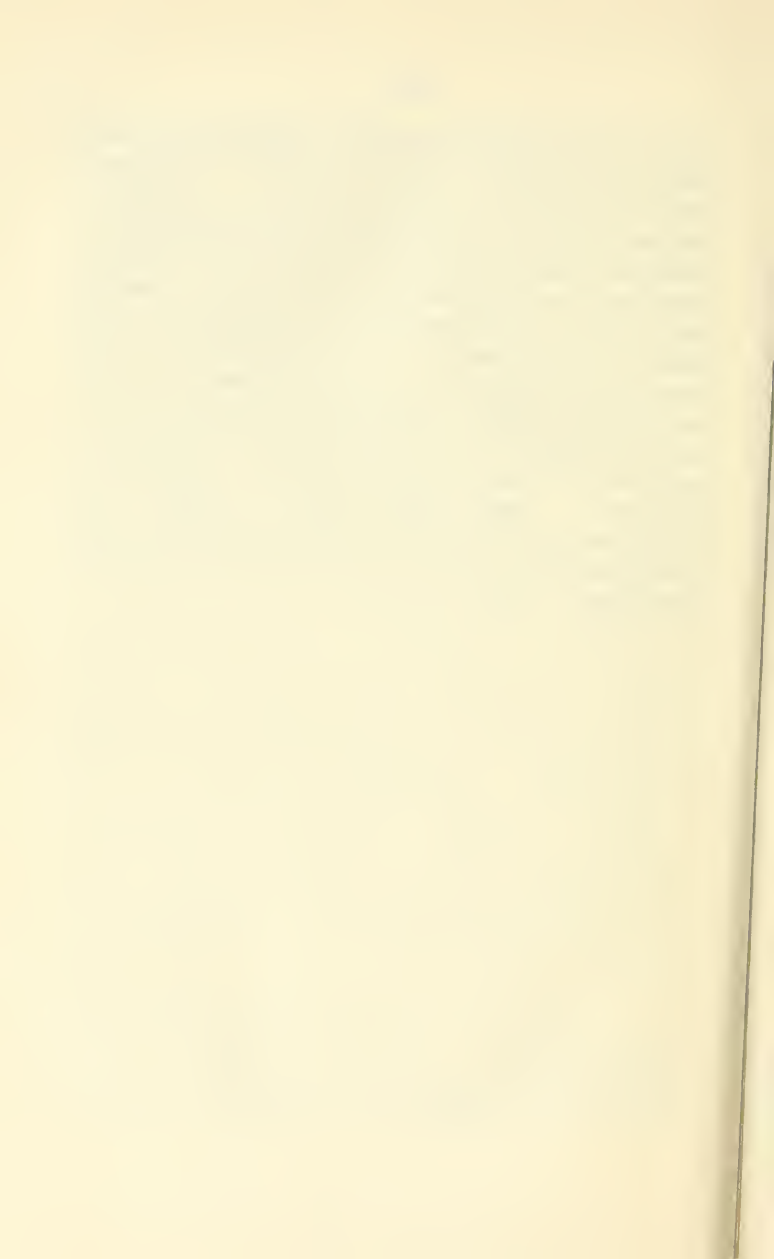
„Still!“ rief Martinet und warf sich lauschend mit dem Ohr auf die Erde. — „Sie eilen vom Schlosse hierher: — es sind wohl hundert: — ein Pferd galoppiert voran.“ „Flieht,“ rief Hektor, „ehe es zu spät ist. Wir decken euch den Rücken.“ „Weh dir, Frankreich,“ rief Alfons grimmig, den wunden Arm erhebend, „wenn wir wieder kommen!“ „Leb wohl, Vendée, wir kehren wieder,“ rief Martinet. „Dank, Hektor!“ rief Hortense, die auf Oriels

Rücken davonsprengte. „Leb' wohl, Hortense, auf Nimmerwiedersehen!" rief Hektor; und die Chouans waren verschwunden.

Hektor und Bertrand stellten sich nebeneinander, so daß sie den ganzen Raum des schmalen Weges ausfüllten. „Bertrand — jetzt gilt's!" rief Hektor und drückte die Hand aufs Herz: auf dem Herzen aber trug er die weiße Schleife. „Soll gelten, junger Herr!" antwortete Bertrand, „hoch der weiße Falke von Chatillon!" Da bogen Fackeln um den Brombeerhügel: — Froissard, zu Pferd, voraus, die Sansculotten hinter ihm setzten durch den Fluß und eilten gegen die Straße. „Halt!" — rief ihnen Hektor entgegen: — „das ist mein Posten: — was wollt ihr?" „Hier sind sie, die Verräter!" brüllte die Schar und es fielen gegen die beiden einige schlecht gezielte Schüsse, die nicht trafen. Da ritt Froissard dicht heran, die Pistole in der Hand. „Zurück! — Was sucht Ihr?" fragte Hektor. „Die Chouans suchen wir, Monsieur le Vicomte!" schrie Froissard. — „Das Nest haben wir verbrannt, die Vögel waren zwar ausgeflogen, doch die frische Spur im feuchten Grase führt deutlich bis hierher: — wißt Ihr, wo sie sind?" — „Hoffentlich in Sicherheit!" „Gebt sie heraus! Laßt uns durch! Ihr habt keine Ordre, sie zu schützen." „Und Ihr keine, sie zu morden." „Verdammter Aristokrat!" schrie Froissard und schoß: — Hektor wankte und fiel. Aber auch Bertrands Büchse blitzte und Froissard stürzte tot vom Pferde: — im nächsten Augenblick fielen zehn Schüsse zugleich und Bertrand sank sterbend über seinen Herrn.

Mit gellendem Geschrei stürmten die Sansculotten vorwärts, die Flüchtigen zu verfolgen: — da plötzlich hörten sie von der rechten Flanke her Trommeln und Hornsignale: — Fackeln zeigten sich auf den Hügeln und gleich darauf

sprengte Oberst Gracchus unter sie: „Halt," rief er, „halt ein! Die Chouans von Sombreuil sind frei: — General Hoche giebt sie frei. — Doch was seh' ich — Froissard? Und du Hektor, du stirbst!" Hektor richtete sich auf den linken Arm: „Sie sind frei, sagst du, frei?" „Ja! General Hoche ward am Tag, ehe ich bei seinem Heer eintraf, von Cadoudal und Charette, die sich vereinigt hatten, überfallen und geschlagen: — er selbst ist gefangen: — Cadoudal giebt ihn nur frei, wenn die Chouans von Sombreuil sicher den Boden von England erreicht haben: — niemand wage, sie zu verfolgen! Aber du, Hektor, du stirbst, — und stirbst für das Königtum!" „Still," — rief Hektor — „still — siehst du nicht, wie meine Seele gen Himmel fliegt? Der weiße Falke im blauen Feld! Hortense!" Und er war tot und Oberst Gracchus weinte über seiner Leiche.



Ernst und Frank.



I.

Die Ankunft.

Thüringen ist ein liebliches deutsches Land. Freundliche Gärten, lachende Felder füllen die Thäler, die von sanften Hügelwellen in anmutigen Linien umfriedet und von heiteren Wiesbächen durchschlängelt werden: und nur eine Fortsetzung dieser Gärten scheinen die Buchenwälder, die häufig die Höhenzüge krönen. Da ist kein schäumender Wildbach, der Verheerung drohte, keine düstere Schlucht, kein zackiger Fels mit scharfen, Kampf bedeutenden Formen: die Natur hat hier Friede geschlossen mit dem Menschen; gern gewährt sie seiner mäßigen Mühe das Nützliche und schenkt ihm das Schöne als freundlichen Schmuck obenein; nirgends sind die Saatfelder in so reichem und doch noch unschädlichem Maße von der blauen Kornblume geschmückt zu sehen. Und wie das Land, — so die Menschen: der Grundzug ihres Wesens ist ein heiterer sinniger Friede: weder heftige Leidenschaftlichkeit der Sinne, noch quälerische Schärfe des Verstandes stört das Gleichmaß der Volksanlagen.

In einem solchen thüringischen Thal lag Goldenau, das Landgut der Brüder Ernst und Frank Reichhart. In der Mitte der dazu gehörigen Wirtschaftsgebäude erhob sich das einstöckige Wohnhaus, nicht zu stattlich gebaut, um

des Eindrucks der Ländlichkeit, nicht zu ländlich, um der Stattlichkeit zu entbehren. —

In seinem Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauses stand Ernst, der ältere der beiden Brüder; die nachgelassenen Papiere des Vaters lagen, auf das sorgfältigste geordnet, auf dem Schreibtisch. Die untergehende Septembersonne beleuchtete freundlich das Brustbild des ehrwürdigen Verstorbenen, auf dessen milden Zügen das Auge des Sohnes mit Rührung ruhte; er nahm eines der Papiere auf, welches die Überschrift trug:

„Von meinem lieben Sohn Ernst ein Jahr nach meinem Tode zu öffnen."

Er drückte die Schrift mit feuchten Augen an die Lippen.

„Guter, guter Vater!" sprach er dann leise, — „diese Worte —, immer wieder muß ich sie lesen: sie sind der größte Beweis deiner innigen Liebe: hier redet dein edles Herz seine eigenste Sprache!" Und er las: „Mein edler Sohn! Als ich in meinem Testament mein Vermögen und vor allem unser Goldenau unter Euch, meine guten lieben Söhne, gleich verteilte und den Wunsch aussprach, daß Frank die Verwaltung fremder Güter nach meinem Tod aufgeben und seinen Beruf in der Verwaltung unseres Eigentums vollständig erlernen sollte, Du aber auf dem Gute wohnen bleiben und hier Deine Studien fortsetzen mögest, bin ich in dieser Eurer Gleichstellung nur meiner Euch gleichmäßig umfangenden Liebe gefolgt. Ich habe gewünscht, daß Ihr zusammenlebet: denn, wie die Schrift sagt, es ist gar fein und lieblich, wo zwei Brüder einträchtiglich beisammenwohnen: und dann schien mir dadurch auch sonst am besten für Euer Wohl gesorgt. Möchte auch Frank in der Verwaltung fremder Güter mehr Kenntnisse und vielleicht mehr Vermögen erworben haben: — seine

Natur verlangt nicht nach Theorie, ihn wird die völlige Unabhängigkeit am meisten glücklich machen: zudem wird ja wohl unser Gut immer ausreichen, Euere bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Du aber, mein Ernst, sollst hier auf dem Lande wohnen bleiben: ungern sähe ich Deine innerliche, stille Art in den verzehrenden Geisteskampf hineingezogen, der heutzutage in den großen Städten ausgefochten wird. Du bist viel zu bescheiden und allzu gewissenhaft, um in diesen Schranken einen Preis zu erringen: Du würdest nur ritterliche Waffen führen, und sie würden Dich mit Keulen erschlagen, mit Dolchen erstechen. Ich selbst bin doch von derberer Art, als Du: und doch, Du weißt es, als ich im Jahre achtundvierzig meinen Lehrstuhl verließ, um an den Ministertisch zu treten, nicht ein halbes Jahr konnte ich mich behaupten. Der ‚Doktrinär‘ wurde gestürzt, und schwer enttäuscht suchte und fand ich den Frieden nur in völliger Zurückgezogenheit hier in Goldenau. Ich fühle es: die Wunden, die meinem Herzen damals geschlagen wurden, heilten nie mehr ganz. Dir, mein Ernst, dem Philosophen, würden die Verhältnisse noch widerstrebender sein, als mir, dem Historiker; ich möchte Dir diese sieglosen Kämpfe ersparen. Auch hat der nagende Gedanke, der das behagliche Gedeihen des Menschen nicht aufkommen läßt, in Dein Gemüt und auf Deine Stirn früh so tiefe Furchen gezeichnet, daß gewiß nur das Leben in der friedlichen und verjüngenden Luft des Landes Dich vor raschem Altern schützen kann. Laß mich mit der Hoffnung scheiden, daß Du Goldenau und Frank nur aus zwingenden Gründen verlassen wirst; er ist zwanzig, Du bist über dreißig Jahre alt: Deine Reife kann ihm den Vater ersetzen.

Und nun, mein Sohn, empfange den Lohn, den einzigen und höchsten, den ich Dir dafür geben kann, daß Du

mir nie im Leben eine Stunde des Kummers bereitet, daß Du meine Freude, mein Stolz gewesen bist von Jugend auf, daß Du mich in den sieben Jahren seit meinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben geheilt und verjüngt hast durch Dein geistiges Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit mir. Dieser Lohn, — er ist nur ein Wunsch: ich wünsche, daß unsere liebe Anna Dein Weib werde.

Ihr Vater, mein armer, frühverstorbener Bruder, hatte sie, eine hilflose Waise, meiner Sorge überlassen; bis in ihr sechzehntes Jahr habe ich die Verlassene hier mit Euch erzogen, wie Eure Schwester; ich habe gefühlt, was Dir vielleicht selbst kaum bewußt war, wie eine stille, tiefe Neigung zu dem lieblichen Kinde in Dir erwuchs; ich weiß, daß sie, die ja fünfzehn Jahre jünger ist als Du, mit begeisterter Verehrung an Dir hängt, der ihr als das Muster eines Mannes von Kindheit an gepriesen wurde und sich selbst bewährte. Ich werde, fürcht' ich, nicht mehr erleben, daß sich diese Verehrung in dem holden Mädchen zur Liebe entfalten wird; doch *wird* es geschehen, ich ahne es, und es ist der höchste, der letzte Wunsch meines Herzens; Ihr allein seid einander wert, Ihr seid füreinander geboren.

Niemals habe ich sie angesehen, ohne Dich als ihren Gatten zu denken; sie war mir darum immer wie eine Tochter. Und nur darum und unter dieser Voraussetzung nur habe ich in meinem Testamente ihre Erziehung, ja ihre ganze Lebensversorgung auf unser Vermögen übernommen und zwar ausschließlich *Deinem* Erbteil überbürdet. In dem beiliegenden Brief: ‚an meine liebe Tochter Anna' habe ich ihr die Erfüllung dieses Wunsches als den einzigen Dank ausgesprochen, den ich von ihr fordere. Gieb ihr diesen Brief, mein Sohn, sobald Du es für gut hältst: sobald wie möglich, denn das Leben ist kurz und ich möchte Euch recht lange glücklich wissen. Vielleicht ist der

Tag der geeignetste, an dem sie von der Pension in der Stadt, wo Du sie nach meinem Tode noch ein Jahr lang lassen sollst, um dort ihre Bildung zu vollenden, auf unser Gut zu Dir zurückkehrt. Ich weiß, Ihr werdet gerne diesen meinen Wunsch erfüllen, denn so erfüllt Ihr Euer eigenes Glück; lebewohl, mein Ernst, und mögest Du in Annas Liebe das Glück finden, das Du verdienst, Du allein unter allen Menschen. Dein Vater."

„So hast du noch über das Grab hinaus für mein Glück gesorgt, du lieber Vater! Und hast das Geheimnis in meiner Brust entdeckt, das ich so tief verborgen glaubte! Ja, dein schöner Wunsch soll erfüllt werden und im Angesicht der sinkenden Sonne, die so friedevoll die Landschaft beleuchtet, verspreche ich dir, Friede und mildes Glück, soviel meine Seele dessen zu spenden vermag, will ich auf das teure Haupt Annas häufen. Ihr Glück war dein letzter Wunsch; er soll mir heilig sein. Aber diesen Brief an sie, — vergieb mir, Vater, daß ich ihn nicht, nicht jetzt schon ihr übergebe. Weiß ich denn, ob sie mich liebt? Und soll ich etwa später immer fürchten müssen, nur der Wunsch ihres Wohlthäters habe ihre Liebe geweckt? Nein, frei von allem noch so leisen Zwang soll sie ihr Herz walten lassen: und hat sich mir dies Herz freiwillig geschenkt, dann mag sie hinterher erfahren, daß sie damit auch den Lieblingswunsch unseres Vaters erfüllt. Bis dahin schweiget, ihr Freiwerber des Vaters für den Sohn!" — Und er legte die Papiere zusammen, und schloß sie ein. — „Nun aber wird es bald Zeit sein, ihr entgegenzugehen; wenn sie, wie ich ihr geschrieben, mit dem letzten Zug von der Stadt abgegangen, muß sie bald in der Station Lichtenfeld eintreffen, wo wir sie abholen wollen. Ich will Meister Bernhard sagen, daß er anspannt."

Und er ging gegen die Thüre, welche zur Haustreppe führte.

Doch ehe er sie noch erreicht, vernahm er Schritte und frische, helle Stimmen, die ihn riefen: „Ernst, Ernst, wo steckst du? Im Zimmer! Bei dem herrlichen Abend!" Und die Thüre flog auf und vor ihm standen Hand in Hand ein stattlicher Jüngling und ein holdes Mädchen; das waren sein Bruder Frank und Anna.

Frank, obwohl jünger, war viel höher und kräftiger gewachsen als sein Bruder: sein offenes, wohlgebildetes Gesicht leuchtete in blühender Jugend, aus seinen großen blauen Augen sprach mutige Lebensfreude. Lieblich lehnte die schlanke Gestalt Annas an ihrem kräftigen Begleiter: sie hatte den Reisestrohhut abgenommen und anmutig umschloß das goldblonde Haar in reichen Flechten das ovale Antlitz, indes die langen Zöpfe frei über ihren Nacken hingen; das Paar, den Ausdruck der Freude, die immer verschönt, auf dem Antlitz, und vom roten Abendschimmer, der voll aus dem offenen Fenster auf sie fiel, beleuchtet, war ein überraschend schöner Anblick und Ernst stand eine Weile im Anschauen der beiden versunken, eh' sein Erstaunen die Worte fand: „Ja, Anna und Frank, wo kommt ihr denn her? Wie kommt ihr zusammen?"

„Frank ist mir entgegengeritten! Schon bei der vorletzten Station! Ich sah zum Fenster des Wagens hinaus: schon begann der Zug sich in Bewegung zu setzen, als ein Herr vom Pferde sprang und fast mit Gewalt den Führer zwang, den Wagen, darin ich saß, nochmals zu öffnen: und ehe ich nur wußte, wie mir geschah, hatte mich der Herr aus dem Wagen herausgerissen; ich erkannte Frank gar nicht gleich: er hat ja einen fürchterlichen Bart und sieht viel stärker aus, als sonst." — „Aber wie kommst du dazu, Frank, schon so früh? — Wir wollten ja später

zusammen . . . —" — „Sei nicht böse, lieber Ernst! Sieh, meine Unruhe war zu groß, ich konnte es nicht erwarten! Ich war hinausgeritten zu unserem Wasserbau an der großen Straße: aber es litt mich dort nicht: ich war den Arbeitsleuten ordentlich im Wege mit meiner Ungeduld. Immer dachte ich: am Ende kommt sie doch schon mit dem Mittagszug und plötzlich galoppierte ich nach der Station und von da zu der nächsten. Ich dachte: besser Ernst fährt allein, als daß Anna früher ankommt und niemand findet, der sie in Empfang nimmt. Und sieh, ich habe ganz wohl daran gethan: sonst hätten wir sie wirklich unbewillkommt eintreffen lassen." „— Ja, weil eben Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit in keinem Frauenzimmerlein steckt," sagte Ernst, auf die Uhr sehend, „es ist jetzt . . . —" — „Du wirst mich doch nicht schelten wollen, daß ich zu früh gekommen, gestrenger Vetter? Ich wurde früher als ich gedacht mit Packen und Abschiednehmen fertig und wollte keine Stunde länger als nötig in der Stadt und ferne von euch bleiben: — o ich habe mich so sehr gefreut, hierher zu euch zu kommen!" Und sie streckte Ernst die offene Hand entgegen: wie hold, wie frisch, wie gut sah sie aus! „Willkommen auf Goldenau!" sprach Ernst mit leise zitternder Stimme und faßte die gebotene Hand. „Willkommen: — für immer."

II.

Winterleben.

Das war nun anmutig zu sehen für die Brüder, namentlich für den feiner beobachtenden Ernst, wie leicht und geschickt sich Anna in das Wirtschaften und Haushalten zu Goldenau gewöhnte. Man fühlte, daß ihre gesunde Natur froh aufatmete, des Zwanges und der Schuläußerlichkeiten, die in dem Pensionat herrschten, entbunden und dem Hause wiedergegeben zu sein. Bald hatte sie der Wirtschafterin, der alten Gertraud, der Frau des Hausverwalters Bernhard, die bisher den kleinen Junggesellenhaushalt geführt, alle Regeln und Gewohnheiten des Goldenauer Lebens abgelernt und dadurch das Regiment des Hauses spielend in die eigene Hand genommen. Es war eine Lust, die blühende Kleine mit ihren helltönenden Liedern durch Gänge, Treppen, Keller und Speicher des weitläufig, etwas altmodisch, aber breitbehaglich gebauten Hauses mit klirrendem Schlüsselbund hin und wieder gleiten zu sehen: hell und heiter wurden die ernsthaften dunkelbraunen Wände des alten Hauses, in allen Kammern und Verschlägen, die ihr leichter Fuß betrat, ward es licht, und der frische Mädchenkopf mit seinen reichen, blonden Zöpfen, die frei und mutwillig auf ihrem Rücken spielten, wirkte wie Sonnenschein, wohin er kam.

Mit stiller Freude empfand Ernst diese Segnungen einer reinen und gesunden Mädchennatur; oft sah er mit inniger, fast väterlicher Rührung der lieblichen Gestalt nach, wann sie mit jugendlichem Schwunge dahinschwebte und die Anmut, wie ein leuchtender Streif, jeder ihrer Bewegungen zu folgen schien.

Auch Ernst machte bedeutenden tiefwirkenden Eindruck auf das empfängliche Geschöpf. Da Frank, der nur in dieser Jahreszeit, nach Einbringung der Ernte, auf längere Zeit von der Wirtschaft und ihrer Arbeit sich entfernen konnte, den Spätherbst und den Winter zu Geschäftsreisen in der Umgegend benutzte, um Verkäufe und Käufe abzuschließen, sahen sich Anna und Ernst völlig und ungestört aufeinander angewiesen. Und es erwuchs daraus ein inniges und fruchtreiches Zusammenleben der beiden, eine geistige Wechselwirkung, wodurch Ernst erfrischt, Anna aber in ihrer Entwickelung mächtig gefördert wurde. Mit stillem Staunen nahm sie die Fülle geistigen Stoffes, neuer und, wie sie augenblicklich empfand, fruchtbarer Anschauungen in sich auf, welche die reiche Bildung und der hohe Geist des verehrten Freundes ihr darboten. Die erhabensten und edelsten Dinge, die Herz und Geist des Menschen zu erwärmen und zu fesseln vermögen, fesselten und erwärmten jetzt ihre Gemüter, die nie ausgesonnenen Fragen von Glauben und Wissen, die Gedanken von Welt und Gott, von Zeit und Ewigkeit.

Den gewöhnlichen Anknüpfungspunkt für solche Gespräche bildete die gemeinsame Lesung der besten deutschen und fremden Dichter; und oft gerieten die beiden tiefen und reinen Seelen über den Akt eines Shakespeareschen Dramas oder über einen Gesang der Odyssee oder der Nibelungen oder über eines jener Goetheschen Lieder, die den Herzschlägen der Menschheit abgelauscht scheinen, in so warme Begeisterung, daß Ernst täglich erwartete, die Liebe, die er selbst empfand, plötzlich auch in Annas Herzen in flammender Lohe aufsteigen zu sehen.

Allein dies geschah nicht; es geschah nicht, obwohl sie halbe Tage lang ungestört beisammen waren, obwohl Ernst die herzliche Empfindung Annas für seinen Wert nicht

verkennen konnte, obwohl eine gehobene, warme Stimmung, die sonst das schlummernde Gefühl so leicht zur Selbsterkenntnis bringt, fast jedes ihrer Gespräche begleitete. Wochen und Monate vergingen und noch immer ruhte Annas klarer Blick mit einer Sicherheit und Unbefangenheit auf den edlen Zügen des von ihr so innig verehrten Mannes, wie sie nur ruhiger Freundschaft eigen ist; vergebens harrte Ernst auf jenen scheuen Funken in ihrem Auge, der die schüchternen Blicke erwachender Liebe begleitet.

Offenbar hatten die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die Ernst durch seinen Einfluß auf Annas geistige Entwicklung erweckt hatte, alle anderen Empfindungen ihm gegenüber, die etwa keimend in ihr gelegen, in den Hintergrund gedrängt und sein Bild in eine kalte Höhe emporgehoben und mit einer Glorie umgeben, die für die Förderung der Liebe nicht eben günstig war. Dazu kam, daß Ernst in übergroßer Gewissenhaftigkeit sich völlig abwartend verhielt, nicht das mindeste that, ihr seine Liebe zu entdecken und so in ihr selbst gleiche Empfindung zu wecken. Er hielt es für unedel und unfein, auf solche Weise gleichsam mit Gewalt auf das junge Geschöpf einzudringen, das äußerlich wie innerlich vollständig in seine Macht gegeben war. „Kommt das Gefühl in ihr nicht ohne mein Zuthun, so ist es nicht das echte und soll gar nicht kommen," dachte er. — Dabei waren sich jedoch die beiden so unentbehrlich, der geistige Austausch war ihnen solches Bedürfnis geworden, daß sie moglichst rasch ihre anderen Geschäfte abzufertigen und die Stunden ihres Zusammenseins vor fremder Störung zu schirmen suchten. So waren sie über die oft wochenlange Abwesenheit des jüngeren Bruders nicht böse, ja nur mit halber Freude begrüßten sie manchmal seine Rückkehr als eine Art Zwang, der ihren Lieblingsgesprächen auferlegt wurde.

Denn Frank in seiner kräftigen und bestimmten Art duldete schlechterdings nicht, daß, wann er zu Hause war, die beiden Scholastiker, wie er Ernst und Anna spottend nannte, sich in jenen Gesprächen ergingen. „Ihr habt Zeit genug, zu eurer Gelehrsamkeit, während ich meine Ochsen und Schweine verkaufe: — wann ich daheim bin, wird nicht philosophiert. Es kommt doch nichts dabei heraus“ — pflegte er lachend zu sagen.

Und hatten sie dann anfangs nur mit Unlust ein ernstes Gespräch, das sich aus ihren Büchern ergeben, unterbrochen, so war doch auf die Länge der fröhlichen Treuherzigkeit, der fortreißenden immer heitern Laune Franks nicht zu widerstehen. Oft, wann er spät am kalten Winterabend von der Jagd oder von der Schlittenfahrt, von einem Besuch bei den Grundbesitzern der Umgegend heimkehrte, das Haar und den Bart mit Eis und Schneeflocken bedeckt, und alle Züge seines offenen männlichen Gesichtes wie seine blitzenden Augen die Freude seines Herzens über das Wiedersehen, über die Heimat ausdrückten, dann durchflog es Anna wie ein Vorwurf, daß sie seinem Kommen wie einer Störung entgegengesehen hatte. Dann sprang sie wohl lachenden Mundes ihm entgegen, nahm ihm Pelzkappe und Mantel ab, und ließ es sich nicht nehmen, noch spät abends ihm aus dem kalten Keller selbst einen Krug Wein von seinem Lieblingsfäßlein zu holen. Da machte er sich's dann bequem, gab kurzen Bescheid auf die Fragen der beiden nach seiner Jagd oder seinen Geschäften, die, wie er meinte, die zwei Weltweisen doch nicht verständen; dagegen besprach er ausführlich mit Anna deren Hauptfreude und Hauptsorge: — das Gedeihen der Blumen, die sie mit eifriger Liebe und mit wunderbar glücklichem Erfolge pflegte. Gar ernsthaft wurden da die Kinderkrankheiten einer Erika oder das betrübliche Aussehen einer

Myrte beraten: und überall wußte der geübte Gärtner mit klugem Rat die natürliche Begabung Annas zu unterstützen. Frank verlängerte diese Gespräche oft mit arger List, indem er Todesgefahr für irgend eine Lieblingsblume zu fürchten vorgab, während er an ihrer glücklichen Genesung im Innern nicht entfernt mehr zweifelte: es freute ihn, Anna dadurch ihre regelmäßige Abendbeschäftigung vergessen zu machen, die dem Wackern ein Gegenstand des Greuels war. Sie hatte sich nämlich freiwillig Ernst als eine Art von Schreiberin oder Gehilfin angeboten, indem sie ihm Stellen aus zahlreichen Büchern, die er zum Zweck eines größeren philosophischen Werkes über die Sittenlehre vereinzelt und zerstreut aufgezeichnet hatte, nach seiner Anweisung in die gehörigen Stellen seiner Hefte zusammenschrieb.

Anna hatte bemerkt, wie innig es Ernst erfreute, sie dergestalt zur Mitarbeiterin zu haben und ihre zierliche Handschrift in seiner gelehrten Arbeit zu sehen. Weil sie ihm nun diese Freude nicht nehmen wollte, fuhr sie unermüdlich in der Mühsal fort, zu der er sie nicht ohne Pedanterie anhielt; die Arbeit war ihr insgeheim bald recht herzlich verleidet, da sie den größten Teil dessen, was sie schreiben mußte, nicht verstand. Und wenn sie viel fragte, ward er ungeduldig. —

Dem guten Frank war nun dieser Mißbrauch der schönsten blauen Augen, wie er es nannte, höchst ärgerlich und er suchte ihn nach Kräften zu hintertreiben. Wenn er aber häufig das Mädchen aus ihrer Schreiberei zu einem Abendspaziergang durch das Dorf abrufen wollte, so erwiderte Ernst nicht ohne Gereiztheit: „Es steht Anna jeden Augenblick frei, ein Amt, zu dem sie sich selbst erboten, aufzugeben. Allein solange sie dies nicht gethan, muß sie es regelmäßig und pünktlich erfüllen.“ Dann wurde die Kleine

wohl blutrot und begann mit einem bittenden Blick auf Frank doppelt eifrig ihre kleinen Buchstaben zu malen, so sauber und regelmäßig, als wäre Schreiben ein Stück von feiner Stickerei. Und Frank ging dann, mächtige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stoßend, unwillig zur Thüre hinaus.

Neben der Gärtnerei vereinte Anna und Frank die gemeinsame Liebe zur Musik: und am raschesten ließ sich Anna von ihrem Schreibtisch und den Philosophen hinweglocken, wann Frank das Klavier aufschlug, und sie bat, mit ihm zu singen; in der That klang der glockenhelle Sopran des jungen Mädchens nie lieblicher, als wenn er begleitet ward von dem volltönenden Basse, mit welchem Frank sie, wie ein kühner Recke mit starken Armen, über die flutenden Accorde zu tragen schien. Da tönten denn all die alten Volkslieder wieder, welche seit Jahrhunderten die deutschen Herzen erfreut und gerührt haben: und lieblich klangen oft die reinen Klänge hinaus in die sternenhelle Winternacht.

Durch fleißige Übung, erleichtert von der gleichen Geschmacksrichtung, die meistens dieselben Lieder zu Lieblingen beider machte, brachten es Anna und Frank bald so weit im Vortrage dieser Volkslieder, daß nicht nur die Hausbewohner, die alte Gertraud und Bernhard, ihr Mann, ihre Freude daran hatten, sondern zumal auch die Leute im Dorfe, wann sie an dem im Erdgeschosse gelegenen Wohnzimmer vorübergingen und aus den erleuchteten Fenstern „die Zwiegesängeln“, wie sie's nannten, der jungen Herrschaft vernahmen, stehen blieben und gar andächtig zuhörten.

Ernst blieb diesen Freuden fern. Begabung und Lust für Musik waren ihm versagt wie der Sinn für die Blumen, die nicht in seinem Zimmer gedeihen wollten, trotz

Annas glücklicher Hand. Denn Blumen bedürfen der Liebe, Gleichgültigkeit läßt sie nicht aufkommen. Anna gab es nach einigen Versuchen, die er kaum beachtet hatte, auf, sein Fenster zu schmücken. Vergnügt richteten Hyacinthen und Aurikeln ihre Köpflein wieder auf, als sie Anna aus der Bücherstube forttrug. Musik aber, sagte Ernst, quäle ihn: er müsse immer grübeln, welches der Gedanke sei, der in jedem Accorde liege, und warum diese Folge der Töne gefalle, eine andere nicht, worauf Frank ihn einmal lachend fragte, ob ihn ein schönes Mädchen nicht entzücken könne, ehe er die Proportion ihrer Züge berechnet habe?

Eines Abends nun hatten die beiden bereits wieder längere Zeit gesungen, als Frank mit kräftigem Anschlag die Melodie begann:

„Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt."

Lieblich und innig stimmte Anna ein und mit besonderer Begeisterung sangen die beiden ihr schönes Lieblingslied zu Ende. Da mit dem letzten Ton erschreckte sie ein klirrendes Geräusch, eine Fensterscheibe fiel, wie von Stoß oder Wurf zerschmettert, in das Zimmer: ein entsetzter Blick zeigte Anna den einen Fensterladen aufgerissen und ein häßliches Gesicht, von feuerroten Haaren umstarrt, durch die Öffnung hereingrinsen. Frank sprang sofort zu und war im Begriff, dem Rotkopf einen Faustschlag zu versetzen, als ihn Ernst, der, ein Buch auf dem Schos, am nämlichen Fenster gesessen hatte, abhielt: „Laß sein, Frank! Ich habe es kommen sehen: es ist der rote Fritz." — „Der Narr? Du hast es kommen sehen und nicht verhindert?" „Wer ist das, der rote Fritz?" fiel die erschrockene Anna ein. „Gleich sollt ihr es erfahren," erwiderte Ernst; und mit einer für die anderen beiden unbegreiflichen Sanftmut, die fast wohlgefällige Freundlichkeit war, wandte er sich zu dem Eindringling, der noch immer sein Gesicht, das

vor Aufregung um Mund und Nasenflügel zuckte, in das zerbrochene Fenster hereinstreckte und den unheimlich stieren Blick auf Anna heftete. „Fritz," sagte er freundlich zu dem Blödsinnigen, „was hast du dir gedacht, als du die Musik hörtest und das Fenster zerschlugst?"

„Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein . . ." antwortete der Gefragte mit den Worten des Liedes, auf Anna blickend. „Sieh mich an! . . . Was ging in dir vor, Fritz? Gieb Antwort!" unterbrach ihn Ernst forschend. „Verzeiht," sagte dieser mit einem schmerzlichen Zucken der Lippen, „ich habe es nicht gethan — ich mußte es — Er hat's gethan." „Wer?" fragte Ernst rasch. „Ach, Ihr wißt es ja, Herr! Der rote Wurm, der mir im Kopfe liegt und mir das Gehirn frißt — o, das thut so weh! Wißt Ihr's denn nicht?" fuhr er in jämmerlich klagendem Tone fort, als er Annas Auge mit Scheu und Staunen auf sich ruhen sah. „Sie sagen, ich sei bös und arm und dumm: — glaubt es nicht, schöne Königstochter! Ich bin nicht dumm: ich verstehe, was das Holz sagt, wann es im Feuer knistert, ich weiß es genau, was sich die schwarzen Binsen da unten am Mühlbach erzählen — hei, die sprechen schottisch untereinander! Und arm bin ich auch nicht: — ich habe sieben Schlösser und zwölf Burgen." „Wo liegen sie denn, Fritz?" forschte Ernst. „In Schottland?" — „Nein, Herr, drei liegen im Feenland. Und eins im Mond. Und fünfzehn liegen im Windland. Denn wisset: ich bin des Königs von Windland Sohn. Mein Vater, der hat einmal eine rote Schlange erschlagen, die im Winter vor dem Erfrieren Schutz suchte an seinem Herdfeuer. Das war wohl schwer Unrecht: — aber was kann ich dafür? Ich war damals noch nicht geboren. Da hat mich der Schlangenkönig verflucht im Mutterleibe, seine Nichte zu rächen. Denn die

rote Natter war die Tochter gewesen seiner Schwester — und ach, meine arme, arme Mutter, der haben die Schlangen ins Herz gestochen, bis sie starb. Und mir hat sich eine ums Hirn gewunden siebenmal-siebenmal und die nagt und frißt Tag und Nacht mit ihren scharfen Zähnen . . . das brennt . . .! und ich muß thun sieben Jahre lang was sie will. Aber eine wunderschöne Königstochter, die kann mich erlösen." „— Wer ist die? Was muß sie thun?" fragte Ernst. — „— Die muß geboren sein zur Hahnenkraht in der Walpurgisnacht. Und muß ihre Wiege gewesen sein aus Eibenholz vom alten Baum, gewachsen auf der Kirchhofsmauer, wohin ein Hänfling den Samen getragen. Und den Baum muß der Blitz getroffen haben zu Sankt Johannis. Und das Königskind muß haben zwei lange, blonde Zöpfe, die reichen vom Kopf bis zum Knöchel: und muß haben die Stimme wie drei Feldlerchen und silberne Augen wie der Morgenstern." — „Woher kennst du sie so genau?" — . . . „Meine Mutter, die tote, hat sie mir dreimal im Schlaf gezeigt: o, sie ist sehr schön." — „Und was muß sie thun, dich zu erlösen?" — . . . „Sie darf noch nie einen Mann geküßt haben. Und zu Johannis, wann ein Gewitter und das wilde Heer kommen von Norden, da muß sie mich dreimal küssen auf meinen Mund bei dreier Blitze Strahl. Dann werd' ich schön, wie ich sein soll: der Wurm in meinem Hirn stirbt am eigenen Gift: und mir wachsen zwei wunderschöne, feuerrote Flügel und ich fahre gen Windheim mit meiner Braut, und meine Braut ist die Windsbraut . . . " — „Was hast du aber hier vor dem Fenster gethan?"

„Ich ging in die Felder und wollte einen Gruß bestellen, den mir mein Vetter, der Nordwind, aufgegeben hat an die alte Heideneiche: — er sagt, sie müsse sterben vor der Sonnenwende! Da hört' ich sie, die Stimme,

wie von drei Feldlerchen, aus dem Hause klingen: und ich machte leise den Laden auf und sah die Windsbraut mit den silbernen Augen: und der rote Wurm zuckte und wand sich bei dem Ton ihrer Stimme und konnte mich nicht beißen, solange sie sang . . ."

„— Aber warum wurdest du — ich sah es wohl — plötzlich zornig und zerschlugst die Scheibe?" — „Ja, Herr, wie der Wurm meinte, er müsse sterben, — da wollte er mich verführen mit Arglist. Er riet mir, ich solle durchs Fenster springen und sie jetzt schon küssen . . vor der Zeit . . . und da wäre doch alles verloren und ich würde nimmermehr erlöset, nimmermehr . . ." — „Höre," fuhr ihn Frank an, da er fühlte, daß Anna vor Furcht und Grauen bebte, „packe dich nach Hause, du dummer Narr, und lege dich aufs Ohr, und wenn du dich noch einmal hier von uns treffen läßt, so bring' ich dir die Vernunft mit Stockprügeln bei." — „Ich gehe schon, noch ist's nicht Zeit — noch nicht! — Ade, du schöne Königstochter!" So sprechend zog der Blödsinnige, den die feste Kraft des jüngeren Bruders einschüchterte, den Kopf zurück. Schon war er im Dunkel verschwunden.

„Schade, daß du ihn verjagt hast!" sprach Ernst bedauernd: „Ich hätte ihn gerne weiter gefragt." „Wozu das?" rief Frank, indem er den Laden sorgfältig verriegelte. „Der Narr hat Schrecken genug erregt. Ich muß dir meinen oft ausgesprochenen Wunsch aufs eindringlichste wiederholen, — jetzt mehr denn je: laß den armen Jungen in sicheren Gewahrsam, laß ihn in die Stadt bringen, ehe er sich und anderen Schaden thut." „Was ist's denn mit dem gräßlichen Menschen?" fragte Anna, noch immer zitternd. „Seine ganze Geschichte ist seine Geburt," antwortete Frank. „Du hast bisher nichts davon erfahren, weil unser guter Vater eifrig besorgt war,

dies wirre und unheimliche Bild deiner jungen Seele fernzuhalten. Seine Mutter war das Kohlenkäthchen, des Kohlenbrenners Hannes im Osterwalde Tochter. Das schönste Mädchen über alles Land soll sie gewesen sein: — sein Vater aber war ein reicher Laird aus Schottland, der einmal der Jagd wegen ein Jahr hier lebte und dann plötzlich verschwunden war. Als sich Käthchen von ihrem Verführer verlassen sah, verfiel sie in Trübsinn, in Irrsinn, und in einem ihrer Anfälle sprang sie mit gellendem Lachen mitten in den flammenden Meiler ihres Vaters. Furchtbar verbrannt zog man sie heraus. Sterbend genas sie des Knaben, den der alte Köhler aufzog. Bald wurde indessen offenbar, daß das Seelenleiden und vielleicht das Ende der Mutter auch des Kindes Geist zerstört hatte: er war halb blödsinnig und blieb es, trotz den Bemühungen unseres guten Vaters, ihn zu entwickeln. So ging er denn nie in die Schule, saß all sein Lebtag draußen im Walde bei den Kohlen, und sein Großvater trug redlich dazu bei, ihn vollends verrückt zu machen. Der alte Hannes bei seinen Kohlen ist nämlich ein lebendes Sagenbuch gewesen: all die alten Märchen und Geschichten, die, oft aus der Heidenzeit stammend, noch zahlreich bei uns im Munde des Volkes leben, kannte und bewahrte der greise Köhler, dessen Alter bis an hundert Jahre reichte. Der erzählte nun alle diese tolle Weisheit seinem tollen Enkel, der hierfür, und hierfür allein, das lebhafteste Interesse hatte. Der Junge hat, glaub' ich, in seinem Leben viel mehr vom wilden Jäger gehört als vom lieben Gott. Als nun der Alte gestorben war, wurde unser Vater, der eine monatliche Summe für den Verwaisten aussetzte, dessen Vormund. Nach des Vaters Tode übernahm Ernst die Pflege: man beschäftigte den roten Fritz als Hirtenbuben für die Ziegen der Gemeinde: als er aber einmal ein Zicklein an allen

vier Füßen packte und in den Mühlbach schleuderte, der Mühlnixe zum Geschenk, wie er sagte, und auch sonst zahlreiche Beweise seiner Bosheit oder doch Gefährlichkeit gegeben hatte, da mußte man ihm das Amt abnehmen. Der Schulmeister beaufsichtigt ihn jetzt, aber wie schlecht er ihn beaufsichtigt, das haben wir eben gesehen: er läßt ihn nachts allein im Dorfe herumstreifen! Es ist unverantwortlich!"

„Aber warum verwahrt man den Armen nicht besser?" meinte Anna. „Daran ist sein Vormund, unser gelehrter Herr Bruder, schuld! Das ganze Dorf hat schon öfters beantragt, ihn anderswo, auf Gemeindekosten, sicher unterzubringen. Ernst hat es bisher immer zu verhindern gewußt!" — „Warum thust du das, Ernst?" — „Weil ich nicht will, daß man einen unglücklichen, harmlosen Schwärmer in die Qualen, in die Zwangsjacke eines Irrenhauses steckt. Dieser Mensch ist das Kind des Waldes: er stirbt, wenn ihr ihm die Natur, die Landschaft nehmt! Und er ist ja nur blödsinnig, nicht gefährlich: was man von seiner Bosheit und Gefährlichkeit spricht, ist von der Feigheit ersonnen." „Das ist eben einfach nicht wahr" — entgegnete Frank. „Du überredest dich, er sei ungefährlich, du redest dich selbst in ein falsches Mitleid hinein und warum? Lediglich, weil es dich anzieht, Studien und Beobachtungen an dieser armen Seele zu machen." „Du magst recht haben," lächelte Ernst. „Ich gestehe, daß ich soeben mit dem größten Eifer den Eindruck der Musik auf den Blödsinnigen beobachtete: ich sah ihn den Fensterladen öffnen und beobachtete lange das Spiel seiner Züge, das euren Gesang begleitete. Zuletzt bemächtigte sich seiner ein unwiderstehlicher Antrieb: ich sah aus der Empfindung den Willen werden . . ." „Und hast ihn das Fenster zerschlagen und Anna erschrecken lassen?" schalt Frank

sehr ärgerlich. „Anna hat offenbar einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht," fuhr Ernst nachsinnend fort. „Wie wär' es, ginge sie auf seine Wahnvorstellung ein —?" Das junge Mädchen zuckte zusammen. „Nein," fiel Frank ein, „das wäre ein verderbliches häßliches Spiel! Vielmehr muß ich jetzt ganz entschieden auf seine Entfernung dringen. Einen gefährlichen Narren kann man nicht frei umhergehen lassen." — „Er ist nicht gefährlich. Fürchtest du dich vor ihm, Frank?" „Du weißt, Ernst," fuhr dieser heftig auf, „daß ich niemand fürchte: mit der roten Wildkatze würde ich auch noch fertig. Daß er aber gefährlich ist, kann ich dir durch einen Vorfall beweisen, den ich bisher verschwiegen, um euch nicht unnötigerweise zu beunruhigen. Du weißt, daß voriges Jahr unsere Holzhütte auf dem Goldacker pötzlich aufflammte und verbrannte ...—" — „Jawohl — nun?" — „Wir konnten uns niemals die Entstehung erklären: — ich weiß jetzt, daß Fritz das Feuer angelegt hat." — „Woher weißt du das?" — „Als ich neulich spät abends von der Stadt nach Hause ging, bemerkte ich plötzlich an ungewohnter Stelle ein rotes Licht, das sich flüchtig hin und her bewegte. Leise eilte ich näher und sah den Narren, der mit einem langen, brennenden Kienspan wie besessen um unsere Aufhütte am Erlenwalde herumtanzte: endlich schleuderte er den Brand auf das Dach, wo er augenblicklich auf der dichten Schneelage erlosch. Ich sprang hinzu und packte ihn beim Arm: er erkannte mich nicht: ‚Laß los,' schrie er, ‚Feuerkönig, laß los: ich kann's nicht helfen, daß es diesmal nicht brennt: hast du nicht genug an dem letzten Opfer auf dem Goldacker?' Da wußte ich genug und führte ihn heim: der Schulmeister, dem ich harte Vorwürfe über seine Nachlässigkeit machte, erklärte, es sei ihm unmöglich, den schlauen Narren immer zu hüten.

Ich aber kann nicht länger eine lebendige Brandfackel um unsere Scheunen und Häuser herumstreifen lassen, und bitte dich herzlich, gieb deine Einwilligung zu seiner Entfernung." „Ich werde mich hüten," lächelte Ernst. „Ich arbeite gerade jetzt in der Seelenlehre: und da ist mir mein Pflegling unentbehrlich; macht ihr keine Musik mehr, so werden uns keine Fenster mehr zerschlagen. Fritz bleibt frei und im Dorfe." Ernst bemerkte den ängstlich-flehenden Blick Annas nicht: „Ist es dein letztes Wort?" frug Frank kurz. — „Mein letztes." — „Gut, wenn du es gegenüber Anna verantworten kannst, namentlich aber gegenüber deinem Pflegling selbst, so soll er bleiben. Du, Anna, versprichst mir aber, nie mehr allein aus dem Hause zu gehen und dir, Ernst, sage ich voraus, daß ich bei dem nächsten Angriff auf ihre Sicherheit deinen Pflegling zusammenschießen werde wie einen tollen Hund. Dann mag sich der Philosoph wundern und der Vormund beklagen, soviel er will. Gut' Nacht, Anna."

Mit diesen Worten ging Frank zürnend aus dem Zimmer. Ernst sah ihm schweigend nach. „Der Hitzkopf!" sprach er dann ruhig — „aber er meint es gut: sei ihm nicht böse, Anna! gute Nacht." Und er nahm sein Licht und ging.

Anna fühlte sich verstimmt. Es war das erste Mal gewesen, daß ihr herzliches Zusammenleben unschön gestört worden war. Sie wunderte sich, wie Ernst glauben konnte, sie zürne auf F r a n k, da sie doch diesem vollständig recht gab und mit warmem Dankgefühl seine treue Sorge für sie erkannte; sie konnte nicht umhin, Ernst einer gewissen Selbstsucht anzuklagen und ging betrübt zu Bett.

Bald jedoch war unter den drei guten liebevollen Menschen die Spannung verschwunden. Franks treue Seele kannte nachtragenden Ärger nicht und rasch hatte er in

seinem mühevollen, kräftigen Leben die Erinnerung an jenen Abend verloren. —

Nicht aber hatte die dunkle Seele des Narren des lichten Schimmers vergessen, der sie damals gestreift; er umkreiste allnächtlich in scheuer und doch unwiderstehlicher Sehnsucht das Haus, das für den Unseligen eine phantastische, thörichte Hoffnung der Erlösung enthielt; er hatte die Fenster von Annas Schlafzimmer im ersten Stock erkundet oder erraten; und oft saß er in kalter Sturmnacht im Dunkel unter einem der Ulmenbäume an der Gartenmauer oder auf dem Zaun des Feldwegs und starrte mit geduldiger Erwartung in die Richtung jener Fenster, bis sie plötzlich auf kurze Zeit erleuchtet wurden, wann Anna aus der Wohnstube in ihr Schlafzimmer ging; und das reine Kind ahnte nicht, daß, während sie ihre blonden Zöpfe aufflocht und ihr Nachtgebet sprach, zwei brennende Augen mit wahnsinniger Leidenschaft jede Bewegung ihres Schattens an den Vorhängen verfolgten. Wann die Fenster wieder dunkel geworden, sprang der Narr auf, warf eine Kußhand in die Nachtluft und sprach im Heimgehen: „Schlaft wohl, ihr silbernen Augen; leb wohl, du Königstöchterlein, wann die Zeit gekommen, wirst du mich erlösen.“

III.

Frühlingsfreuden.

Und allmählich zog nun der Frühling in das Land. Schon waren die Felder vom Eise befreit: nur an wenigen von der Sonne abgelegenen Stellen lag noch hier

und da ein Restchen veralteten Schnees: — die Äcker zeigten die braunen Schollen wieder, aus denen feuchter Brodem aufstieg, wann die Sonne darauf schien; schon waren die Tage merklich gewachsen und die Dorfkirchglocke läutete wieder zu späterer Stunde zum Abendgebet. Die Primeln und Schlüsselblumen begannen zu blühen, bald schossen die ersten Schwalben zwitschernd über das Dorf, mancher frühe Schmetterling, manch' eifriges Bienchen flog im Mittagssonnenschein über die ergrünenden Wiesen, jubelnd begrüßt von den Kindern, die nun wieder gar lustig den Weg zur Schule in frohen Seitenwanderungen verlängerten und nach der Schule stundenlang vor den Häusern spielten, wo die Leute auf den Bänken saßen in der Dämmerung und ihnen zusahen; vollständig galt aber der Sieg des Frühlings für entschieden, als ein gravitätisches Storchenpaar über das Dorf hingestrichen kam und nach kurzer Auswahl auf dem Wohnhaus der Brüder Reichhart sein Nest zu bauen begann, was, wie männiglich weiß, eine Hochzeit im Hause bedeutet.

Die veränderte Jahreszeit führte notwendig auch Veränderungen in der Lebensweise unserer Freunde herbei. Frank, dessen Arbeit nun erst recht begann, war jetzt immer zu Hause, d. h. auf den Feldern in der Nähe des Gutes beschäftigt: und er arbeitete diesmal mit einem Eifer und Geschick, daß es eine Lust war, seiner Thätigkeit zuzuschauen. Diese Lust empfand und genoß Anna in hohem Grade. Frank hatte recht gehabt, als er Ernst an dem ersten schönen Märzentag, da er Anna die Winterfenster abnehmen half und die warme Frühlingsluft durch alle Zimmer streichen ließ, scherzend zurief: „Herr Bruder, — nun ist dein und des Winters Reich zu Ende. Der Frühling und ich regieren jetzt: nun wollen wir die kleine Philosophin vom Geist zu der Natur zurückbekehren." In

der That wurde es so. Anna war nur wenig mehr im Hause und mit Ernst zusammen: der Garten und die Felder waren jetzt ihre Welt: jubelnd trug sie ihre geliebten Blumen aus dem Treibhaus ins Freie und mühte sich stundenlang mit der Umpflanzung in die Beete, wobei ihr der alte Bernhard getreulich half. War das Gartentagwerk bestellt, so eilte sie, Frank aufzusuchen, der irgendwo in den Feldern oder im Walde oder an dem Mühlbach die Arbeiten leitete und rüstig selbst mit Hand anlegte. Ernst konnte diese ihre Freuden und Gänge nicht teilen. Er kränkelte: er hatte sich im Winter übermäßig angestrengt und im Eifer, sein philosophisches Werk rascher zu fördern, seinem Körper zu viel zugemutet; nur selten konnte er im wärmsten Mittag sein Zimmer auf eine Stunde verlassen.

Lange hielt Anna getreulich bei ihm aus, lesend oder schreibend in der dumpfen Luft seiner Bibliothek, deren Fenster er nicht öffnen ließ. Es war ihr aber ein hartes Opfer und mancher sehnsüchtige Seufzer mußte erstickt werden, wann sie die helle Sonne draußen auf den Bäumen glitzern sah und der fröhliche Fink auf dem Kirschbaum vor dem Fenster seine schmetternden Schläge wirbelte. Dazu kam noch, daß Ernst, durch seine Kränklichkeit verstimmt, ihr nicht mehr ganz wie sonst ein anregender und erfreulicher Gesellschafter war. Zuweilen fand sie ihn durch Kleinigkeiten über Gebühr gereizt: das machte ihr Beisammensein nicht mehr so rückhaltlos und vertraulich wie früher und oft sehnte sie sich mit Seufzen hinaus ins Freie.

Ernst bemerkte dies nicht, wohl aber Frank: und von dem Augenblick an, da er erkannt hatte, daß das gelehrte Stubenleben der Kleinen allmählich zur Last geworden, begann er, jedoch mit seinem Takt ganz sacht, um weder

dem Bruder noch Anna seine Absicht fühlen zu lassen, die letztere immer mehr und mehr für sich in Anspruch zu nehmen und ihr Leben ins Freie, in die Natur zu verpflanzen. Er erklärte, die alte Gertraud reiche nicht aus, die große Anzahl von Mägden und Tagelöhnerinnen, die er wegen der beginnenden Feldarbeiten mieten mußte, zu überwachen und zu versorgen; er richtete eine zweite Küche auf einem zum Gute gehörenden Vorwerk ein und stellte der Kleinen die Notwendigkeit vor, dort vormittags mit Hand anzulegen, eine Pflicht, die Anna mit Freuden, Geschick und Lieblichkeit erfüllte. Eifrig wanderte sie nun schon frühmorgens mit einem Korbe voll Küchengerätes hinüber nach dem Vorwerk, verteilte und ordnete die Arbeiten des weiblichen Gesindes, machte die Auszahlungen, hatte für jeden Knecht und jede Magd ein passendes Wort des Wohlwollens, zeigte für jede Verrichtung freundliche Teilnahme und gewann in kurzem die Liebe der Leute in dem Grade, daß diese selbst erklärten, unter Annas Augen noch einmal so leicht zu arbeiten, wie denn Frank behauptete, daß alles gedeihe, wo sie Hand anlege. Sie mußte ihn daher fast immer begleiten, und alles, was er vornahm, einweihen, wie er sagte. Wurde ein Feld neu besät, so mußte Anna die erste Scholle wenden und die ersten Körner streuen; wurde eine Wiese umgestochen oder ein Damm gegraben, so mußte sie die ersten Spatenstiche thun; wurde eine Scheune gebaut, so mußte Anna die ersten Hammerschläge führen. Das that sie denn immer mit ebensoviel Anmut als Wohlgefallen. So kamen die beiden oft den ganzen Tag nicht nach Hause, die Leute waren sehr erfreut, wenn sie das bescheidene Feldmahl mit ihnen teilten; dann, gegen Abend, pflegte Anna den Freund auf seinem Rundgang durch alle Arbeitstätten zu begleiten, wo er überall mit den Leuten kurz und treffend das Nötige besprach.

Mit Freuden entnahm sie aus den Reden und Thaten der Arbeiter, wie hoch sie alle Frank in Ehren hielten, als den tüchtigsten Landwirt und den trefflichsten Mann in der Gegend: dankbar wußte sie zu schätzen, mit welch unerschöpflichem Verständnis er alle ihre kleinen Fragen über die tausend Rätsel, die das Naturleben ihrer regen Phantasie aufgab und die sie dann an ihn richtete, immer reich belehrend — und doch nie pedantisch! — zu beantworten wußte. Auf diesen einsamen Feldwegen, wann sie den Sonnenuntergang von einem Hügel aus beobachtet hatten und nun in der Dämmerung durch die Wiesen nach Hause gingen, lernte sie das reiche Gemüt, die verhaltene, aber desto tiefere Innigkeit seiner Empfindung, die sich stets nur in kurzen Worten äußerte, immer mehr kennen und lieben. Und dies Zusammenleben mit Frank und der Natur brachte eine glückliche Stimmung harmloser Heiterkeit über sie: ihre Seele, während des Winters etwas strenge geschult, erging sich wieder in fröhlicher Freiheit. Auch äußerlich war dies sichtbar: ihre Augen blitzten in Munterkeit, ihre Wangen, die der Winter und das Schreiben gebleicht hatten, überflog ein gesundes Rot, ihre Formen füllten sich: geflügelt wurde ihr Gang, kräftiger ihre Stimme und ihr liebliches Lachen tönte häufiger und lauter.

Dies Aufblühen Annas war so sichtlich, daß auch Ernst die Veränderung und deren Grund: ein gesunderes Leben, wahrnehmen mußte. Er war darüber so erfreut, daß er gegen die umgewandelten Beschäftigungen Annas nichts einwenden mochte und sie stillschweigend ihres Amtes als Schreiberin, das sie in letzter Zeit ohnehin gar kläglich versäumt hatte, gänzlich enthob. Nicht ohne einen Seufzer schob er ihren Stuhl von der Stelle an seinem Schreibtisch, die er den Winter über eingenommen und fuhr fort, da weiter zu schreiben, wo sie mitten im Satz aufgehört

hatte, von Frank abgerufen, um die erste Kleesaat bestellen zu helfen.

Übrigens empfand Ernst nicht, daß eine Entfremdung oder Erkältung zwischen ihm und Anna stattgehabt hätte. Es fiel ihm nicht ein, eifersüchtig auf Frank zu werden: er selbst hielt Anna mit immer gleichmäßiger ruhiger Neigung, der einzigen und höchsten, deren er fähig war, umschlossen und betrachtete sie, da er stets mit Rührung des Testamentes seines Vaters gedachte, als ihm durch Vermächtnis zugewendet und zugehörig. Und wenn er auch noch immer in Annas Herzen keine Liebe für sich sah, so beunruhigte ihn dies nicht im mindesten: er hatte sich so ganz an den Gedanken gewöhnt, ihre Freundschaft allmählich in Liebe übergehen zu sehen, daß er nie daran dachte, dieser Übergang könnte ausbleiben. — Es wurde ihm nicht schwer, seine stille, ideale Neigung ganz in sich zu verschließen und weder Anna noch sein Bruder ahnten deren Bestehen.

So war der Mai herangekommen: ein wunderschöner erster Mai. Hell blühten bereits die Frührosen, die Anna in den Gartenbeeten gepflanzt, und lieblich drangen die Düfte der blühenden Spalierbäume, lieblich klang der fröhliche Vogelgesang in Ernsts Bibliothekzimmer, dessen Fenster offen standen. Er selbst lehnte, vom Vorhang verborgen, an der Fensterbrüstung, den Phädros des Platon in der Hand, und blickte sinnend über das Buch hinweg in den blühenden Garten.

Da kam Anna, ein Liedchen trällernd, mit einem großen Rosenstrauß in einer Vase, herein, stellte ihr duftiges Geschenk auf Ernstens Schreibtisch, warf das Köpflein zurück, um zu sehen, wie sich unter all den Folianten die Blumen ausnähmen und wollte, ohne Ernst gesehen zu haben, wieder hinaus, indem sie leise vor sich hin sang:

„Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Da rief sie Ernst beim Namen und trat aus den Vorhängen.

„Schönen Dank, liebe Anna! für deine Blumen.“

„Sie sind von meinen schönsten! — Du sollst doch auch wissen, daß heute der erste Mai ist, du Einsiedler! Wie siehst du wieder so traurig und bleich aus!“

„Bleich? Das mag sein. Aber nicht traurig, nur ernst. Weißt du, woran ich eben dachte, als du kamst?“ — „Nun?“ — „Ich dachte, als ich vom Fenster aus die vielen Blumen im Garten sah, wie viele heute, am Ehrentag des Frühlings, schon wieder verwelkt sind, und wie thöricht die Menschen sind, die das Glück so eifrig suchen, das so bald verwelkt.“ — „Daran hab' ich noch nie gedacht, wann ich meine Blumen ansah. Was sollen die Menschen sonst suchen, wenn nicht das Glück? Doch nicht bloß das Wissen?“

„Nein,“ sprach Ernst feierlich: „den Frieden!“

„Den Frieden? Was ist Friede?“

„Jener Standpunkt der Weltanschauung oder richtiger — jene immer gleichmäßige Stimmung der Seele, in welcher dem Menschen zur lebendigen Überzeugung geworden ist, daß es auf Freude und Trauer, diese flüchtigen Feuerfunken, nicht ankömmt, sondern auf jene milde und ernste Klarheit, welche, wie die Sterne, ein segenvolles, sanftes, niemals verderbliches Licht verbreitet. Es gilt, im Innern die gleichmäßige Ruhe eines glatten Wasserspiegels zu gewinnen, der die Welt rein wiederstrahlt, auch nach einem Steinwurf von außen bald die zitternde Bewegung verliert und die frühere klare Stille wiedergewinnt: — das ist Friede.“ „Das ist das Glück eines Gottes, nicht eines Menschen,“ meinte Anna. „Es bleibt uns ja immer,“

fuhr Ernst fort, indem sein dunkelbraunes Auge sinnend auf dem schönen Mädchen vor ihm ruhte — „die Sehnsucht nach jenen ewig gleichen immer leuchtenden Anschauungen, wie mein Platon sagt. Und die Seele, die einmal liebend in das Reich des ewigen Gedankens, in diesen Sternenhimmel hinübergeblickt hat, kann nimmermehr volle ungetrübte Freude finden an den Rosen dieses Erdenglückes, wären sie auch noch so schön. Ja, man kömmt dazu, diese Rosen als verführende Irrlichter, die vom Pfade des Friedens ablocken, zu betrachten."

„O ihr armen Rosen!" lächelte Anna, die heute nicht Lust zu haben schien, zu philosophieren. „Jetzt glaub' ich wohl, daß meine Blumen nicht in deiner Nähe gedeihen konnten: — du betrachtest sie mit Argwohn und Verachtung." — „Nicht meine Schuld: — warum welken sie so bald!" — „Ach was! Darum pflückt man die Rosen, daß sie uns schmücken und erfreuen, und wann sie dahin sind, pflückt man neue. Deine stolzen Sterne kann man doch nicht vom Himmel nehmen — und wenn man die Blumen ins Wasser stellt und hübsch sorglich pflegt, kann man sie lange, lange erhalten: das thust du aber nicht und darum verdienst du auch gar keine Rosen." — „Und was hat man davon, wenn man wirklich immer einen Wechsel von freudigen Momenten sich erhält?" — „Dann ist das Leben ein Rosenkranz, und das ist auch nicht übel."

Ernst wollte erwidern, — da trat Frank eilig ins Zimmer. „Wo steckst du, Anna? Ich suche dich im ganzen Garten! Hier? Bei den Büchern? Ich wollte dir sagen, daß sie drüben in Rosenau das Maifest halten; sie haben einen prächtigen Maibaum aufgerichtet und heute Abend wird getanzt. Unsere Knechte und Mägde fahren alle hinüber, drei Leiterwagen voll: — und da wollt' ich die ehrsame Jungfrau Anna Reichhart gebeten haben, auch mit

hinüberzugehen und meine Maikönigin zu werden nach altem Thüringer Brauch," — und er machte einen fröhlichen Kratzfuß und schwenkte seinen grünen Hut. „Maifest? Tanzen? Ja, da bin ich dabei!" rief Anna „Gleich will ich mich anziehen." „Nichts anziehen," sagte Frank. „Du bleibst, wie du bist: — dein rosa Sommerkleid steht dir am besten — die Zöpfe kannst du etwas höher binden: — derweilen sorge ich dir für einen Blumenkranz ins Haar."

Rasch war Anna zur Thüre hinaus; — Frank wollte ihr folgen; an der Schwelle wandte er sich um und fragte den Bruder, der mit dem Rücken an den Bücherschrank gelehnt, die Arme verschränkt, zugesehen hatte: „Kommst du nicht mit, Ernst?" — „Danke! Du weißt, ich kann die vielen Menschen und den Lärm nicht vertragen; und auch die Nachtluft nicht: — denn ihr kommt wohl spät zurück?"

„Vor Mitternacht nicht! Nun leb' wohl!" und fort war er. Jetzt wurde es lebendig auf dem Vorplatz vor dem Hause. Ernst trat an ein anderes Fenster, das auf die Straße ging und sah hinunter: drei Leiterwagen, mit Kränzen und Bändern geschmückt, fuhren vor; auch die Pferde, die sie zogen, waren mit Blumen geziert. Die Knechte und Mägde, im Sonntagsstaat, sprangen mit Scherzen und Lachen hinauf und stellten und setzten sich in dem leichten Fuhrwerk zurecht. In dem einen Wagen fingen sie an zu singen:

„Heraus aus den Stuben
Ihr Mädels, ihr Buben,
Juchheisatrara!

Der Schnee ist verschwommen,
Der Frühling ist gekommen,
Der Maien ist da!"

Da trat Anna aus der Hausthür, einen Kranz von Blauglocken und roten Rosen im Haar. Wunderhold sah sie aus mit den vor Freude geröteten Wangen: als sie Frank mit kräftigen Armen auf den Wagen schwang, dann selbst hinaufsprang und einem Knecht Zügel und Peitsche abnahm, jubelte das Gesinde vor stolzer Freude, daß die junge Herrschaft ihr Fest teilen würde. Noch einmal winkte sie grüßend zu Ernst hinauf: dann knallte die Peitsche und vorwärts flogen die drei Gespanne, Frank und Anna voran, mit fliegenden Bändern und Kränzen. Ernst sah ihnen nach bis zur Krümmung der Straße, dann schloß er das Fenster und setzte sich zu seinem Platon an den Schreibtisch, nicht ohne einen Seufzer und einen Blick auf die Rosen in der Vase. —

In Rosenau angekommen, fanden die Goldenauer schon eine fröhliche Menge versammelt. Die Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und das Gesinde der ganzen Gegend hatten sich eingefunden und einstimmig wurde Anna zur Maienkönigin, Frank zum Maienritter gewählt. Dann wurde vorerst ein großer Ringeltanz um den stattlich geputzten Maibaum aufgeführt: Frank mußte eine Flasche Weines am Stamm des Maibaums zerschlagen und den Rasen damit besprengen, damit „der gute Maien wachse", wie es in dem alten Liede hieß, das dazu gesungen ward: aber Anna mußte einen Blumenstrauß, eine Schale Milch und eine Handvoll Klee „für den Maien stiften". Dann strömte der Zug in den Wirtsgarten, die Musikanten spielten auf und der Tanz hob an! Anna mußte mit Frank den Reigen beginnen: auch den zweiten Tanz gab sie ihm gern und den dritten; — als er aber auch den vierten und alle andern begehrte, bedeutete sie ihm mit schelmischer Ernsthaftigkeit, daß sich das nicht schicke: zudem müsse sie doch auch mit den Bauern tanzen, die meinten sonst gar, sie wäre stolz.

Frank sah das denn auch ein und gab nach: und er hatte es nicht zu bereuen; denn so oft er ihr Auge suchte, fand er darin eine strahlende Antwort und oft nickte sie ihm gar holdselig zu, wenn sie sich im Tanze begegneten: und als zuletzt ein Mädelstanz gemacht wurde, zu dem sich die Mädchen ihre Tänzer wählten, kam sie mit strahlendem Angesicht auf ihn zugehüpft, machte einen feierlichen Knix und sagte lächelnd: „Ich muß mich eilen, den Herrn Vetter zu holen, sonst schnappen mir ihn die andern weg." Als sie nun aber im raschen Takte dahinbrausten, sagte sie mit inniger Stimme leise zu dem Glücklichen: „Höre, du guter, lieber Frank, wie kann ich dir danken für den heutigen Tag! Du hast mir eine große, große Freude gemacht." Da konnte sich Frank vor Liebe und Wonne nicht mehr fassen; mitten im Tanz schwang er mit einem lauten Jauchzer das erschrockene Mädchen ein paar Fuß vom Boden in die Höhe, fing sie mit sicheren Armen wieder an seiner Brust auf und tanzte im Takte mit ihr weiter unter dem Jubel und Gelächter aller, die es gesehen. Das war aber der Kleinen allzuviel; bestürzt und beschämt sah sie vor sich nieder und als er sie im Fortgehen vom Tanzboden zu ihrem Wagen fragte: „Hast mich denn lieb?" antwortete sie, ohne ihn anzusehen, nur kurz: „Das weißt du ja längst, daß ich dich lieb habe;" und als er ihre Hand drückte und dringender forschte: „Ja, aber so recht, so besonders lieb?" da antwortete sie gar nicht mehr und sprach mit den Mädchen, die neben ihr standen. —

Frank war verdutzt; aber noch im Nachhausefahren merkte er, daß sie ihm nicht böse war; sie ließ sich in den Mantel wickeln, den er für sie mitgebracht und schmiegte vertraulich das müde Köpfchen an seine linke Schulter, indes er mit sicherer Hand die Pferde lenkte.

Wunderschön war die Maiennacht; ihr Weg ging durch

blühende Felder und Gärten · der Flieder duftete berauschend süß und der leise Nachtwind führte ihnen oft ganze Wolken von plötzlichem Wohlgeruch zu. Als sie Goldenau nahe kamen, sang im Hagedorn eine Nachtigall: Frank, der des Mädchens ruhigen gleichmäßigen Atem an seiner Wange fühlte, dachte, sie habe geschlafen; als er genauer zusah, sie zu wecken, sah er aber zwei liebevolle Augen mit aller Innigkeit auf die seinen gerichtet. Ohne zu sprechen, wies er mit der Peitsche nach der Richtung, wo der holde Vogel sang: und Anna, ohne die Augen von ihm zu wenden, nickte ihm schweigend zu.

Es war Gesinde mit im Wagen und Frank mußte sich begnügen, unter dem Mantel ihre Hand zu fassen, sie drückte die seine und zog die Hand wieder zurück; aber Frank war nicht besorgt darüber.

Und nun hielten sie in Goldenau und stiegen vom Wagen. Es war lange nach Mitternacht; Frank winkte dem Gesinde, so still als möglich auszuspannen und auseinanderzugehen, um den schlafenden Ernst nicht zu wecken. Als er sich nach Anna umsah, ihr gute Nacht zu sagen, war sie schon verschwunden. „Sie wollte den Abschied vermeiden,“ dachte er, „nun gut, morgen, morgen sehe ich dich ja wieder.“

IV.

Ein Gewitter.

Wohl sahen sich die beiden am anderen Morgen wieder, aber umsonst suchte Frank nach dem Blicke, nach dem Tone von gestern. Ein tiefes Mädchenherz ist ein gar seltsam

sches Ding: solang es sich seines Gefühls nicht ganz bewußt geworden, fürchtet es sich vor der gewaltigen, fremden Macht, die es dunkel in sich anwachsen sieht. Anna war erschreckt durch den stürmischen Ausbruch, den sie gestern an Frank erfahren: noch war ihre Empfindung nicht gereift genug, eine gewisse schämige Bangigkeit zu überwinden; sie wußte nichts und wollte nichts davon wissen, daß sie Frank anders als bisher liebe; sie wehrte sich gegen die drohende Umwandlung, die sie ahnte. Sie vermied es daher möglichst, mit ihm allein zu sein oder doch auf den zärtlichen Ton jener Nacht wieder einzugehen; dies gelang ihr um so leichter, als sie nun wieder längere Zeit bei Ernst zubrachte, dessen Kränklichkeit zugenommen und ihn sogar eine Woche auf das Lager geworfen hatte. Sie pflegte ihn mit liebevollster Sorgfalt und wurde dadurch von Frank ferngehalten, der jetzt den ganzen Tag in den Feldern zubrachte. Nach einigen deutlichen Versuchen, jenen Faden wieder anzuknüpfen, denen Anna mit einer ihm unbegreiflichen Erschrockenheit auswich, vergrub er seine Enttäuschung mit Schmerz und Schweigen in sich. „Gespielt kann sie nicht mit dir haben, dazu ist sie viel zu gut," dachte er, „und zu rein. Also hast du dir etwas eingebildet, was nicht wahr ist. Sie hat mir auch im Grunde kein Recht gegeben, was anderes zu hoffen. Was hat sie denn gethan? Zum Tanze hat sie mich gewählt — nun, ich war ihr einziger Freund in Rosenau — und hat mir für den lustigen Tag gedankt: und daß ich sie in die Höhe schutzte, konnte sie nicht verhindern: und gesagt hat sie nichts auf meine Frage, als daß sie mich lieb habe, wie ich längst wisse. Und was weiß ich denn längst? Nichts, als daß sie uns beide gern leiden mag: und mich vielleicht nicht einmal so wie den Bruder, der's freilich auch mehr verdient . . . Aber angesehen hat sie mich doch mit

einem . . . — ach! was sind Blicke? Ich war eben ein Thor und es geschieht mir recht, daß ich bestraft werde für meine Einbildung.“ So suchte sich die bescheidene, treue Seele zu beschwichtigen: es gelang ihm aber schlecht, und immer fiel ihm die Nachtigall ein, die also umsonst gesungen haben sollte! — Er schaffte mit doppelter Thätigkeit im Felde, um den Schmerz loszuwerden und es war ihm ganz recht, daß eine große Dammarbeit am Teich, wo der Mühlbach mündete, gerade jetzt alle seine Kraft und Geschicklichkeit in Anspruch nahm.

Ernst aber, der in seiner Krankheit die schöne Weiblichkeit Annas wieder von ihrer gewinnendsten Seite kennen gelernt hatte, beschloß, nach seiner Wiederherstellung bei nächster Gelegenheit sich zu erklären und dadurch Annas unbewußte Neigung, die er sicher voraussetzte, ihr selbst zum Bewußtsein zu bringen. Mit freudig-bedächtiger Wahl hatte er den Geburtstag Annas, den ersten Juli, zum Tage seiner Erklärung bestimmt; und nicht ohne Wohlgefallen berechnete er, daß bis dahin der erste Band seines gelehrten Werkes, das Ergebnis jahrelangen Fleißes, die Presse würde verlassen haben. Das giebt so, dachte er, einen recht schönen Abschnitt in meinem Leben, die vollendete Arbeit findet gleich ihren Lohn.

Mit solchen Gedanken war es, daß er am Johannistage die Geliebte zu einem Nachmittagsspaziergang um den Teich aufforderte. Es war ein drückend heißer Tag gewesen; lange war kein Regen gefallen und dort am tiefen Teiche war die Luft immer am frischesten. Anna sagte gern zu, warf ihren Strohhut mit dem breiten Rande auf den Rücken, daß sie aussah wie eine Pilgerin, und sie schritten zum Gartenthor hinaus, durch die Felder auf den Teich zu.

„Es ist furchtbar schwül,“ sagte Anna stehenbleibend

— „und sieh, da über den Hügeln im Norden steigt ein Wetter auf.“ „Ich bin den ganzen Tag gesessen und möchte noch ein wenig Luft schöpfen,“ erwiderte Ernst, „wenn du aber meinst, das Wetter überrascht uns und dich fürchtest, so gehe ich allein.“ „O meinetwegen!“ lachte Anna. „Du weißt, ich habe die Gewitter lieb. Wenn du nicht das Naßwerden scheuest, laß uns nur weitergehen.“ Und so gingen die beiden etwa zehn Minuten, und hatten ein Sommerhäuschen auf einem der Hügel, die den Teich umgaben, erreicht: da sahen sie schon die roten Blitze häufiger aus dem schwergeballten Gewölke zucken, das der Wetterwind mit rasender Eile herantrieb. Und immer heller und knatternder folgte der Donner in immer kürzeren Zwischenpausen dem Strahl; schon fielen einzelne große Tropfen auf Annas Stirn und schon erhob sich zu ihren Füßen jener kreiselnde Staubwirbel, welcher der unmittelbare Vorbote des angekommenen Gewitters ist. „Das wird wirklich ein schweres Wetter,“ meinte Ernst — „wenn es nur nicht hagelt.“ „Komm,“ rief Anna mit lauter Stimme, um sich durch all das Geheul des Sturmes vernehmlich zu machen. „Laß uns unterstehen im Sommerhaus.“ — Und sie liefen rasch in das offene Häuschen, um von dessen Schwelle aus dem prächtigen Gewitter zuzusehen, das nun schon gewaltig über ihre Häupter dahinrollte. In Strömen schoß der Regen hernieder: bald flutete das lang entbehrte Wasser von allen Seiten den ziemlich steilen Hügel, auf dem sie standen, herunter nach dem großen Teich, der vom Sturme gepeitscht und vom Wolkenbruch geschwellt hohe, schäumende Wellen warf, indessen ihnen gegenüber der düstere Osterwald im Sturme die Wipfel seiner Tannen und Buchen heulend bog; Dunkelheit umhüllte sie, nur von den Blitzen manchmal grell unterbrochen.

„Was ist das?" rief Anna plötzlich und wies nach dem Saume des Osterwaldes. Ernst blickte in der Richtung. „Ich sehe nichts," sagte er ruhig. — „Ich hab' es deutlich bei dem letzten Blitz gesehen: — eine Gestalt, ein Mensch! Ha, siehst du: — da ist es wieder: — es kommt näher! Es scheint zu fliegen! Um Gottes willen: es ist der Narr!" „Ja, es ist der rote Fritz," sagte Ernst rasch und nicht ohne Unruhe. „Er läuft hierher: — fasse dich." Es war der Narr. In rasender Eile, mit tollen Sprüngen, rannte er, von dem Saume des Waldes her, über die Hügelplatte, auf das Sommerhaus zu. Er mußte eingesperrt gewesen sein und sich an dem langen weißen Leintuch herabgelassen haben, das er nun phantastisch um die Schultern geschlungen hatte; es wehte und flatterte wie zwei lange Flügel im Winde. In der Rechten trug er einen zweigabeligen Stock und so, den Kopf vorwärts gebeugt, die beiden Arme emporstreckend und hinter sich das weiße Tuch im Winde wallen lassend, jagte er immer näher heran. „O Gott, o Gott!" rief Anna. „Er kömmt: — schließ' die Thür'." Ernst versuchte, die beiden Flügelthüren des Häusleins, die mit kleinen Ketten an der Wand befestigt waren, loszumachen; es gelang, er legte die Thüre zu, aber bevor er noch den Riegel vorschieben konnte, fühlte er einen starken Ruck von außen; auf sprang die Thür und vor der Schwelle stand, grell vom Blitz beleuchtet, der Narr; sein gellendes Lachen übertönte den Donnerschlag, der sein Erscheinen begleitete. Mit Entsetzen klammerte sich das Mädchen an Ernst und suchte sich zu verbergen.

„Was willst du hier, Fritz? Zurück!" rief ihm Ernst mit Strenge zu. „Was ich suche, was ich will?" schrie der Narr und strich mit beiden Händen das rote starrende Haar aus den Schläfen. „Die schöne Königstochter will

ich, meine Braut, meine Erlöserin! Heut' ist der Tag und dies ist die Stunde und ein Wetter ist kommen von Norden. Sie haben mich eingesperrt, auf daß ich die Stunde vergäße: — aber der Donner hat mich gerufen und der Blitz hat mir gewinkt und mein Vater hat mir den treuen Nordwind geschickt: der hat mich hierher getragen auf seinen Flügeln. O, ich sehe dich! — Verbirg dich nicht, schönste Prinzessin mit den goldenen Zöpfen! Der Wurm ist glühend, glühendheiß geworden in meinem Hirn: — er brennt und beißt wie nie zuvor; er weiß, heut' muß er sterben! Er thut zuletzt noch sein Ärgstes, aber bald bin ich erlöset durch deinen Kuß auf meinen Mund." Er streckte den Arm nach ihr aus, Ernst stieß ihn zurück, — Anna schauderte. Da rollte ein krachender Donner über sie hin. „Hörst du, mein Lieb," jauchzte der Narr, „wie sie jubeln oben in Windheim? Sie rufen uns, die Hochzeitsgäste sind da, alle da. Siehst du sie?" fuhr er fort, nach den schwarzen Wolken zeigend. „Den wilden Jäger und die Hexe vom Osterwald . . . und dort den Feuerriesen? Und unten am Teich steht mein geflügelter Wolf, auf dem wir einreiten in Windland: — siehst du, wie die Tannen ungeduldig ihre Köpfe schütteln? Geduld, wir kommen — wir kommen auf Flügeln! Die Windsbraut kommt."

Und er stürzte auf Anna. Ernst trat ihm einen Schritt entgegen: aber er war der wütenden Kraft des Wahnsinnigen nicht gewachsen; Fritz gab ihm einen Stoß auf die Brust, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Anna schrie laut auf: — aber schon hatte der Narr ihre beiden Hände, in seiner Rechten zusammendrückend, gefaßt und mit gellendem Jauchzen rannte er mit ihr, sie halb schleifend, halb zerrend, in schwindelnder Eile den steilen Hügel hinunter gerade gegen den brausenden, tiefen Teich.

Schon bespülten die ausgetretenen Wellen ihre Knöchel, schon gab sich die halbbewußtlose Anna verloren, als aus der Schiffshütte, an der sie vorbei rannten, ein donnerndes Halt! an ihr Ohr schlug. Der Tolle stutzte und wandte sich, ohne jedoch Annas Hände fahren zu lassen; im nächsten Augenblick stand Frank, der, bei der Dammarbeit vom Gewitter überrascht, in der Hütte sich geborgen hatte, an ihrer Seite. Es war ein furchtbarer Augenblick. Frank konnte es nicht wagen, sofort den Narren anzugreifen, der Anna noch völlig in der Gewalt hatte. Er trat hart an ihn heran und vorsichtig jeder seiner Bewegungen folgend, herrschte er ihm zu: „Laß das Mädchen los! Augenblicklich!“ „Nein! Sie ist meine Braut!“ sagte Fritz, aber seine Stimme bebte, sein Auge blinzelte scheu und seitwärts nach Frank, einen Vorteil erspähend: — offenbar fühlte er sich gegenüber diesem Gegner nicht in der früheren Überlegenheit; er vermied Franks Auge. Dieser bemerkte das und rief: „Anna, sieh mich an!“ Mit unwillkürlicher Regung folgte auch der Narr diesem Gebot. Das hatte Frank gewollt: klar, ruhig und fest schaute er jetzt, ohne eine Miene zu verziehen in das unstet zuckende Auge des Wahnsinnigen, der zu zittern begann. Er fühlte, er habe seinen Meister gefunden; er war gebändigt von dem Ausdruck ruhiger Kraft, der in Franks festem Blicke lag. Sein Griff, mit dem er Annas Handgelenke umspannt hielt, wurde lockerer und er fragte mit dem Ton eines ertappten Schulknaben: „Aber, Herr, was hab' ich Euch denn gethan? Seht mich nur nicht so streng an!“ — „Laß das Mädchen los und . . . —“ Da fiel ein greller Blitzstrahl blendend in Franks Augen: er mußte sie einen Moment blinzend schließen. In diesem Einen Moment gewann der Tolle den tierischen Mut des Wahnsinns wieder.

Mit einem gellenden Schrei ließ er Annas Hände fahren, raffte ein kurzes Handbeil, das die Arbeiter hatten liegen lassen, vom Boden auf, sprang auf Frank los und schlug diesem eine tiefe Wunde in die linke Schulter gegen den Hals zu. Aber ehe er zum zweitenmal ausholen konnte, hatte ihm Frank die Waffe aus der Hand gerissen und sie sausend in alle Lüfte geschleudert. „Wart', du rote Katze, ich will dich lehren," rief er und faßte den Tollen mit beiden Armen um den Leib. „Lauf', Anna," rief er, „lauf' was du kannst, und rufe die Leute." Doch Anna lief nicht; furchtbares Entsetzen lähmte ihre Glieder: laut aufschreiend rief sie um Hilfe.

Zwischen den beiden hatte ein furchtbares Ringen begonnen. Frank, obwohl dem roten Fritz an Kraft überlegen, war durch seine Wunde bedeutend geschwächt und andrerseits gab dem Narren die Wut doppelte Stärke; eine Zeitlang schien Fritz die Oberhand zu behalten. Da gelang es Frank, seine rechte Hand loszuwinden: rasch fuhr er seinem Gegner an die Kehle und preßte sie so zusammen, daß Fritz ihn mit beiden Fäusten losließ und gleich darauf rücklings niederstürzte; Frank warf sich auf ihn und rief, indem er auf seine Brust kniete, Anna zu: „Jetzt schaff' aber Hilfe: — ich kann nicht mehr!"

Und zu rechter Zeit in der That kamen einige Arbeiter, die Annas Hilfeschrei herbeigeholt: kaum hatten sie den armen Fritz, der vor ohnmächtiger Wut schäumte, biß und kratzte, an Händen und Füßen gebunden, als Frank, von dem Blutverlust und dem Schmerz übermannt, zusammenbrach mit einem letzten Blick auf Anna.

Dieser Blick traf Annas tiefste Seele, „Frank, mein Lieber, mein Frank!" wehklagte sie — „er stirbt! — Ach, mein Frank!" Mit diesen Worten fiel sie ohnmächtig über ihn; Ernst, der, bleich und verstört, nun auch herbeigeeilt

war, mußte Anna ebenso wie seinen Bruder ohne Bewußtsein nach Hause zurücktragen lassen.

Das Gewitter war indessen vorübergebraust; würziger Odem stieg aus der Erde, die Vögel sangen freudig ihr Abendlied und über den lachenden Himmel war ein Regenbogen gespannt.

V.

Krisen.

Der eiligst aus der Stadt herbeigeholte Arzt erklärte Franks Wunde, namentlich bei der großen, durch den starken Blutverlust eingetretenen Schwäche für nicht unbedenklich. „Doch hoffe ich, wir reißen ihn durch," sagte er zu Anna, „wenn er gute Pflege hat."

„Die wird er haben," sprach Anna ruhig. Sowie sie wieder zu sich gekommen, schien ihr Wesen wie verwandelt; alle Aufregung, alles Entsetzen war verbannt· ihr ganzes Leben schien nur von dem einen Gedanken beherrscht: — Frank und seine Heilung. Sie war nur auf dies Ziel gerichtet; für alles andere schien sie abgestorben: auf Franks bleichen Zügen allein ruhten ihre Augen mit wunderbarem Ausdruck.

Franks erste Frage an den Arzt, der ihn bald aus seiner Betäubung gebracht hatte, war: „Wie geht es dem armen Fritz? Ist er in guten Händen? Er muß sehr leiden: sorgen Sie, daß er alles Nötige hat! Daß ich nicht sterben werde, weiß ich gewiß," setzte er mit eigentümlichem Ausdruck hinzu, — er hatte den letzten Blick und Ton Annas, ehe sein Bewußtsein schwand, noch erfaßt und in der langen

Betäubung nicht vergessen. „Ich muß und werde jetzt leben: aber sorgen Sie für den armen Tollen." Der Arzt beruhigte ihn.

Man durfte ihm, um die Aufregung zu vermeiden, erst nach einigen Tagen mitteilen, daß Fritz vom Augenblick seiner Überwältigung an in Krämpfe verfallen und nach einigen Stunden beim Dorfbader, zu dem man ihn gebracht hatte, gestorben war. Seine letzten Worte waren gewesen: „Nun fahr' ich gen Windheim und bin erlöst." Er hatte Recht gehabt, daß an jenem Tage der rote Wurm sterben und ihn nicht mehr quälen werde. —

Auf Ernst hatte das Ereignis furchtbaren Eindruck gemacht; seine geschwächten Nerven hielten den Stoß nicht ungeschädigt aus; er mußte einige Tage das Bett hüten. Die alte Gertraud pflegte ihn: denn Anna wich weder Nacht noch Tag von Franks Seite und widerlegte alle Ermahnungen des Arztes und der Freunde, sich zu schonen, mit einem eigentümlichen Lächeln, wogegen es keine Einrede gab. Sie pflegte ihn mit jener Sorgfalt, die nur ein Weib, ein liebendes Weib kennt: mehr noch als mit ihren hilfreichen Händen durch den Blick ihres Auges, durch den Ton ihrer Stimme, durch ihre Seele. —

Und wenn er oft gar zu dankbar ihre Hand drücken, wenn er sprechen wollte, wenn seine Züge eine gewisse Aufregung zeigten, dann legte sie lächelnd und sanft einen Zeigefinger auf seine Lippen, strich ihm das Haar aus der Stirne und sagte nur das eine Wort: „Warten!" — Dann kamen ihm wohl die Thränen in die Augen, aber er schmiegte sich selig in die Kissen und flüsterte für sich: „Warten." —

Und so gedieh er denn und genas unter ihren Händen so glücklich und leicht wie ihre Blumen: an ihrem Geburtstag schon erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr,

dank der guten Pflege, wie er sagte. Am Tage darauf durfte Frank aufstehen und sich ans Fenster setzen, wo die helle Nachmittagssonne freundlich durch den grünen Vorhang auf das Gesimse schien. Anna saß ihm gegenüber und las ihm vor: und als er ihr sagte, es sei ihm lieber, sie lese nicht und sehe ihn nur so stille an, da that sie ihm den Willen und sah ihn nur so stille an. —

Ein paar Tage später durfte er schon an ihrem Arme durch den Garten gehen im warmen Sonnenschein und bald auch weiter in die Felder, nach den Arbeiten zu sehen, die er auch jetzt nicht aus den Gedanken verlor; aber immer an ihrem Arm schritt er: das — sagte er, — habe der Arzt als besonders heilsam verordnet.

Wenn auch unter den dreien die Veranlassung jenes Vorfalls nie besprochen wurde, vielmehr mit dem Leichnam des armen Fritz für immer begraben schien, wenn auch kein Wort des Vorwurfs einerseits, der Entschuldigung anderseits gewechselt wurde, so blieben doch die Wirkungen des Ereignisses dieselben.

Ernst fühlte sich gegen den Verstorbenen wie gegen die Lebenden im schweren Unrecht, das dadurch, daß es ihm niemand vorhielt, nicht leichter wurde. Diese nicht ausgesprochene Verzeihungsbedürftigkeit peinigte ihn sehr. Mit Schmerzen hatte er Annas Geburtstag vorübergehen sehen; — wie anders war alles geworden, wie unmöglich sein für jenen Tag bestimmtes Vorhaben! Und nun diese Genesung, diese einsamen Spaziergänge der beiden, die von jenem Schrecken her nur die schöne Nachwirkung innigster Dankbarkeit empfanden! Er fühlte sich durch eine unwillkürliche Scheu von den beiden Glücklichen fern gehalten und verbrachte seine Tage freudlos über seinen Büchern. Ja, es stieg ihm zum erstenmal die Besorgnis auf, daß ihm Anna doch nicht so sicher und verbrieft

sei, wie das Testament des Vaters: er fürchtete jetzt die Möglichkeit, Anna zu verlieren, an die glücklichere Natur seines Bruders zu verlieren. Ein bitteres Gefühl der Eifersucht, das einen Augenblick in ihm aufstieg, war zwar ebenso rasch von seinem edlen und starken Willen unterdrückt: allein erst jetzt, da er Anna einzubüßen fürchten mußte, erkannte er, wie so lieb sie seiner Seele geworden war. Nicht mit glühender Leidenschaft, aber mit all der innigen Idealität, deren er fähig war, hatte er das reine Geschöpf umschlossen gehalten: sie war die weiche poetische Erquickung seines mühevollen Gedankenstrebens, sie war das einzige Band gewesen, das ihn an das rosige Leben, an die menschliche Freude geknüpft hatte: — war sie verloren, so stand er allein und tot unter seinen toten Begriffen, unter seiner blutlosen Gelehrsamkeit. Er bereute es nun mit bitteren Qualen, durch seine lange Saumsal ein Glück, das er nur hätte fassen dürfen, vielleicht für immer verscherzt zu haben; er dachte an jene Winterabende, da diese junge Seele noch so ganz, so ungeteilt an ihm gehangen hatte, da er vielleicht mit einem Wort zu rechter Zeit sie hätte gewinnen mögen — und wenn er dies dachte, dann wurde ihm sehr, sehr wehe! Er beklagte seine lehrhafte Bedächtigkeit, er beklagte, daß ihm die gelehrte Gewöhnung jenes natürliche Leben, jene unmittelbaren Antriebe entzogen habe, vermöge deren er sein Los so viel freudiger hätte gestalten können. Aber er konnte niemand beschuldigen als sich selbst: — nicht jene beiden helleren Naturen, die sich unwillkürlich gefunden.

„Aber haben sie sich denn gefunden?“ dachte er weiter. „Ist sie denn wirklich schon mir verloren? Verdiene ich sie nicht so gut, nicht mehr vielleicht als jener fröhliche Junge? war es nicht der Wille des Vaters? Habe ich nicht Verdienste um ihren Geist, Rechte an ihre Seele?

Ich will doch noch nichts aufgeben, ehe ich es verloren sehe. Ich will mich erklären: vielleicht ist es noch Zeit und diese Annäherung der beiden beruht doch nur auf Dankbarkeit."

Jedoch nur selten dachte er so mutig; seine Natur scheute einen harten, entscheidenden Entschluß: er liebte es, wenn ihm die Dinge von selbst zuwuchsen, ohne daß er sie handelnd zu zwingen brauchte. Und zudem sagte ihm ein banges Vorgefühl, so oft er Anna betrachtete, leise, daß sie für ihn verloren sei: was sollte er sich seinen Verlust selbst schmerzlich, unwiderleglich zur Erfahrung bringen? Und doch besorgte er dann wieder, daß jeder Tag der Zögerung, wenn ihm heute noch etwa Hoffnung bliebe, diese morgen rauben könne. Es war eine qualvolle Zeit für den armen Philosophen! —

Da erhielt er eines Tages einen Brief aus der Residenz von seinem Freund, dem Professor Konrad, dermaligem Rektor der Universität daselbst, der ihm in den ehrenvollsten Worten die allgemeine Bewunderung aussprach, die der erste Band seines „Systems der Sittenlehre" in der gelehrten Welt sich erwerbe, und ihm eröffnete, daß es nur bei ihm stehe, die erledigte Professur der Philosophie an ihrer Hochschule zu gewinnen: doch müsse er sich in drei Tagen erklären, da die Zeit dränge.

Auch dieser Brief brachte Ernst viel Zweifel und Sorge. Einerseits gedachte er getreu des letzten Wunsches seines Vaters, daß die Brüder beisammen in Goldenau wohnen sollten, Ernst insbesondere dem Treiben in der Hauptstadt fern bleiben möge: konnte er diesem geheiligten Willen entgegenhandeln? Aber andererseits war ja dieser Wunsch mit dem anderen, den der Vater bezüglich Annas gehegt, in Zusammenhang gestanden: und niemals würde dieser, hätte er gewußt, wie die Dinge geworden, ihn verurteilt

haben, der Zuschauer des Liebesglückes dieses Paares zu werden. Dieser Gedankengang führte ihn zu folgendem Ergebnis: „wird Anna mein, so bleibe ich mit ihr nach des Vaters Willen in Goldenau und schlage die Professur aus: — wird Anna nicht die Meine, so ist gerade die Professur der ehrenvollste Ausweg aus einer unseligen Stellung. Aber in drei Tagen soll ich mich über die Professur entscheiden: — in drei Tagen also muß auch Anna entschieden haben!“ Und er beschloß, den nächsten Tag sich dem Mädchen zu erklären.

Als er an diesem Tag erwachte, fiel es ihm schwer aufs Herz, wie ein Vorgefühl seines Unglücks. Er verschob den Schritt von Stunde zu Stunde bis in den Abend: er wartete den Jupiter am Himmel ab, der ihm stets ein lieber Stern gewesen war. — Es ist lange Tag im sonnigen Juli. — Endlich wurde der Himmel dunkel, der Jupiter ging auf.

Ernst sah zum Himmel hinauf, schritt langsam aus seiner Thür und suchte Anna in ihrem Zimmer. Das Zimmer war leer; leise ging er hinunter, sie im Garten zu suchen.

Es war eine laue, warme Sommernacht: das Jahr stand in seiner Fülle; in schweigender Üppigkeit strotzten alle Pflanzen. Er wandte sich nach Annas Lieblingsplatz im Garten, einer Geißblattlaube unter einem großen, alten Apfelbaum, dessen mächtiger Stamm die eine Wand bildete. Als er näher trat, vernahm er flüsternde Stimmen aus der Laube: es waren Franks und Annas Stimmen. Sein Herz klopfte laut: er mußte sich an das Geländer des Springbrunnens lehnen. — Er blieb stehen und lauschte.

„Meine süße, liebe Anna! Mein süßes Lieb! Ist es denn wahr? Ist es denn möglich? Ich begreife es noch nicht!“ — „Und ich würd' es nicht mehr begreifen,

wie es anders sein könnte!" — „Du liebst mich und bist mein? Ach, wie verdien' ich das? Aber sag' nur, wie das kommen ist? Wußtest du denn, wie lieb ich dich habe?" — „Ja, seit dem Maifest wußte ich es wohl. Weißt du noch —, die Nachtigall? Sie hat doch recht gehabt. Oh, ich habe dich schon viel früher lieb gehabt und hab's nicht gewußt! Und dann hab ich dich gequält, nicht wahr? Und bin dir ausgewichen? Aber sieh, ich konnte nicht anders: mir war so scheu ums Herz und ich schämte mich vor den Leuten. Aber als ich dein Blut fließen sah, da drüben am Teich: da war es aus mit der Scheu, da konnt' ich mich nicht mehr halten." — „Du liebes Mädle! Oh, wenn du dort im Krankenzimmer so herzig gesagt hast, ‚Warten', da hab' ich die Stunde im voraus empfunden, die jetzt kommen ist. Du bist ein süßes, liebes Ding! Aber was werden die Leut' sagen und Ernst? Wie wird der es aufnehmen?" — „Ernst? O, der Gute, der wird sich freuen!" — „So? Meinst du nicht, er wird eifersüchtig? Es ist mir doch manchmal vorgekommen, als ob... —" — „Der? Eifersüchtig? Oh, da irrst du dich: der weiß nichts von Lieb' und Liebesschmerzen. Hat er mir doch selber gesagt, daß er nichts hält auf die Rosen des Herzens, — der sucht nur die Sterne des Wissens." — „Horch: — was war das?" — „Nichts: — nur der Springbrunnen dort hat gerauscht."

Es war aber Ernst gewesen; der hatte schwer geseufzt und sich vor die Stirn geschlagen. — „Ich weiß genug," sprach er leise vor sich hin. „Sie ahnt nichts: auch er nicht: und sie sollen auch nichts ahnen, — niemals." Und leise ging er aus dem Garten hinauf in sein Zimmer; und eine dunkle Wolke zog über den Jupiter. In dieser Nacht rang ein starker Geist gewaltig mit einem reichen Herzen: und der Geist blieb Sieger. Es kam dem Philo-

sophen nun zu statten, daß er seine Gedanken gestählt und zu geistigem Ringen geübt hatte: nach manchem unruhigen Gang durchs Zimmer verbraunte er unter Thränen die Nachschrift zum väterlichen Testamente samt dem Brief „an meine liebe Tochter Anna“, dessen Siegel also nur die Gluten lösen sollten, welche die Schrift verzehrten. Er blickte zu dem Bilde des Verstorbenen empor, als die Flamme die geliebte Schrift zerstörte: „Du hast es schön gemeint, Vater,“ sprach er zu dem Bilde hinauf — „aber es sollte nicht sein!“

Und noch ein paar Gänge durchs Zimmer und dann las er sich selbst die schönsten Stellen aus der Schrift des Boëthius: „über die Tröstungen der Philosophie“ laut vor. Da schlug die Dorfuhr Mitternacht; er hörte die beiden aus dem Garten in das Haus kommen, er hörte sie scheiden und in ihre Schlafzimmer gehen. — Auch Ernst warf sich aufs Bett, aber kein Schlaf senkte sich diese Nacht auf alle drei: sie wachten in Wonnen und er in bitteren Schmerzen. —

Am andern Morgen ließ Ernst den alten Bernhard anspannen und seinen gepackten Koffer auf den Wagen tragen. Dann trat er in das Wohnzimmer, wo Frank und Anna Hand in Hand saßen, ihn zum Frühstück erwartend: — er ging lächelnd auf sie zu und reichte Anna einen Strauß von Rosen. Aber er hatte ihn ungeschickt gebunden und sie fielen alle auseinander.

„Verzeiht, Jungfrau Braut“ . . . Anna errötete und Frank sprang auf — „Verzeiht, ich verstehe mich schlecht auf Blumen: ich — ich wünsche euch beiden herzlich Glück.“ „Bruder,“ rief Frank, — „woher weißt du?“ „Ich suchte euch gestern Abend, weil ich — euch etwas mitzuteilen hatte und da hab' ich euer Laubhüttenfest belauscht. Übrigens hab' ich es längst geahnt; noch einmal Glück und Segen, ihr Guten!“ Seine Stimme zitterte nicht; sein Ton war

heiter und da seine Augen Morgens nicht selten gerötet waren, so merkten die beiden nicht, daß er die Nacht geweint hatte; — auch waren sie viel zu sehr mit der eigenen Freude beschäftigt, um fremde Schmerzen zu entdecken.

Und nun teilte er ihnen rasch den Brief des Rektors mit und seinen darauf gefaßten Entschluß, die Professur anzunehmen, widerlegte ihre liebevollen Bitten, die ihn zurückhalten wollten, mit triftigen Gründen und nach kurzem, innigem Abschied rollte sein Wagen davon. — Er sah Annas weißes Tuch ihm Lebewohl winken, er warf noch einen Blick auf Haus und Garten, dann legte er sich zurück in die Kissen des Wagens und zerdrückte die letzten, die bittersten Thränen. —

Niemand merkte und erfuhr jemals den Kampf und die Schmerzen, die er bestanden, und lächelnd sagte Anna zu ihrem Geliebten, indem sie die Rosen Ernsts sorgfältig ins Wasser stellte: „Siehst du, daß ich gestern recht hatte? Der gute Ernst! Schön, daß mein erstes Brautgeschenk aus seiner Hand kommt!“ „Ja, du hast immer recht und bist so klug als du schön bist,“ sagte Frank und küßte sie und selig gingen die Brautleute hinab, ihr Glück dem Gesinde zu verkünden.

VI.

Ausklang.

Zehn Jahre später schrieb Ernst von Goldenau aus an seinen Freund und Kollegen Konrad in der Stadt: „So sitze ich denn wieder in Goldenau, wo ich alle Freizeiten zubringe. Es ist mir noch immer eine Heimat und unlösbar

ans Herz gewachsen: rührend ist mir der Rückblick auf die Vergangenheit, aber nicht mehr schmerzlich. Es liegt ein wunderbarer Segen in der Zeit; sie macht nicht nur ruhiger, sie macht auch unparteiischer und läßt uns die Dinge klarer würdigen.

Du weißt es — du allein, nur dir hab' ich mich vertraut — mit welch' blutendem Herzen ich damals in der Stadt ankam. Du weißt, wieviel ich gelitten. Und doch, wenn ich jetzt alles erwäge, sehe ich ein, es ist besser so, wie es gekommen. Denn wenn ich hier umherschaue, sehe ich eine solche Fülle von Glück um mich her aus allen Gesichtern, aus allen Zuständen mich anlachen, sehe ich eine so gedeihliche, gesund fröhliche Welt, wie ich sie mit Anna nimmermehr gleich ergiebig zuwegegebracht hätte; und es wäre Schade, wenn auf der freudenarmen Erde nicht dieses Stück von eitel lachender Glückseligkeit läge, das Frank und Anna auf Goldenau geschaffen.

Frank ist ein gar hoch ansehnlicher Herr geworden. Er hat unser Besitztum durch Geschick, Fleiß und Glück fast auf das doppelte gebracht; er ist Landrat, Vorstand unzähliger landwirtschaftlicher Vereine, Inhaber von ein paar Dutzend Preismedaillen für Bodenverbesserung, Wiesenkultur und Viehzucht und dabei in allen seinen Würden noch immer der alte, ewig junge, fröhliche Gesell. — —

Hier hat mich der junge Erbprinz von Goldenau unterbrochen, der neunjährige Ernst, mein Pate. Er muß mit mir zu seinem herzlichen Leidwesen den Cornelius Nepos lesen. Denn der arme Junge soll durchaus studieren nach Frau Annas Wunsch. Zur Belohnung, wenn er ein Kapitel ohne Fehler analysiert hat, darf er mit seinem Vater ausreiten in die Felder. Meine heimliche Überzeugung ist, daß der Junge viel zu gescheit ist, um ein Gelehrter zu werden. Das bleibt aber unter uns, Herr Collega!

Mein Liebling jedoch ist die kleine sechsjährige Anna, die letztgeborne, die mit ihren blonden Zöpfen und blauen Augen, mit Stimme und Bewegung so ganz das Jugendbild ihrer Mutter ist, daß ich manchmal mein Herz auf dem entfernten Versuch ertappe, sich in das Kind zu verlieben. Da sie mit mir nicht Cornelius Nepos lesen muß, sondern ich ihrem Vater nach Kräften helfe, sie zu verziehen, so hat sie mich ganz unbeschreiblich lieb.

Anna ist als Frau noch schöner, denn sie als Mädchen war. Sie ist gar voll und stattlich geworden: und doch liegt die alte Lieblichkeit auf ihren wohlwollenden Zügen; sie sieht aus wie eine jugendliche Demeter, wie sie Apelles gemalt haben soll. Sie Hand in Hand mit ihren Kindern Frank durch die Kornfelder entgegenwandeln sehen, das ist ein herzerquicklicher Anblick. Kurz — alles ist hier im Gedeihen und sonnig zu sehen. Ich habe vor, nach ein paar Jahren mich wieder ganz hierher zurückzuziehen — denn hic mihi angulus terrarum praeter omnes ridet! Die Luft und die Ruhe und das ganze Wesen hier thun mir gar zu wohl. Nun noch einige Aufträge. Du weißt, daß ich, seit Frau Gertraud gestorben ist, den alten Bernhard zu mir in Dienst genommen habe. Wir hausen still und gut zusammen: nur ist er mir nicht ordentlich genug, besonders mit den Büchern! Thu' mir nur den Gefallen in meine Wohnung zu gehen und dem Alten einzuschärfen, — nochmals: es war freilich mein letztes Wort an ihn gewesen! — daß er alle Morgen die Bücher an den Wänden sorgfältig säubere. Wenn die Zimmer auch nicht bewohnt sind, Staub sammelt sich doch immer; und mich beunruhigt es hier in der Ferne, weiß ich zu Hause nicht alles reinlich bestellt. Endlich, nimm, bitte bei der Gelegenheit gleich die jüngsten Werke über Sittenlehre aus meiner Bibliothek — sie stehen im kleinen Wandschrank rechts beisammen — und

schicke sie mir heraus. Denn ich werde wohl noch ein paar Monate hier bleiben und den fünften und letzten Band hier zu Ende schreiben, dabei muß ich aber nun gegen einige Ultra-Idealisten, unter andern auch gegen Kant, gewaltig zu Felde ziehen. Sie scheinen mir nämlich bisher fast alle in der Lehre vom Sittlichen zu viel Gewicht auf das Bewußte gelegt, den unwillkürlichen, unbewußten Antrieben der natürlichen Menschenanlage zu wenig Recht eingeräumt zu haben; mir ist klar geworden, daß für ein gedeihliches Leben auf die angeborene, gesunde Natur mehr ankommt, als wir Herren vom Katheder bisher meist anerkannt haben. —

Ich muß schließen; die kleine Anna ruft mir zu, die Mutter werde sehr böse, wenn ich die Suppe kalt werden lasse, und da muß ich wohl folgen . . . Du siehst, man kann unter dem Pantoffel stehen, und dabei nicht einmal das Vergnügen haben, zu empfinden, daß es der Pantoffel der eigenen Frau ist.

So leb denn wohl!

Dein getreuer Ernst."

„Bhüat Gott
auf die längere Zeit.“

I.

Der Herr Lieutenant von Baumhart im königlichen ersten bayerischen Jägerbataillon zu München und sein Bursche, der Gürtler-Franz von der Fraueninsel im Chiemsee, waren — sozusagen — gute Freunde. Das will heißen: als der Herr Lieutenant noch ein Bub' war wie ein andrer auch, hatten seine Eltern Jahr um Jahr viele Wochen der herbstlichen Freizeit auf jenem poesievollen Lindeneiland verbracht und der junge Herr hatte beim Fischen — mit der Grundangel auf der „Hachel“ — und bei nicht immer ganz jagdpolizeilichem Jagen auf Stockenten am „Ganszipfel“ jeden Herbst den Gürtler-Franzl als besten Gehilfen, Genossen, Mitschuldigen und so denn als Freund gewonnen und erprobt.

Wie lustig war's, nach erfolgreichem Fischfang mit dem Senknetz, sich vom Ostwind heimtreiben zu lassen an das Ufer beim Gürtlerhäusel, das, von Kletterrosen und anderm Gerank anmutig umhegt, von den aus dem See gefischten steinernen Bildsäulen des heiligen Petrus und Paulus bewacht wird: — wie es Freund Scheffel so reizvoll beschrieben hat.

Aber auch ernstere Erlebnisse verbanden die beiden Heranwachsenden. Als der Franzl sich beim Besteigen des Hochfelln beinahe „derfalln“ hätte, sprang der junge Theodor rasch bei, warf sich auf die Erde, reichte beide Arme hinab und zog ihn herauf mit äußerster Gefahr,

von dem Schwereren hinabgerissen zu werden. Und als im nächsten Jahr der rasende Südwest den Einbaum der beiden Knaben in das Geklipp von Chieming trieb und der Herr Theodor, da sein Ruder brach, kopfüber in den weißgrün schäumenden Gischt hinausstürzte, da warf sich der Franzl ohne Besinnen nach in die tobende Flut, haschte den Versinkenden und half ihm wieder in den Kahn. So waren sie quitt, vorläufig.

Allmählich waren nun aus den Buben junge Leute geworden: aber die alte Freundschaft blieb unverändert und auch als der Franzl in die Kompagnie des Herrn Lieutenants eintrat, seine drei Jahre abzudienen, dauerte unter den nun durch Stellung wie durch Bildung so scharf Getrennten doch eine Art von Kameradschaft fort: — wenigstens unter vier Augen; mußte auch der Offizier, wahrlich nicht aus Hochmut, nur um der Disziplin willen, streng darauf sehen, daß in Gegenwart Dritter jedes Zeichen solcher Vertraulichkeit unterblieb.

Dem guten Franzl ward es freilich nie ganz klar, weshalb der „Thedi", der, wann sie allein waren, selbstverständlich ihn duzte und sich duzen ließ, so zornig ward, falls sein Bursche dies auch in Gegenwart anderer Offiziere oder Soldaten fortsetzte; und noch ärger war ihm, daß der Thedi dann auch ihn mit „Sie" anredete; oft drehte er sich hierbei um und sah, wer denn eigentlich damit gemeint sei. Auch das „Zu Befehl, Herr Lieutenant" statt des altgewohnten „Ja, ja, da feit si nix" [1]) ging ihm schwer ein, dem Franzl. Und noch manch andere chiemgauische Redewendung kam ihm nicht aus der Übung.

Eines Abends hatte der Herr Lieutenant seine beste Uniform angezogen und sich sorgfältig vor dem Spiegel

---

[1]) Da fehlt sich nichts.

das braune Haar gescheitelt. Der Franzl stand dabei, machte ein verschmitztes Gesicht und reichte ihm nun den Säbel zum Umschnallen.

„Bhüt dich Gott, Franzl. Und wenn jemand nach mir frägt, so sag nur, ich sei bei . ."

„Dem Herrn General von Hanberg und Familie."

„Woher weißt du das?" fragte der Offizier verwundert.

„A mei, Thedi! Dumm bin i scho. Aber so dumm, daß i dös nit mirk, so dumm san mer do nit auf der Insel."

„Wieso? Was moanst? . . . was willst du damit sagen?" verbesserte sich der Lieutenant, ein wenig rot im Gesicht.

„Geh, g'stell di do nit so, Herr Leitnampt. Schau, alleweil, bal's di gar so schö scheitelst, nacher gehst zu den saubern Generalstöchterl mit de schena blau'n Augn und die gelben Haar. Is a schön's Dirndl. G'wiß is wahr. Und bal's zu der gehst, nacha bhüat di Gott auf die längere Zeit!"

Jetzt sehr erhitzt im Gesicht, fuhr der Herr den Burschen an: „Franz, du sakrischer Kerl, i sag dir, ich rate Ihnen, daß Sie sich wie viele andre unpassende Reden auch dies verfluchte ‚bhüat Gott auf die längere Zeit' abgewöhnen. Es ist das höchst unpassend für Sie und mir gegenüber."

„A mei, Herr Thedi. Das d'jetzt a so sagst! Es hört's ja koa Mensch da! Und auf der Hachel hamm mer . "

„Wir sind nicht auf der Hachel! Und schau, Franzl," schloß er gutherzig, „wenn du dir's nicht abgewöhnst, wann wir allein sind, kannst du's auch vor andern nicht lassen. Und das geht doch nicht. Sixt es denn gar nit ein?"

„Ja, ja, dös sich i scho. Da feit si nix . . ."

„‚Zu Befehl‘, mußt du sagen. Erst neulich hat's der Herr Hauptmann gehört, wie du du zu mir gesagt hast, und hat mich gescholten, daß ich's leide, und dir Arrest gedroht. Also nimm dich zusammen!“

„Ja, ja, is ja recht. Feit si . . . Zu Befehl, Herr Leitnampt.“

II.

Lange waren die drei Dienstjahre des Franzl um. Er hatte geraume Zeit auf der Insel dem Vater geholfen beim Fischen, ja zuletzt dem alten Mann, dem die Gicht in den Beinen und in den Händen stak, die Arbeit ganz abgenommen: die im See und die zu Land in der Feldwies, wo das Gürtlerhaus ein paar saure Wiesen besaß.

Aber soviel Zeit ließ Fischen und Mähen dem Franzl doch, daß er gar oft am Abend in das Metzgerhäusl in Hoamgarten ging und dort am Herdfeuer seine alten Netze flickte, während die nußbraune Metzger-Nanni neben der alten Basen am Spinnrocken saß.

Und wenn die Waben[1]) manchmal in die Kuchl ging, nach der magern Brennsuppen für das Nachtmahl zu sehen, und wieder hereinkam, dann war es sonderbar, daß weder der Flachswocken am Spinnrad kleiner, noch das Loch im Senknetz schmaler geworden war: wohl aber hatte die Nanndl einen Kopf so rot wie die Nelke hinter ihrem Ohr.

Aber einmal an einem schwülen Julinachmittag kam der Franzl zu ganz ungewohnter Stunde an das Metzger-

---

[1]) Walpurga.

haus gelaufen und schrie laut — gegen seine sonstige Weise: — „Nanndl! Waben! Metzger! Gschwind geht's außi. Gschwind!"

Und als die drei Gerufenen hastig und erschrocken auf der Steintreppe, die zur Hausthür hinanführt, erschienen, sprang der Bub', seinen Stock und sein Packl, das er zusammengeschnürt hatte, fallen lassend, die Stufen alle mit Einem Satz hinan, packte die Nanndl mit beiden Händen an beiden Wangen und küßte sie dreimal rasch nacheinander auf den Mund: — zum sprachlosen Erstaunen ihres Vaters, und allerdings zu geringerem der Waben.

„Ja, Franzl, hat di der Teifi?" [1]) grollte der Alte.

„Wird scho so sein, Metzger. Krieg is, der Napoleon, der Sakraschwanz, hat angfangt. Eingrufn sam mer alle samm. Alls muaß fort, auf Mincka [2]). Das Dampfschiff ... hörst es? Da pfeift's scho. Woaß Gott, i muaß lafn. Aber — i hab's do der Nanndl sagen müassen. Und dir a, Metzger, bal i g'sund hoam kimm, na wirt glei gheirat. Jetzt, Nanndl, bhüat di Gott auf die längere Zeit!"

III.

Auf dem Bahnhof zu München war alles voll von Soldaten; auch Civilisten drängten heran, soweit es die rings aufgestellten Posten verstatteten, die Einschiffung des Regiments mit anzusehen, scheidenden Freunden noch einmal die Hand zu drücken: — manchem wohl zum letztenmal.

---

[1]) Hat dich der Teufel?
[2]) München.

Mit frohem Mut, mit lautem Hurra sprangen die letzten Schützen in die Wagen, die sich nach grellem langen Pfiff der Lokomotive schon langsam in Bewegung setzten: die Zurückbleibenden schwenkten die Tücher: die Soldaten winkten mit den Händen aus den offenen Wagenfenstern: endlich rollte der gewaltige Zug davon.

„No," rief da ziemlich wehmütig der Franzl, „jetzt, Minckaner Stadt, — jetzt bhüat di Gott auf die längere . . ."

„Wollen Sie wohl das dumme Gerede lassen, Gefreiter," grollte die barsche Stimme des Hauptmanns. „Sie machen ja die Leute abergläubisch. Maul halten!"

„Siehst du, Franzl," mahnte der Lieutenant. „Ich hab' dir's immer gesagt. Jetzt versprich mir, daß du das Wort nicht mehr brauchst. Versprich's. Gieb mer d' Hand drauf!"

„No, meintwegen, da feit si . . . zu Befehl, Herr Leitnampt."

IV.

Sechs Wochen später war's — am 1. September. Heiß tobte der Häuserkampf in Bazeilles.

Zum drittenmal besetzten die Ersten Jäger das Eckhaus gegenüber der Kirche: zweimal hatten sie's schon genommen, zweimal wieder räumen müssen, um nicht von der mit Übermacht vorstoßenden Infanterie des Generals von Wimpfen, der hier seinen letzten Durchbruchsversuch machte und die Bayern in die Maas werfen wollte, abgeschnitten und gefangen zu werden.

Jetzt — es war mittags 11 Uhr — brachen die stark gelichteten blauen Scharen wieder von dem Garten

der Villa Beurmann vor, auf den offenen Platz vor der Kirche: sie stürzten in das blitzende und donnernde Verderben hinein: der dunkle Qualm des brennenden Hauses, der hellweiße des Pulvers wogten durcheinander, man sah oft nicht zwei Schritt weit.

Krachend schlugen der Franzl und ein anderer Jäger die Thür des Eckhauses mit den Kolben ein, an ihnen vorüber sprang der Lieutenant mit geschwungenem Säbel als der erste über die Schwelle: kein französischer Soldat war in dem Hausgang sichtbar; nur zwei Civilisten, der eine im schwarzen Rock, der andere in der blauen Bluse standen links und rechts in den Thüren der beiden Vorderzimmer des Erdgeschosses.

„Pardon, Herr Offizier," riefen beide in ihrer Landessprache. „Harmlose Bürger und ohne Waffen. Es ist nicht ein französischer Soldat in dem Hause."

Aber im selben Augenblick fiel von oben, von der Treppenbiegung her, ein Schuß: die blaue Uniform eines Marinesoldaten ward sichtbar da oben.

Der Lieutenant wandte den Civilisten den Rücken und sprang eine Stufe hinan. „Ergebt euch da oben!" rief er. „Das Haus ist genommen."

Er beugte sich vor, die unverständliche Antwort, die herunter scholl, deutlicher zu vernehmen.

Da holte der Blusenmann leise aus der Brustfalte eine Pistole und hielt sie dicht hinter den Kopf des Offiziers.

„Schaug auf, Thedi!" schrie der Franzl, sprang vor und stieß dem Blaukittel das Bajonett in die Brust.

Aber im selben Augenblick schoß der andere Civilist aus einem verborgen gehaltenen Revolver dem Franzl in die Schläfe . . . Der Lieutenant stach den Meuchler nieder; dann kniete er neben Franzl, während die Jäger die Treppe hinaufstürmten und dort die Soldaten gefangen nahmen.

„Franzl,“ rief der Offizier, „Franzl! Wo — wo bist du verwundet?“

„Da,“ — sprach der Sterbende — auf den Kopf deutend. „Es is aus! — Bals d' hoam kimmst, grüß die Nanndl — im — Metzgerhaus — und jetzt — bhüat Gott auf die längere Zeit!“



